15
7
781
BIBLIOTECA NAZIONALE
CENTRALE • FIRENZE •

Historische

und

Politische Aufsätze

von

Heinrich von Treitschke.

Vierte vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Die Einheitsbestrebungen zertheilter Völker.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1871.

15.7.781

15.7.781

Hiſtoriſche

und

Politiſche Aufſätze

von

Heinrich von Treitſchke.

Vierte vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Die Einheitsbeſtrebungen zertheilter Völker.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1871.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Inhalt.

	Seite
Das deutsche Ordensland Preußen	1
Die Gründung	3
Die Zeit der Blüthe	28
Verfall und Neugestaltung	51
Bundesstaat und Einheitsstaat	77
I. Die Märchenwelt des Particularismus	81
II. Die politische Entsittlichung der Nation	96
III. Das Wesen des Bundesstaates	109
IV. Die Föderationen der neuen Geschichte	157
V. Preußen und unsere Zukunft	192
Cavour	243
Italien nach dem Wiener Congreß	245
Die Lehrjahre	259
Das Statut und der Krieg. Victor Emanuel's Anfänge	278
Cavour und Azeglio. Das Ministerium Cavour	297
Der orientalische Krieg und die Einheitsbewegung	313
Der Krieg in der Lombardei	336
Die Ruhe nach dem Vertrage von Villafranca	349
Die Einverleibung von Mittel- und Unteritalien	355
Das neue Königreich	376
Die römische Frage	388
Die Republik der vereinigten Niederlande	401
Deutschland und die Niederlande	403
Bildung und Zerfall des burgundischen Gesammtstaates	416
Die Bundesverfassung und die zwei Parteien	432
Die Handelsherrschaft	470
Die großen Tage des holländischen Volksthums	499
Sinken und Untergang der Republik	512
Der Einheitsstaat	537

Das deutſche Ordensland Preußen.

(Leipzig 1862.)

Nicht die Jahre der Geſchichte zähle, wer eines Volkes Alter meſſen will; ſicherer zum Ziele führt ihn die tiefere Frage, welcher Theil der Vergangenheit noch als Geſchichte in der Seele des Volkes lebendig iſt. Wer aus dem Kampfe der Gegenwart um den Grundbau des deutſchen Staates noch nicht die Einſicht gewonnen hat, dies alte Land komme jetzt zum zweiten Male zu ſeinen Tagen: der mag die Jugend unſeres Volkes erkennen an der vergeblich geleugneten Thatſache, daß unſer Mittelalter dem Bewußtſein der heutigen Deutſchen unendlich fern ſteht. Nicht blos der Maſſe iſt nahezu Alles aus dem Gedächtniß geſchwunden, was über die Tage der Schwedennoth und der Reformation hinaus liegt. Auch das Urtheil der Gebildeten iſt nur über ſehr wenige Erſcheinungen jener reichen Zeit zu einem feſten Schluſſe gelangt. Der heute mit neuem Eifer entfachte Streit über das Kaiſerthum, wäre er möglich in einem Volke von einfacher, ungebrochener Entwicklung? Noch mehr, ſogar das durchſchnittliche Maß unſerer Kenntniſſe von dem deutſchen Mittelalter iſt erſtaunlich dürftig für ein ſo gelehrtes Volk und nach ſo emſiger Arbeit der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft. Was anders lehren in der Regel unſere gelehrten Schulen, als ein willkürliches Gemiſch gleichgiltiger Thatſachen, das man Geſchichte des engeren Vaterlandes zu taufen liebt, und jene Kaiſergeſchichte, welche dahinging wie der Traum einer Sommernacht und mit all' ihrem Glanze die Deutſchen doch nur als die Lernenden zeigt? Kaum daß eine hingeworfene Notiz dem ſüddeutſchen Knaben eine Ahnung giebt von der größten, folgenreichſten That des ſpäteren Mittelalters, von dem reißenden Hinausſtrömen deutſchen Geiſtes über den Norden und Oſten, dem gewaltigen Schaffen unſeres Volkes als Bezwinger, Lehrer, Zuchtmeiſter unſerer Nachbarn.

Ein glücklicheres Geſchlecht, emporgewachſen auf den Werken unſerer Tage, wird vielleicht dereinſt als einen köſtlichen Segen preiſen,

was wir an der Unfertigkeit unſeres Gemeinweſens noch ſchmerzlich empfinden: daß die Deutſchen ſo eigen zu ihrer Geſchichte ſtehen, daß wir ſo alt ſind und ſo jung zugleich, daß unſere uralte Vorzeit nicht als eine Laſt auf unſeren Seelen liegt, wie vormals die Größe Roms auf den romaniſchen Völkern. Preußen insbeſondere mag mit Stolz den Namen führen, womit ſeine Neider es ſchmähend ehren, den Namen des Emporkömmlings unter den Mächten. Dennoch ſollten wir öfter, als es namentlich bei uns in Süd- und Mitteldeutſchland zu geſchehen pflegt, den Blick verweilen laſſen auf jener kraus verſchlungenen Entwickelung, welche den kurzen zwei Jahrhunderten der modernen preußiſchen Geſchichte voranging. Ein kräftiges Gefühl der Sicherheit dringt uns zu Herzen, wenn wir das ſo plötzlich zur Reife gediehene Werk durch die harte Arbeit langer Jahrhunderte vorbereitet ſehen. Wir lachen des hämiſchen Geredes über die willkürliche Entſtehung des preußiſchen Staates, wenn wir die deutſche Großmacht der modernen Welt auf demſelben Boden gefeſtet ſchauen, wo einſt das neue Deutſchland unſerer Altvordern, die baltiſche Großmacht des Mittelalters ſich erhob. Und wer mag das innerſte Weſen von Preußens Volk und Staat verſtehen, der ſich nicht verſenkt hat in jene ſchonungsloſen Raſſenkämpfe, deren Spuren, bewußt und unbewußt, noch in den Lebensgewohnheiten des Volkes geheimnißvoll fortleben? Es webt ein Zauber über jenen Boden, den das edelſte deutſche Blut gedüngt hat im Kampfe für den deutſchen Namen und die reinſten Güter der Menſchheit.

Gelehrte Bearbeiter haben dem reizvollſten Theile dieſer Vorgeſchichte, der Geſchichte des Ordenslandes Preußen, nie gefehlt. Wie hätte es nicht jede lautere und jede lüſterne Phantaſie locken ſollen, den Geſchicken der geheimnißvollen Ordensburgen mit der morgenhellen Pracht ihrer Remter und dem Spuk ihrer unterirdiſchen Gänge nachzuſpüren? dieſe räthſelhaften Menſchen zu verſtehen, die zugleich raufluſtige Soldaten waren und ſtreng rechnende Verwalter, zugleich entſagende Mönche und waghalſige Kaufleute und, mehr als all' dies, kühne, weitſchauende Staatsmänner? Den Staatsmann vornehmlich mußte ſie reizen, dieſe Geſchichte einer ſchroffen Ariſtokratie, deren beſte Kraft in ihrem Bunde mit dem Bürgerthume gelegen war — einer geiſtlichen Genoſſenſchaft, welche der Kirche ſo herriſch wie nur je ein weltlicher Despot den Fuß auf den Nacken ſetzte — eines Staates, der uns bald traumhaft fremd erſcheint, wie eine verſunkene Welt, ein Anachronismus ſelbſt in ſeiner Zeit, bald die rationaliſtiſche Nüchternheit

moderner Staatskunst vorbildet — einer Kolonie, die keiner Theorie des Kolonialwesens sich einfügen will und dennoch die Lebensgesetze der Pflanzungsstaaten typisch veranschaulicht in ihrem athemlosen Steigen, ihrem jähen Falle. Eine Geschichte thut sich hier auf, welche uns bald heimisch anmuthet durch die trauliche Enge provincialen Sonderlebens, bald die Seele erhebt durch den weiten Ausblick auf welthistorische Verwickelungen: eine Geschichte so wirrenreich und verschlungen wie nur die Schicksale unseres alten Reichswappens, jenes einköpfigen Adlers, der von dem Stauferkaiser dem Hochmeister in sein Schild geschenkt ward und in der fernen Pflanzung sich erhielt, derweil er dem Reiche selber verloren ging, bis ihn endlich der deutsche Großstaat der neuen Zeit zu seinem verheißenden Zeichen wählte. Doch was uns Bewohner der Kleinstaaten zu dieser Geschichte mehr noch hinzieht als ihr romantischer Reiz, das ist die tiefsinnige Lehre von dem Segen des Staates, der bürgerlichen Unterordnung, welche sie lauter vielleicht predigt als irgend ein anderer Theil unserer Vergangenheit.

Das Bild des alten Ordensstaates war in der Epoche des evangelischen Glaubenseifers in Altpreußen selber fast vergessen und wurde dann im Wetteifer verzerrt und entstellt bald von dem nationalen Hasse polnischer Geistlicher, bald von dem Bürgerstolze gelehrter Danziger Stadtschreiber, bald endlich von der selbstgefälligen Aufklärung der Kotzebue und Genossen. Auch läppischer Fabelsucht war Thür und Thor geöffnet. Denn des Ordens alte Chroniſten ermangeln nicht nur, nach der Weise epischer Zeiten, der Gabe Charaktere zu schildern; sie verschmähen es sogar grundsätzlich, gemäß dem hocharistokratischen Geiste des Ordens, die großen Männer des Staates in den Vordergrund zu stellen. Wie mußte da nicht in den modernen Schriftstellern das echtmenschliche Bedürfniß sich regen, gewaltige Thaten zu personificiren? Erst Johannes Voigt hat die wissenschaftliche Geschichtsforschung in Altpreußen begründet, als er vor nahezu fünfzig Jahren seine „Geschichte von Preußen" aus den Archiven des Ordens zu schöpfen begann. Leicht mögen wir heute die Mängel des Werkes tadeln: die reizlose Darstellung, die oft stumpfe Kritik der Quellen, den Mangel großer staatsmännischer Gesichtspunkte und vor allem jene sanguinische Schönseherei, welche sich aus der Freude des ersten Entdeckers und aus dem dünnen Idealismus der Tage der alten Romantik vollauf erklärt. Uns jüngeren Skeptikern wird oft gar lustig zu Muthe unter all' diesen edlen und biederen Rittern, deren Thaten doch so laut verkünden: ein guter Theil

ihrer Größe beſtand in dem gänzlichen Mangel jener Gutmüthigkeit, die man fälſchlich als eine deutſche Tugend preiſt. Trotz alledem bleibt dem ehrwürdigen Verfaſſer ein unvergängliches Verdienſt. Dafür zeugt am lauteſten der lebhafte Eifer, den alle Stände der Provinz ſeit dem Erſcheinen des Voigt'ſchen Werkes auf die Erforſchung ihrer alten Geſchichte verwenden; die rührende Liebe zur Heimath, die in Altpreußen vielleicht kräftiger lebt als in irgend einer anderen deutſchen Landſchaft, bethätigte ſich gern in hiſtoriſcher Forſchung. Dieſe ſtille Arbeit ging Hand in Hand mit dem Wiederaufbau der Marienburg; ihre Ergebniſſe liegen vor in zahlloſen Einzelſchriften und Sammelwerken, die freilich gründliche hiſtoriſche Kritik oft vermiſſen laſſen. Erſt neuerdings, ſeit Töppen in ſeiner Geſchichte der preußiſchen Hiſtoriographie (1853) die alten Chroniken des Landes einer eingehenden Prüfung unterwarf, iſt abermals ein vollſtändiger Umſchwung eingetreten in der Auffaſſung der preußiſchen Vorzeit; die von Hirſch, Töppen und Strehlke herausgegebene muſterhafte Sammlung der preußiſchen Geſchichtsquellen (Scriptores rerum Prussicarum) hat den Weg gebahnt für eine der ſtrengeren Methode der heutigen Wiſſenſchaft genügende Darſtellung der altpreußiſchen Geſchichte. Ein ſolches Werk iſt noch zu ſchreiben. Wir verſuchen in den raſchen ſtarken Strichen einer anſpruchsloſen Skizze die Entwickelung des Ordenslandes zuſammenzufaſſen. —

Der helle Tag des alten deutſchen Ritterthums ging zur Rüſte. Noch einmal, glänzender denn je zuvor, war die Blüthe des adlichen Deutſchlands, an vierzigtauſend Ritter, um ihren Helden verſammelt, als der alte Kaiſer Rothbart auf dem Reichshoftage zu Mainz ſeinen Söhnen „den ehrenreichen Schlag ſchlug" und ſelber noch mit der Lanze im adlichen Spiele ſich tummelte (1184). Drei Jahre noch — ſo nahe berühren ſich Glanz und Fäulniß auf dieſem ſteilen Gipfel altritterlicher Zeit — und der ritterfreundliche Kaiſer legte dem deutſchen Adel ſelber die Axt an die Wurzel, gab ihm das ſelbſtmörderiſche Recht der Fehde. Nach abermals drei Jahren hatte der ruhmreichſte Vertreter deutſcher Ritterherrlichkeit im Morgenlande ſein Grab gefunden. In dieſen verhängnißvollen Tagen, auf demſelben Kreuzzuge, der dem Kaiſer den Tod gab, entſtand der deutſche Orden von Sanct Marien, ein nachgeborenes Kind des älteren deutſchen Ritterthums. Als die Lateiner die Feſte Akkon belagerten, erbarmten ſich reiche Kaufleute aus Lübeck und Bremen der ſiechen Landsleute und nahmen ſie auf in ihre Segelzelte. Deutſche Ritter boten den Verwundeten fromme Pflege,

wie der Wälſche ſie längſt ſchon bei ſeinen Templern und Johannitern fand. Nach der Eroberung der Stadt ward die ritterliche Brüderſchaft für die Dauer geſtiftet, vereinigte mit ſich ein älteres Hospital der Deutſchen zu Jeruſalem und gründete in Akkon ihren Hauptſitz (1190 bis 1191). So ſtanden bedeutſam deutſche Bürger an der Wiege des Ritterordens in Zeiten, da bereits adlicher Uebermuth dem Bürger das Recht der Waffen zu beſtreiten verſuchte; und ſo lange ſeine Größe währte, hat der Orden alltäglich für ſeine frommen Mitſtifter von Lübeck und Bremen gebetet. Wie unſer Volk während der Kreuzzüge in dem großen Ideenaustauſche der lateiniſchen Chriſtenheit immer mehr empfing als gab, ſo ward auch der Orden nach dem Vorbilde der Wälſchen geſtiftet. Seine kriegeriſche Ordnung entlehnte er den Templern, die Regeln für Siechen-Pflege und geiſtliche Zucht den Johannitern. Aber während die Templer bald in ſittlicher Entartung verkamen, die Johanniter als Markmannen der Lateiner wider die Türken ein unſicheres Daſein führten, ſollte der deutſche Orden beide überflügeln. Später gegründet, blieb er eine lange Zeit hindurch reiner als beide von der ſittlichen Fäulniß des Orientes. Von Anbeginn nahm er, mit ſchrofferem Nationalſtolze als jene, nur Söhne deutſcher Zunge in ſeinen Kreis, und bald entſprang ſeines Meiſters lichtem Haupte der große Gedanke der Staatengründung.

Während eines Menſchenalters ſchien es, als ſollte der Orden, der noch kaum mehr als zweihundert Mitglieder zählen mochte, abenteuernd dahinleben auf den Grenzgebieten abendländiſcher und morgenländiſcher Bildung. Er drillte und führte das neu gebildete Fußvolk der Kreuzfahrer, erwarb mit dem Schwerte und durch fromme Stiftung manch' ſchönes Gut im heiligen Lande und in Griechenland, das Meiſte in Sicilien und Einiges in Deutſchland. In ſolchem heimathloſen Treiben blieb er klüglich dem heiligen Stuhle ergeben, und die Curie ſchützte „ihre geliebteſten Söhne," wenn eiferſüchtige Fürſten mit den trotzigen unbequemen Unterthanen haderten, befahl dem murrenden Klerus, auf jede Gerichtsbarkeit über den Orden zu verzichten, und mahnte die Templer, den weißen Mantel der deutſchen Herren zu dulden: unterſchied ſie doch das ſchwarze Kreuz genugſam von den Templern. — Ein Zug der Größe kommt in des Ordens Geſchichte erſt mit dem Hochmeiſter Hermann von Salza. In Thüringen erwachſen, als dort am ſängerfreundlichen Hofe der Wartburg die Blüthe chriſtlich-deutſcher Dichtung ſich entfaltete, hatte er ſpäter am Kaiſerhofe zu Palermo eine

weltlichere Bildung genossen. Dort ward er von seinem Freunde Friedrich II. eingeweiht in die weltumspannenden Pläne kaiserlicher Staatskunst. Er lernte die verständigen Grundsätze jenes nahezu modernen Absolutismus kennen, welchen der Staufer zum guten Theile den Saracenen abgesehen hatte und in seiner sicilianischen Heimath durchführte. Der Staat übte hier eine vielseitige Thätigkeit, wovon die germanische Welt vordem nichts ahnte, ein zahlreiches wohlgeschultes Beamtenthum entfaltete alle Mittel fiscalischer Politik, eine codificirte Gesetzgebung hielt das Ganze in strenger Regel. Aber neben diesem wälschen Kaiser, inmitten saracenischer Leibwächter und leichtfertiger südländischer Sänger blieb Salza ein Deutscher. Und während der geistvolle Kaiser mit seinen skeptischen Gelehrten gern der christlichen Glaubenssätze spottete, und die Welt sich von den süßen Sünden des kaiserlichen Harems zu Lucretia erzählte: der kirchliche Glaube des Hochmeisters blieb unerschüttert, sein Wandel unsträflich. Der kluge überlegene Kopf verstand, sich zwischen den streitenden Mächten des Kaiserthums und der Kirche hindurchzuwinden, beide für seines Ordens Größe zu benutzen. Bald ward der besonnene maßvolle Mann der gesuchte glückliche Vermittler in den Kämpfen der Weltmächte. So bereiste er Deutschland, um den Dänenkönig Waldemar zu bewegen, daß er seinen Ansprüchen auf Holstein entsage, und beschwichtigte die aufsässigen Städte der Lombardei. Noch in späteren Jahren betrieb er den Friedensschluß zwischen Papst und Kaiser: er war allein zugegen, als zu Anagni die Beiden im Zwiegespräche sich verständigten. Für solche Dienste überhäufte der Kaiser den Unentbehrlichen mit Gnaden und schenkte ihm den schwarzen Reichsadler in das Herzschild des Hochmeisterkreuzes. Wie hätte dem klarblickenden Staatsmanne bei seinem wiederholten Verweilen zu Akkon entgehen sollen, daß des Ordens Besitz im Oriente schwer gefährdet, der Sinn der Christenheit der „lieben Reise" in das heilige Land entfremdet sei? Bereits trug er sich mit dem Plane, dem Orden im Abendlande eine gesicherte Heimath zu gründen — denn so lange nicht ein Anderes erwiesen wird, muß es bei der Dürftigkeit der Quellen gestattet sein, den Ruhm dieses Gedankens dem Hochmeister zuzuweisen — und gern schickte er eine Schaar seiner Ritter, als König Andreas von Ungarn wider die heidnischen Kumanen der starken Hand des Ordens bedurfte und ihm als Kampfpreis Siebenbürgens schönes Burzenland zu Lehen gab. Die Ritter kamen und — bewogen den Papst, das ungarische Lehen für ein Eigenthum St. Petri

zu erklären — in jenem Geiste kraftbewußter, rücksichtsloser Selbstsucht, der von da an des Ordens Staatskunst erfüllt. Doch der Ungarkönig eilte, die gefährlichen Freunde aus dem Lande zu treiben. Noch war das Fehlschlagen dieses kecken Anschlags nicht verschmerzt: da erschien bei dem Hochmeister — er verhandelte gerade in Sachen des Kaisers mit den Communen der Lombardei — die Gesandtschaft eines polnischen Kleinfürsten, seine Hilfe erflehend gegen die heidnischen Preußen (1226). Und es geschah, daß der Orden seinen großen christlich-deutschen Kreuzzug begann, eifrig gefördert von einem Kaiser, der weder christlichen noch deutschen Sinnes war. So stoßen wir schon an seiner Schwelle auf die geheimste Unwahrheit des Ordensstaates: sein Werk kriegerischer Heidenbekehrung ward begonnen in Tagen, die dem naiven Glauben der alten Zeit bereits entwuchsen.

Sehr wenig günstige Zeichen fürwahr bot dies dreizehnte Jahrhundert dem Beginne eines Ritterstaates. Ueberall im Welttheil wankte das alte Ritterthum in seinen Fugen. Wieder und wieder versagte unser Adel den Dienst zur Romfahrt; er begann bereits die romantische Staatskunst seiner großen Kaiser als eine Last zu empfinden. Stumm lagen die Hallen der Wartburg, und bald, mit dem Aussterben der Babenberger, sollte auch aus Oesterreich der ritterliche Sang entweichen. Noch eine kurze Frist, und in der Verwilderung der kaiserlosen Zeit schwanden die letzten Trümmer der zierlichen Bildung alter Rittersitte, und theilnahmlos hörte der Adel die Frage des wälschen Sängers, wie Deutsche leben könnten, derweil Konradin ungerächt sei. Auch der feine französische Adel war entartet unter den Gräueln der Albigenserkriege. Noch einmal erstand ihm in dem heiligen Ludwig ein glänzender Vertreter der alten Zeit, der ein Ritter war und doch ein König; aber alsbald eröffnete der kalte Rechner Philipp der Schöne eine rauhere, modernere Epoche. Um dieselbe Zeit ward in England unter schweren Wehen das Unterhaus geboren. Darauf begann das Jahrhundert der drei Eduard's, welches trotz seines romantischen Glanzes in seinem Kerne schon die Keime des modernen englischen Staatslebens zeigt. Mit der alten Rittersitte schwand auch die Kunstform, die ihr Wesen aussprach, die edle Anmuth des spätromanischen Stiles. Aber aus dem üppigen Boden dieses reichbegabten Geschlechts wucherten rasch neue Gestaltungen empor. In Rom erstand die unheimliche Größe der Inquisition und der Bettelorden. Und in unserem Norden hatte bereits um das Ende des zwölften Jahrhunderts eine neue Entwicklung ein-

geſetzt, minder glänzend vielleicht als die Politik der Staufer, aber dauernder, ſtätiger, die große Lehrzeit für die aggreſſiven Kräfte unſeres Volks. Wenn einſt die Franken deutſchen Geiſt mit der antiken und chriſtlichen Geſittung verſchmolzen: jetzt trug der Stamm der Sachſen die Werke der Franken nach Oſten. Als Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär die Wenden vernichteten, als Arkonas alte Tempelfeſte von den Dänen erſtürmt und das geheimnißvolle Heiligthum des Suantevit durch die Chriſten zerſtört ward, da drängten ſich deutſche Bürger und Bauern in die verödeten Lande, wie der Kampf für gemeine Freiheit, die Noth der Uebervölkerung, die Wuth des Meeres oder kecke Wageluſt ſie oſtwärts trieb.

Ohne Verſtändniß, vertieft in die italieniſchen Händel, ſchauten die Kaiſer dieſer großen Fügung zu. Ja, auf Weihnachten 1214 ſchenkte Friedrich II. alle Lande jenſeits der Elbe und Elde dem däniſchen Könige. So ward unſerem Norden jene Politik aufgezwungen, welche er ſeitdem getreu behauptet hat: ohne Hilfe vom Reiche, oftmals gegen das Gebot des Reichs, mußte er durch eigene Kraft handeln als ein Mehrer des Reichs. Das Bürgerthum von Niederdeutſchland regte ſich, machte die däniſche Macht zu Schanden bei Bornhöved, und Lübeck erfocht (1234) bei Warnemünde ſeinen erſten Seeſieg. Nun, in raſchem Steigen, ohne jede Gunſt der Natur an der harfenarmen Küſte, erhebt ſich die bürgerliche Macht. Die maſſiven Gaben deutſcher Geſittung, das Schwert, der ſchwere Pflug, der Steinbau und die „freie Luft" der Städte, die ſtrenge Zucht der Kirche verbreiten ſich über die leichtlebigen Völker des Oſtens. Die Handelsplätze Skandinaviens werden deutſch, alle merkantilen Kräfte des Nordens herriſch ausgebeutet durch die deutſchen Bürger, die ſich, alle anderen Völker ausſchließend, „reinen Weg" in die Fremde erkämpfen. Der deutſche Kaufmann allein darf das ungaſtliche Rußland durchſtreifen und begleitet, im ſchweren Eigenhandel dieſer unſicheren Zeiten, ſelber ſeine Waarenzüge nach dem deutſchen Hofe von St. Peter in der Handelsrepublik Nowgorod, dem Markte der köſtlichen „Peltereien" des Nordens. Der deutſche Bürger tritt das Erbe der Wenden an, die Herrſchaft auf der Oſtſee; und mit der Hanſe entfaltet ſich die bürgerliche Kunſt der Gothik. Im Laufe des Jahrhunderts werden ſelbſt die Gebiete der ſlaviſchen Kleinfürſten in Pommern und Schleſien von deutſcher Bildung überherrſcht. Ja ſogar Polen, das einſt die Anſprüche ſeiner Lehnsherrlichkeit bis an den Harz getragen, läßt jetzt, raſch geſunken durch innere Kriege, dieſen grandioſen

Digitized by Google

Siegeszug deutſcher Geſittung auf ſich wirken. Bis Sendomir und Krakau verbreitet ſich der Einfluß deutſchen Gemeindeweſens, überall auf kirchlichem und landesherrlichem Boden erheben ſich deutſche Städte. Blos der Adel Polens wendet ſich in ſicherem Inſtinkte von dieſen unheimiſchen Gewalten ab und benutzt das eindringende deutſche Immunitätsweſen lediglich um die königliche Gerichtsbarkeit abzuſchütteln und die Herrſchaft polniſcher Adelsfreiheit über der Maſſe mißhandelter gemeindeloſer Bauern zu gründen. Noch weiter gen Oſten drang der deutſche Koloniſt. Niederdeutſche Kaufleute, die nach der verwegenen Weiſe der Zeit auf kleinen Flußſchiffen die Küſte befuhren, wurden vom Sturm in den Meerbuſen der Düna verſchlagen. Darauf unterwarf der große Biſchof Albert von Buxhövden, im Bunde mit deutſchen Bürgern und dem ritterlichen Schwertorden, das ferne Livland, und bald erſtanden als deutſche Städte die geliebten „Täuflinge“ der Hanſe, Reval, Dorpat und vor allen Riga (1201), das die Wappen von Hamburg und Bremen in ſeinem Schilde vereinte.

In dieſer gewaltigen die Oſtſee umſpannenden Kette deutſcher Kolonien fehlte noch ein Glied, — das Land Preußen öſtlich der Weichſel. Durch das unendliche Gebiet der Sümpfe am Dniepr, Dnjeſtr und Pripecz vor ſlaviſchen und byzantiniſch-chriſtlichen Einwirkungen geſichert, hatte dort ein vermuthlich mit anderen Völkertrümmern vermiſchter Stamm des Litthauervolkes durch Jahrtauſende ein harmloſes Sonderdaſein geführt. Wie noch heute die Oſtſee minder tief als andere Meere in das Binnenland einwirkt, ſo blieb vollends dort, wo Nehrungen und das ſüße Waſſer der Haffe den Verkehr mit der hohen See erſchweren, der mäßige Tauſchhandel des ſtädteloſen Volkes mit einigen weſtlichen Häfen ohne Einfluß auf die Sitten. Eine geheimnißvolle Prieſterſchaft, ſelten dem Heimiſchen, dem Fremden niemals ſichtbar, hütete in heiligen Eichenwäldern die geweihten Schlangen und entzündete auf den Opferſteinen das duftende Bernſteinfeuer vor den Göttern eines Glaubens, der von den Gräueln aller Naturreligionen, Blutdurſt und Wolluſt, nur Weniges offenbarte. Die den deutſchen Spartanern den Namen geben ſollten, lebten dahin als ein ſtill friedliches Volk von Hirten und bequemen Ackerbauern, die langen Winternächte mit dem Zauber einer milden elegiſchen Dichtung verkürzend, zerſplittert in Kleinſtaaten und ohne jeden Trieb, den Particularismus urſprünglicher Menſchheit in harter ſtaatlicher Arbeit zu überwinden — aber ein Volk von Freien, eingeſeſſen ſeit uralten Tagen, geſchützt gegen

Weſten durch das Sumpfthal der Weichſel, gegen Süden durch gewaltige Verhaue, Seen und Waldungen, und darum furchtbar jedem fremden Dränger. Das hatten wiederholt die Polen erfahren: ihre Grenzprovinz gegen Preußen, das Kulmerland, ward von dem gereizten Heidenvolke oftmals mit blutiger Plünderung heimgeſucht. Hartnäckig wahrten die Preußen ihren heimiſchen Glauben. Schon im zehnten Jahrhundert ward der kühne Heidenbekehrer, der Czeche Adalbert von Prag, der ſpäter in chriſtlicher Zeit als Preußens Schutzheiliger galt, von den Erbitterten erſchlagen, da er frevelnd den heiligen Wald von Romove betrat. Bald darauf fiel auch der Sachſenfürſt Bruno, der erſte deutſche Mann, der dies ungaſtliche Geſtade betrat, als ein Blutzeuge des chriſtlichen Glaubens. Jetzt, im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, nahm der Ciſtercienſermönch Chriſtian von Oliva dieſe Verſuche wieder auf, er gründete die erſten chriſtlichen Kirchen jenſeits der Weichſel und wurde vom Papſte zum Biſchof von Preußen erhoben; die heilige Jungfrau, die weithin am fiſchreichen Strande der Oſtſee als die Schirmerin der Küſten galt, ſollte auch das Land am friſchen Haff beherrſchen. Die Curie nahm das Heidenland als eine Stätte der Bekehrung in ihren beſonderen Schutz, nach jenem nothwendigen Rechte, das von den Culturvölkern jederzeit wider die Barbaren behauptet wird und damals nach dem Glauben der Chriſtenheit unzweifelhaft dem heiligen Stuhle zuſtand. Aber kaum hatte der Biſchof im Bunde mit dem Herrn des Kulmerlandes, dem Herzoge Konrad von Maſovien, ein Kreuzheer in das Heidenland geführt, ſo erhoben ſich die Preußen, vernichteten jede Spur chriſtlicher Niederlaſſungen und trugen Mord und Brand in das Gebiet des polniſchen Herzogs. Der Herzog — ohne Rückhalt an der Anarchie und dem unreifen Chriſtenthum der Polen — rief endlich den Todfeind Polens, den Deutſchen zu Hilfe.

Hermann von Salza gewährte ſeinen Beiſtand, aber nicht als Hilfstruppen ſollten die Kreuzheere der deutſchen Herren auftreten. Der Plan, dem Orden einen Staat zu gründen, gedieh jetzt zur Reife. Leicht war der Kaiſer beredet, dem Orden das Kulmerland und alle künftigen Eroberungen in Preußen mit aller Gerichtsbarkeit und Herrlichkeit eines Reichsfürſten zu verleihen (1226). Sodann ward Konrad von Maſovien veranlaßt, ſein Kulmerland dem Orden abzutreten (1230). Endlich (1234) bewog der Hochmeiſter den Papſt, das Land für ein Eigenthum St. Petri zu erklären und dem Orden gegen einen mäßigen

Kammerzins an die Curie zu überlaſſen. So entſchied ſich alsbald jene zweifelhafte Stellung Preußens zum deutſchen Reiche, die ſich ſpäter bitterlich rächte. Aber entſchieden war auch, daß ein deutſcher Staat ſich zwiſchen Polen und das Meer drängen ſollte, entſchieden damit die ewige Feindſchaft zwiſchen Polen und dem Ordensſtaate. Allerdings bieten die Urkunden keinen Anhalt für die neuerdings von Watterich und Andern gewagte Behauptung, durch die Gründung des Ordensſtaates ſeien die Rechte des Biſchofs Chriſtian und des Herzogs Konrad verletzt worden. Aber gewiß bleibt, daß die Intereſſen der Beiden mit den hochſtrebenden Plänen des Ordens keineswegs zuſammenfielen. Der Biſchof durfte nicht wünſchen unter die Oberherrlichkeit des Ritterſtaates zu gerathen; war doch in dem benachbarten Livland der Schwertorden abhängig von dem Erzbiſchof von Riga! Noch weniger konnte der polniſche Herzog die Gründung eines deutſchen Staats an der Oſtſee erſtreben. Nur zögernd — wie die Urkunden zeigen — in äußerſter Bedrängniß entſchloß er ſich, das Kulmerland aufzugeben, das jetzt der Ausgangspunkt ward für die deutſche Eroberungspolitik. Mit dem Jahre jener päpſtlichen Schenkung endet die anfängliche Unterſtützung des Ordens von Seiten der Polen. Sie beginnen zu begreifen, daß der politiſch-nationale Gegenſatz ſtärker ſei als die religiöſe Gemeinſchaft; nur die eigene Zerriſſenheit und die Unſicherheit barbariſcher Politik hindert ſie, ſchon jetzt den natürlichen Weg offenen Kampfes gegen den Orden zu betreten.

Alle Hebel geiſtlicher Gewalt ſetzte die Curie in Bewegung, um dem Orden von St. Marien die Eroberung des Heidenlandes für ſeine Schutzheilige zu ſichern. Das Kreuz ward gepredigt im Reiche. Wer Theil nahm an der Kreuzfahrt — ſogar die der Brandſtiftung und der Mißhandlung von Geiſtlichen Schuldigen, ja ſelbſt die Ghibellinen — war jeder Buße ledig, und gern willigte der Papſt in die Eheſcheidung der Gatten, die unter die „neuen Maccabäer in der Zeit des Heils“ treten wollten. Es war die Zeit, da das Papſtthum den Höhepunkt ſeiner weltlichen Macht erreicht hatte, da der römiſche Stuhl in Portugal widerſtandslos einen König ſtürzen, in Island der Republik ein Ende ſetzen, in Deutſchland die Königswahl ohne päpſtliche Beſtätigung für ungiltig erklären konnte. War an ſich ſchon jeder Kreuzzug ein Vortheil für die geiſtliche Gewalt, ſo durfte Rom hoffen, in dem neugewonnenen Gebiete dieſer von Feinden rings bedrohten geiſtlichen Brüderſchaft durch ſeine Legaten ſeine ſchrankenloſe Macht zu üben. Im

Jahre 1231 ſetzt der von Salza geſendete Landmeiſter Hermann Balk mit ſeinem Kreuzheere und ſieben Ordensbrüdern über die Weichſel, und nun beginnt ein Vorſchreiten, ſicher und ſtätig, nach feſtem Plane, einzig in dieſer Zeit regelloſer Kriegführung. Kaum iſt ein Stück Landes von den Deutſchen durchſtürmt, ſo führen deutſche Schiffe Balken und Steine die Weichſel herab, und an den äußerſten Grenzen des Eroberten entſtehen jene Burgen, deren ſtrategiſch glückliche Lage Kriegskundige noch heute bewundern — zuerſt Thorn, Kulm, Marienwerder. Dieſe vorgeſchobenen Poſten ſind im Kleinen, was das Ordensland dem Reiche iſt: ein feſter Hafendamm, verwegen hinausgebaut vom deutſchen Ufer in die wilde See der öſtlichen Völker. So werden neue Stützpunkte gewonnen für das weitere Vordringen, das Auge der Barbaren abgelenkt von dem bereits eroberten Lande, und indem man die Preußen zwingt, ſich in hellen Haufen gegen dieſe Burgen zu ſchaaren, entgeht der berittene Deutſche der Gefahr des kleinen Kriegs, der ihn in dieſem Lande der Wälder und der Sümpfe unrettbar in's Verderben führen muß. Mit jener Unfähigkeit, der Zukunft zu denken, welche den Barbaren bezeichnet, laſſen die Preußen das erſte fremdartige Beginnen des Burgenbaus geſchehen, bis allmählich das Verſtändniß der Lage erwacht, die lange ſchlummernde Wildheit des Volkes furchtbar ausbricht und ein Krieg ſich entſpinnt von unmenſchlicher Grauſamkeit. Alle Härte unſeres eigenen Volksgeiſtes entfaltet ſich hier, wo der Eroberer dem Heiden gegenübertritt mit dem dreifachen Stolze des Chriſten, des Ritters, des Deutſchen. Die wild feierliche Poeſie des hohen Nordens erhöht den romantiſchen Reiz dieſer Kämpfe. Willkommen iſt der Froſt, der die Straße bahnt durch die unwegſamen Wälder, gefürchtet der weiche Winter. Oftmals erhebt ſich das Würgen bei grellem Nordlichtſchein auf dem Eiſe der Flüſſe und Sümpfe, bis unter der Wucht der Streiter die Decke bricht und die Wellen Freund und Feind begraben. Die politiſch und militäriſch zerſplitterte Macht der Preußen muß endlich der feſt organiſirten Minderzahl der Deutſchen weichen, und nach dem erſten großen Siege an der Sirguna (1234) hallt wieder und wieder durch das Land das übermüthige Lied der Eroberer: „wir wollen alle fröhlich ſein, die Heiden ſind in großer Pein.“ Sechs Jahre darauf wird ein erſter großer Aufſtand der Unterjochten blutig niedergeſchlagen. Immer häufiger wird durch den Ruf ſolcher Siege wagluſtiger deutſcher Adel zur Kriegsreiſe nach Preußen gelockt. Auch Otakar der Böhmenkönig unternimmt eine Preußenfahrt, die von der Sage mit einer bunten

Fülle abenteuerlicher Züge ausgeſchmückt wird. Nachdem die Waſſerſtraße der Weichſel und des friſchen Haffs gewonnen und durch die Feſte Elbing geſichert iſt, rüſtet ſich der Orden, den Kern der Heidenmacht, das Samland, zu erobern. Das uralte Heiligthum, der Wald von Romove, wird genommen, die Götter-Eiche fällt unter den Axtſchlägen chriſtlicher Prieſter, und der erſte ſamländiſche Edle wird auf den Namen des Böhmen getauft, der mit ſlaviſcher Wahrheitsliebe ſich rühmt, das geſammte Volk Samlands getauft und das Böhmer-Reich von der Adria bis zur baltiſchen See vergrößert zu haben. Doch unter dieſem phantaſtiſchen Gebahren bleibt des Ordens nüchterne militäriſche Staatskunſt unverändert, das Syſtem der vorgeſchobenen Poſten wird ſtätig erweitert. Noch ehe Samland erobert worden, ſchickt er Truppen und fröhnende Bauern oſtwärts über die kuriſche Nehrung, gründet die Memelburg. Dem königlichen Gaſte zu Ehren wird eine Feſte in Samland errichtet, empfängt den Namen Königsberg und einen Ritter mit gekröntem Helm in ihr Wappen (1255), und Otakar's Kampfgenoſſe, der Askanier Markgraf Otto III. ſchenkt der neuen Feſte Brandenburg am Haff ſeinen rothen Adler in ihr Wappen.

Noch höher, bis zu dem verwegenen Plane der Herrlichkeit über die Oſtſee, erhoben ſich die Gedanken des jungen Militärſtaats. Schon im Jahre 1237 ward der livländiſche Schwert-Orden mit dem deutſchen Orden vereinigt. Alſo ſah Hermann von Salza zwei Jahre vor ſeinem Tode ſeinen jüngſt noch heimathloſen Orden als den Herrn einer Staatsgewalt, welche ihren Beſitz und Anſpruch über einen Küſtenſaum von hundert Meilen erſtreckte. Was aber dieſen Eroberungszug der deutſchen Herren von Grund aus unterſcheidet von der trivialen Raufluſt gemeiner ritterlicher Abenteurer und ihn in Wahrheit zur beſten That des deutſchen Adels erhebt, das iſt die treue Verbindung der Kreuziger mit unſerm Bürgerthume. War der Plan des Ordens urſprünglich vermuthlich blos dahin gegangen, das Land zu behandeln gleich den der Chriſtenheit unterworfenen Ländern des Orients, d. h. es lediglich zu erobern und für des Siegers politiſche und kirchliche Zwecke auszunutzen, war die Mehrzahl der Kreuzfahrer bisher nach einjähriger Kriegsreiſe wieder heimgekehrt, ſo ergab ſich bald aus dem zähen Widerſtande der erbitterten Preußen die Nothwendigkeit, deutſche Kraft in vollerem Strome in das Land zu leiten. Die Bürger Niederdeutſchlands wurden nach Preußen gerufen, eine Stadt gegründet neben jeder Hauptburg der Ritter, und nun erklang auch in Preußen, wie in

Schlesien, das Lied der einziehenden deutschen Ansiedler: „in Gottes Namen fahren wir.“. In der Kulmischen Handveste (1233) gewährte der Orden den neuen Ansiedlern großherzig die Freiheit des Magdeburger Rechtes, das seitdem für die Mehrzahl der preußischen Städte den Rechtsboden bildete. Ja, er gestattete den Bürgern Lübecks, ihre Pflanzstadt Elbing nach ihrem Rechte zu ordnen. Auf solche Gunst verweisend durfte er später in den Tagen der Noth getrost sich wenden an die Bürger der Hanse, die „dieses Feld des Glaubens so oft mit ihrem Blute benetzt.“ Von diesem Kerne deutscher Gesittung in Städten und Ordensburgen schien das flache Land leicht zu bändigen. Es genügte, mochte man meinen, wenn überall im Lande Kirchen erstanden, jedes Dorf erbarmungslos verbrannt ward, das nach der Taufe noch den alten Göttern geopfert, und die Kinder der preußischen Edlen in deutschen Klosterschulen erzogen wurden. Sehr rasch verstanden die slavisch-lettischen Nachbarn in Ost und West die drohende Bedeutung der deutschen Pflanzung. Zu wiederholten malen erschien der Herr des linken Weichselufers, der christliche Herzog Suantepolk von Pommern, im Bunde mit den heidnischen Preußen, Kuren und Litthauern. Bald ward es ein seiner Grundsatz der litthauischen Staatskunst, dem nahenden Verderben durch die Taufe zu entgehen und alsbald nach entschwundener Gefahr zu den alten Göttern zurückzukehren. Trotz dieser ruhelosen Kämpfe schien um's Jahr 1260 der Besitz Preußens ziemlich gesichert.

Aber noch einmal muß der Orden um die Eroberung, ja um sein Dasein kämpfen. Murrend ertragen die Besiegten den Uebermuth der fremden Kinderräuber, die jede Vermischung mit undeutschem Blute herrisch verschmähen. Nicht einmal der Klerus lernt die Sprache der neuen Christen; von dem Treiben der deutschen Priester ist dem Preußen nichts verständlich, als der Hohn wider die alten Heiligthümer. Und wie der Deutsche selber nicht wagt, in den unheimlichen Stätten böser Geister, den heidnischen Götterhainen, seinen Wohnsitz aufzuschlagen, so ist kein Samländer zu bewegen, den Pflug zu führen durch den heiligen Wald von Romove. Durch die Fremden erst lernt das staatlose Volk die schweren Opfer und Lasten wirklichen politischen Lebens kennen, die Preußen müssen Burgen bauen, Landwehrdienste leisten wider die Stammgenossen. Aus dem schleichenden Grolle der Knechtschaft bilden sich neue, unholde Züge in dem harmlosen Volkscharakter. „Ein Preuß seinen Herrn verrieth,“ sagt das deutsche

Sprichwort. Kein Preuße darf dem Deutschen einen Humpen reichen, er habe denn selbst zuvor daraus gekostet. In den Sommernächten des Jahres 1261 geht ein geheimnißvolles Leben durch die preußischen Wälder, ein Oberpriester erscheint unter den verschworenen Heiden, aus den Kronen der Eichen verkündet die Stimme der alten Götter, daß die Stunde der Rache geschlagen. An der Spitze der Bewegung stehen preußische Edle, gebildet in deutschen Klosterschulen, deutscher Mannszucht gewohnt und bereit, den Herrn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Da ladet der wilde Ordensvogt auf Lenzenberg am frischen Haff eine Schaar verdächtiger preußischer Edler zu sich, zündet die Burg über ihren Häuptern an. Die erbitternde Kunde fliegt durch die Lande, im September steht das gesammte Volk in Waffen, verbrennt die Ordensburgen, erschlägt die Baulente. Eine ungeheure Gefahr, furchtbarer als jene der Vernichtung durch die Tartaren, welcher das Land zwanzig Jahre zuvor durch ein glückliches Ungefähr entrann! Soeben erst ist der livländische Meister von den Litthauern auf's Haupt geschlagen, Kurland hat sich befreit, und die wendischen Fürsten im Westen senden bereitwillig Hilfe wider die verhaßten Deutschen. Alle Gräuel der vergangenen Kriege verschwinden gegen das Entsetzen dieses Kampfes. Es geschieht, daß der gefangene deutsche Herr in dreifacher Eisenrüstung dem Donnergotte zum Opfer verbrannt wird, oder daß die Heiden ihm den Nabel an einen Baum nageln und ihn dann mit Peitschenhieben um den Stamm treiben, bis der ausgeweidete Leib zusammenbricht. Nach zehn Jahren, da die deutsche Herrschaft nahezu vernichtet ist, kommen dem Orden wieder Tage des Siegs durch den entschlossenen Landmarschall Konrad von Thierberg, von dem wir leider nur den Namen kennen, und nach abermals zehn Jahren ist unter Mordbrand und Verwüstung die Herrlichkeit der Deutschen hergestellt. Denn zwar Zucht und Waffengewandtheit haben die gelehrigen Barbaren von dem überlegenen Sieger gelernt, doch nicht das Eine, Entscheidende — die einheitliche Leitung des Krieges in allen Gauen. Am längsten währt der Kampf in der südöstlichen Landschaft Sudauen, wo an Seen und in ungeheuren Wäldern ein wohlhabendes Volk gesessen war, mit zahlreichem berittenem Adel, abgehärtet in der Jagd auf Auerochs, Bär und Elenn. Endlich (1283) verheert der letzte Sudauerhäuptling Skurdo mit den Getreuen seine Heimath und zieht hinüber zu den Heiden nach Litthauen. Sein Fluch ist der Stätte geblieben: die große Wildniß von Johannisburg erstreckt sich heute, wo einst die reichen Dörfer

des Heidenvolkes standen. So, nach einem halben Jahrhundert, mit dem Chronisten zu reden, beugen die Letzten der Preußen „ihren harten Nacken dem Glauben und den Brüdern," um dieselbe Zeit, da auch Kurland dem Orden wiedergewonnen wird.

Belehrt durch diese furchtbare Erfahrung beginnt der Orden nunmehr eine neue, härtere Politik gegen die Unterjochten. War er bisher gepriesen als „des Christenglaubens Mehrung, Mauer und starker Friedensschild," so verdient sich jetzt Preußen den Namen des neuen Deutschlands. Durch zahlreiche neue Burgen wird die Eroberung gedeckt, vornehmlich das Samland, das wichtige Verbindungsglied zwischen den Nord- und Südprovinzen. Das gesammte Recht der Preußen ist verwirkt durch die Empörung. Keine Friedensschlüsse mehr, wie sonst, mit den Besiegten, sondern Unterwerfung und Begnadigung, deren Bedingungen sich lediglich richten nach dem Grade der Schuld und nach militärischen Gesichtspunkten. Der größte Theil des preußischen Adels wird in den Stand der Unfreien hinabgestoßen, die deutschen Bauern dagegen und die treu gebliebenen Preußen, auch die unfreien, mit reichen Vorrechten bedacht. Ganze Dorfschaften versetzt der Orden in Gegenden, wo sie minder gefährlich scheinen. Die Letzten der Sudauer müssen den Götterwald Romove im Samlande roden, den kein Samländer zu berühren wagt, und die Stätte heißt noch heute der sudauische Winkel. So wird aller Zusammenhang der alten Stände und Landschaften zerschnitten, und wenige vereinzelte Aufstände lassen sich leicht ersticken. Wie der gesammte Ordensstaat uns erscheint als eine verspätete Mark, nach karolingischer Weise auf Eroberung gerichtet, so dienen auch die Pflichten, welche er den Unterworfenen auferlegt, diesem höchsten Zwecke des Staats. Nicht gar schwer sind die bäuerlichen Lasten, allgemein aber die drückende Pflicht, dem Orden zur Landwehr und auf seinen Reisen Heerfolge zu leisten. Nur die deutschen „Kölmer" und sehr wenige getreue Preußen werden von dem verhaßten Kriegsdienste außer Landes, dem Reisen, entbunden, aber auch sie müssen aufstehen für das „Vaterland," müssen „zujagen," wenn das „Kriegsgeschrei" durch das Land geht und den Einfall des Feindes verkündet. Nach der streng centralisirenden Art militärischer Staaten werden diese Pflichten des Landvolks gleichmäßig geordnet über das ganze Land. Kein deutscher Grundherr darf seine Hintersassen mit anderen Rechten beschenken als jenen, deren die Leute des Ordens genießen. Damit das Bewußtsein unbedingter Abhängigkeit rege bleibe, stellt der Orden, der alleinige

Eigenthümer des Landes durch jene Schenkung des Papſtes, den Preußen faſt niemals Urkunden aus über ihren Landbeſitz. Doch dieſe feſte Ordnung allein konnte nicht genügen. Es bedurfte neuer, ſtärkerer Einwanderung deutſcher Bauern, die nun erſt in ausgedehntem Maße begann. Jetzt erſt verlieren die jungen Städte den dörflichen Charakter, neue Städte entſtehen. Zur ſelben Zeit, da im Reiche Kaiſer und Fürſten verblendet die Freiheiten der rheiniſchen Bürger bekämpfen, gewährt der Orden ſeinen Städten freie Bewegung. Er darf es, denn das Recht des Staates bleibt gewahrt, die Autonomie wird nicht geſtattet, jede Aenderung der ſtädtiſchen Ordnungen muß der Ordensvogt beſtätigen.

Nicht minder herriſch ſtellte ſich der Orden zu der Macht der Kirche. Als eine geiſtliche Genoſſenſchaft gebot er nicht nur über jene Fülle von geiſtiger Kraft und politiſcher Erfahrung, welche die Kirche zur erſten Culturmacht des Mittelalters erhob. Ihm blieb auch der aufreibende Kampf mit der Kirche erſpart. Ueberall ſonſt war ſie der Herr oder der feindliche Nachbar, in Preußen allein ein Glied des Staats; überall ſonſt vermittelte der Clerus die Verhandlungen der Staatsgewalt mit dem römiſchen Stuhle, der preußiſche Geiſtliche verkehrte nur durch den Orden mit dem Papſte. Auch hier gereichte dem Ordenslande zum Segen, daß in dieſem Staate nichts zu ſpüren iſt von jener mit Unrecht geprieſenen organiſchen Entwickelung des mittelalterlichen Lebens. Ein durchgreifender Wille vielmehr ordnete die Dinge gleichſam aus wilder Wurzel. Ein Drittheil des Landes ward den vier Bisthümern als Eigenthum gegeben, doch auch für dieſes galten die Landesgeſetze über das Recht der Bauern und der Städte ſowie die allgemeine Landwehrpflicht. Jede weitere Erwerbung von Grund und Boden war der Kirche unterſagt. Das Erzbisthum der Ordenslande blieb in Riga, man hielt dieſe gefährliche Macht, die an der Düna noch Herrſchaftsrechte beanſpruchte, weislich aus Preußen entfernt. Wie der Orden in ſeinem Innern alle kirchlichen Functionen durch ſeine eigenen Brüder vollzog, ſo war er auch oberſter Patron in ſeinen Landestheilen und übte ſelbſt in dem biſchöflichen Drittel das Viſitationsrecht. Noch mehr: außer in Ermeland wurden alle Bisthümer und Domcapitel mit den geiſtlichen Brüdern des Ordens ſelbſt beſetzt. Daher die geſchloſſene Einheit dieſes Staates, daher die Treue des Klerus gegen den Orden ſelbſt in deſſen Kämpfen wider Rom. Denn, natürlich, ſobald der Orden, in Preußen wahrhaft heimiſch geworden, die ſteilen Bahnen weltlicher Staatskunſt ging, ent-

schwand ihm sofort die alte Gunst der Curie. Der römische Stuhl begegnete der zum weltlichen Landesherrn gewordenen geistlichen Genossenschaft nunmehr mit jener vollkommenen, frivolen Freiheit des Gemüths, worauf überhaupt Roms Stärke allen weltlichen Gewalten gegenüber beruht: der Ordensstaat war dem Papste fortan, wie jeder andere Staat, nur ein gleichgiltiges Mittel in den wechselnden Combinationen geistlicher Politik. — Freilich war mit dieser unerhörten geistlichen Machtfülle des Ordens zugleich die Unmöglichkeit einfacher Weiterbildung seines Staates gegeben; denn wo Staat und Kirche beinahe zusammenfielen, war jede Besserung des Staats undenkbar ohne gänzliche Umwandlung des religiösen Lebens. Vor der Hand aber vollendeten die kraftvolle Einheit der Staatsgewalt und die Wucht der deutschen Einwanderung die rasche Germanisirung des Landes. Nicht eine Vermischung der Deutschen mit den Preußen vollzog sich, vielmehr eine Verwandlung der Ureinwohner. In der Fülle des rings aufsprießenden deutschen Lebens erstickten die letzten Triebe preußischer Sprache und Sitte. Schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts herrschte die Sprache des Eroberers, dem Deutschen war verboten mit seinem Gesinde preußisch zu reden. Fünfzig Jahre darauf, da ein preußischer Sänger auf einem Hoftage zu Marienburg unter die Spielleute der Deutschen trat, schenkten ihm die lachenden Ritter hundert falsche Nüsse, denn „Niemand hat verstanden den armen Prüsse.“ Noch im sechszehnten Jahrhundert mußten in einzelnen Kirchen Tolken, Dolmetscher, der Gemeinde die deutsche Predigt erklären; ja, in tiefgeheimer nächtlicher Versammlung schlachtete da und dort noch ein Heidenpriester den Bock zu Ehren der alten Götter, und Matthäus Prätorius fand sogar zweihundert Jahre später einzelne kirchenfeindliche, an altem Wunderglauben hangende Fischer, die ihm als „rechte alte preußische Heiden“ erschienen. Doch seit Luthers Tagen verhallten allmählich die letzten Laute der preußischen Sprache. Nur das zähere Volksthum der Litthauer in Schalauen und Nadrauen hat sich noch heute sein heimisches Wesen bewahrt: noch heute lebt die schöne liederreiche Sprache, die Männer tragen noch den Bastschuh, die Mädchen die reichgeschmückte blaue Kasawaika.

So ward das Weichselthal in die Geschichte eingeführt und das neue Deutschland gegründet — trotz aller politischen und militärischen Gemeinschaft im schroffsten Gegensatze zu der Eroberung der Länder am Dünabusen. Fassen wir in wenigen Sätzen die Charakterzüge der

Koloniſation Preußens und der heutigen ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen zuſammen, welche allein ſchon den Abſtand ihrer ſpäteren Geſchichte erklären. Preußen ward germaniſirt, doch in Kurland, Livland, Eſthland lagerte ſich blos eine dünne Schicht deutſcher Elemente über die Maſſe der Urbewohner. Zur See, in geringen Schaaren, kommen die Deutſchen ins Land, finden ein litthauiſch-finniſches Miſchvolk, das den Fürſten von Polozk Zins zahlt, treten an die Stelle dieſer fremden Herren und vertheilen den Boden an den Orden, die Kirche, eine geringe Zahl von Kreuzfahrern und an das Patriciat der wenigen Städte. — So trug dieſe Pflanzung von vorn herein einen einſeitig ariſtokratiſchen Charakter. Von deutſchem Bauernthum nur geringe Spuren, um ſo ſchwächer, je weiter nach Oſten. Eigenthümliches bürgerliches Leben entwickelte ſich allein in Riga, Dorpat, Reval; die anderen Städte blieben ſtille Landſtädte, ganz Kurland beſaß keine einzige Stadt von ſelbſtändiger Bedeutung. — Noch ein anderes hochwichtiges Verhältniß lag günſtiger im Weſten. Preußen war eine Kolonie des geſammten Deutſchlands. Seine Städte ſind Pflanzungen der Oſterlinge, daher, wie überall in der Hanſe, die Sprache ihrer Gemeindebücher und Handelsbriefe niederdeutſch, die Silberwährung Nordeuropas alleinherrſchend, der Handel ſtreng beſchränkt auf die den Niederdeutſchen vorbehaltenen nordiſchen Gebiete, der ganze Zug des bürgerlichen Lebens kühner zugleich und roher als in den oberdeutſchen Städten, die mit den köſtlichen Waaren der Mittelmeerlande auch die Wiſſenſchaften und Kunſtſitten des Südens, die Luſt an Wandgemälden und zierlichen Brunnen über die Alpen bringen. Auch die bäuerlichen Einwanderer kommen vornehmlich aus dem Norden, finden in Preußen die Marſchen und Deiche der Heimath wieder. In dem herrſchenden Stande jedoch, im Orden, überwiegen die Oberdeutſchen; denn die Einwanderung geht über Land und der ſüddeutſche Ritter verzichtet gern auf weitere Fahrt gen Oſten, da er in Preußen ſchon kriegeriſche Arbeit in Fülle findet. Daher iſt die Amtsſprache des Ordens in Preußen ein Allen verſtändliches Mitteldeutſch. Livland dagegen war weſentlich norddeutſche Pflanzung; der deutſche Eroberer wird noch heute von den Letten als Sachſe bezeichnet. Dorthin gelangen die Niederdeutſchen, namentlich Weſtphalen, auf den Schiffen der Hanſe, zumeiſt über Lübeck. Im fünfzehnten Jahrhundert wird der Eintritt in den livländiſchen Zweig des Ordens den Norddeutſchen allein vorbehalten, und ſeitdem begegnen uns unabläſſig in den Reihen der Ordensgebietiger die weſtphäliſchen Geſchlechter der

Plettenberg, Kettler, Mallinkrodt. Die plattdeutsche Sprache beherrscht das Land ausschließlich, bis Luthers Bibel dem Hochdeutschen auch hier die Bahn bricht; noch am Ende des sechszehnten Jahrhunderts schreibt Balthasar Rüssow von Reval seine Chronik niederdeutsch. — Dazu tritt ein vierter einschneidender Unterschied. Während in Preußen der Orden auf eine beinah moderne landesherrliche Machtfülle sich stützt, werden die östlichen Länder von mittelalterlicher Anarchie zerrissen. Der provisus des Ordens, der Erzbischof von Riga, beansprucht das Gericht über die deutschen Herren, ruft zuweilen selbst die litthauischen Heiden zu Hilfe, beschützt die mißhandelten Letten wider die Deutschen. Nicht minder trotzig gebährden sich die drei großen Städte; oftmals tobt blutiger Kampf um die Wälle des Wittensteen, der Feste, die der Orden zur Bändigung Rigas erbaute. Nachher erwacht das Selbstgefühl der ländlichen Vasallen; Erzbischof und Orden, Stiftsadel und Ordensadel, Bürgerthum und Ritterschaft schwächen einander in socialen Kämpfen.

Also hat unser Volk auf enger Stätte jene beiden Hauptrichtungen kolonialer Politik vorgebildet, welche später Briten und Spanier in den ungeheuren Räumen Amerikas mit ähnlichem Erfolge durchführten. Bei dem unseligen Zusammenprallen tödlich verfeindeter Rassen ist die blutige Wildheit eines raschen Vernichtungskrieges menschlicher, minder empörend als jene falsche Milde der Trägheit, welche die Unterworfenen im Zustande der Thierheit zurückhält, die Sieger entweder im Herzen verhärtet oder sie hinabdrückt zu der Stumpfheit der Besiegten. Ein Verschmelzen der Eindringlinge und der Urbewohner war in Preußen unmöglich, wo weder das Klima des Landes noch die Cultur der Bewohner dem Deutschen irgend eine Lockung bot, und die Unfähigkeit des Volkes zu nationalem Staatsleben, sogar den Slaven gegenüber, klar am Tage lag. Ein menschliches Geschenk daher, daß nach der Unterjochung der Herr dem Diener seine Sprache gab, ihm so den Weg eröffnete zu höherer Gesittung. Weit tiefer als die Preußen standen das Lettenvolk und die finsteren finnischen Esthen — zerstückt in Kleinstaaten, mit wenig entwickeltem Gemeindeleben, in der eintönigen Oede ihrer Wiesen und Sümpfe und Nadelwälder nicht mehr vertraut mit dem üppigen Wuchse der Eiche und der freudigen königlichen Jagd auf den Hirsch, die Preußens milderes Klima noch kennt. Diese wenig bildungsfähigen Völker mit deutscher Sprache und Bildung zu befreunden, war bei den anarchischen Zuständen des Landes, bei der geringen Zahl der

Deutschen unmöglich. Der Sieger hält die Unterworfenen dem deutschen Wesen fern; ihm genügt es, wenn der Esthe den harten Frohndienst, den Gehorch leistet. Der undeutsche „Wirth," dem der deutsche Grundherr ein dienstpflichtiges Bauerngut, ein „Gesinde," zuweist, ist leibeigen; Läuflingseinungen unter den Herren verhindern das Entweichen der Mißhandelten. So erhält sich hier zähe das unberechtigte Volksthum eines Volks von Knechten, während der preußische Bauer mit der deutschen Sprache allmählich auch die Freiheit des Deutschen gewinnt. In den großen Städten entstehen einzelne stattliche Unterrichtsanstalten, so schon um's Jahr 1300 die ehrwürdige Domschule von Reval; doch das undeutsche Volk wird den Quellen der Bildung fern gehalten. Unter tausend Bauern, klagt Balthasar Rüssow, kann kaum Einer das Vaterunser hersagen. Die Kinder schreien, die Hunde verkriechen sich, wenn ein Deutscher die rauchersüllte Hütte des Esthen betritt. In den hellen Nächten des kurzen hitzigen Sommers sitzen dann die Unseligen unter der Birke, dem Lieblingsbaume ihrer matten Dichtung, und singen hinterrücks ein Lied des Hasses wider den deutschen Schafsdieb: „bläht Euch auf, ihr Deutschen, vor allen Völkern der Welt; nichts behagt Euch bei dem armen Esthenvolke; darum hinunter mit Euch zur tiefsten Hölle." Jahrhunderte lang hat solcher Haß der Knechte, solche Härte der Herren angehalten; erst in der Zeit der russischen Herrschaft entschloß sich der deutsche Adel, den Bauern von der Schollenpflichtigkeit zu befreien. — An diesem Gegenbilde ermessen wir, was die Germanisirung von Altpreußen bedeutet.

Kaum war Preußens Unterwerfung vollendet, so richtete der Orden seine Pläne auf das Land westlich der Weichsel, das von polnischen Vasallen beherrschte Pomerellen. Nicht blos die ruhelose Natur des Militärstaats, sondern ein ernsteres politisches Bedürfniß trieb den Orden in diese Bahn. Mit der zunehmenden Bebauung des Landes hörte die Weichsel auf, eine natürliche Grenze zu sein, und ohne unmittelbare Verbindung mit der starken Wurzel ihrer Macht, mit Deutschland, konnte die junge Kolonie nicht bestehen. Am glücklichsten freilich für Deutschland, wenn der Orden es verstanden hätte, in stätigem Bunde mit der anderen Nordost-Mark des Reichs, mit Brandenburg, das Werk der Germanisirung hinauszuführen. Aber einen so weiten Horizont umfaßt der politische Blick eines mittelalterlichen Territoriums nicht. Schon damals allerdings griffen die Geschicke dieser beiden, durch mächtigste Interessen natürlich verbundenen, Marken in einander

ein, doch nur insofern, als sie sich ablösten im Vorkampfe gegen die Völker des Ostens. Sobald die Macht der Askanier in der Mark zerfällt, tritt der Orden gewaltig vor die Bresche der deutschen Cultur, und wieder nach dem Siege der Polen in Preußen erhebt sich das Haus Hohenzollern und ordnet das zerrüttete Brandenburg. Zunächst begegneten sich die Askanier und die deutschen Herren sogar in offener Feindschaft. Schon längst nämlich hatte der Orden mit jener Feinheit diplomatischer Kunst, welche die Aristokratien aller Zeiten auszeichnet, kleine Landstriche Pomerellens friedlich erworben. Gleich Rom wußte er die geistlichen Nöthe der Menschen als Hebel seiner weltlichen Macht zu nutzen. Manch' geängstetes Christenherz erkaufte sich das Heil der Seele durch Schenkungen an die Gottesritter. Als König Waldemar der Däne die gelobte Kreuzfahrt in das heilige Land unterlassen mußte, sühnte er die Schuld durch ein reiches Geldgeschenk an die deutschen Herren. Anderwärts förderte den Orden die wirthschaftliche Ueberlegenheit der Deutschen inmitten des sorglosen Leichtsinns der Slaven. Seine treffliche Verwaltung, geleitet nach jenen Grundsätzen orientalischer Finanzkunst, welche auch Venedig und Neapel mit Glück anwendeten, bot ihm Schätze baaren Geldes — eine furchtbare Macht in diesen Tagen der Naturalwirthschaft. Bald löst er einen wendischen Fürsten aus der Kriegsgefangenschaft, bald bezahlt er einem Wedell seine Schulden oder schenkt einem Bonin einen Streithengst und 50 Mark Pfennige — und erhält in reichem Landbesitz den Lohn der guten That. Endlich naht die willkommene Stunde, diese zerstreuten Güter westlich der Weichsel zu einer stattlichen Provinz abzurunden. Nach dem Aussterben der pomerellischen Herzöge bestreiten die Polen das unzweifelhafte Recht der Markgrafen von Brandenburg auf das verwaiste Herzogthum. König Wladislaw von Polen ruft den Orden zu Hilfe, um die Askanier aus Danzig zu vertreiben. Der Orden wiederholt die alten kühnen Ränke, verjagt die Brandenburger (1308) — aber auch die Polen, und verlangt von Polen für dies Werk der Befreiung eine unerschwingliche Entschädigung. Als Polen sie zu zahlen verweigert, kauft der Orden den Brandenburgern ihre Ansprüche auf Pomerellen ab (1311), vertreibt alle polnisch Gesinnten, organisirt das Herzogthum zwischen Weichsel und Leba als Ordensland und gewinnt die Gunst der Bauern, indem er die unmenschlichen slavischen Frohndienste erleichtert. So tritt zu den längst blühenden Städten, der alten Landeshauptstadt Kulm, der festen Elbing und der schönen Thorn, die

reiche Danzig hinzu. Dieſe alte ſlaviſch-däniſche Anſiedelung, erſt ſeit kaum hundert Jahren von einigen Deutſchen bewohnt, wächſt unter der Ordensherrſchaft mit wunderbarer Lebenskraft empor. Eine Ordensburg erhebt ſich an der Stelle des ſlaviſchen Herzogsſchloſſes, und neben der Altſtadt und dem ſlaviſchen Fiſcherviertel, dem Hakelwerke, entſteht, beide raſch überflügelnd, die deutſche Jung-Stadt Danzig, reich begnadigt von dem neuen Landesherrn.

Durch dieſe verwegene Erwerbung mußte der oft gereizte Haß der Polen endlich zum Losſchlagen gedrängt werden. Und ſchon hatte ſich dem Orden im Oſten ein zweiter, ſchrecklicherer Feind erhoben, das wilde Litthauervolk, das damals, auf dem Gipfel ſeiner Macht, die Lande bis Kiew und Wladimir beherrſchte. Ein ruheloſes Grenzerleben war das Loos der Deutſchen oſtwärts von Königsberg. Wartleute des Ordens, unterhalten durch das ſchwere Wartgeld der Umwohner, ſtehen in den kleinen Feſten und Wachthäuſern der weiten Grenzwildniß, die das Ordensland gegen die Barbaren deckt. Mehrmals im Jahre ertönen die warnenden Signale der Ordensleute. Dann retten ſich Weiber und Kinder in die Fliehhäuſer des Ordens und die Landwehr rückt aus. Lärmend ſprengen die Feinde heran auf ihren kleinen Gäulen, ſengen und verwüſten, führen alles Lebendige hinweg in die Eigenſchaft, als willkommene Ackerknechte in ihre entvölkerte Heimath. Dies die unwandelbare Kriegskunſt der Barbaren des Oſtens, die noch Peter der Große gegen die Deutſchen geübt hat. — Auch dieſe Feindſchaft war eine nothwendige. Denn nimmermehr konnten die Heiden einen Nachbarn dulden, dem das Geſetz die Pflicht des ewigen Heidenkampfes auferlegte; und noch minder durfte der Orden von dieſem Geſetze laſſen, ſo lange die litthauiſche Provinz Samaiten ſich als ein trennender Keil zwiſchen Oſtpreußen und Kurland einſchob, ja ſogar den deutſchen Küſtenſaum zerriß. —

Alſo von Feinden umringt ſah der Orden zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ein neues Unheil nahen. Verlaſſen ſtanden die Ritterorden in der zur monarchiſchen Ordnung heranreifenden Zeit. Als ein Satrap der neuen Monarchie von Frankreich betrieb Papſt Clemens V. zu Avignon die Vernichtung der Templer. Die Johanniter, von ähnlichen Anſchlägen bedroht, verſtärkten ſorglich ihre Macht durch die Eroberung von Rhodus. Auf die Klage des auſſäſſigen Erzbiſchofs von Riga ſchleuderte jetzt der Papſt den Bann wider die deutſchen Herren, drohte „die Dornen des Laſters auszureuten aus dem Weinberge des Herrn.“

Ein staatsmännischer Gedanke rettete den Orden aus dieser Gefahr. Er beschloß — was seit Langem die Eifersucht der Ritter verhindert — den Schwerpunkt seiner Macht, den Hochmeistersitz, nach Preußen zu verlegen. Denn bereits hundert Jahre nach seiner Gründung war, vornehmlich durch die Zuchtlosigkeit der beiden andern Ritterorden, die letzte Feste der Lateiner im Oriente, das Ordenshauptthaus Akkon, in die Hände der Aegypter gefallen (1291). Seitdem hatten die Hochmeister, in Hoffnung auf einen neuen Kreuzzug, zu Venedig Hof gehalten. Aber wie konnte Eine Stadt die Häupter zweier mißtrauischer hochstrebender Aristokratien auf die Dauer beherbergen? Von den sieben Säulen, welche, nach dem alten Ordensbuche, das Hospital von St. Marien stützten, waren gefallen oder in's Wanken gekommen Armenien, Apulien und Romanien. In Alemannien und Oesterreich war der Orden nur ein reicher Grundbesitzer, bot den nachgeborenen Söhnen des Adels eine warme Herberge; und schon verspottete der Volkswitz das träge Ceremonienwesen am Hofe des Deutschmeisters: „Kleider aus, Kleider an, Essen, Trinken, Schlafen gahn, ist die Arbeit, so die deutschen Herren han." Der Landmeister von Livland endlich theilte seine Macht mit der Kirche. Nur in Preußen besaß der Orden unbeschränkte Staatsgewalt. Marienburg also sollte der neue Hochmeistersitz werden — eine glücklich gewählte Hauptstadt, im Westen das noch ungesicherte Pomerellen beherrschend, in leichter Verbindung mit Deutschland und der See, etwa gleich weit entfernt von Thorn und Königsberg. Als der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen in Marienburg einzog (1309) und die Pflichten des Landmeisters in Preußen selber übernahm, da war entschieden, daß der Orden der verlebten Romantik orientalischer Kreuzfahrt den Rücken wandte und allein dem Ernste seines zukunftreichen staatlichen Berufes leben wollte.

Und alsbald bewährte sich, welche nachhaltige Kraft dem Orden aus seiner weltlichen Gewalt erwuchs. Trefflich unterrichtet durch die ganz moderne Einrichtung einer ständigen Gesandtschaft bei der Curie, den Ordensprocurator, wußte der Hochmeister, daß Rom seine Schafe nicht ohne die Wolle weide, beschwichtigte eine Weile den päpstlichen Zorn durch das bewährte Mittel der Handsalbe und zog endlich selbst gen Avignon, wo er bald erfuhr, daß der Staat der deutschen Herren sicherer stehe als die staatlosen Templer. Als später der Orden nach seiner keck zugreifenden Art über die polnischen Bischöfe in Pomerellen dieselben gestrengen Rechte in Anspruch nahm, deren er in Preußen

genoß, als er gar der Curie den Fiſchzug des Peterspfennigs verbot, da war bereits das preußiſche Volk ſelbſt erfüllt von dem Nationalismus kolonialer Völker und dem Trotze der deutſchen Herren. Die Stände des Kulmerlandes verweigerten den Peterspfennig, und das mit dem Interdicte belegte Land „ließ ſich ſein Brot und Bier darum nicht ſchlechter ſchmecken.“

Nicht minder glücklich verfuhr der Orden gegen Polen. Alle Lebensbedingungen beider Staaten, die innerſte Natur beider Völker drängten zum Kriege. Eben jetzt erwachte in Polen wieder ein ſtarkes nationales Bewußtſein. Der Erbe der polniſchen Krone freite die Erbtochter von Litthauen, und das werdende große Oſtreich ſtiftete, als ein Symbol ſeiner verwegenen Anſprüche, den Orden vom weißen Adler. So drohte zum erſten Male die — vor der Hand noch durch ein freundliches Geſchick beſeitigte — Gefahr der polniſch-litthauiſchen Union, welche hundert Jahre ſpäter ſich vollziehen und den Orden in das Verderben reißen ſollte. König Kaſimir der Große war perſönlich den Deutſchen wohl geneigt, er förderte ihre Einwanderung in ſeine Städte; aber der nationalen Leidenſchaft ſeines Adels vermochte er auf die Dauer nicht zu widerſtehen: er verbot den Städten den Rechtsgang nach Magdeburg, gründete einen polniſchen Gerichtshof zu Krakau. Unaufhörlich mahnte der polniſche Adel die Krone zum Kriege gegen die deutſchen Herren. Wie ſollte er dulden, daß die Deutſchen ſeinem Reiche zu der Weichſelſtraße auch noch das letzte Stück der Küſte raubten? Wie ſollte der polniſche Woiwode ertragen, daß jetzt auf altpolniſchem Boden der Ordensvogt den Staroſten die Karbatſche aus der Hand nahm, die ſie gewohnt waren über ihren Fröhnern zu ſchwingen? daß der deutſche Herr als einen plumpen Bauer den polniſchen Edlen verlachte, der es doch ſo trefflich verſtand, den Schuh vom Fuße ſeiner Schönen zu ziehen, ihn mit Meth zu füllen und in Einem Zuge zu leeren? daß, mit Einem Worte, der ſtrenge Staat, die milde Sitte der Deutſchen die zuchtloſe Roheit des Slaventhums verdrängten? — An dreißig Jahre währte der oft unterbrochene Krieg, oftmals ſchwankte die Entſcheidung. In dem blutigen Kampfe bei Plowcze war das Ordensheer der Auflöſung nahe, als der Vogt von Pomeſanien, Graf Heinrich von Plauen, die Schlacht wieder herſtellte. Der Kaliſcher Frieden (1343) brachte endlich den Deutſchen vollſtändigen Sieg: Polen verzichtete auf Pomerellen und einige Grenzlande — darunter ein guter Theil des weitgerühmten Waizenlandes Kujavien zwiſchen Weichſel und

Netze. Während des ganzen Kampfes stand Rom mit seinen geistlichen Waffen den Polen zur Seite. Um so fester schloß sich der Orden an das Reich, dessen er in seinen frohen Tagen nur zu oft vergaß. Eben jetzt unter Kaiser Ludwig dem Baiern lebte der alte Streit zwischen Staat und Kirche als ein Principienkrieg wieder auf. Ghibellinische Schriftsteller eröffneten den Federkrieg wider Rom, unsere Kurfürsten behaupteten wider Frankreich und seinen Knecht, den Papst, mannhaft die Freiheit der Kaiserwahl, und, zum ersten male im Schooße der Kirche, ward von den Minoriten der Satz verfochten: das Concil steht über dem Papste. In diesem großen Kampfe nahm der Hochmeister offen Partei für den Kaiser als „sein Fürst und Geliebtester des Reichs."

So hatte die weltliche Staatskunst der geistlichen Genossenschaft ihrem Gebiete eine gesicherte Abrundung erobert. Dieselbe weltliche Politik bewog den Hochmeister Werner von Orselen, in diesen Tagen (1329) die alten Statuten der bescheidenen Hospitalbrüderschaft nach den kühneren Gesichtspunkten der baltischen Großmacht abzuändern — soweit die zähe Bedachtsamkeit kirchlicher Sitten dies zulassen mochte. Nach dem Siege über Polen wird auch das Drohen der Litthauer minder gefährlich. Als Angreifer tritt nun der Orden den Völkern des Ostens gegenüber und steigt in wenigen Jahrzehnten zur Sonnenhöhe seines Ruhms empor. Nach Orselen besteigt eine Reihe begabter Männer den Meisterstuhl, so der sangeskundige Luther von Braunschweig, Dietrich von Altenburg und — vor allen — Winrich von Knipprode. Vom Niederrhein gebürtig, ein freudiger Rittersmann von Grund aus und doch ein kalt erwägender Staatsmann, war er den Ideen seiner Zeit insoweit unterthan, als es nöthig ist, um groß in der Zeit zu wirken, doch weltlich heiterer, freier im Gemüthe als die meisten der Zeitgenossen — mit einem Worte, gleich Frankreichs viertem Heinrich, eine jener frohen, prachtliebenden, siegreichen Fürstengestalten, an deren Namen die Völker die Erinnerung ihrer goldenen Zeiten zu knüpfen lieben. Unter ihm — in den Jahren 1351 bis 1382 — wird der Ordensstaat in Wahrheit eine Großmacht, zugleich, wie ein Jahrhundert später Spanien, der Mittelpunkt und die hohe Schule der lateinischen Ritterschaft.

In der That, nur durch die Strenge einer heiligen Genoſſenſchaft, durch den Ernſt großer ſtaatlicher Aufgaben konnte das verfallene Ritterthum der Zeit wieder geadelt werden. Längſt verflogen war in dieſen Tagen kirchlichen Haders die religiöſe Wärme des früheren Mittelalters; nicht die Begeiſterung des Chriſten, nur phantaſtiſche Abenteuerluſt führte jetzt noch Reiſige in die Heere der Kreuziger. Auch jene naive, derbe Raufluſt ſuchen wir vergeblich, die, nach dem hochgemuthen Reiterſpruche, „kühn und munter, fromm mitunter“ ſich durch eine Welt von Feinden ſchlägt. Nein, einen künſtlich verfeinerten, einen epigonenhaften Charakter trägt jenes vielgerühmte zweite Ritterthum, das nach der wüſten Verwilderung der kaiſerloſen Zeit im vierzehnten Jahrhundert ſich wieder erhebt. Schon beginnt das Volk ſeine politiſchen Ideale ſehnſüchtig in der Vergangenheit, in der Stanferzeit zu ſuchen, und beſcheiden geſteht der Dichter: „die weiſen meiſter habent vor den wald der kunſt durchhauwen.“ Fällt es der Harmonie und Tiefe der modernen Empfindung ohnehin gar ſchwer, warmen Antheil zu nehmen an den jähen Sprüngen, ja — ſagen wir nur das allein zutreffende Wort — an der zerfahrenen Liederlichkeit des Seelenlebens mittelalterlicher Menſchen: ſo erſchrecken wir geradezu vor der Herzenskälte und Armuth dieſes zweiten Ritterthums. In bewußter Nachahmung vergangener Zeiten werden die Frauen wieder ſchwärmeriſch verehrt von Rittern, deren ſchamloſe Tracht und wüſtes Leben häßlich abſticht von den zierlich geſetzten Worten. An den Abenteuern der alten Heldenbücher erhitzen ſich die Köpfe, während der kindliche Wunderglaube längſt entſchwunden iſt. War der Adel einſt begeiſtert in den Kampf gezogen für die erhabenen Pläne kaiſerlicher Staatskunſt, ſo irrt jetzt der deutſche Ritter planlos, würdelos umher, prahleriſch nach Abenteuern ſuchend von Ungarn bis zum ſpaniſchen Maurenlande. Dem deutſchen Adel am mindeſten wollte dies phantaſtiſche Treiben zu Geſicht ſtehen. Freilich auch in der guten Zeit des echten Ritterthums war unſer Volk in die Schule gegangen bei den Wälſchen, doch bald hatte es ſeine Stauferkaiſer, ſeinen Walther von der Vogelweide den größten Helden und Sängern der Romanen kühnlich an die Seite geſtellt. In der furchtbaren Verwirrung aber des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts bot Deutſchland nur Raum für nüchterne proſaiſche Fürſten, die mit dem Bürgerthum zu rechnen wußten. Fremd, faſt ſchwächlich erſcheint die adliche Geſtalt Friedrich's des Schönen von Oeſterreich neben dem ſchwarzen Prinzen, roh und kränerhaft neben den

Helden der engliſch-franzöſiſchen Kriege jene öſterreichiſche Ritterſchaft, die ihrem Könige gewiſſenhaft jedes auf der Kriegsfahrt verlorene Hufeiſen in Rechnung ſtellt.

Preußen allein von allen deutſchen Landen darf ſich in dieſer Zeit an ritterlichem Glanze dem Weſten vergleichen. Denn nicht lediglich leere Schlagluft, das innerſte Lebensgeſetz des Militärſtaats vielmehr trieb den Orden in die Litthauerkriege. Meiſterhaft verſtanden die beſſeren ſeiner Meiſter, dem Orden ſelbſt die Strenge der geiſtlichen Zucht zu bewahren, die Wappenſpielerei der neuen Zeit ihm fern zu halten, und dennoch die phantaſtiſchen Neigungen des neuen Ritterthums für ſeine Zwecke zu benutzen. „In Preußen da ward er zu Ritter“ war lange der beſte Ruhm des chriſtlichen Edlen, und ſtolz trug der Preußenfahrer ſein Lebtag das ſchwarze Kreuz. Auch Könige rechneten ſich's zur Ehre, wenn der Orden ſie aufnahm unter ſeine Halbbrüder, und kein höheres Lob weiß der alte Chaucer von ſeinem ritterlichen Pilger zu ſagen als dieſes: in Littowe hadde he reysed and in Ruce. Es war der Ehrgeiz jener Tage, dort im Oſten mit dem Kriegsruhm der Eroberer des heiligen Grabes zu wetteifern; der flandriſche Ritter Gilbert de Lannoy, der uns in einem treuherzigen Tagebuche la reyse de Prusse geſchildert hat, nennt die mécréans de Lettau zuweilen gradezu „Sarazenen.“ „Durch Gott, durch er, durch ritterſchaft“ zogen aus allen Ländern Europas junge Degen herbei, auf der Kriegsreiſe in Litthauen die goldenen Sporen ſich zu verdienen. Vom Morgen bis zum Mittag wehte dann vor einer feindlichen Burg die Ordensfahne im Chriſtenlager, und fand ſich Keiner, auf des Herolds Ruf, den Neulingen den Ritternamen im Zweikampf zu beſtreiten, ſo gab ihnen der Meiſter Sanct Görgens Segen. Aber auch bewährte Ritter fuhren gen Preußen zum Dienſte unſerer Frauen. Wir finden unter den Gäſten nicht nur den Donquixote dieſer donquixotiſchen Zeit, den Franzoſen Boucicaut, ſondern auch den kalten Rechner, Graf Heinrich von Derby-Bolingbroke, der ſpäter im verſchlagenen Ränkeſpiel den Thron der Lancaſter gründete. Einmal weilten zwei Könige zugleich am Hofe des Hochmeiſters: Ludwig von Ungarn und jener ritterliche Johann von Böhmen, der in den Sümpfen Litthauens ein Auge verlor. Kamen ſo namhafte Gäſte, dann ward „zu Ehren dem von Oeſterreich und auch der Maget tugendleich, die Gottes Mutter wird genannt,“ ſofort eine Heidenfahrt begonnen. In dringender Noth verſuchte der Meiſter die ſtärkſte Lockung: er ſchrieb den „Ehrentiſch“ aus unter den lateiniſchen

Rittern, und durch alle Lande erklangen dann die Namen jener Zehn, die nach erfochtenem Siege der Orden als die Würdigſten erfand und unter prunkvollem Zelte, gleich den Degen von Artus' Tafelrunde, bei Zitherklang und Pfeifenſpiel mit einem feierlichen Ehrenmahle bewirthete. Sehr ernſthaft und planvoll, offenbar, waren dieſe Kämpfe ſelten, und bald ſanken ſie herab zu einer leeren und rohen Spielerei. Die meiſten ritterlichen Kriege des Mittelalters waren tumultuariſch und von kurzer Dauer, ſchon weil die Roſſe nicht leicht Unterhalt fanden. Pfadfinder des Ordens, „Leitsleute," führten das Heer in das Heidenland hinüber; die Fahne der Grenzburg Ragnit hatte den Vorkampf. Einige Nächte lang ward „in der Wild" geheert — „heid ein, buſch ein, unverzagt, recht als der fuchs und haſen jagt" — alle Habe zerſtört nach dem einfachen Grundſatze „was in tet we, das tet uns wol," und ſodann nach lauter Feier des großen Sieges die Rückkehr angetreten und ein Haufe Litthauer „gleich den jagenden Hunden" gekoppelt gen Preußen geführt — wenn es nicht dem Feinde noch gelang, die ſiegreichen Ritter in die Sümpfe und Moore zu locken, oder ſie einzuſchließen zwiſchen den Hagen, jenen mächtigen Verhauen, die das Barbarenland durchſchnitten. Ueberall zeigen die Ritter ſeltſame Züge prahleriſcher Tapferkeit, ſo jener Comthur Hermann von Oppen, der beim Anzug des Feindes die Thore von Schönſee öffnen ließ und alſo die Feſte vertheidigte. Die wüſten Sitten der Gäſte begannen dem Orden ſelber verderblich zu werden, und ſchlimmer noch als die Heere hauſte das ungeordnete leichte Kriegsvolk der Struter (latrunculi heißen ſie in den lateiniſchen Chroniken), das in dichtem Gewölk den Heeren beider Theile folgte.

Und doch erkennen wir leicht auch in ſolchem verworrenen Kriegsgetümmel den Grundcharakter des Ordens, ſeinen Janiskopf, der mit dem einen Geſichte hinausſchaut in den hellen Bereich moderner politiſcher Gedanken, mit dem anderen zurückblickt in die verſchwommene Traumwelt des Mittelalters. Abgeſchwächt freilich war längſt der unverſöhnliche Gegenſatz chriſtlichen und heidniſchen Weſens. Schon unter Winrich von Kniprode ſchloß der Orden, was ſein Geſetz ſtreng verbot, zum erſten male einen Frieden mit den Heiden. Doch um ſo zäher hielt der Ordensſtaat an dem politiſchen Gedanken ſeiner Kriege, an dem Plane, das Litthauerreich zu brechen, das die Provinzen der Düna und der Weichſel trennte. Im Jahre 1398 erfüllte ſich ein guter Theil dieſer Abſichten, da das Samaitenland dem Orden abgetreten ward und

nun die gesammte baltische Südküste den Deutschen gehorchte. Keineswegs ward dies Ziel erreicht allein durch jene räuberischen Kriegsreisen adlicher Gäste. Oftmals rückte die gesammte organisirte Wehrkraft des Militärstaats in's Feld — so in dem glorreichsten Jahre der Ordensgeschichte 1370. Damals fiel des großen Winrich Ordensmarschall mit dem harten Herzen und dem harten Namen, Henning Schindekopf, als Sieger in jener gräßlichen Rudauschlacht, die noch heute im Gedächtniß der Altpreußen lebt. Diesen Sieg entschieden die Maien der Bürger — waffenkundige Genossenschaften von Patriciern und Zünftlern, die in guten Zeiten jeden Frühling in festlichem Aufmarsch aus den Thoren zogen, den König Lenz nach alter Sitte einzuholen, aber wenn das Kriegsgeschrei erscholl, unter der Führung ihres Ordenscomthurs zu den Fahnen des Ordens stießen. In ernst-fröhlicher Weise verstand Winrich die Wehrbarkeit der Bürger zu kräftigen: er ordnete den gewohnten Brauch des Vogelschießens in allen Städten des Landes nach fester Satzung und ermuthigte die gewandten Armbrustschützen durch Staatspreise. Gleicherweise leisteten auch die Grundherren und Bauern ihren Comthuren Heerfolge, nach strenger Regel, auf bedeckten Hengsten vollgerüstet, oder in der leichteren Platen-Rüstung, je nach der Größe des Hufenbesitzes. Auch die modischen fremden Gäste standen unter den Befehlen der Ordensritter, die noch den altritterlichen Schmuck des Vollbartes und des langen würdigen Mantels bewahrten. Alle Fahnen mußten sich senken — hier in dieser deutschen Grenzerwelt, wo das herrschende kaiserliche Banner nie geweht hat — wenn die große Ordensfahne mit dem Bilde der gnadenreichen Jungfrau dem Ordensmarschall vorangetragen ward. Unbedingt — wenn nicht der Hochmeister selber das Commando übernahm — verbanden die Befehle des Marschalls, der in friedlicher Zeit in dem gefährdeten Osten, zu Königsberg, hauste, im Kriege sich mit dem Generalstab seiner Kumpane umgab. Der harte Spruch des Reisegerichts traf die Widersetzlichen — Gäste, Preußen und deutsche Herren — vornehmlich Jeden, der die strenge Marschordnung störte. Auch im Lager mahnte der Altar, der inmitten des Heeres von den Fahnen umweht sich erhob, an den geistlichen Ernst des Kampfes. — Also verstand sich hier der Stolz der schweren adlichen Reiterei zum Zusammenwirken mit dem Fußvolke der Landwehr. Sogar leichte Reiter, die Turkopolen, wußte der Orden zu verwenden. Und wohl nirgendwo ist das schwere Geschütz der Arcolei so früh und so häufig benutzt worden, als hier — schon zu Anfang des

vierzehnten Jahrhunderts — von dem Ritterbunde, welcher der Erfindungslust seiner kriegskundigen Städte immer ein williges Ohr lieh. Die alte Mönchspflicht der Krankenpflege diente jetzt weltlichen Zwecken, ein großes Invalidenhaus wurde zu Marienburg eingerichtet, worin der Orden für die alten Tage seiner wunden Brüder sorgte. — Noch lebt ungeschwächt in den Herzen der Litthauer und Slaven der alte Volkshaß wider die Deutschen. Als eine Burg am Niemen von den Unsern erstürmt wird, da bieten Hunderte der Heiden ihren Nacken dem Beile einer greisen Priesterin, also daß Keiner in der Deutschen Hände fällt. Aber schon begegnen uns dann und wann Züge menschlicher Annäherung. Schaaren mißhandelter Leibeigener fliehen aus Litthauen hinüber unter das mildere Recht des Ordens; und gern nimmt er sie auf — unter der bezeichnenden Bedingung, daß sie zurückgeführt werden sollen in die Heimath, sobald ganz Litthauen dem Orden gehorche.

Sehen wir in den Kriegen des Ordens, wie billig, eine streng monarchische Ordnung walten, so herrscht in seiner politischen Verwaltung der aristokratische Geist des Mißtrauens. „Da ist viel Heil, wo viel Rath ist," dies Wort, erhärtet an dem Beispiele Christi, der auch mit den Aposteln frommen Rathes pflog — bezeichnet den kirchlich-aristokratischen Grundgedanken seiner Verfassung. Wohl schmückte sich das Land mit königlichem Pomp, wenn der Statthalter des gestorbenen Hochmeisters alle Gebietiger des Ordens mit den Landmeistern von Deutschland und Livland gen Marienburg berief und dann das Glockengeläute der Schloßkirche verkündete, daß die auserwählten Dreizehn im tiefgeheimen Wahlcapitel einen neuen Fürsten erkoren, Christi Statt im Orden zu halten. Aber den die mächtigsten Könige der Christenheit „lieber Bruder" nannten, er durfte nur über das Kleinste und Alltägliche frei verfügen. Die fünf obersten Gebietiger, der Großcomthur, der Oberstmarschall, der Oberstspittler, der Obersttrappier, der Obersttreßler mußten zu jedem wichtigen Beschlusse ihre Zustimmung geben; jede Verfügung über Land und Leute war gebunden an das Ja der beiden Landmeister; und wiederholt geschah, daß der Deutschmeister mit dem großen Ordenscapitel die Absetzung eines hoffärtigen Hochmeisters verfügte. Als die Macht des Ordens reißend anschwoll, der persönliche Verkehr mit fremden Fürsten sich vermehrte, befreite sich der Hochmeister allmählich von den kleinlichen Regeln mönchischer Zucht und bildete sich einen glänzenden Hofstaat. Aber auch dann noch erhielt der Herr der

Ostseelande, wenn er Theil nahm an den Mahlzeiten des Ordens, seine vier Portionen zugetheilt, damit er spende an die Armen und Büßenden. Nur in dringender Noth mochte der Hochmeister auf eigene Hand verfahren und durch einen Machtbrief unbedingten Gehorsam befehlen. Immerhin ließ diese beschränkte Macht von geschickter Hand sich wirksam nutzen, was der Orden selber in seiner guten Zeit durch die Wahl fast ausnahmlos tüchtiger Männer anerkannte. Wie der Hochmeister dem gesammten Orden, so stand der Comthur in jeder größeren Ordensburg „mehr als Diener denn als Herr" den zwölf Brüdern gegenüber, die nach dem Vorbilde der Apostel seinen Convent ausmachten. Die furchtbare Härte der genossenschaftlichen Zucht allein hielt diese Aristokratie zusammen. Die „Regeln, Gesetze und Gewohnheiten" des Ordens zeigen uns noch heute, wie hoch hier die Kunst Menschen zu beherrschen und zu benutzen ausgebildet war. Ein begebener Mensch war geworden, wer die drei Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams geschworen, „so die Grundveste sind eines jeglichen geistlichen Lebens," und dafür von dem Orden empfangen hatte ein Schwert, ein Stück Brot und ein altes Kleid. Ihm war verboten, seines Hauses Wappen zu führen, zu herbergen bei den Weltlichen, zu verkehren in den üppigen Städten, allein auszureiten, Briefe zu lesen und zu schreiben. Viermal in der Nacht wurden die Brüder, wenn sie halb bekleidet mit dem Schwert zur Seite schliefen, von der Glocke zu den „Gezeiten" gerufen, viermal zu den Gebeten des Tag-Amts; an jedem Freitag unterlagen sie der mönchischen Kasteiung, der Juste. Wem der Orden ein Amt befiehlt, zu Riga oder zu Venedig, übernimmt es unweigerlich und legt es nieder am nächsten Kreuzerhöhungstage vor dem Capitel seiner Provinz; seine Rechnungen bewahrt das Archiv. Ist Einer in Schuld verfallen, so tagt das geheime Capitel, das mit einer Messe beginnt und mit Gebet endigt, und verweist den Schuldigen an den Tisch der Knechte oder läßt die Juste an ihm vollziehen, denn „nachdem die Schuld ist, soll man die Schläge messen." Doch darf der Meister Milde üben, der in der einen Hand die Ruthe der Züchtigung führt, in der anderen den Stab des Mitleids. Nur die „allerschwerste Schuld" — die Fahnenflucht, den Verkehr mit Heiden und die „vormeinsamten Sünden" der Sodomie — kann auch des Meisters Gnade nicht sühnen; sie geht dem Sünder an sein Kreuz, er hat den Orden verloren ewiglich. Noch über das Grab hinaus verfolgt der Orden die ungetreuen Brüder. Wird in dem Nachlasse eines deutschen Herrn mehr gefunden als jene kümmerliche

Habe, die das Geſetz erlaubt, ſo verſcharrt man die Leiche auf dem Felde. Derſelben mönchiſchen Zucht unterlagen auch die zahlreichen nicht-ritterlichen Ordensbrüder, die das ſchwarze Kreuz auf grauem Mantel trugen und in mannichfachen Berufen, namentlich in der leichten Reiterei des Ordens, Verwendung fanden. Außerdem umgab den Hochmeiſter eine mit der Macht des Staates wachſende Schaar von weltlichen Dienern und Hofleuten: preußiſche Landedelleute, die der Orden in politiſchen Geſchäften brauchte, Gelehrte und Künſtler, Bediente und Subalterne. — In dieſer furchtbaren Zucht, in einer Welt, die den Orden immer groß und prächtig, den Einzelnen klein und arm zeigte, erwuchs jener Geiſt ſelbſtloſer Hingebung, der den Hochmeiſter Konrad von Jungingen auf dem Todtenbette die Gebietiger beſchwören hieß, ſie ſollten nimmermehr ſeinen Bruder zum Nachfolger in ſeinem Amte wählen. Freilich, eine nahe Zukunft ſollte zeigen, daß bei ſo unmenſchlicher Ertödung aller niederen Triebe weder die Freiheit des Geiſtes noch ſtätige politiſche Entwickelung gedeihen kann.

Noch redete das Geſetz von dem „Golde der Minne, womit der Arme reich iſt der ſie hat, und der Reiche arm der ſie nicht hat.“ Noch erinnerten einige große Siechenhäuſer, unter der Aufſicht des Ordensſpittlers, und die reichverſorgte Herrenfirmarie zu Marienburg an die Zeit, da der Orden, der nun drei Fürſtenthrone beſetzte, unter den Zelten von Akkon die Wunden pflegte; noch ward jedes zehnte Brot aus den Ordensvorräthen den Armen geſpendet. Aber ausſchließlicher immer drängte ſich des Ordens ſtaatlich-kriegeriſcher Zweck hervor. Das kirchliche Weſen erſcheint oft nur als Mittel, jene ſchweigende militäriſche Unterwerfung zu erzwingen, die in dieſen Tagen ungebundener perſönlicher Willkür allein durch den ſchrecklichen Ernſt religiöſer Gelübde ſich erhalten ließ. Wenn Mittags an der ſchweigenden Tafelrunde der Prieſterbruder ein Capitel der Bibel vorlas, wählte man gern die kriegeriſchen Mären von den „Rittern zu Joſua's und Moſes Zeiten.“ Immer wieder ward den jungen Brüdern das Maccabäerwort eingeſchärft: „Darum, liebe Söhne, eifert um das Geſetz und waget euer Leben für den Bund unſerer Väter.“ Es war ein endloſer Vorpoſtendienſt. Tag und Nacht ſtanden die Briefſchweiken im Stalle geſattelt, um die Boten mit den Befehlen des Meiſters oder mit dem Sterbebriefe, der den Tod eines Bruders kündete, von Burg zu Burg zu tragen — ein geregelter Botenlauf durch das geſammte Mittel- und Süd-Europa. Alltäglich konnte ein Viſitirer des Ordens erſcheinen, alle Schlüſſel und Rech-

nungen der Burg abfordern, und sämmtliche Brüder waren verpflichtet, ihm anzuzeigen, ob das Gesetz verletzt worden, das jede Tagesstunde in jeder Burg des weiten Reiches nach gleicher Regel leitete.

Bei so unbarmherziger Aufsicht mußten die Finanzen des Ordens glänzend gedeihen. „Zu Marienburg", läßt der Dichter den Pfennig sagen, „da bin ich Wirth und wohl behaust." Bis zum funfzehnten Jahrhundert findet sich in den peinlich genauen Rechnungen, die das Königsberger Archiv noch heute bewahrt, keine Spur eines Unterschleifs. Ja, ein ganz moderner Gedanke der Finanzwissenschaft ist in dem Orden bereits verwirklicht: der Staatshaushalt war scharf geschieden von dem Haushalte des Fürsten, der seinen Kammerzins von bestimmten Gütern bezog. Ueberhaupt mußte Wohlstand und Bildung erstaunlich rasch emporschießen, wo die Capitalien und die eingeübte Arbeitskraft eines gesitteten und dennoch jugendlichen Volkes, vereint mit den durchgearbeiteten Gedanken der päpstlichen, orientalischen und hansischen Staatskunst, auf die üppigen Naturschätze eines unberührten Bodens befruchtend einströmten. Wo der Adel selber, durch ein heiliges Gesetz gebändigt, herrschte, konnte der unselige Schaden des mittelalterlichen Staats, die Störung des Landfriedens durch räuberisches Junkerthum nicht aufkommen. Hier war die Stätte nicht für das trutzige Liedlein, das der Adel im Reiche sang: „ruten, roven, dat is kein schande, dat dohnt die besten im Lande." Die Ritter und Knechte des Landes, reich begütert zumal im Westen und im Oberlande, vermochten vorerst dem mächtigen Orden nicht zu trotzen. Sie erfreuten sich der Gunst des großen Winrich, der aus diesen Grundherren den Kern der berittenen Landwehr bildete. Sie blieben der Gerichtsbarkeit des Ordens unterworfen und standen mit den Städten in friedlichem Verkehr durch den schwunghaften Getreidehandel. Die übrige freie Landbevölkerung verschmilzt allmählich zu Einer Masse; die große Mehrzahl der alten preußischen Freien erwirbt das freie kulmische Recht der deutschen Kölmer. Auch die Pflichten der Grundholden werden leichter, seit der Orden die Bedeutung der rasch eindringenden Geldwirthschaft erkennt und die Verwandlung der Dienste in Geldzinsen gestattet. Der den Hansebürgern abgesehene Grundsatz unbedingter Freizügigkeit befördert den Anbau und sichert die Freiheit, ohne doch, bei dem festen Erbrechte der Bauernhöfe, ein allzurasches Hin- und Wiederfluthen der Bevölkerung zu bewirken. Und wie sollte des Landmanns Lage da auf die Dauer eine gedrückte bleiben, wo der rastlose Kampf mit der Fluth des Meeres und der

Ströme fortwährend die perſönliche Kraft des Bauern herausfordert? Den Mahnruf des Dichters an die Monarchie des Mittelalters: „Dir iſt befohlen der arme Mann“ befolgt die Ariſtokratie der deutſchen Herren um ſo eifriger, je gefährlicher die Macht des ſtädtiſchen und des Landadels emporwächſt. Dem großen Winrich hat das Volkslied das edelſte Fürſtenlob, daß er ein Bauernfreund geweſen, nachgeſungen. — Die Kirche bleibt in der alten Abhängigkeit. Die Klöſter vornehmlich unterliegen der ſtrengen Aufſicht des Ordens, und allein kraft eines Terminirbriefes der Landesherrſchaft darf der Bettelmönch fromme Gaben heiſchen. Nur in Ermeland, wo es nicht gelungen war, das Domcapitel mit deutſchen Herren zu beſetzen, begannen ſchon jetzt unheilvolle Händel zwiſchen dem Bisthum und dem Orden. Solche Erſcheinungen heben die preiswürdige Thatſache nicht auf, daß die Ordensherrſchaft das ausgedehnteſte Gebiet einheitlichen Rechtes im deutſchen Mittelalter umfaßt. Jeder Comthur einer Ordensburg iſt zugleich Bezirkshauptmann für die Landesverwaltung, führt den Vorſitz im Landthing, und ſelbſt die mächtigen Städte müſſen ſich ihm beugen. Das Recht der Städte hat der Hochmeiſter durch eine allgemeine ſtädtiſche Willkür geregelt, die nicht ohne ſeinen Willen geändert werden darf. Er allein entſcheidet über die Freiheit des Handels und die Zulaſſung der Fremden, er beſtimmt die Willkür für die Weichſelſchiffahrt. Ihm dankt das Land gleiches Maß und Gewicht; nur ſeiner Landesmünze zu Thorn iſt der Münzenſchlag vorbehalten.

Und doch war die Stellung der großen Städte des Landes, die früh der Hanſa Deutſchlands beitraten, zu ihrer Landesherrſchaft nach modernen Staatsbegriffen ebenſo unbegreiflich, wie die Lage aller anderen landſäſſigen Hanſeſtädte. Die „unter beiden Meiſtern ſitzenden“ Hanſeſtädte (in Preußen die Sechsſtädte Danzig, Elbing, Thorn, Kulm, Königsberg und das kleine Braunsberg, — denn das reiche Memel blieb butenhanſiſch) — ſie beſchloſſen auf den gemeinen Hanſetagen oder gar auf ihren preußiſchen Städtetagen zu Marienburg und Danzig den Krieg gegen Könige, die mit dem Orden in Frieden lebten. Sie ſpielten — ein Staat unter Staaten — die Rolle des Vermittlers in den Händeln des Ordens mit Litthauen, oder baten den Hochmeiſter um ſeine Verwendung in hanſiſcher Sache bei der Königin von Dänemark. Die bittre Noth, der Ernſt der politiſchen Arbeit und das nicht eingeſtandene, doch unzweifelhaft bereits lebendige Bewußtſein, auf wie ſchwachen Füßen die glänzende Ordensherrſchaft ſtehe — das alles zwang den

Orden, die ritterlichen Vorurtheile zu verschmähen, den Eifer der Herrschsucht zu mäßigen und als treuer Bundesgenoß zu den Städten Niederdeutschlands zu halten. Waren doch beide im Innersten verwandt als Aristokratien von Deutschen inmitten halbbarbarischer Völker, als trotzige Eroberer unter fremden Zungen, verwandt sogar in ihrer inneren Einrichtung. Auch die Hansa konnte in der Fremde ihre Herrschaft nur erhalten durch die strenge klösterliche Zucht mönchischer Factoreien. Auch das Gewerbe des Kaufmanns war in tiefes Geheimniß gehüllt gleichwie das Leben der geistlichen Genossenschaft. Der Blick der Osterlinge beherrschte einen weiteren Gesichtskreis als die Binnenstädte Oberdeutschlands; sie allein unter unseren Communen trieben große Politik gleich dem Orden, und sie begegneten sich mit ihm vornehmlich in dem Bestreben, den friedlosen Verkehr zur See endlich zu sichern. Diese Verbindung war so natürlich, daß das Auwachsen beider Mächte auch in der Zeit genau den gleichen Schritt einhielt und beide von dem Augenblicke an dem Verfalle entgegeneilten, da sie sich mit einander entzweiten. Das glorreiche Jahr des Ordens (1370) war auch der Höhepunkt der hansischen Macht. Als Meister Winrich die Kunde empfing von dem großen Litthauermorden auf dem Rudaufelde, da weilte an seinem Hofe als ein Bettler, des Ordens Vermittlung erflehend, Waldemar Attertag der Däne, verjagt aus seinem Erbe durch die Bürgermacht der Siebenundsiebzig Hansestädte; im selben Jahre unterschrieb der König den Stralsunder Frieden und versprach, daß fürderhin Keiner den Thron von Dänemark besteigen solle, als mit dem Willen der gemeinen Hansa. Wenige Jahrzehnte später traten drei preußische Städte als Bürgen ein für das königliche Wort Albrecht's von Schweden. Hat auch keine der Ordensstädte die unvergleichliche Lübeck völlig erreicht und das Wort des deutschen Liedes zu Schanden gemacht: „Lubeck aller stete schone, von richer ere trageſtu die krone" — so stand doch von allen Gemeinwesen der Osterlinge Danzig der Travestadt am nächsten. Ein hochgefährliches Element in dem jungen Staate, fürwahr — diese überkräftige Commune mit dem stolzen Adel, den leidenschaftlich bewegten Zünftlern und dem heute noch berüchtigten wilden Hafenvolke polnischer Weichselschiffer. Sie war die Erbin jener Handelsherrschaft im Osten des baltischen Meeres, welche dereinst dem alten Wisby auf Gothland gehörte. Wohl hielt die Stadt noch so streng wie nur der Orden selber auf deutsches Wesen, wehrte allem undeutschen Blute den Eintritt in die Zünfte. Rechtspflege und Ver-

waltung waren nach moderner Weiſe getrennt, jene geübt von dem Stadtſchultheißen und ſeinen Schöppen, dieſe in den Händen von Bürgermeiſter und Rath; die Verfaſſung ariſtokratiſch, doch ſo, daß für wichtige Entſchlüſſe die Zuſtimmung der Zünftler eingeholt ward. Aber ſchon geſchah, daß die Zünftler in jähem Aufruhr aus ihrem Gemeindegarten lärmend vor den prächtigen Artushof der Stadtjunker zogen, und ſchon jetzt ward in dem Junkerhofe dann und wann der kecke Plan beſprochen, die Stadt von dem geſtrengen Orden loszureißen. Denn hatte der Orden auch ein einheitliches Handelsgebiet geſchaffen und niemals Binnenzölle aufgelegt, ſo erhob er doch ein Pfundgeld von der Einfuhr. Ja, er ward jetzt ſelber ein großer Kaufherr und verfeindete ſich alſo den monopolſüchtigen Geiſt der Hanſa: er begann, geſtützt auf päpſtliche Dispenſe, einen ausgedehnten Eigenhandel, vornehmlich mit dem Bernſtein, den außer den Dienern des Ordens Niemand aufſammeln durfte. Er beanſpruchte oft ein Vorkaufsrecht auf die Einfuhren ſeiner Städte, band ſich ſelber nicht an die Getreideausfuhrverbote, die er zuweilen für ſein Land erließ, und trieb den Kornhandel ſo ſchwunghaft, daß einmal 6000 Laſt Roggen allein auf ſieben Ordensburgen aufgeſpeichert lagen. Seine Handelsagenten reſidirten in Brügge, in den preußiſchen Städten und in dem Mittelpunkte des polniſchen Verkehres, Lemberg.

Nur im Zuſammenhange mit dieſen hanſiſchen Verhältniſſen läßt ſich des Ordens baltiſche Politik begreifen. Auch Eſthland, deſſen Ritterſchaft der Orden ſchon längſt durch einen Bund an ſich gekettet hatte, wurde endlich ganz für den Ordensſtaat gewonnen (1346), als der Meiſter von Livland dem Dänenkönige beiſtand gegen einen gefährlichen Aufſtand der eſthiſchen Bauern und dann — nach der alten geiſtlichen Politik — eine unerſchwingliche Entſchädigung für die Hilfe forderte. So war dem Orden die Küſte vom Peipusſee bis zur Leba dienſtbar, und alsbald begann er die Befriedung der See, ſchuf ſich eine Seemacht als der Schirmherr des gemeinen Kaufmanns. Schon längſt war der deutſche Kaufherr gewohnt, ſeine Koggen nur in ſtarken Flotten auf die friedloſe See zu ſenden. Vollends in den wüſten Kriegen zur Zeit der kalmariſchen Union hatten die ſtreitenden Mächte des Nordens das alte Unweſen der Seeräuber ermuthigt durch ihre Stehlbriefe. Seitdem war der Piratenbund der Vitalienbrüder, geführt von adlichen Abenteurern, den Sture, den Manteuffel, herrſchend im baltiſchen Meere, hatte Gothland beſetzt und das verfallende altehrwürdige Wisby

in ein festes Raubnest verwandelt; seine Auslieger lauerten in allen Winkeln der buchtenreichen See versteckt. Was die skandinavischen Kronen nicht wagen, gelingt endlich der jungen Flotte des Ordens (1398): unterstützt von den Schiffen seiner Städte erobert er Gothland, verhängt ein furchtbares Strafgericht über die Räuber und läßt seine Friedensschiffe in der Ostsee kreuzen. Bald darauf setzen sich, kraft alter Herrschaftsrechte, die Dänen auf der Insel fest; der Orden aber rüstet eine neue Flotte, bringt an zweihundert dänische Schiffe auf, landet ein Heer von 15,000 Mann auf Gothland und pflanzt die Kreuzfahne wieder auf den Wällen von Wisby auf (1404). — Auch tief in das Binnenland hinein reichen die Fäden der Ordenspolitik. So lange die baltische Welt noch nicht den russischen Ehrgeiz lockt, steht der Orden oft im Bunde mit dem weißen Czaren als dem alten Feinde der Litthauer; und doch sendet der Hochmeister vorsichtig zugleich Gesandte an die Beherrscher von Kasan und Astrachan, findet an ihnen eine starke Rückenlehne wider die Moskowiter. — Den Polen und Litthauern gegenüber weiß der Orden theilend zu herrschen; er schürt emsig den Bruderstreit, der das Großfürstenhaus von Litthauen zerfleischt; seine Burgen sind die bereite Zufluchtsstätte aller Unzufriedenen der Nachbarländer. Und schon am Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts legt der verschlagene Piaste, Herzog Wladislaw von Oppeln, dem Orden einen europäischen Plan vor, der seitdem nie wieder aus der großen Politik verschwunden ist — den Plan der Theilung Polens. — Von so umfassenden Combinationen jedoch kehrte die Staatskunst des Ordens immer wieder zurück zu ihren einfachsten Aufgaben. Die Verbindung mit Deutschland blieb ungesichert, so lange der launische Wille der pommerschen Wendenfürsten sie jederzeit abschneiden konnte. Der Erwerb von Stolp und Bütow und anderen Grenzstrichen vermochte nicht dies zu ändern. Endlich gelang es, den alten Uebelstand zu heben und eine sichere Straße in das Reich zu erwerben: der Orden benutzte (1402) die Geldnoth der märkischen Lützelburger zum Ankaufe der Neumark. Bürger und Bauern des neugewonnenen Landes fügten sich willig der Herrschaft der Aristokratie; nur der meisterlose Adel widerstrebte hartnäckig, er fürchtete den Landfrieden der Ordenslande. Nicht bloß für die Staatskunst, auch für die Wirthschaft des Ordens ward die neue Straße in das Reich hochwichtig; denn sein Besitz in Deutschland war allmählich stattlich angewachsen, umfaßte zwölf Balleien, darunter zwei von unerschöpflichem Reichthum, Oesterreich und Coblenz.

Wenn der Orden die Völker des Oſtens vor ſeiner Landwehr erzittern ließ: vergeſſen wir nicht, welches wetterfeſte, in ewigen Kämpfen geſtählte Bauernvolk ihm gehorchte. In altpreußiſcher Zeit hatten dereinſt reiche Dörfer und Wälder geprangt, wo nun der Spiegel des friſchen Haffs ſich dehnte. Aber auch noch unter der Ordensherrſchaft verwandelten Einbrüche des Meeres die Geſtalt der Küſte. Die alte Einfahrt in das friſche Haff, das Tief von Withlandsort, kaum erſt durch eine Feſte geſchützt, verſandete; die See brach ſich ein neues Tief, und der Orden ließ die Bauern frohnden zu den ſtarken Dammbauten bei Roſenberg. Gewaltiger noch war das Ringen mit dem tückiſchen Weichſelſtrome. Undurchdringliches Gehölz hob ſich aus dem Röhricht der weiten Sümpfe zwiſchen den Armen der Weichſel und Nogat, bis alljährlich im Frühjahr der Schrecken des Landes, der Eisgang, herankam, Fußboten das unheimlich langſame Nahen des Feindes verkündeten und endlich die weiten Wälder in der großen Waſſerwüſte verſchwanden. Hat auch die moderne Kritik den vielgefeierten Namen des Landmeiſters Meinhard von Querfurt erbarmungslos ſeines Glanzes entkleidet: zu den Fabelgeſtalten zählen wir darum doch nicht jenen Ordensritter mit dem Waſſerrade, der heute unter den Steinbildern der Dirſchauer Brücke prangt. Der Orden war es, der, nicht durch Eines Mannes Kraft, nein, durch die nachhaltige Arbeit mehrerer Geſchlechter, die Wuth des Stromes bändigte. Der güldne Ring der Deiche ward um das Land gezogen, geſichert durch ein ſtrenges Deichrecht, durch die Bauernämter der Deichgrafen und Deichgeſchworenen, die noch heute alterprobt beſtehen. Alſo geſchützt, ward das Sumpfland der Werder, *unter* dem Waſſerſpiegel der Ströme gelegen, von holländiſchen Koloniſten in die Kornkammer des Nordens verwandelt, und bald blähte ſich hier die Ueppigkeit, der unbändige Trotz der überreichen Werderbauern.

Auch anderer Orten im Lande blühte die Landwirthſchaft. Die Schafzucht arbeitete dem Tuchhandel von Thorn in die Hände, und Preußens Falkenſchulen verſorgten den Waidmann aller Länder mit dem unentbehrlichen Federſpiele. Die Beutener in den Wäldern von Maſuren verſandten das Wachs ihrer Bienenkörbe weithin an den Klerus, und ſelbſt der Landwein von Altpreußen hat den unverdorbenen Kehlen unſerer Altvordern gemundet. Wichtiger noch war die Ausfuhr des Holzes, das von den Baumbeſteigern der Danziger und Rigaer Kaufhäuſer in den Forſten von Polen, Litthauen, Volhynien ausgeſucht und dann auf mächtigen Flößen, die dichtgedrängt oftmals den Flußverkehr ſperr-

ten, die Weichsel und Düna hinabgefahren ward — wenn anders die heilige Barbara in dem Bergkirchlein zu Sartowitz das Gebet des Weichselschiffers um gesegnete Fahrt erhörte. Desselben Weges kam der Flachs, den die Braker im Hafen prüften und stempelten. Der Handel über Land mit Polen und den Nachbarländern war Preußens Vorrecht; und seit der Orden das kurische Haff mit dem Pregel durch einen Canal verbunden, ward auch der Wasserweg auf dem Niemen bis in das Herz von Litthauen seinem Kaufmann erschlossen. Das rührige Danzig gründete dort das hansische Contor von Kowno. Dies Monopol des überländischen Verkehrs hinderte die Sechsstädte des Hochmeisters nicht, auch den anderen Handelszügen der Hansa zu folgen: sie nahmen Theil an dem großartigen Verkehre des Weltmarktes zu Brügge und sendeten ihre Schiffe auf die Baienfahrt, um an der Loiremündung Salz zu kaufen. Indeß dankten alle Städte der Osterlinge den Wohlstand ihrer Zünftler vornehmlich dem Activ-Handel nach den Ländern des Nordens und Ostens, welche der Produkte unsers Landbaues und Gewerbes nicht entrathen konnten. Die Fischerei im Großen, jederzeit das natürliche Vorrecht des seeherrschenden Volkes, ward in den nordischen Gewässern von der Hansa ausschließlich ausgebeutet. Allsommerlich bezogen die Hansen bei Falsterbo auf Schonen ihre Hütten, um des Heringsfangs zu pflegen, und durch die Gnade des bedrängten Waldemar Attertag durfte dort Danzig sein Fischlager neben der Bitte des gebietenden Lübeck aufschlagen. — Der Credit ward gefördert durch die vom Orden erlassene gemeine preußische Bankrott-Ordnung und durch ein verständiges Wechselrecht, das in den Städten zur Regelung des Ueberkaufs sich gebildet hatte. Vor Allem sorgte der Landesherr für die Sicherheit des Verkehrs. Jeder Comthur hielt in seinem Bezirke das strenge Straßengericht. Von den Stettiner Fürsten erlangte der Orden das Versprechen, ihm alle Verbrecher auszuliefern, und von den Herzogen von Oppeln ertrotzte er sich das Recht, die Räuber des preußischen Kaufguts noch auf schlesischem Boden niederzuwerfen. Dem verderblichen Grundsatze des mittelalterlichen Handels, daß Jedermann sich seines Schadens erholen solle bei den Volksgenossen, suchte der Orden entgegenzuwirken durch Handelsverträge, zumal mit England, das bereits ein Consulat in Danzig errichtete.

Mit diesem gewaltigen Aufschwunge materieller Wohlfahrt hielt die geistige Bildung nicht gleichen Schritt. Ein banausisches Wesen geht durch die mittelalterliche Geschichte unseres Nordens, der Hansa

wie der deutſchen Herren. Von der ſchrecklichen Eintönigkeit des mönchiſchen Garniſonlebens mochte der deutſche Herr ſich erholen in ritterlichen Spielen, obwohl das eigentliche Turnier ihm verboten blieb, oder in ſchwerer Jagd auf Bären, Wölfe, Luchſe, „nicht durch kurze weile, ſunder durch gemeinen vrumen.“ Auf Hochmeiſters Tag oder zu Ehren fürſtlicher Gäſte feierte man glänzende Gelage und Gaſſenſpiele; dann floſſen ſtatt des Bieres der Oſterwein von Chios, die wälſchen Weine und der köſtliche Rainfal aus Iſtrien. Zu Oſtern zogen die Dirnen von Marienburg mit Maizweigen auf das Hochſchloß, um den Fürſten nach gut preußiſchem Brauche einzuſchließen, bis er mit einer Gabe ſich löſte. Meiſters wälſcher Garten und Karpfenteich boten manche heitere Stunde, bald war der Lärm und Prunk fürſtlicher Beſuche zur Regel geworden an dem geiſtlichen Hofe. Edlerer geiſtiger Luxus aber ſchien dem rauhen Militärſtaate bedenklich. Noch im fünfzehnten Jahrhundert begegnet uns ein Hochmeiſter, der „kein Doctor“ iſt, weder leſen noch ſchreiben kann. Wenn Meiſter Winrich befahl, daß in jedem Convente zwei gelehrte Brüder, ein Theolog und ein Juriſt, verweilen ſollten, ſo hatte er nur kirchlich-politiſche Zwecke im Auge. Seine Schöpfung, die Rechtsſchule von Marienburg, ging raſch zu Grunde, und die Univerſität von Kulm, die der Orden in jenen Tagen zu gründen gedachte, iſt nie zu Stande gekommen. Die gelehrten Brüder haben Urlaub das Gelernte zu üben, die ungelehrten aber ſollen nicht lernen; genug, wenn ſie das Paternoſter und den Glauben auswendig wiſſen. Vollends von einem tiefern Nachdenken über göttliche Dinge meinte der Orden wie das frühere Mittelalter: „o weh dir armen Zweifeler, wie biſt du gar verloren, du möchteſt kieſen, daß du wäreſt ungeboren.“ Ein Graf von Naſſau ward nach tiefgeheimer Verhandlung zu ewigem Kerker verurtheilt, „weil er ein Czwifeler was.“ Im Bewußtſein ſolcher Schwäche bewies der Orden dem gelehrten Mönchsthume offene Mißgunſt. Die geiſtige Ariſtokratie der Mönche, die Benedictiner, duldete er gar nicht, die Ciſtercienſerklöſter zu Oliva und Pelplin nur, weil ſie von den pommerſchen Fürſten bereits früher gegründet waren; allein den unwiſſenden Bettelmönchen blieb er gewogen. Unter allen Wiſſenſchaften hat nur eine in dieſer durchaus politiſchen Welt eine eigenthümliche Ausbildung empfangen, die Geſchichtſchreibung. Die Chroniſten des Ordenslandes ſtellen ſich den beſten des deutſchen Mittelalters an die Seite: von Peter von Dusburg an, der am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die Preußenkämpfe des Ordens mit der

frommen Begeiſterung des Kreuzfahrers ſchilderte, bis herab auf Johann von Puſilge, der hundert Jahre ſpäter mit freierem Weltſinn und weitumfaſſendem politiſchem Blick ſeine Jahrbücher ſchrieb. Solche Berichte von den Thaten des Ordens wurden zuweilen in den Remtern den Brüdern vorgeleſen. Eine regelmäßige Annaliſtik freilich konnte in dem ſtürmiſchen Grenzerleben nicht aufkommen.

Gleich der Wiſſenſchaft ſchwieg auch die Dichtung faſt gänzlich im Ordenslande. Gar ſeltſam hebt von ſolcher Herzenshärtigkeit der Glanz der bildenden Künſte ſich ab, welche allerdings nicht ſo unmittelbar auf die Veredlung der Gemüther wirken. Ihre Blüthe in Preußen fällt in der Zeit genau zuſammen mit dem politiſchen Ruhme der Tage Winrich's von Kniprode. Das edelſte weltliche Bauwerk des deutſchen Mittelalters iſt unter dem großen Hochmeiſter vollendet worden — die Marienburg, die nach dem Glauben des Volks ihre Wurzeln, die mächtigen Kellergeſchoſſe, ſo tief in die Erde ſtreckt, wie ihre Zinnen hoch in die Lüfte ſtreben — bei Nacht mit dem Lichtglanze ihrer Remterfenſter wie eine Leuchte ob den Landen haugend, weithin ſichtbar an dem Weichſelfluſſe, dem die Culturarbeit des Ordens den lieblichſten Unterlauf von allen deutſchen Strömen bereitet hat. Schon längſt ſtand auf den Nogathöhen hinter den Ställen und Vorrathshäuſern der Vorburg, beſchützt durch eine Kette von Baſteien und Gräben, das Hochſchloß mit dem Capitelſaale und der Schloßkirche. Das koloſſale Moſaikbild der heiligen Jungfrau mit dem Lilienſtabe verkündete, daß hier des geiſtlichen Staates Hauptburg rage; auf dem Rundgang um die Burg ruheten des Ordens Todte. Neben dieſem düſter-feierlichen Bau erſtand in Meiſter Winrich's Tagen das prächtige Mittelſchloß, die weltlich heitere Reſidenz des Fürſten, mit der lichten Feuſterfronte von Meiſters morgenhellem Gemach und dem wunderbar kühnen Gewölbe in Meiſters großem Remter, das gleich dem Gezweige der Palme aus Einem mächtigen Pfeiler emporſteigt. Aber ſelbſt dies freudige Bauwerk verleugnet nicht den ſtrengen Geiſt des Militär-Staates. Nicht nur weiſen unterirdiſche Gänge und der Rundgang um das Dach auf den Zweck der Vertheidigung; aus der wahrhaftigen Keuſchheit des erſt von der Gegenwart wieder verſtandenen Ziegelrohbaues redet ein ſpröder Ernſt, der den meiſten gothiſchen Bauten fremd iſt. Geradlinig ſchließen ſich die Fenſter ab, der Reichthum der vegetativen Ornamente der Gothik fehlt; nur der leiſe Farbenwechſel des Ziegelmuſters mildert die Einförmigkeit der ſchmuckloſen Mauerflächen. Den gleichen Charakter maſſenhafter Gediegenheit tragen

die Nebenbauten bis herab zu den ſchweren Thürmen, die in die Gräben hinausragen — den unausſprechlichen Danzk's. Wir mögen dieſes ſpröde Weſen nicht allein der Dürftigkeit des Backſteins zuſchreiben; zeigt ſich doch an einem edlen Bruchſteinbau des Ordens, an der Marburger Eliſabethkirche, dieſelbe Beſcheidenheit des vegetativen Schmucks. Dagegen gemahnen ornamentale Inſchriften und manche Eigenheiten des Stils an des Ordens Verkehr mit Sicilien und dem Morgenlande. Wie das Meiſterſchloß das Vorbild ward für alle Ordensburgen und ſogar daſſelbe Ziegelmuſter mit militäriſcher Regelmäßigkeit ſich in vielen Burgen wiederholte, ſo wirkte der ſtrenge Charakter der Ordensbauten auch auf die Bauwerke der Städte. Wer kennt ſie nicht, die aufſtrebende Kühnheit, den würdigen Ernſt der Giebelhäuſer mit den weit vorſpringenden Beiſchlägen in der Danziger Langgaſſe? Wie eine Feſtung ragt der Dom von Marienwerder über die Weichſelebene und iſt auch als eine Feſte wiederholt von reiſigen Bürgern vertheidigt worden.

Erſcheint es blendend, einzig, dies kühne Emporſteigen der Ordensmacht zu ſchwindelnder Höhe: wie ſollten wir doch die Einſicht abweiſen, daß ſolche glänzende Frühreife die Gewähr der Dauer nicht in ſich trug? Selten läßt ſich — nach dem ernſten, unſer Geſchlecht beherrſchenden welthiſtoriſchen Geſetze — in dem Kerne menſchlicher Größe ſelber die Nothwendigkeit ihres Verfalls ſo ſchneidend nachweiſen, wie an dieſem widerſpruchsvollen Staate. Nur weil der Orden aus den Reihen des deutſchen Adels ſich fortwährend neu ergänzte, gebot er über eine Fülle großer Talente. Alle die meiſterloſen Degen ſtrömten ihm zu, denen die anſchwellende Macht der Fürſten und Städte den Raum beengte, die tieferen Gemüther von religiöſer Inbrunſt wie die Männer von wagendem Ehrgeiz, welche hier allein noch hoffen durften, aus dem niederen Adel zum Fürſtenthron ſich emporzuheben. Aber ebendeshalb ward des Ordens Zukunft beſtimmt von der augenblicklichen Lage des Adels im Reiche, die er nicht beherrſchen konnte. Nur der Heiligkeit kirchlicher Zucht dankte der Orden die Spannkraft, in ſtaatloſer Zeit die Majeſtät des Staates zu wahren. Doch je klarer der alſo gefeſtete Staat ſeiner weltlichen Zwecke ſich bewußt ward, um ſo drückender erſchienen die kirchlichen Formen, die ſein mütterlicher Boden waren. An ſich bietet die Herrſchaft des Ritterbundes nichts Unnatürliches in Zeiten, welche gewohnt waren, alle großen politiſchen Ziele durch die geſammelte Kraft von Genoſſenſchaften zu erreichen. Aber rühmten wir ihm

nach, daß er in seinem Lande nichts der organischen Entwickelung überließ, Alles durch scharf eingreifenden Willen ordnete, so blieb er selber doch starr und unverändert, derweil in seinem Volke Alles sich wandelte, mußte jedem Versuche innerer Reform sein theokratisches non possumus entgegenstellen. Eine furchtbare Kluft that sich auf zwischen der Landesherrschaft und ihrem Volke, seit in den Enkeln der ersten Ansiedler allmählich ein preußisches Vaterlandsgefühl erwuchs, und das Volk murrend erkannte, daß eine schroff abgeschlossene Kaste von Fremden, Heimathlosen Preußens Geschicke lenkte. Einwanderer und Einwohner standen sich hier bald ebenso feindselig gegenüber wie im spanischen Amerika die Chapetons und Creolen, ja, noch feindseliger; denn der eheloſe deutsche Herr ward durch kein häusliches Band an das unterworfene Land gekettet. Wohl bot der Orden jeder reichen Kraft freie Bahn, doch nur wenn sie *seine* Gelübde auf sich nahm. Die unabhängigen Köpfe des Landadels sahen sich ausgeschlossen von jeder selbständigen staatlichen Thätigkeit; derselbe Orden, der willig die Bürger von Lübeck und Bremen unter seine Brüder aufnahm, erschwerte mit theokratischem Mißtrauen dem Adel seines Landes den Eintritt. Mochte der Orden mit kühlem Rationalismus jede neue politische Idee, so die Zeit gebar, sich aneignen: die Grundlage seiner Verfassung blieb unwandelbar. Der monarchische Gedanke, der einzige, der die Völker des Mittelalters zu dauernder Gesittung emporführen konnte, der soeben noch zu Beginn des funfzehnten Jahrhunderts in Frankreich seine rettende Kraft erprobte — im Ordenslande fand er keine Statt, so lange der Plan einer Säculariſation geiſtlicher Staaten dem Glauben der Völker noch als ein Verbrechen erſchien.

Erſchüttert freilich war dieſer Glaube ſchon längſt. Denn allgemeinen Anklang hat die unmenſchliche Lehre von der Ertödung des Fleiſches unter unſerem lebensfrohen Volke zu keiner Zeit gefunden. Nicht blos die rohe Sinnlichkeit, auch die unbefangen weltliche Anſchauung des geſchlechtlichen Lebens lehnte ſich ſchon im frühen Mittelalter dawider auf. „Daz ſchoeniu wip betwingent man, und iſt da ſünde bi, ſon' iſt da doch nicht wunders an," ſagt ein freudiges Dichterwort. Jetzt vollends war der deutſche Herr, dem verboten war ſeine leibliche Mutter zu küſſen, verderbt im Verkehre mit den Heidenfahrern. Die alte Satzung ward mit Füßen getreten, manch unheimliches Geheimniß aus den verſchwiegenen Zellen der Burgen drang in das Volk, der weiße Mantel ward oft geſehen in den „Ketzerhainen" der lebens-

luſtigen Städte, und das Sprichwort mahnte den Hausvater, ſeine Hinterthür zu ſchließen vor den Kreuzigern. Da offenbarte ſich an dem ſteigenden Spotte des Volks wider ſeine unheiligen Herrſcher, daß das Poſſenſpiel der Theokratie auf die Dauer nur ſolche Völker ertragen, deren Gemüth ein geiſtloſer Glaube einwiegt in waches Traumleben. Als im Reiche Fürſtenthum und Bürgerthum an Macht und ſittlicher Kraft den Adel weit zu übertreffen begann: wie hätte ſolcher Verfall des Standes nicht zurückwirken ſollen auf ſeine ferne Pflanzung? Je tiefer der Adel ſank, um ſo herriſcher trat der Ritterbruder im weißen Mantel den Graumäntlern gegenüber. Durch die geweihten Remter ſchritt die Luſt, ſchamlos und freudlos. Die Ritter, ſeit der Rudauſchlacht des ernſten Krieges entwöhnt, kürzten ſich die Weile mit leerem Prahlen von der unbeſiegbaren Stärke der Ordenswaffen. Junkerhafter Uebermuth verhöhnte die beſonnenen Meiſter, welche, die Gefahren der Zeit erwägend, die alte Eroberungspolitik mäßigten. Als dann endlich — nach einer tragiſchen Nothwendigkeit, die keines Menſchen Witz abwenden konnte — dieſe Eroberungspolitik, das Lebensgeſetz des Staates, noch einmal hervorbrach, da erlebte der deutſche Adel ſeinen jammervollſten Fall auf demſelben Boden, wo er ſein Höchſtes geleiſtet.

Inzwiſchen reifte die Treibhaushitze der kolonialen Luft in dem jungen, der Pietät ungewohnten Volke den Haß wider die fremden Herrſcher. Denn fremd mußten den Preußen die Oberdeutſchen erſcheinen in Tagen, da die Abneigung der Stämme in unſeliger Blüthe ſtand. Zwei neue Ariſtokratien waren emporgewachſen unter der herrſchenden Kaſte, durch feſtere Bande, als der Orden, mit dem Lande verkettet. Die ſtädtiſchen Geſchlechter, zumal die mächtigen Ferver, Letzkau, Hecht in Danzig, murrten längſt wider das harte Regiment. Und hier abermals ſtoßen wir auf den tragiſchen Widerſpruch im Weſen des Ordens. Nur weil der Orden zugleich ein großer Kaufherr war, konnte er den Gedanken einer Handelspolitik im großen Stile faſſen; und doch hat dieſer ſelbige Eigenhandel ihm die Gemüther der Bürger verfeindet. Unter dem Landadel, den reichen Geſchlechtern der Renys und Kynthenau im Kulmerlande, that ſich der ritterliche Eidechſenbund zuſammen. Alle Eidechſenritter waren verſchworen, einander beizuſtehen mit Leib und Gut in nothhafter ehrlicher Sache wider Jedermann — freilich „mit Ausnahme der Landesherrſchaft;“ aber wer hatte Kunde von den tiefgeheimen Bundestagen? Auch auf den Hort der monarchiſchen Gewalt, auf die Treue der niederen Stände, durfte der Orden nicht mit Sicher-

heit zählen — am wenigsten um die Wende des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, in diesem schrecklichen Morgensturme, der dem Lichte der modernen Gesittung vorausging. Alles Heilige sah dies unselige Geschlecht geschändet und entweiht. Gräßlich erfüllte sich das strenge Seherwort, das Dante hundert Jahre zuvor gesprochen: „Der Stuhl von Rom, weil er in sich vereinigt zwei Gewalten, fällt in den Koth." Zwei Päpste haderten um die dreifache Krone, zwei Kaiser um den Scepter der Welt, und frech spottete der Heide: „nun haben die Christen zwei Götter; will ihnen der eine ihre Sünde nicht vergeben, so gehen sie zu dem andern." Auf den Stellvertreter Christi ward gefahndet auf der Heerstraße, und der Söldner von Neapel band sein Roß an den Altar von St. Peter. Vor kurzer Frist erst war der schwarze Tod und der Judenbrand durch die Städte gerast; der Kyrieleis-Gesang der Geißler, der Angstruf der schuldbeladenen Menschheit, war gellend in den Straßen erklungen. Mit schneidendem Hohne wandte sich das empörte Gewissen der Masse wider das Sündenleben der Reichen. Die Dirnen, spottete das Volk, kommen aus den gemiedenen Gassen zu dem Rathe der Stadt und klagen wider des Rathes Töchter: sie verderben uns das Handwerk. Während die Häupter der Christenheit sich rüsteten, durch eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern wieder Frieden zu bringen in die geängsteten Gemüther, ging auch der Staatsbau der alten Welt aus seinen Fugen.

Dahin war die Ehrfurcht des armen Mannes vor der alten Ordnung. In Frankreich, in den Niederlanden wie in Oberdeutschland rotteten sich die Bauern zusammen, und von England herüber tönte aus den wilden Haufen Walter's des Ziegeldeckers zum ersten Male die lockende Weise, welche erklang und erklingen wird, so oft die rauhe Naturkraft der mißhandelten Menge aufsteht wider den kunstvollen Bau einer alten Cultur: — „als Adam grub und Eva spann, wer war denn da der Edelmann?" In Preußen auch schritt ein unruhiger Geist durch die Massen: schon mußte der Orden „Sammlungen" und bewaffnetes Umherziehen verbieten. Auch auf dem Schlachtfelde hatten die neuen populären Mächte ihre Ueberlegenheit gezeigt. Seit hundert Jahren schon hingen 8000 Paar goldene Sporen in der Kirche von Kortryk, prahlerische Trophäen, die der Weberkönig von Flandern mit seinem Bürgerheere von Frankreichs Adel erbeutet. Vor dem Morgensterne des Schweizers, dem langen Spieße des ditmarscher Bauern war die ritterliche Kriegskunst zu Schanden geworden, und prahlend sang der Eid-

genoſſe von ſeiner Laupenſchlacht: „den Grafen thet die Ruthen weh.“ Eben jetzt, um die Wende des Jahrhunderts, kehrte, geſchlagen von den Söldnern der Wälſchen, Kaiſer Ruprecht's ritterliches Reichsheer „halb wieder her in Armuth, Schand' und Spott.“ In der That — ſchon längſt empfand es ſchmerzlich der Orden — ein neuer Kriegerſtand war erſtanden. Mehr und mehr entfremdete ſich die bürgerliche Geſittung der Zeit den ritterlichen Kreuzfahrten; ſchon ſpotteten die Lieder des Teichners über den Preußenfahrer, der von weiter Reiſe nichts heimbringe als das unverſtändige Lob des Hauſens: „hei, wie der gevaren hat!“ Bereits begnügten ſich die Frommen im Reich, Söldner gen Preußen zu ſchicken zu ihrer Seelen Heil. Bald hörte auch dies auf, und der Orden war gleich anderen Staaten gezwungen, mit ungeheurem Geldaufwande den Kern der neuen Heere, das beſoldete, gedrillte Fußvolk und die reichbezahlten Bogenſchützen von Genua zu werben. Dieſe Wandelung der Kriegsweiſe war auf die Dauer der Wirthſchaft der Völker heilſamer als die verzehrend koſtſpielige Kriegführung der Vorzeit; für den Augenblick aber ward dadurch ſelbſt der Geldreichthum des Ordens erſchöpft, mancher minder mächtige Staat ausgeſtrichen aus der Reihe der Mächte und der Staatengeſellſchaft eine mehr ariſtokratiſche Geſtalt gegeben. Und vor Allem, es war ein widerſinniges, auf die Dauer unhaltbares Verhältniß, daß ein Ritterbund mit Söldnern ſeine Schlachten ſchlagen mußte.

Während ſo aus dem heiligen Reiche wieder einmal Walther's altes Klagelied erſcholl: „mein Dach iſt faul, es ſinken meine Wände,“ ſammelte ſich drohend die zerſplitterte Volkskraft der Slaven und erhob ſich in tödlicher Feindſchaft wider die Deutſchen. Schon begann in dem genialſten der Slavenvölker die huſſitiſche Bewegung. Vertrieben von dem nationalen Fanatismus der Czechen entwich die deutſche Studentenſchaft von Prag nach Leipzig, und die böhmiſche Hauptſtadt ward für eine lange Zeit die große Bildungsſtätte aller Weſtſlaven. Um dieſelbe Zeit hatte ein gewandter ſchlauer Fürſt voll ausgreifender Ehrſucht den polniſchen Thron beſtiegen — Großfürſt Jagiel von Litthauen. In dreien Tagen führte er wider den Orden zwei furchtbare Schläge, da er getauft ward und die Erbin von Polen freite (1386). Als der Großfürſt im Schloſſe zu Wilna das heilige Feuer des Heidengottes löſchen und die geweihten Schlangen tödten ließ, da war entſchieden, daß alle „böſen Chriſten“ ſeines Volkes zu Chriſten wurden. Wo die wollenen Röcke, die des Fürſten neue Prieſter boten, nicht lockten, trieb man die Bauern zu

Tausenden mit Gewalt in den Fluß zur Taufe. So zog der Schlaue der Eroberungspolitik des Ordens den Boden unter den Füßen hinweg. Wie mochte der Orden noch auf den Zuzug ritterlicher Kriegsgäste zählen, seit alle seine Nachbarn Christen, seine Kreuzzüge weltliche Kriege geworden? Dann bestieg „Jagiel, anders Wladislaw" den polnischen Thron, erweiterte die Libertät des Adels durch reiche Privilegien, schmeichelte dem Deutschenhaß der unbändigen Junker durch das Versprechen, daß er die entfremdeten Lande, Pomerellen vornehmlich, der Krone zurückbringen werde. Die unseligen Händel im litthauischen Fürstenhause verstummten, seit Wladislaw seinen Vetter Witowd zum Großfürsten von Litthauen erhob (1392). So war der enge Bund Litthauens und Polens, der oft versuchte, endlich vollzogen; dem Orden der Heidenbekehrer stand jetzt eine feindliche Macht gegenüber, deren herrschende Stände nicht minder starr katholisch waren als er selber, und dies Doppelreich erweiterte bald seine Grenzen bis tief nach Podolien hinein, bis nahe an die Küsten des schwarzen Meeres. Zu derselben Zeit haderten die Hansestädte unter einander wegen der Vorrechte Lübecks; sie waren im Innern geschwächt durch den Zank der Junker und der Zünftler und schauten träge zu, wie ihre alten Feinde, die drei nordischen Kronen, zu Kalmar unter der starken Hand der Dänenkönigin Margaretha sich einten (1397). Alsbald sollte der Orden das erhöhte Selbstgefühl der Nachbarvölker empfinden. Die kaum von Litthauen abgetretenen Samaiten standen auf „wie die jungen Wölfe, wenn sie satt, desto grimmiger werden gegen die, welche sie hegen." Sogar Memel ward von den Barbaren erstürmt, und erst nach Jahren (1406) befestigte der Orden wieder seine Herrschaft. In so bedrängter Lage deckte sich der Orden den Rücken, trat Gothland ab an die Königin des Nordens (1408). Man mochte erkennen, daß der Gedanke einer selbständigen maritimen Politik, wie großartig immer, doch unhaltbar blieb, so lange man nicht vermochte, die Verfassung des Bundes schwerer Reiter durch entschlossene Aufnahme beweglicher demokratischer Elemente von Grund aus umzugestalten. Aber diese Sicherung gegen Skandinavien frommte wenig, seit die Macht des Königs Wladislaw immer bedrohlicher anwuchs. Der hatte den Deutschen die Kunst, theilend zu herrschen, welche der Orden bisher gegen Polen und Litthauen geübt, abgesehen und wandte sie jetzt gegen den Orden selber. Der Klerus von Livland, der ewig aufsässige, bat offen um den Beistand des Polen wider die Landesherrschaft; und auch in Preußen ging die Rede, daß geheime

Boten aus Krakau oftmals mit den Eidechſenrittern des Kulmerlandes verkehrten. Die kleinen Wendenfürſten von Pommern huldigten der neuen Größe des Slavenkönigs. Weit über die Grenzen der Chriſtenheit hinaus ſchweiften Wladislaw's herrſchſüchtige Pläne; er ſchloß ein Bündniß mit den heidniſchen Tataren und Walachen. Ein ruchloſer Frevel nach den Begriffen der Deutſchen, aber eine ſehr begreifliche Politik für einen Polenkönig; denn ein buntes Völkergemiſch von Ruthenen und Saracenen, Armeniern und Tataren hauſte in dem Südoſten dieſes Grenzlandes der Chriſtenheit — ein Gewirr von Völkertrümmern, das die Nähe des Orients ankündigte. Seit den Tagen Kaſimir's des Großen waren auch noch Maſſen der aus Deutſchland vertriebenen Juden hinzugekommen, und in dieſem Durcheinander von Chriſten und Heiden, Juden und Schismatikern konnte ſelbſt der ſtrengkatholiſche Wladislaw die Hilfe der Heiden nicht verſchmähen.

Alſo waren in derſelben Epoche, welche die Grenzen der Ordenslande zum größten Umfang erweiterte, die ſittlichen Grundlagen der Ordensherrſchaft untergraben, die Macht unverſöhnlicher Feinde angeſchwollen und für den bedrohten Ritterſtaat keine Hilfe zu erwarten aus dem wankenden Reiche. Faſt unabweislich drängt ſich bei dieſem Anblick der Vergleich auf mit der Lage des neuen preußiſchen Militärſtaats in den zwei Jahrzehnten nach dem Tode Friedrich's des Großen. Seit Langem drohte der Krieg: die Pommerfürſten, aufgereizt von den Polen, verlegten den Kriegsvölkern, die gen Preußen zogen, die Straße; König Wladislaw verbot ſeinem Kaufmann den Handelsweg durch Preußen. Zum Schlagen endlich kam es, als der Orden den wichtigen Netzepaß Drieſen zur Sicherung der Verbindung mit der Neumark erworben hatte. Im Jahre 1410 rückte der Hochmeiſter Ulrich von Jungingen, ſo recht ein Spätling des alten Ritterthums, mit dem größten Heere, das der Orden je um ſeine Fahnen geſchaart, gen Süden. Nach tollkühner Ritterweiſe war Alles auf dieſen einen Wurf geſetzt. Unter 65 Bannern zogen wohl an fünfzigtauſend Mann hinaus, ein Drittheil zu Roß, ſogar das ſchwere Feſtungsgeſchütz der Marienburg ward in's Feld geführt. Am Tage der Apoſtel-Theilung, 15. Juli, traf das Heer auf der Heide von Tannenberg den zweifach ſtärkeren Feind, die geſammelte

Macht des Ostens. In ritterlichem Uebermuthe verschmähte man die überraschten Polen zu überfallen und forderte sie heraus zu offener Feldschlacht. Schon waren die Litthauer geschlagen, schon hallte das Siegeslied „Christ ist erstanden" aus den Reihen der Kreuziger. Da erfaßte Wladislaw's Feldherr, der kleine Zyndram, den günstigen Augenblick, wo des Ordens linker Flügel im zügellosen Ungestüm der Verfolgung sich zerstreute. Er warf sich auf die Mitte des deutschen Heeres, mit ihm die böhmischen Söldner unter der Führung jenes Johann Ziska, der seinen Namen hier zum ersten Male dem deutschen Todfeind furchtbar machte. Und als nun die Eidechsenritter des Kulmerlandes verrätherisch ihre Banner unterdrückten, da entschied sich der erste große Sieg, den die Slaven über unser Volk erfochten. Es war ein Schlachten, unerhört in der Geschichte des Nordens. Zahllose Leichen — mehr denn hunderttausend, sagt die Ueberlieferung — bedeckten das Feld, die Blüthe des deutschen Adels war gesunken, von den obersten Gebietigern nur einer entkommen, und mit der Leiche des Hochmeisters trieb der Tatar und Kosak sein scheußliches Spiel. Einundfünfzig deutsche Banner ließ der König nach dem Kriege in dem Krakauer Dome aufhängen, der gelehrte Johann Dlugosz beschrieb die Trophäen in einer eigenen Schrift, und nach Jahrhunderten noch priesen die Lieder der Slaven den glänzendsten Tag der polnischen Waffen.

Aber derweil der behutsame greise König mit seinem geschwächten Heer tagelang auf der Wahlstatt verweilte, die Häupter der gefangenen Großen unter dem Beile seiner Henker fielen, und der Wein aus den zerschlagenen Ordensvorräthen in Strömen durch das polnische Lager floß und mit dem Blute der Gebliebenen sich mischte, da hob sich aus dem grenzenlosen Verderben der andere große Mann des Ordens, Graf Heinrich von Plauen. Sie sahen sich alle gleich, wie ihre Namen und die springenden Löwen in ihren Schilden — diese Heinrich Plauen, aus dem voigtländischen Hause der heutigen Fürsten von Reuß, ein Geschlecht schroffer herrischer Menschen, einer königlichen Ehrsucht voll, hart und lieblos, mit dem kalten Blicke für das Nothwendige. Seit Langem war dies große Haus gewohnt, seine tapfersten Söhne in den Orden zu schicken; schon einmal, in der Schlacht von Plowcze, hatte ein Plauen des Ordens wankendes Kriegsglück wieder gefestigt. Kaum war die Kunde von dem Tannenberger Tage zu dem jungen Comthur von Schwez gedrungen, der an der Westgrenze die Pommernfürsten beobachtete, so begriff er, daß die Zukunft des centralisirten Staates an den

Geſchicken der Hauptburg hing. Er warf ſich mit ſeinen 3000 Mann in die Marienburg, rüſtete die Feſtung und verbrannte die reiche Stadt zu ihren Füßen, daß ſie dem Polen nicht zum Lager diene. Aber ehrlos und zuchtlos huldigte binnen einem Monat das geſammte Land dem Könige, der endlich gen Norden zog und Alles verlockte durch das Verſprechen der polniſchen Libertät, „recht ſam der Antichriſt thun wird, der ihm auch untertenigen wird die Leute in fulchir weiſe, die her nicht kan betwingen.“ Die Biſchöfe, froh, der ſtrengen Aufſicht ſich zu entledigen, gingen mit böſem Beiſpiel voran, und die kopfloſe Feigheit der Befehlshaber der Ordensburgen trieb auch manchen treuen Mann in das polniſche Lager. Vernichtet ſchien der Orden, ſein Heer lag erſchlagen, ſeine Schätze führte der Verrath der Entflohenen in's Reich. Mit Trompeten und Pauken, in feierlichem Zug, holte der Rath von Danzig den polniſchen Hauptmann ein, und dem Vertheidiger der Marienburg ſandte die Ritterſchaft des Kulmerlandes wüthende Fehdebriefe. „Das Gott nimmer an ihnen laſſe ungerochen,“ flucht der Chroniſt; denn ein Abfall war es unheimlich, ungeheuerlich ſelbſt für jene Zeiten, welche die jähe Wandlung der Gemüther oftmals geſehen. Wohl durfte das Volk ſich flüſternd erzählen, daß die Hochgebenedeite ſelber, den Polen blendend, in den Reihen der deutſchen Herren geſtanden, als das Unbegreifliche geſchah und gegen ſolche Uebermacht, gegen das eigene Feſtungsgeſchütz der Meiſterburg, in dieſem Pfuhle der Gemeinheit die Marienburg ſich hielt. Die Ruhr wüthete im Lager des Königs; „je länger er lag, je minder er ſchuf.“ Nach vergeblich wiederholtem Sturmangriff brach der alte meiſterloſe Sarmatengeiſt wieder aus, die beſchränkte Gewalt des Königthums vermochte nicht den unſtäten polniſchen Adel bei den Fahnen zu halten. Die Litthauer verweigerten die Kriegsfolge — ſo erzählen wenigſtens die Polen, um die Schuld des Mißlingens von ſich ſelber abzuwälzen — und Wladislaw zog ab nach zweimonatlicher Belagerung. Dieſer ungeahnte Erfolg erfüllte die Getreuen im Lande mit neuer Hoffnung; Burg auf Burg ergab ſich dem neuen Hochmeiſter. Als gegen Ende des Jahres König Sigmund von Ungarn mit einem Einfall in Polen drohte, ſchloß Wladislaw in verzagter Uebereilung den Thorner Frieden (Anfang 1411), der Alles wieder auf den Stand vor dem Kriege zurückführte. Nur Samaitenland ward für die Lebenszeit des Großfürſten an Litthauen zurückgegeben.

Vor wenigen Monden noch hatte Plauen ſein Knie gebeugt im

Zelte des Königs, Frieden erbittend von dem Uebermüthigen. Jetzt gebot er wieder über ein größeres Reich als jenes, das einſt dem Meiſter Winrich gehorcht. Aber wie anders waren den Beiden die Looſe gefallen! Der Eine leicht und freundlich dahin getragen von den Wellen des Glücks, ſein finſterer Nachfahr raſtlos und fruchtlos ankämpfend wider ein ungeheures Verhängniß. Wie ſollte ſeinem klaren Auge entgehen, daß er dem Zufall die Gunſt des Friedens verdankte? Die Kapelle, die er auf dem Tannenberger Felde erbauen ließ, mahnte den Orden an den Tag der Schmach, an die Nothwendigkeit neuer Kämpfe. Eine unerſchwingliche Schuld, das Löſegeld für die Gefangenen, laſtete auf dem Lande, das die hunniſche Wuth des Feindes von Grund aus verwüſtet hatte. Ein zäher Wille, der zu vergeſſen nicht verſtand, ſollte herrſchen über einem Volke, das in kurzen Wochen zweimal den Eid gebrochen. Zornmuthig brach der Meiſter ſelbſt den Eid, den er beim Friedensſchluß dem König zugeſchworen, daß das Vergangene vergeben ſei, ließ die entflohenen Brüder in Feſſeln aus dem Reiche zurückführen. Und wenn er ſie muſterte, die Elenden, die noch übrig waren von dem weiland großen Orden, eine zuchtlos trotzige Jugend, die des Ordens ſchöne Tage nicht geſehen, und eine Handvoll verlebter Greiſe, die alltäglich baten um Erlöſung von der Bürde ihres Amtes: dann erwachte in dem Freunde des erſten Hohenzollerſchen Kurfürſten, dem ſtolzen Manne, der die Gnade Gottes ſichtbarlich zu ſeinen Häupten geſehen, der verwegene Gedanke, daß des Ordens alte Satzung verwirkt ſei durch den ungeheuren Frevel, daß des Erretters Wille allein herrſchen ſolle unter den Ungetreuen. Mißachtete er alſo das Recht des verfallenden Ordens, ſo erkannte der Blick des Staatsmannes, daß der friſcheren Kraft des Adels und der Städte die Theilnahme an der Leitung des Staats ſich fortan nicht mehr verſagen ließ. Darum errichtete er (1412) den Landesrath von Abgeordneten der Städte und des Landadels mit dem Rechte der Steuerbewilligung und der Zuſtimmung in allen wichtigen Landesfragen: — ein Schritt vermeſſener Willkür, denn das Geſetz verbot dem Orden ſtrenge den Beirath weltlicher Leute, aber eine Nothwendigkeit, denn furchtbare Leiſtungen mußte der Orden jetzt von dem Lande heiſchen. Während das Glück dem finſteren Herrſcher den Rücken wandte und Seuchen und Mißernten zerſtörten, was der Koſak zu vernichten vergeſſen hatte, mußte zweimal ein Schoß ausgeſchrieben werden von Jedermann bis herab zu den Mägden und Mönchen. Der harte Herr erſchien dem Volke als ein verwegener

Neuerer; auch die unſichere Ueberlieferung, die ihn einen Freund huſſitiſcher Ketzereien nennt, giebt davon ein Zeugniß. Mehrmals ſchon war offener Aufruhr blutig niedergeſchlagen worden. Eidechſenritter und deutſche Herren hatten ſich verſchworen wider das Leben des Meiſters und hart gebüßt. Das reiche Danzig, in den letzten bewegten Jahren zum Bewußtſein ſeiner Macht gelangt, verweigerte den Schoß, vermauerte den Zugang zur Ordensburg, baute daneben einen feſten Thurm, den Kiek in de Kuk, um zu ſchauen, was man braue in des Ordens Küche. Endlich ließ der gewaltthätige Comthur, des Meiſters Bruder, einige Vornehme des Raths ungehört erſchlagen — ein Verbrechen, das lange fortlebte im Gedächtniß der erbitterten Bürger. Der Hochmeiſter aber ließ die Blutthat unbeſtraft, bildete einen neuen Stadtrath aus Anhängern des Ordens. Dazwiſchen ſpielten widrige Händel mit den vertriebenen Biſchöfen, den Häuptern des großen Landesverrathes, die gemäß dem Frieden Wiedereinſetzung verlangten; Plauen jedoch verweigerte „die Natter im Buſen und das Feuer im Gehren zu hüten.“

So vergingen dem Meiſter zwei ſorgenvolle Jahre. König Wladislaw erkannte an der jammervollen Zerrüttung des Ordenslandes die Thorheit des übereilten Friedensſchluſſes. In der That, was auch überkluge Gelehrte dawider ſagen, die alte Tradition der Schulen iſt im vollen Rechte, wenn ſie den Untergang des Ordens von der Schlacht von Tannenberg datirt: von jenem Tage an hörten die Deutſchen auf die Herrſcher zu ſein unter den Weſtſlaven, und der Orden verlor, was einem Militärſtaate die Hälfte ſeiner Macht bedeutet, den Ruf der Unbeſiegbarkeit. Das Ordensland war, ſeit es von katholiſchen Feinden umringt ſtand, nichts Beſſeres mehr als die anderen deutſchen Territorien; die Gäſte, die jetzt noch nach Preußen zogen, wußten allein noch die Widerſtandskraft der feſten Ordensburgen zu rühmen, und dieſe defenſive Kraft des ausgeſogenen Landes konnte zuletzt doch nur durch die Geldmittel, die der Orden aus ſeinen deutſchen Gütern zog, erhalten werden. Des Sieges gewiß, begann daher Wladislaw ein Syſtem frechſter Gewaltthätigkeit wider den Orden. Seine Hauptleute fielen plündernd ein in das preußiſche Grenzland, der preußiſche Kaufmann ward auf polniſcher Heerſtraße niedergeworfen; ja, der Litthauerfürſt erbaute auf dem Gebiete des Ordens die Veſte Welun und gab den Klagenden die bedeutende Antwort, ganz Preußen habe dereinſt ſeinem Volke gehört. Noch ging der Meiſter friedliche Wege. Er bat den

Ungarnkönig Sigmund um seine Vermittlung. Der aber vergaß seiner Pflicht gegen das Reich. Gleichwie er später, dem Dänen zu Lieb, den deutschen Schauenburgern ihr Erbrecht auf Schleswig absprach, so sah er jetzt in dem Kampfe der Deutschen mit den Polen nur die willkommene Gelegenheit sich zu bereichern. Die Vermittlung mißlang.

Nun erst entschloß sich Plauen, kraft eigenen Willens, ohne Rath der Gebietiger wie des Landes, den friedlosen Frieden zu brechen (Herbst 1413). Doch wenn der Plauen wagte das Ungeheure zu thun, im Orden war Einer, der Marschall Küchmeister von Sternberg, der wußte noch sicherer, dies Geschlecht werde das Ungeheure nicht ertragen. Der starke behäbige Mann, ein feiner Diplomat des gemeinen Schlages, berechnete in diesem welthistorischen Kampfe nur die niedere Leidenschaft des kleinen Menschen. Die Rechnung trog ihn nicht. Schon waren die Polen ins Land gefallen und der Kampf begonnen um die durch Plauen's Eifer wohl gerüsteten Grenzburgen; da verbot der Marschall dem Bruder des Meisters vorzurücken, die Mannschaft folgte dem Rebellen, und der Kriegszug ward abgebrochen. Nun berief Plauen auf St. Burkhardstag (14. October 1413) das Capitel, den meuterischen Marschall zu bestrafen. Dort tagten zusammen alle die Neidischen, über deren Schultern der junge Held zum Meistersitze sich emporgeschwungen, die geängsteten Friedensseligen und die Tiefgekränkten, die seine zornige Herrscherhand gefühlt, und Sternberg's überlegene Nüchternheit wußte sie also zu leiten, daß von unreinsten Händen die Strenge des Gesetzes geübt und Heinrich Plauen des Meisteramtes entsetzt ward, weil er den Orden gerettet hatte, um — seine Satzung mit Füßen zu treten. Aber — zu so flauem Endschluß gelangten in dem kläglichen Capitel der grimme Haß der Jungen und der Alten kurzsichtiges Mitleid — dem unerhört beleidigten gefährlichen Manne gab man die bescheidene Comthurei von Engelsburg. Dort saß der Entthronte, in der Kraft seiner Jahre, im öden Einerlei eines subalternen Amtes. Er sah das Meisteramt in Sternberg's Händen; die Mörder, die einst sich gegen ihn verschworen, waren begnadigt, das Land, geleitet von dem Stumpfsinn der Feigheit, eilte haltlos dem Verderben entgegen. Aus dem Reiche herüber klangen die wüthenden Klagen seiner Freunde wider die „meyneyden verretters selbwachsen kotzen kotzen sone," aber nur scharfe Worte konnte das Reich ihm bieten. Da befreundete sich endlich die verbitterte Seele des Mißhandelten mit dem Plane, abermals,

wie einſt im Lager vor Marienburg, das Knie zu beugen vor dem Polenkönige und unter dem Schutze polniſcher Waffen zurückzukehren in das Meiſterſchloß. Ein tragiſches Geſchick hat ihm verſagt, durch Thaten zu beweiſen, wie groß oder wie gemein er dieſen Plan verſtand. Sein Verkehr mit Polen ward entdeckt, er ſelbſt in feſten Gewahrſam gebracht (1414). In häßlicher Proſa endet nun dies dämoniſche Heldenleben. Sechszehn Jahre lang hat er den Tod bei lebendigem Leibe ertragen; noch beſitzen wir die Briefe, worin der „Aldemeiſter" den neuen Gewalthabern klagt, daß ſeine Hüter Meth und Brot ihm allzu ſpärlich reichen; erſt am ſpäten Abend ſeines Lebens ward ihm abermals ein beſcheidenes Amt, das Pflegeramt zu Lochſtädt, zugewieſen. Den Orden aber beherrſchte fortan eine ſolche Wildheit blinder Parteiwuth, daß die ſpäteren amtlichen Darſteller der Ordensgeſchichte über die unvergänglichen Verdienſte des großen Mannes gänzlich ſchwiegen, nur von ſeiner Härte, ſeinem Verrathe zu erzählen wußten. Den ſicherſten Anzeichen zum Trotz hat die Gutmüthigkeit neuerer Hiſtoriker jene letzte Schuld des Helden beſtreiten wollen, die wir allerdings nur aus den übertreibenden Erzählungen der Gegner kennen. Wie die triviale Theologie ſich die Idee der Gottheit nur aus lauter Negationen aufzubauen weiß, ſo ſpukt in der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft noch vielfach eine moraliſirende Nüchternheit, welche Menſchengröße nur als das Gegentheil des Frevels zu begreifen vermag, uneingedenk der tiefen Wahrheit, daß jeder große Menſch reich begabt iſt zur Sünde wie zum Segen.

Seit jenem St. Burkhardstage ſchwindet die letzte Spur der Größe aus dem entarteten Staate. Kaum daß dann und wann ein tapferer Kriegsmann auftauchte aus der Gemeinheit des verachteten Ordens, der nicht mehr auf des Reiches friſche Kräfte zählen durfte, ſondern in Wahrheit wurde „der deutſchen Geburt Spital, Zuflucht und Behältniß." In denſelben Oktobertagen des Jahres 1413, da des Ordens ſittliche Kraft zerbrach, hatte der Reichstag von Horodlo den Bund zwiſchen Polen und Litthauen feſter geſchloſſen, die litthauiſchen Bojaren in die Sippen des polniſchen Adels aufgenommen, den katholiſchen Charakter des Doppelreiches noch beſtimmter ausgeſprochen. In ewig neuen Einfällen berennt nun dies zum Bewußtſein ſeiner Ueberlegenheit erwachte Reich den Ordensſtaat. Samaiten, Sudauen, Neſſau werden in unwürdigen Friedensſchlüſſen abgetreten. Geſchmäht von dem Deutſchmeiſter, daß er „alſo gar weichlich und liederlich dem Feinde widerſtanden," betheuert der Militärſtaat dem Kaiſer, dem Papſte, dem Con-

cilium seine Friedensliebe. Wer durfte sie bezweifeln, seit der Orden den alten Feind, den Litthauerfürsten, unter seine Halbbrüder aufgenommen? Aber Niemand mochte vermitteln in dem ungleichen Kampfe. Ganz offen vielmehr ward an den Höfen die Ansicht ausgesprochen, daß der Orden keine Stätte mehr habe in der monarchischen Welt; ihm wäre besser, daß er auf Cypern oder an der türkischen Grenze das Markgrafenamt wider die Heiden von neuem übernähme. Es waren Kämpfe von principieller, nationaler Bedeutung. Fester schloß sich das fanatische Bündniß der Slavenstämme. Mit den Hussiten und den Pommerfürsten, als „den Verwandten ihres Blutes," standen Polens Könige im Bunde. Schon wird von polnischen Unterhändlern unter den Preußen die slavische Lehre gepredigt, daß Preußen polnisch Land sei, wie seine Ortsnamen beweisen. Ja, als bei Tauß und Tachau des Reiches Adel den Dreschflegeln der hussitischen Bauern erlegen war und weithin durch des Reiches Niederlande der Klang der böhmischen Trommeln Verderben kündete Allem, was deutsch war und Sporen trug: da brach auch eine Schaar der Ketzer mit ihrer Wagenburg in die Ordenslande, plünderte das Kloster von Oliva, grüßte das Meer mit dem wilden Czechensang: „die ihr Gottes Krieger seid" und füllte die Feldflaschen mit dem salzigen Wasser, zum Zeichen, daß die baltische See den Slaven wiederum gehorche, wie weiland in den Tagen Otakar's des Böhmen. Aber so wenig, wie des Reiches Adel, wird der Orden durch dies verderbliche Anwachsen der Macht des Erbfeindes zu sittlicher Erstarkung begeistert. Von neuem entbrennt der innere Zwist. Drei Convente zugleich sagen dem Marschall den Gehorsam auf, insgeheim unterstützt von Land und Städten; Hochmeister und Deutschmeister entsetzen sich gegenseitig. Endlich verliert der Orden sogar seinen reindeutschen Charakter. Schon Heinrich von Plauen wird von den Danziger Chronisten beschuldigt, er habe, das Gott erbarm, die Hochzungen zur Herrschaft gebracht. Seitdem trat im Orden selber der Haß der Niederdeutschen gegen die Baiern, Schwaben und Fränkelein widrig hervor, und nach langem häßlichem Zwist mußte der Hochmeister versprechen, die gleiche Zahl aus jeder Landschaft des Reichs in seinen Rath zu berufen. In dieser Anarchie festigt sich die Libertät des Landes. Schon stellen die Städte bestimmte Forderungen, bevor sie dem Hochmeister huldigen, das Land vermittelt in den Spänen der deutschen Herren. Der von Plauen gegründete Landesrath umfaßt in seiner neuen Gestalt (1430) unter 24 Mitgliedern nur 6 deutsche Herren — so gänzlich hatte sich der Schwer-

punkt der Macht verſchoben. Die endloſen Kriege fraßen das Mark des Landes, hohe Zölle und der Eigenhandel des Ordens erbitterten den Bürger. Dazu traten unverſchuldete Unglücksfälle: wiederholte Mißernten und das räthſelhafte Ausbleiben des Herings vom hanſiſchen Fiſchplatze auf Schonen (ſeit 1425). Recht und Friede waren den Preußen verloren, ſeit die Landſtreifen der Ordensritter ſich machtlos zeigten wider das räuberiſche Geſindel, das der Krieg auf die Heerſtraße geworfen. Rüſtig ſchürten die Polen den Unmuth unter dem Adel im Oberlande und in Pomerellen, deſſen Väter vor hundert Jahren noch der polniſchen Adelsfreiheit genoſſen.

Aus ſolcher Verbitterung erwuchs der vermeſſene Gedanke des preußiſchen Bundes, der am 14. März 1440 auf dem Tage zu Marienwerder von einem Theile der Ritterſchaft und der Städte beſchworen ward. Ein Staat im Staate, ſollte er anfangs nur einen Jeden bei ſeinem Rechte ſchützen, bald aber beſtellte er einen ſtehenden geheimen Rath und ſchrieb Steuern aus unter den Bündiſchen. Des Bundes Seele waren die Stadtjunker von Danzig und ein oberländiſcher Ritter Hans von Baiſen, ein verſchlagener ehrgeiziger Herr, der als Knabe ſchon am Hofe des großen Heinrich Plauen die Schwäche des Ordens durchſchaut hatte und jetzt von weiten Kriegsfahrten eine ausſchreitende Kraft heimbrachte, die unter der Ordensherrſchaft den nothwendigen Raum nicht fand. „Der vorgifte lame trache und baſiliscus, aller vorreter der ergeſte“ heißt er in den Chroniken der Ordensleute. Die treuloſe Staatskunſt unfähiger Hochmeiſter, welche den Bund zuerſt beſtätigte, um ihn bald nachher vor dem Kaiſer zu verklagen, trieb neue Genoſſen in die Reihen der Bündiſchen und den Bund ſelber vorwärts auf ſeiner abſchüſſigen Bahn. Zwei Beweggründe vermiſchten ſich ſeltſam in dieſer Erhebung: die zu ihren Jahren gekommene Kolonie verlangte, wie billig, Selbſtändigkeit, Befreiung von einer altersſchwachen Staatsgewalt, und das unruhige Volk ſehnte ſich nach der meiſterloſen Anarchie der Polen. Als nun auf des Ordens Klage Kaiſer Friedrich III. den Bund „von Unwürden, Unkräften, ab und vernichtet“ erklärte und ſo der ſinkende Ritterſtaat ſich an das Reich anklammerte, das er kalt vergeſſen hatte in ſeinem Glücke, da wagte der Trotz der Libertät den letzten Frevel. Am 4. Februar 1454 unterſchrieben Land und Städte den Abſagebrief an den Orden; ein Stadtknecht des Rathes von Thorn überbrachte das Schreiben auf die Meiſterburg. Ihr habt uns für eigen angeſprochen, meinten die Bündiſchen, und die Natur

selbst lehrt Jeden die Gewalt abzutreiben, den Missethäter mit der Faust zu strafen. Die Burg zu Thorn, die erste, die vor zwei Jahrhunderten der deutsche Eroberer im Heidenlande gebaut, ward erstürmt von dem wüthenden Pöbel. Auf das Feuerzeichen von den Thorner Thürmen erhob sich das Land, in wenigen Wochen waren 56 Burgen in des Bundes Händen. Und schon war der Baisen auf dem Wege nach Krakau, dem König Kasimir IV. die Herrschaft anzubieten über Preußenland, „das einst ausgegangen von der Krone Polen."

Der König kam, und widriger wiederholte sich der Abfall des Tannenberger Jahres. Selbst einige der deutschen Herren huldigten; so gnadenreich war das Privilegium des Polen, das freien Handel und Theilnahme an der Königswahl in Polen verhieß und den Baisen zum Statthalter einsetzte. Nun tobt der gräßliche Bürgerkrieg: die deutschen Herren wüthen wider die „bündischen Hunde," die „das Eidechsengift" verderbt, Polen und Bündische wider die geistlichen Zwingherren und die „meineiden Schälke" in den Städten des Ostens, die nach langem Schwanken sich dem Orden wieder zuwenden. Jedermanns Hand wider die andere. Inmitten der Gassen, im Pregelhafen, kämpfen die Bürger der drei Städte Königsbergs ihre wilde Flußschlacht. In Danzig erheben sich die Zünfte wieder und wieder für den Orden, bis endlich die Stadtjunker obsiegen, die Gefangenen an die Ruderbänke im Hafen schmieden. Als der polnischen Freiheit erste Segnung ersteht hier ein herrisches Adelsregiment; des Ordens blühende Schöpfung, die Jungstadt Danzig, wird vernichtet durch den Handelsneid der altstädtischen Patricier. So schmachvollen Gewinn zu sichern, halten die Junker des Artushofes am zähesten zu dem Könige. Zumeist von Danzigs Gelde, von dem Geschmeide seiner Patricierfrauen, bestreiten die Polen die Kosten des Krieges. Arm an Thaten, überreich an allen Gräueln eines verwilderten Geschlechts wälzt sich der Krieg durch dreizehn Jahre: ein vollendetes Bild wüster Gemeinheit — stünde nicht neben dem schwachen Hochmeister Ludwig von Erlichshausen die stolze Heldengestalt des Ordensspittlers Heinrich Reuß von Plauen, der, herrisch wie sein Ahn, auf dem Felde von Konitz das Glück noch einmal an des Ordens Fahnen fesselt. Ein neuer Feind ersteht dem Orden in seinen eigenen Söldnern. Die ungeheure Soldrechnung zu tilgen, versetzt der Meister mehr als zwanzig seiner Städte und Schlösser, darunter die Hauptburg selbst, an das Kriegsvolk. Als der letzte Termin verstreicht, rücken die Söldner, zumeist ketzerische Böhmen, in das Meister-

ſchloß. Lärmend hebt an, inmitten dieſer großen Tragödie, der Taumel des höhniſchen Satyrſpiels. Durch den Kreuzgang, wo des Ordens Helden ruhen, jagt der Peitſchenſchlag der huſſitiſchen Söldner die Gebietiger; in die Zellen brechen die Rohen, binden die Ritter, ſcheeren ihnen den Vollbart. Endlich, am Pfingſttag 1457, wird der Meiſter aus der geſchändeten Burg vertrieben. Auf einem Kahne entkommt er die Nogat hinab nach Königsberg, und der mitleidige Rath der Stadt ſendet ihm ein Faß Bier durch einen Stadtknecht. Das Meiſterſchloß indeß war nebſt den anderen Burgen längſt von den Söldnern an den Polenkönig verkauft. Bald nach Pfingſten hielt der neue Herr ſeinen Einzug. Aber noch einmal hebt ſich aus der ſcheußlichen Entehrung ein tapferer Mann. Der Bürgermeiſter Bartholomäus Blome öffnet die Thore ſeiner Stadt Marienburg dem Reuß von Plauen. Drei Jahre lang haben dieſe beiden letzten Helden des Ordensſtaates die Stadt gehalten wider die Polen auf der Burg und im Lager. Dann erlagen ſie der Uebermacht, und der gefangene Bürgermeiſter ward von den Polen enthauptet.

„So weit das Auge reichte, war kein Baum und Geſträuch, daran man eine Kuh feſtbinden kann.“ An 16 Millionen ungariſcher Gulden hatten allein der Orden und der König an dieſen jammervollen Krieg gewendet. Selbſt die „Ungetreuen unſerer lieben Frau“ begannen dem Könige zu klagen, „wie jämmerlich wir von Euch und Euern Räthen verleitet worden ſind.“ Nur die Söldnerhauptleute hatten reiches Gut erworben, ſie wurden die Ahnherren von einem Theile des heutigen preußiſchen Adels. Aus dieſer Erſchöpfung beider Theile erklärt ſich des Kampfes faules, unmögliches Ende: der ewige Friede von Thorn (19. October 1466). Alles Land weſtlich der Weichſel und Nogat fiel an Polen, dazu das Kulmerland, Marienburg, Elbing und das ermeländiſche Bisthum, das wie ein Keil in das oſtpreußiſche Land hineinreichte. Die Weichſel war wieder ein ſlaviſcher Strom. Den Oſten des Landes empfing der Meiſter zurück als ein polniſches Lehen; es ſollen „der Meiſter und der Orden und alle ihre Lande für immer ſo mit dem Reiche Polen verbunden ſein, daß ſie zuſammen einen einzigen Körper, ein Geſchlecht und Volk in Freundſchaft, Liebe und Eintracht bilden.“ Zur linken Hand des Königs wird fortan im polniſchen Reichstage der Hochmeiſter ſitzen als „Fürſt und Rath des Reiches zu Polen,“ und die Hälfte der ritterlichen deutſchen Herren wird aus Polen jeglichen Standes beſtehen! Weinend, in zerriſſenem Kleide

ſchwor der elende Hochmeiſter in der Gildehalle zu Thorn dem Polen den Eid der Treue. Nie hat eine Großmacht kläglicher geendet. Der Vorgang war eine unauslöſchliche Schmach nicht nur, ſondern eine Unmöglichkeit, denn der polniſche Vaſall ſollte nach wie vor zwei unabhängigen deutſchen Fürſten, den Meiſtern von Deutſchland und Livland, gebieten.

Theilnahmlos ließ Kaiſer und Reich geſchehen, daß die Ohnmacht einer unbeweglichen Theokratie und der anarchiſche Uebermuth der Patricier und Landjunker „das neue Deutſchland“ an den Polen verriethen. „Sehet an die Beleidigung Eurer deutſchen Nation und die Pflanzung Eurer Voreltern,“ ſchrieb der Meiſter an den deutſchen Adel. Der aber hatte ſoeben ſeine beſte Kraft vergeudet in dem ruchloſen Kriege wider die Städte. Zucht und Gemeingeiſt ſchien dieſem entarteten Geſchlechte ganz entſchwunden, ſtändiſcher Haß ſeine einzige Leidenſchaft, blutiger Haß, wie er redet aus dem gräßlichen Hohnliede der Fürſtlichen wider die Bürger: „ſie ſollen fürbaß Wollſäck binden! Gott wöll, daß ſie mit ihren Kinden Land und Leut' verlieren!“ Schnöde Selbſtſucht überall: dem Landmeiſter von Deutſchland kam nicht in den Sinn, ſeine reichen Güter zur Rettung des Kernes der Ordensmacht zu opfern. Der livländiſche Zweig des Ordens, verſtimmt über die ſteigenden Anforderungen der Marienburger Brüder, ging längſt ſeines eigenen Weges; er wählte jetzt ſeinen Landmeiſter allein, hatte vom Hochmeiſter ganz Eſthland zu ausſchließlicher Beherrſchung erhalten und kämpfte dort wie an der Düna mit den Landtagen ſeiner unbotmäßigen Vaſallen. Kurz zuvor hatte der transalbingiſche Adel, verlockt von Dänemarks Gold und Freiheitsverſprechen, das deutſche Erbrecht ſeines Fürſtenhauſes preisgegeben und den Dänenkönig zum Herzog der Lande Schleswig-Holſtein gekürt. Und nicht lange, ſo traf des Ordens alten Schickſalsgenoſſen, die Hanſa, ein tödlicher Schlag. Der Moskowiter zog ſiegend ein in Nowgorod, die Bürgerglocke des deutſchen Freiſtaats verſtummte, und als dem deutſchen Narwa gegenüber das moskowitiſche Iwangorod ſich erhob (1491), war eine neue Macht, Rußland, in die baltiſche Politik eingetreten. Ein einziger Mann im Reiche, Kurfürſt Friedrich II. von Brandenburg, folgte mit dem Blicke des Staatsmannes dieſem Niedergange des deutſchen Weſens im Norden und Oſten. Der hielt die Mark mit harter Fauſt zuſammen und plante, die geſammte Oſtſeeküſte als einen Wall des Reiches ſeinem Hauſe zu erwerben. Durch Heirathen und

Erbverträge mit Lauenburg, Pommern, Mecklenburg bereitete er die Ereigniſſe einer großen Zukunft vor. Er erbot ſich die Dänen vom Boden des Reichs zu vertreiben, wenn der Kaiſer ihn mit Holſtein belehne; doch in Wien gönnte man das Reichsland dem Fremden lieber denn dem Hohenzollern. Auch Preußen faßte Friedrich's hoher Ehrgeiz in's Auge. Er durchſchaute die Fäulniß der Ordensherrſchaft und hoffte dem Lande ein deutſcher Erbfürſt zu werden. Aber ſeine Macht reichte nicht aus für ſo weite Ziele; er mußte ſich begnügen, dem Orden in ſeiner Geldnoth die Neumark abzukaufen (1454) und dies alte Erbland der Marken mindeſtens vor den Slaven zu ſichern.

„Brecht nur den alten Sündenkaſten ab, aber Kindeskind wird es beweinen," ſo rief der Reuß von Plauen, als er die Bündiſchen eine Ordensburg zerſtören ſah. Das Wort erfüllte ſich, in unſeligem Elend ſchleppte der verſtümmelte Staat ſich weiter. Undenkbar blieb der Neubau des Ordens, ſchon weil die Meiſter von Deutſchland und Livland jetzt mit vollem Recht dem polniſchen Vaſallen den Gehorſam weigerten und der Deutſchmeiſter ſogar förmlich als ein Fürſt des Reichs inveſtirt wurde. Unnütze Geſellen trugen den weißen Mantel, ſeit der ohnmächtige Orden keinen von dem Kaiſer oder einem Fürſten Empfohlenen abzuweiſen wagte. Die ganze Summe ſeiner Staatsweisheit beſchränkte ſich nun auf den armſeligen Plan, die verſprochene Aufnahme polniſcher Ritter in den Orden zu hintertreiben und das Meiſteramt ſo lange als möglich unbeſetzt zu halten, auf daß der Lehnseid vor der Krone Polen vermieden werde. Umſonſt. Man kannte in Krakau des Ordens Schwäche, man verſtieg ſich bis zu dem Gedanken, das Hochmeiſteramt für immer mit der Krone Polen zu vereinigen. Auf alle Fälle war der inſtinctive Panſlavismus der Zeit entſchloſſen, lieber alle Forderungen Rußlands zu bewilligen, als die Oberherrſchaft über Preußen aufzugeben. Gegen dieſen ſtarken Willen blieb der Orden angewieſen auf die Hilfe Roms, das treulos zwiſchen dem Orden und ſeinen Feinden ſchwankte, und auf die großen Worte des Kaiſers, der ſich in der ärmlichen Prahlerei gefiel, „der alte ehrliche Orden müſſe bei dem heiligen Reich und der deutſchen Nation verbleiben."

Da brach ſich endlich der Gedanke der Monarchie ſeinen Weg. Die deutſchen Herren wählten Herzog Friedrich von Sachſen zum Meiſter (1498), damit die Macht des Wettiner Hauſes den Orden ſtütze. Und das Ausſehen der Monarchie allerdings hatte man gewonnen. Ein weltlicher Hof prunkte zu Königsberg; herriſch, nach

Fürstenweise, klang des neuen Meisters Sprache. Ganze Comthureien zog man ein für den Unterhalt des Hofes; fürstliche Räthe und Kanzler, die nicht des Ordens Glieder waren, leiteten das Land. Die Landesverwaltung ward die einzige Sorge der Comthure, und kaum war noch die Rede von ihrem geistlichen Berufe. Kurz, die Trümmer des Ordensstaates waren auf dem Wege sich zu verwandeln in ein bescheidenes monarchisches Territorium wie andere auch im Reiche. Aber noch fehlte der königliche Wille eines Monarchen. Wie später in den großen Fragen der deutschen Staatskunst, so sollten hier in kleinen Verhältnissen die Hohenzollern das Spiel gewinnen, das die Wettiner schwach verloren. Nach Friedrich's Tode ward, in gleicher Absicht, Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach gewählt (1511), ein Fürst von mäßigen Gaben, doch beseelt von dem begehrenden Ehrgeize seines Hauses. Er war entschlossen, den Lehnsverband zu brechen, und Kaiser Max befahl ihm streng, den ewigen Frieden nicht zu beschwören. Aber schon hier, bei ihrem ersten Auftreten in Altpreußen, erfuhren die Hohenzollern, was das Kaiserwort eines Habsburgers bedeute. Derselbe Kaiser, der seit Jahren den Meister zum Widerstand gegen Polen ermuthigt, des Reiches Hilfe ihm feierlich versprochen, schloß (1515) plötzlich den Vertrag zu Wien mit den Königen von Ungarn und Polen, welcher den Habsburgern die Nachfolge in den Kronen von Böhmen und Ungarn zusprach und dafür — Preußen wieder auf Grund des ewigen Friedens der polnischen Lehnsherrlichkeit unterwarf! Danzig und Thorn wurden eximirt von der Gewalt des neugegründeten Reichskammergerichts und polnischen Gerichten untergeben. Als dann zu Augsbnrg Gesandte des Ordens und der Polen vor Kaiser und Reich erschienen, ihre Späne zu vertragen, hörte der Kaiser den Polen gnädig an und verbot dem Gesandten der deutschen Herren den Mund! Alle die stolzen Reden des Kaisers, daß der Orden in der Weltlichkeit allein zu kaiserlicher Majestät sich halten dürfe — sie hatten allein bezweckt, den Polenkönig so lange einzuschüchtern, bis er seine Zustimmung gab zu dem Vertrage, der das Erbe der Jagellonen an das Haus Habsburg brachte.

So vom Reiche verlassen, wagt der Hochmeister dennoch den ungleichen Kampf (1519), und zum letzten Male flackert unter dem deutschen Adel der Geist des alten Ritterthums empor, den die Gewalten der neuen Zeit alsbald ersticken sollten. Franz von Sickingen, in Wahrheit der letzte Ritter der Deutschen, wirbt ein Heer und schickt

ſeinen Sohn Hans dem Orden zu Hilfe, dazu „manche gute Vögel, die Nachtigall und die Singerin und anderes gute Feldgeſchütz.“ Aber des Meiſters unſichere Hand weiß, der ungeheuren Uebermacht gegenüber, das Heer nicht zu leiten. Geſchlagen, ſchließt er einen Beifrieden und geht Hilfe ſuchend in's Reich.

Jetzt endlich waren die Geiſter ſo weit gereift, um den anderen Gedanken zu verſtehen, der allein die Monarchie in Preußen verwirklichen konnte, den Gedanken der Säculariſation. Was ſoll die müßige, oft wiederholte Klage, daß das Geſchick dem Ordenslande nicht vergönnte, als ein mächtiger geiſtlicher Staat in die hellen Tage der Reformation einzutreten und dann ſogleich in ein ſtarkes weltliches Reich ſich zu verwandeln? Gerade ſo, ſo verfault und tief verachtet mußten die politiſchen Gebilde der alten Kirche ſtehen, wenn der vermeſſene Plan das Heilige zu verweltlichen Fuß faſſen ſollte in den Gemüthern. Längſt durchſchaut hatten die Preußen des heiligen Ritterbundes unheilige Weiſe; mit Leidenſchaft alſo ergriffen ſie den neuen Glauben. Am Chriſttag 1523 verkündete im Dome von Königsberg der Biſchof von Samland, Georg von Polenz, ſelber der Gemeinde „die große Freude, daß der Herr ſeinem Volke zum zweiten Male geboren ſei.“ Er war der erſte Kirchenfürſt der Chriſtenheit, der die Lehre des Evangeliums bekannte. Ein Jahr ſpäter entſtand die erſte Druckerei in Preußen. Mächtig wirkte die geiſtige Bewegung der alten Heimath auf das ferne Grenzland. Schon ſah man deutſche Herren den Predigern der neuen Lehre horchen. Schon war der weiße Mantel nicht ſicher mehr vor dem Spotte der Buben auf den Gaſſen. Viele legten freiwillig das mönchiſche Kleid ab. Auch an den Meiſter, auf ſeiner Bittfahrt durch das Reich, trat die neue Zeit heran. Nicolaus Oſiander redete ihm in's Gewiſſen; in Wittenberg mahnte ihn Luther, falſche Keuſchheit zu meiden und zur rechten ehelichen Keuſchheit zu greifen. Eine köſtliche Flugſchrift ging jetzt aus von dem Reformator an die deutſchen Herren. Schonungslos enthüllte ſein waches Gewiſſen die geheimſte Lüge des Ordensſtaates: „Ein ſeltſamer Orden zum Streitführen gegen die Ungläubigen, darum weltlich und mit dem weltlichen Schwert in Handen — und ſoll doch zugleich geiſtlich ſein? wie reimt ſich das zuſammen? Ein groß trefflich ſtark Exempel ſoll der Meiſter geben, eine rechte ordentliche Herrſchaft gründen, die ohne Gleißen und falſchen Namen vor Gott und der Welt angenehm wäre.“

Die lautere Wahrheit ſolcher Gründe kam des Meiſters dynaſtiſcher Ehrſucht zu Statten. Er trat über zu dem neuen Glauben ſeines Volkes und empfing kraft des Krakauer Vertrags (8. April 1525) das Land Preußen als ein weltliches Erbherzogthum von ſeinem Oheim König Sigismund zu Lehen, weil „aller Krieg und Zwieſpalt zwiſchen Polen und Preußen aus dem Mangel eines rechten, regierenden, erblichen Fürſten des Landes Preußen entſtanden.“ Die große Mehrheit der deutſchen Herren begrüßte mit Freuden das neue Weſen; nur wenige blieben ſtandhaft, allen voran — mit dem Starrſinn ſeines Hauſes — ein Heinrich Reuß von Plauen. Die oberſten Gebietiger des deutſchen Ordens wurden die höchſten Beamten des neuen Herzogs. Das ſchwarze Kreuz verſchwand aus Herzog Albrecht's Schilde, aber des Landes ſchwarzer Adler blieb, nur daß er jetzt das S des Lehnsherrn auf ſeiner Bruſt tragen mußte. Der Staat des Ordens war vernichtet. Und dennoch war dies ruhmloſe Ende der beſcheidene Anfang einer geſunden Entwickelung. Als der Staat endlich ehrlich ſein weltliches Weſen bekannte, gewann er die Kraft fortzuſchreiten und ſich umzubilden nach dem Wandel der weltlichen Dinge. Ein friſcherer Strom deutſcher Bildung ergoß ſich wieder über das Grenzland, ſeit der neue Herzog die Hochſchule Königsberg, die Albertina, gegründet hatte, und dankbar ſchrieb Luther: „ſiehe das Wunder, in vollem Laufe, mit vollen Segeln eilt das Wort Gottes in's preußiſche Land!“

Die geiſtliche Hülle aber, die der preußiſche Staat kühnlich abgeſtreift, friſtete noch lange ein ſpukhaftes Daſein. Den Herzog traf der Bannſtrahl des Papſtes und die Acht des Kaiſers. Die deutſchen Herren in Deutſchland entſetzten den treuloſen Meiſter, gaben den Ueberreſten des Ordens neue Statuten. Im Südweſten, dem klaſſiſchen Gebiete der verfaulten geiſtlichen Herrſchaften, hauſten ſeitdem die neuen Hoch- und Deutſchmeiſter. Die deutſchen Herren führten das unnütze Daſein vornehmer Mönche, ſperrten ſich ab von den geſunden Kräften der Nation durch die peinliche Ahnenprobe, welche der Orden in ſeinen großen Tagen nicht gekannt. Unverſöhnt und unbelehrt, nach theokratiſcher Weiſe, heiſchten ſie Jahrhunderte lang das Land Preußen von den unrechtmäßigen durchlauchtigen Detentores. Vielmals trug ſich der Hof zu Wien mit der Hoffnung, die Herrlichkeit des Ordens in dem Ketzerlande von neuem aufzurichten; noch der erſte König in Preußen mußte die lärmenden Proteſte des Ordens und des Papſtes wider die ange-

maßte Würde belächeln. Die Stürme der Revolution haben auch den trägen Hof von Mergentheim hinweggefegt, doch in dem gelobten Lande der historischen Reliquien ist das Zerrbild alter Größe wieder auferstanden. Hart am Fuße der sonnigen Weingelände steht in Botzen das prächtige Deutschherrenhaus; auf seinen Thoren prangt das schwarze Kreuz inmitten des Wappens der Habsburg-Lothringer. —

War Preußen den Polen erlegen, so sahen sich die deutschen Lande im ferneren Osten den Angriffen der Moskowiter bloßgestellt. Welch' unheilvolle Verwicklung! Rußland, der natürliche Bundesgenosse der Preußen gegen die Polen, war den Deutschen Livlands der „Erffiend"; ein Zusammenwirken des preußischen Ordens mit den Brüdern an der Düna blieb für jetzt unmöglich. Dazu die Zwietracht und Schwäche des heiligen Reichs, die beschränkte Binnenlandspolitik der Habsburger, endlich der Handelsneid unserer wendischen Städte, die den Livländern den Verkehr durch den Sund untersagten, gegen Riga und Reval dieselben Künste monopolsüchtiger Handelspolitik anwendeten, welche später England mit dem gleichen Erfolge gegen Nordamerika gebrauchte. Eine Zeit lang blühten die Städte am Dünabusen noch fort als die lachenden Erben der Handelsgröße von Nowgorod. In seinen letzten Jahren schaute der livländische Orden noch seinen ersten Helden, jenen gefeierten Walter von Plettenberg, der am See Smolin bei Pleskow (1502) — nach harter Arbeit zusammengesunken und auf den Knien weiterfechtend, wie die Sage geht — die Moskowiter auf's Haupt schlug und also seinem Lande einen fünfzigjährigen Frieden sicherte.

Doch der altgläubige Meister fand den Entschluß nicht, zur rechten Zeit den Spuren Albrecht's von Brandenburg zu folgen. Unterdessen hatten Knöpken und Tegetmeyer den Landen den evangelischen Glauben und einige Kenntniß der oberdeutschen Sprache gebracht. Dann, nach dieses Meisters Tode, mit den verheerenden Einfällen des schrecklichen Iwan begann die große Russennoth, ein entsetzlich blutiges Ringen. Hier wie in Preußen schwächten sich die Deutschen durch Verrath und Zwietracht also, daß ein Tartarenfürst rufen konnte, der Deutsche habe sich selber die Ruthe gebunden. Umsonst klagten die Meister dem Kaiser, „der erschrecklich große und mächtige Moskowiter drohe der Ostsee mächtig zu werden." Da endlich rettete der Landmeister Gotthard Ketteler Kurland vor dem sichern Verderben, nahm dies Gottesländchen als weltliches Herzogthum von der Krone Polen-Litthauen zu Lehen (1561).

Eine leidliche Zeit kam jetzt über dies glücklichste der baltischen Länder; auch die Undeutschen wurden durch Rehmer's lettische Passion, durch Uebersetzungen des Psalters und des Katechismus mit der lutherischen Lehre vertraut. Livland aber und das klassische Land des Bauerndrucks, Esthland, blieben durch viele Menschenalter der Zankapfel der nordischen Mächte. In diesen Jahrhunderten der Kriege gelangte der baltische Adel zu seiner Selbständigkeit — ein Geschlecht, herrisch gegen die Bauern, ausgestattet mit dem Rechte der „fliegenden Jagd" und zahlreichen andern adlichen Vorrechten, zähe haftend an den alten Sitten mittelalterlicher Gastfreundschaft gegen Gäste und Krippenreiter — ein Geschlecht von Deutschen freilich, doch mit einer Sprache, welche seit Luther's Tagen der Lebenskraft entbehrte, arm und ärmer ward, mit einem geistigen Leben, das an Gustav Adolph's edler Schöpfung, der Hochschule Dorpat, nur kümmerlich sich nährte.

Dann rief ein livländischer Edelmann, Patkul, ergrimmt über schwedische Willkür, abermals die Russen in's Land. Peter der Große und Katharina unterwarfen die deutsche Pflanzung ihrem Scepter. Die neue Herrschaft brachte zwar einen, den einzigen Segen, den lang entbehrten Frieden, aber auch neue Gefährdung der deutschen Sitte durch die russische Propaganda. Die Sünden der Väter bestraften sich an den Söhnen. Obgleich der Adel jetzt in milderer Zeit die Lasten der Bauern erleichterte, so hatte sich doch der alte Haß zu tief in die Herzen der Unterworfenen eingegraben. Die Verführungskünste der Popen fanden Anklang bei den Esthen und Letten; immer häufiger von Jahr zu Jahr sah der Wanderer aus dem eintönigen Nadelholze der Landschaft die glänzenden Kuppeln neuer griechischer Kirchen emporragen. Nach wie vor besaßen die Lande nur drei wahrhaft bedeutende Städte. Die Rechte der ritterlichen Landtage bildeten nahezu das einzige Bollwerk des Deutschthums in der Kolonie; und wenn der Uebertritt zahlreicher baltischer Edelleute in den russischen Staatsdienst den Fortbestand dieser adlichen Landesverfassung sicherte, so ward doch durch die enge Verbindung der deutschen Adelsgeschlechter mit dem Petersburger Hofe die Verschmelzung der Provinzen mit dem russischen Staate wesentlich gefördert. Selbst der Name der Herzogthümer ging den Landen verloren, und unter dem Czaren Nicolaus schien es in der That, als solle sich das liechtische Wort erfüllen, das damals aus Dorpat dem Kaiser zugerufen ward: „denn ewig ist des Schicksals Wille: wo Russen kommen, wird es stille." Erst die jüngsten Jahrzehnte bieten ein erfreulicheres Schau-

ſpiel. Das Volk beginnt zurückzukehren zu der in Thorheit verlaſſenen lutheriſchen Landeskirche; das deutſche Schulweſen ſchreitet langſam vor, das Verhältniß zwiſchen Herren und Bauern geſtaltet ſich erträglicher. Jedenfalls bleiben die ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen unter allen Kolonien unſeres Volkes die am meiſten gefährdete: eine ſchwache Minderzahl von Deutſchen, etwa 200,000 Köpfe unter einer Geſammtbevölkerung von nahezu zwei Millionen, erwehrt ſich hier mühſelig unter den ſchwierigſten Verhältniſſen, übermächtiger fremder Gewalten, und findet doch noch die Kraft, alljährlich Männer deutſcher Bildung in das innere Rußland zu ſenden. —

Im königlichen Preußen ward allein Danzig der neuen Herrſchaft froh. Im Alleinbeſitze des polniſchen Handels ſah der Stadtadel, von den Woiwoden begünſtigt, ſeinen Reichthum herrlich gedeihen. Weithin erklang der Ruhm der Stadt, als ein Danziger, Johann von Kolno, die Hudſonſtraße und die Küſte von Labrador entdeckte. Zur ſelben Zeit, in den Kriegen der beiden Roſen, flammte der deutſche Nationalſtolz der Danziger noch einmal hoch auf; der preußiſche Held der Hanſa, Paul Beneke, trieb auf der See die Engländer zu Paaren und brachte reiche Beute heim, darunter jenes köſtliche Gemälde, „das jüngſte Gericht," welches noch heute als „das Danziger Bild" in hohen Ehren bewahrt wird. Den Verrath an Deutſchland belohnte der Hof von Krakau anfangs durch reiche Gnade, er ſchenkte der Stadt ſogar ſeine Krone in ihr Wappen. Einmal freilich büßte ſie furchtbar für die alte Unthat: durch ein hartes Blutgericht des Polenkönigs (1526) ward das lutheriſche Bekenntniß heimgeſucht. Aber bald erkannten die Polen, mit welchem ſchweren Ernſte die Deutſchen ſich der neuen Lehre zuwandten; ſie wurden duldſamer, um ihre wichtigſte Provinz nicht zu verlieren. So behauptete ſich Danzig, auch nachdem die Hanſa zerfallen, inmitten der polniſchen Anarchie als eine reiche freie Stadt, in einer ähnlichen ſelbſtändigen Stellung wie Straßburg unter den Bourbonen.

Das übrige Land dagegen empfand ſchwer die Untreue, die klägliche politiſche Unfähigkeit der Polen. Untergraben wurden die Grundlagen reinerer Menſchenſitte, die deutſcher Fleiß gelegt; in Preußens Ober- und Unterſtänden ward das Gebahren des polniſchen Reichstags eifrig nachgeahmt. Ein Ziel nur lockte die neuen Herrſcher, die Vernichtung deutſcher Sprache und Sitte. Malborg hieß fortan die Meiſterſtadt, Chelmno das alte Kulm, und die deutſchen

Adelsgeschlechter Oppen, Hutten, Falken, Götzendorf dünkten sich adlicher, seit sie sich Bronikowski, Chapski, Plachecki, Grabowski nannten. Von den verbrieften Landesrechten sank eines nach dem andern dahin. Schon Hans von Baisen sah die Vergeltung hereinbrechen über den Verrath, der die Freiheit bei dem Feinde gesucht, und starb gebrochenen Herzens. Das Amt des königlichen Gubernators ging ein, polnische Edelleute drängten sich in die Woiwodenstellen und auf den Bischofssitz von Ermeland. Hundert Jahre nach dem Thorner Frieden verkündigte der Reichstag von Lublin die vollständige Vereinigung der Provinz mit dem Polenreiche; die Stände Preußens sollten fortan auf den Reichstagen der Adelsrepublik erscheinen. Zwei Jahrzehnte darauf herrschte auch in den Landtagen des königlichen Preußens die polnische Sprache.

Und wahrlich, der widernatürliche Zustand, daß Slaven über Deutsche herrschten, konnte dauern, das Werk der Slavisirung konnte auch in den Städten des Weichselthales gelingen wie auf dem flachen Lande, hätten nicht die Jesuiten ihr Lager in Polen aufgeschlagen und das Reich als getreuesten Bundesgenossen in die Händel der Habsburger verwickelt. Stanislaus Hosius, der rührige Apostel der Jesuiten, der Leiter der Gegenreformation in Polen, begann auch in Preußen seine emsige Arbeit; noch heute erinnert die Braunsberger Theologenakademie, das Hosianum an sein Wirken. Im gemeinsamen Kampfe wider diese pfäffische Propaganda näherten sich einander die Städte Preußens und ein Theil des Adels, der von der Habsucht der Gesellschaft Jesu für seine Güter fürchtete. Weissagend rief nach dem Lubliner Tage der deutsche Edelmann Achatius von Zehmen den Polen zu: es werde dereinst ein Gewaltiger über sie kommen und ebenso mit ihnen verfahren, wie sie heute mit den Preußen.

So gereichte die Eroberung des königlichen Preußens auf die Dauer den Polen selber nicht zum Segen; sie brachte nur ein neues Element des Widerstandes zu so vielen anderen grollenden Volksstämmen, die unter der Fremdherrschaft des polnischen Junkerthums schmachteten. Halbwach erhielt sich in dem preußischen Bürgerthume ein deutsch-protestantisches Gemeingefühl, und aus der Dunkelheit dieser polnischen Zeit strahlt uns dann und wann eine echteste That deutschen Geistes entgegen. Zu Frauenburg sann und forschte ein deutscher Domherr in jeder sternenhellen Nacht während eines Menschenalters, bis endlich die ungeheure Wahrheit des Copernicanischen Weltsystems dem

Grübelnden ſich erſchloß, und ſein großer Name der Stolz zweier feindlicher Völker ward.

So recht den Kern des wüſten Regiments der Polen erfaſſen wir in den Schickſalen der Meiſterburg. Geplündert und geſchädigt von der heiduckiſchen Beſatzung fiel die Hochburg zuletzt an die Jeſuiten, und was die Roheit der Heiducken nur halb vollbracht, vollendete die Culturbarbarei der frommen Väter. Anbauten im Jeſuitenſtile ſchoben ſich nun zwiſchen die hehren Werke der Meiſter, die ſchmutzigen Hütten ſchottiſcher Krämer umgaben die Burg, und in den Grüften der Annakapelle räumten die Meiſterleichen den Jeſuiten die Stätte. Zwiſchen den Pfeilern der Remter zog der Pole dünne Wände, weil er der Kühnheit der deutſchen Gewölbe nicht traute, und die ernſte Wahrhaftigkeit des Ziegelrohbaues ward bedeckt mit der lügenhaften Hülle des Gipſes. Es frommte nicht wider das Werk der Zerſtörung, daß der prächtige Auguſt der Starke die Burg bezog, die er nicht verſtand, und ſeine Gräfin Koſel eine Weile ihre feilen Reize in dem Remter zeigte, den einſt der Sporentritt der deutſchen Herren durchhallt. —

Bei dieſer erdrückenden und zugleich verführeriſchen Nachbarſchaft des großen Slavenreiches, „wo Alles adlich war," vermochte das herzogliche Preußen, arm und entvölkert, nur durch zwei Häfen dem Weltverkehre geöffnet, durchaus nicht, jene vorſchreitende Staatskunſt zu wagen, welche ſein ketzeriſcher Urſprung ihm vorſchrieb. Unbändig vielmehr, beſeelt von altem deutſchherrlichen Trotze und den Ideen polniſcher Adelsfreiheit, wuchs der preußiſche Adel den ſchwachen Herzögen und ihren Günſtlingen über den Kopf, hielt in ſelbſtgenügſamer Beſchränktheit die Fürſten von allen europäiſchen Händeln fern, und ſelten nur griff er zu den Waffen — wenn es galt den wilden Aufruhr der Bauern wider den Druck der Junker blutig niederzuwerfen. Wie Ein Mann hielten der Adel und das ſtolze Königsberg zuſammen gegen die Bauerſchaft und die Hinterſtädte. Der lebendige Proteſtantismus war erſtarrt und verwandelt in bewegungsloſe lutheriſche Rechtgläubigkeit. Schwert und Acht drohte den Anhängern Melanchthon's, die der Hof begünſtigte. Wenn die Herzöge das Läſtern auf den Kanzeln wider den Calvinismus verboten, ſo ließ der Adel von dem polniſchen Lehnsherrn das Verbot vernichten und die Lehre Calvin's für Teufelswerk erklären. In die Fremde zog, weſſen Herz noch erfüllt war von dem ſtreitbaren Geiſte der Reformation: aus dem öden Stillleben der

Provinz eilte das heldenhafte Geschlecht der Dohna hinaus in die Glaubenskriege der Hugenotten. Es war die gelobte Zeit des lutherischen Junkerthums; aber, gemeiner als in den Marken, sank hier, in der alten Heimath des schroffsten deutschen Nationalstolzes, der Trotz des Adels zu nacktem Landesverrathe herab. Fortwährend „polenzten" die Herren Stände, sie verkehrten unablässig mit dem polnischen Hofe und nahmen die Jesuiten, als Helfer wider ihren Fürsten, gastlich in Königsberg auf. Willig schützte auf ihren Ruf die Krone Polen die ständischen Ansprüche gegen den Herzog und erwirkte sich sogar das ungeheuerliche Recht, preußische Landtage zu berufen ohne Willen des Herzogs.

Gehässiger, schonungsloser noch ward die Widersetzlichkeit des Adels, als das Kurhaus Brandenburg zuerst die Vormundschaft über den letzten Ansbacher Herzog, dann die Herzogswürde selbst erhielt (1618). Jetzt galt es im Geiste des starrsten Particularismus die „Politik des Vaterlandes" gegen den „märkischen Despotismus" zu behaupten. Unverstanden ging an dem Stumpfsinne dieses Junkerthums die verheißende Erscheinung Gustav Adolph's vorüber, vergeblich mahnte er in seiner herzgewinnenden Weise, Extrema zu ergreifen, und rief dem Trotze der Libertät die warnenden Worte zu: „dankt Gott, daß ihr nicht Polens unmittelbare Unterthanen seid." Man wußte, daß der Hof von Wien damit umging, auch das herzogliche Preußen der Krone Polen gänzlich zu unterwerfen; dennoch blieben die Stände neutral in dem Weltkampfe. Das Land sah den tiefsten Fall der Monarchie, als Georg Wilhelm von Brandenburg, flüchtig vor dem deutschen Kriege, in Königsberg seinen ärmlich würdelosen Hofstaat hielt.

Unter seinem Sohne endlich begann das alte Wort besorgter Polen sich zu erfüllen, daß Preußen in den Händen von Brandenburg der Untergang Polens sein werde. Wie mußte der große Kurfürst sich drehen und winden, um aufzusteigen aus dieser häßlichen Erniedrigung! Nur des Polenkönigs Gnade hatte ihm gestattet, seinem eigenen Vater eine calvinische Todtenfeier zu halten. Seine Commissarien wurden als „fremder Potentaten Abgesandte" von den Ständen Preußens zurückgewiesen, seinen Truppen schlossen die Städte die Thore. Doch nach wenigen Jahren war der mißachtete Vasall der Krone Polen das Zünglein in der Wage des polnisch-schwedischen Kriegs. Alle Kunstgriffe verschlagener Diplomatie mußte er gebrauchen, bis endlich mit der

Schlacht von Warschau Brandenburg als eine neue Militärmacht in die Reihe der europäischen Mächte trat und der Vertrag von Welau dem Kurfürsten die Souveränität in Preußen gewährte (1658). Wieder kamen harte Kriegszeiten; der ganze Süden des Landes ward also entvölkert, daß späterhin in Sudauen und Galindien eine massenhafte Einwanderung polnisch-litthauischer Arbeitskräfte erfolgen konnte, die sich der genauen historischen Kenntniß gänzlich entzieht. Ganz im Sinne dieser Zeit der Fürstenallmacht verstand der Herrscher seine neue Würde. Noch gab es in Preußen steife Nacken, die der neuen Größe sich nicht beugten; doch nach hartem Kampfe siegte die bittere Nothwendigkeit der reinen Monarchie. Preußen und Cleve, Brandenburg und Minden waren fortan membra unius capitis, eines deutschen Staates Glieder. Und siehe, als der Kurfürst die Schweden in wilder Jagd über das Eis des frischen Haffs bis vor die Wälle von Riga trieb, da stand freiwillig die Bauerschaft Preußens in Waffen, führte den kleinen Krieg wider den Reichsfeind. Mochte man fluchen der eisernen Zucht des Selbstherrschers; eine schönere Zeit war gekommen, dies Volk hatte wieder ein Vaterland.

Selbst in den trübsten Tagen war in dem Grenzvolke ein Hauch deutschen Geistes lebendig geblieben. Dem verwilderten Geschlechte des großen Krieges hatte Simon Dach die herzerwärmende Weise reiner, rechtschaffener Liebe gesungen, und ein Jahrhundert nachher, mit Hamann, Herder, Kant, stieg über Preußen ein Tag geistigen Ruhmes empor, wie ihn die Zeit des Ordens nie gesehen. Als über dem rothen Adler von Brandenburg der schwarze königliche Aar von Preußen sich erhob und die entlegene Provinz fest und fester mit dem Hauptlande verwuchs, da erlebte Preußen einen schönen Kreislauf der Geschichte, ein wahrhaftes ritornar al segno, wie es Machiavelli als das Heil der Staaten gepriesen. Denn wieder, wie in des Ordens großen Tagen, stand jetzt die geschlossene Einheit des deutschen Staats der staatlosen Anarchie der Polen gegenüber, und gebieterisch wahrten die Könige von Preußen die Rechte ihrer polnischen Glaubensgenossen wider die Gewaltthaten der Jesuiten.

Der große König hat endlich den alten Theilungsplan des Ordens verwirklicht und das geraubte Erbtheil unserem Volke wieder zurückgebracht. Am 14. September 1772 stand General Thadden mit dem Regimente Sydow vor dem Thore von Marienburg, und von selber

hob sich der Schlagbaum. Am 27. September tagten die Stände des Landes im Conventsremter der Burg und huldigten dem deutschen Fürsten. Ein erhebender Gedanke fürwahr, könnten wir König Friedrich uns vorstellen, wie er über die Jahrhunderte hinweg den Plauen und Kniprode die Hände reicht als der Retter ihres deutschen Culturwerkes. Und eine Ahnung allerdings von dem großen welthistorischen Sinne der Wiedereroberung Westpreußens schwebte vor dem Geiste des Königs. Denn schon in jungen Jahren erzählte er in den mémoires de Brandebourg mit scharfen Worten die Schmach des deutschen Ordens, und die Marienburger Huldigungsmedaille führte die vielsagende Inschrift: regno redintegrato praestata fides. Aber auch nur eine leise Ahnung war in dem Könige lebendig. Die Schriften seines Alters sagen unzweideutig, daß er in der neuen Provinz zunächst nur die Kornkammer des Nordens, die Wasserstraße der Weichsel, die nothwendige Verbindung zwischen Pommern und Ostpreußen erblickte und die willkommene Beute auch dann nicht verschmäht hätte, wäre sie von jeher slavisches Land gewesen. Auch die amtliche Rechtfertigungsschrift erwähnt des Ordens nicht, redet nur von den vergessenen Erbansprüchen Brandenburgs auf Pomerellen. Wie wenig die aufgeklärte Zeit die romantische Größe des Ordensstaates verstand, das hat die fortgesetzte Mißhandlung der Meisterburg noch unter Friedrich's Herrschaft klärlich bewiesen. Hüten wir uns also, in seine Seele ein Bewußtsein des Volksthums zu legen, das seinem Jahrhundert fern stand. Freuen wir uns vielmehr, daß kraft einer segensreichen Nothwendigkeit dieser Staat dann unfehlbar seinen deutschen Beruf erfüllt hat, wenn er in kalter Berechnung sein eigenes Wohl zu fördern verstand.

Längst verwischt ward die zweideutige Weise der Erwerbung durch die würdige Benutzung. Die halb erstickten Keime deutschen Wesens sind unter preußischer Herrschaft fröhlich aufgegangen, und seitdem ist Westpreußen unser nach jedem heiligsten Rechte; denn was dort gedeiht von Recht und Wohlstand, von Bildung und guter Menschensitte, ist deutscher Hände Werk. Und abermals sah Königsberg den flüchtigen Hof eines bedrängten Hohenzollern in seinen Mauern; und abermals, doch herrlicher als in den Tagen des großen Kurfürsten, erwuchs dem wankenden Staate frische Kraft aus der Liebe seines Volkes. Derselbe Königsberger Landtag, der vormals oft die Polen zu Hilfe gerufen wider seinen deutschen Fürsten, wagte jetzt die erste That unseres Freiheitskrieges, und das schwarze

Kreuz des Landwehrmannes zierten schönere Kränze als jene, die einst das schwarze Kreuz des deutschen Herrn geschmückt. Damals hat das neue Deutschland des Mittelalters dem Mutterlande die alte Wohlthat dankbar heimgezahlt.

Als ein Nachklang jener hochaufgeregten Tage begann, gefördert von den Spenden des gesammten Landes, der Wiederaufbau der alten Meisterveste: — ein bedeutsamer Wink für den Historiker, der die Herzensgeheimnisse einer Epoche am sichersten aus ihrer historischen Sehnsucht erräth. Und — wie um den verzweifelten Trübsinn Lügen zu strafen, der unserer Zeit die Kraft des Schaffens abspricht — dem Meisterschlosse gegenüber spannen heute die Brücken von Dirschau und Marienburg ihr Joch über den gezähmten Strom, echte Werke der modernen Welt. Allerdings ein neues Leben ist in dieser Grenzerwelt erwacht. Wohl zeigte sich zuweilen in dem Blute des schwer lenksamen, herb urtheilenden Volkes noch ein Tropfen von dem alten Eidechsengifte; doch in den Parteikämpfen dieses Jahrhunderts hat der selbstbewußte Rationalismus der Altpreußen jederzeit ein nothwendiges Gegengewicht gebildet gegen die Mächte des Beharrens. Der erste Burggraf des neuerstandenen Meisterschlosses war Friedrich Theodor von Schön, der freieste Kopf unter den Staatsmännern Preußens.

Dem Preußen ziemt es nicht, sich selbstgefällig an dem Glücke der Gegenwart zu weiden. Denn noch sind die Schätze der Provinz nicht zur Hälfte gehoben; noch ist der Wohlstand, der das Land vor dem Tannenberger Tage schmückte, bei weitem nicht wieder erreicht; noch sind dem Handel die Adern unterbunden durch die Grenzsperre des Nachbarlandes. Doch bleibt es erquickend, zu gedenken, wie die zähe Arbeit vieler Geschlechter ein gutes Land gerettet hat aus dem großen Schiffbruche der deutschen Kolonien. Alltäglich noch tragen Deutsche die Segnung der Cultur gen Osten. Aber mürrisch wird im Slavenlande der deutsche Lehrer empfangen als ein frecher Eindringling; nur in Preußen blieb er Bürger und Herr des Bodens, den sein Volk der Gesittung gewann. Nach Jahrhunderten wieder ist das Grenzland eingetreten in den Staatsverband der deutschen Nation, enger denn jemals mit dem großen Vaterlande verbunden. Wie einst die vereinte Kraft des deutschen Ordens und der Osterlinge den Ruhm der Deutschen in den fernen Osten trug, so prangen heute, ein glückverheißendes Zeichen, die vereinten Farben Preußens und der Hansa im Banner unseres

neuen Reiches. Die militäriſchen und die bürgerlichen Kräfte deutſcher Nation haben abermals einen feſten Bund geſchloſſen, der ſo Gott will nie wieder ſich löſen wird; und jener Kaiseraar, den die entlegene Mark in allen Stürmen der Zeit treu bewahrte, breitet wieder herrſchend ſeine Schwingen über das deutſche Land. Ein Thor, wer nicht beim Anſchauen dieſes wirrenreichen und dennoch ſtätigen Wandels einer großen Geſchichte die vornehme Sicherheit des Gemüthes ſich zu ſtärken vermag. Kräftigen wir daran — was der Hiſtorie edelſte Segnung bleibt — die Freiheit des hellen Auges, das über den Zufällen, den Thorheiten und Sünden des Augenblicks das unabänderliche Walten weltbauender Geſetze erkennt. —

Bundesstaat und Einheitsstaat.*)

(Freiburg im Breisgau 1864.)

*) Wörtlich wieder abgedruckt aus der zweiten Auflage vom Herbst 1865.

Aus den Schwankungen der öffentlichen Meinung in den letzten Jahren tritt eine erfreuliche Erscheinung zweifellos hervor: ein sehr reizbares Gefühl für die Ehre des deutschen Namens ist in der Seele unseres Volkes rege. Doch es fehlt viel, daß diese unbestimmte Empfindung sich zu klarer Einsicht, zu festem Willen fortgebildet hätte. Während des letzten italienischen Krieges täuschte sich der nationale Instinkt auf unbegreifliche Weise über das Ziel, er hielt die Gewaltherrschaft des Hauses Lothringen in Italien für eine Ehrensache Deutschlands. In der neuesten schleswig-holsteinischen Bewegung war zwar das Ziel ein deutsches und hochberechtigtes, aber in der Wahl der Mittel sind die Patrioten selten glücklich gewesen. Wir sahen die Einen mit dem Vertrauen der Kinder an Höfe herantreten, deren Dasein auf dem Niederhalten des nationalen Gedankens beruht. Wir hörten Andere um sich werfen mit revolutionären Kraftworten, welche dann erst einen Sinn erhalten, wenn die Barrikaden bereits gebaut sind, heute jedoch, da den Massen jede revolutionäre Neigung fehlt, mit der vernichtenden Wucht des Lächerlichen zurückfallen auf die Redner. Sogar der Plan eines neuen Rheinbundes ward unverhohlen von Vielen gepredigt zur Rettung Deutschlands. In sehr weiten Kreisen offenbarte sich das sicherste Kennzeichen unreifer politischer Bildung: das leichtfertige Aendern der Ueberzeugung. Von besonnenen Männern der preußischen Partei ward plötzlich der Gedanke der preußischen Hegemonie als für immer unmöglich verworfen; und rasch, in jähem Wechsel, wie aus der Zaubertasche des Tausendkünstlers, stiegen immer neue, immer schattenhaftere Entwürfe empor. Das Nachtgevögel der Napoleonischen Zeit — die Trias, der Bund der Mindermächtigen, das Directorium, die längst todt geglaubten — erstanden aus dem Grabe: als könnte sich der welthistorische Plan, einem staatlosen Volke einen Staat zu gründen, nach

den Enttäuschungen eines Winters richten! Niemals seit den Wiener Verträgen trat die unheilbare Fäulniß unseres Bundesrechts erschreckender an den Tag. In einer Lebensfrage unseres Volkes sahen sich die achtzehn Millionen Deutschen der Kleinstaaten zu schimpflicher Ohnmacht verurtheilt, jeder Möglichkeit gesetzlichen Wirkens beraubt. Das Wenige, was durch die Bewegung im Volke erreicht ward, stand in einem unerhörten Mißverhältniß zu dem Redepomp der Volksversammlungen. Ein Krieg ward geführt um die wichtigsten Interessen des deutschen Bundes, und der Bund ließ sein Schwert in der Scheide ruhen! Der größte Erfolg ist errungen, dessen Deutschlands auswärtige Politik sich seit fünfzig Jahren rühmen kann. Aber während in allen gesunden Völkern Angesichts glücklicher Kämpfe gegen das Ausland der innere Hader sich zu mildern pflegt, schauen wir eben jetzt die widerwärtigsten Ausbrüche des Hasses und des Neides. In demselben Jahre, da Preußens tapferes Heer unserem Vaterlande zwei köstliche Grenzlande erobert, erklären Männer, die sich Deutsche nennen, in erfreulicher Uebereinstimmung mit den Dänen und Engländern: Preußen sei aus Deutschland ausgeschieden! Wahrlich, die Verwirrung aller Begriffe hat ihren Höhepunkt erreicht. Die bisher von den Parteien der nationalen Reform gebrauchten Mittel sind als wenig wirksam erwiesen. Mit lauter Schadenfreude bezeichnet der Particularismus bereits die gesammte nationale Bewegung als ungefährlich. Eine abermalige Zersetzung der heute wirr durch einander gewürfelten, nur scheinbar versöhnten Parteien steht uns unvermeidlich bevor. Schroffe, unversöhnliche Gegensätze sind im deutschen Bunde wider die Natur zusammengeschweißt. Wer darf sagen, ob sie im heilsamen Kampfe, derweil es noch Zeit, auf einander platzen oder schlaff und träge sich dahinschleppen werden, wie einst in den unseligen Tagen des Religionsfriedens, bis sie ihre schöpferische Kraft verlieren und ein verspäteter Krieg, wie jener der dreißig Jahre, Elend über das Vaterland, Beute den Fremden bringt?

Solch eine Stunde der Verwirrung verbietet jeden Gedanken an augenblickliche Durchführung deutscher Reformen. Um so lauter mahnt sie, rückschauend mit historischem Sinne die Berechtigung jenes Ideales zu prüfen, welches für die große Mehrzahl der deutschen Patrioten den Mittelpunkt aller politischen Wünsche bildet. Ist der Plan, die deutschen Monarchien zu einem Bundesstaate zu vereinigen, möglich und eines großen Strebens werth? — Diese Betrachtung wird uns zu der Einsicht führen: so einfach und zweifellos, wie die bundesstaatlichen Theo-

retiker wähnen, ist der Weg nicht vorgezeichnet diesem schwer ringenden Volke. Wohl überkommt uns eine bittere Empfindung, wenn wir, weitab ins Thal verschlagen, uns gestehen müssen, der Kamm des Gebirges, den wir halb erstiegen wähnten, liege noch vor uns. Aber wir wissen auch: das muß ein niederes Ziel sein, das ein ungeübter Wanderer beim ersten Suchen mühelos ersteigt. Mancher jener gutmüthigen Selbsttäuschungen, welche heute die deutsche Luft verfinstern, werden wir entgegentreten. Doch wenn ein Sohn dieser jungen Tage von den Gebrechen seines Volkes redet, so kann ihm gar nicht in den Sinn kommen, nach der Weise der bösen alten Zeit seinen Witz zu üben an seinem Lande; ihm versteht sich ohne Worte, daß ein Deutscher zu sein unter allen Umständen ein Stolz und eine Freude ist. Ebenso wenig mag er nur daran denken, die Zeit, die wundervolle, zu lästern, darin wir gewürdigt sind zu leben. Leichter mögen wir unserem Leibe entfliehen als der Zeit, die uns gezeugt. Das haben wir zu allermeist gelernt an jenen frommen Eiferern, die mit dem Hochmuthe der Seligen die tiefe Verderbtheit unserer Tage schelten; eben ihr hoffärtiges Lästern beweist, daß sie selber angefressen sind bis ins Mark von einer unleugbaren Krankheit dieser großen Zeit, von der maßlosen Ueberhebung des Individuums.

I. Die Märchenwelt des Particularismus.

Wäre die Frage der deutschen Einheit einer jener Händel, welche durch Vernunftgründe gewonnen, durch Beweise verloren werden: nie hätte dann eine Sache so verzweifelt gestanden wie heute das Spiel des deutschen Particularismus. Nichts ist so unvernünftig, daß sich nicht ein Grund dafür finden ließe. So haben denn die Berechnung derer, welche wünschen müssen Deutschlands Ohnmacht zu verewigen, und jene deutsche Genügsamkeit, die auch das Unerträgliche sich zurechtzulegen weiß, mit erstaunlicher Empfindsamkeit im Wetteifer eine Welt von Mythen geschaffen, welche beweisen sollen, Deutschland sei von Anbeginn zur Zersplitterung verurtheilt. Aber die Trostgründe des Particularismus wollen Keinen mehr beschwichtigen, seine Schreckmittel wollen nicht mehr schrecken, und wenn er mit dreister Stirn die historische Nothwendigkeit der deutschen Kleinstaaterei behauptet, so lassen wir uns das Köstlichste

im Menſchenleben, den Willen, nicht mehr aus der Geſchichte hinwegſtreiten. Was ſpätere Geſchlechter eine hiſtoriſche Nothwendigkeit nennen, das war immer nur eine Möglichkeit, die erſt durch den Willen und die Thatkraft der Nationen zur Wirklichkeit wurde, nur eine Combination von politiſchen Verhältniſſen, welche die Schickſale der Handelnden zwar erleichtern oder erſchweren, doch nimmermehr allein beſtimmen konnte. Faſt mit denſelben Gründen, welche heute die Nothwendigkeit der Zerſplitterung Deutſchlands beweiſen ſollen, wird dereinſt einem glücklicheren Geſchlechte dargelegt werden, dies Land ſei von Anfang an zur Einheit berufen geweſen. Durchwandern wir raſch die Fabelwelt des Particularismus; jeder halbwegs helle Kopf mag ſie mit wenigen Worten beſeitigen. Es iſt unerläßlich, zunächſt dies Geſtrüpp hinwegzureuten, wenn wir freien Boden zur Verſtändigung gewinnen wollen.

Vergeblich ſucht man das Beſtehende im deutſchen Bunde mit dem Schilde der Legitimität zu decken. Rechtliche Bedenken, wahrlich, ſind es nicht, was die deutſche Nation verhindern kann, den wider Recht wiederauferſtandenen Bundestag zu beſeitigen. Die Vertheidiger des trägen Beharrens thäten wohl, ſich endlich nach einem minder verſchliſſenen Schlagworte umzuſchauen. Les rois s'ent vont — das iſt das Wort eines Thoren, wenn es ſagen will, unſer Welttheil mit ſeiner monarchiſchen Geſchichte ſtrebe nach republikaniſchen Formen; doch es iſt eine ſchneidende Wahrheit, wenn es bedeuten ſoll, der kindliche Glaube an die göttliche Berufung fürſtlicher Geſchlechter ſei der geſitteten Welt für alle Zeit entſchwunden. In allen Ländern ringt ſich das werdende Staatsrecht einer neuen, menſchlicheren Epoche an's Licht empor. Zur Wahrheit werden ſoll, auch in der Monarchie, der oberſte Grundſatz des öffentlichen Rechts, daß jedem Rechte eine Pflicht entſprechen muß, daß in ſtaatlichen Dingen kein wohlerworbenes Recht beſtehen darf um eines Menſchen, ſondern allein um des Staates willen. Wer wähnt, dieſe Ideen, davon die moderne Menſchheit ſich nie mehr trennen kann, würden innehalten vor der deutſchen Grenze? Das allein ſteht in Frage, ob die deutſche Nation ſelber die Kraft finden wird, dieſe Ideen in ihrem Staatsrechte zu verwirklichen, oder ob abermals, wie am Beginn unſeres Jahrhunderts, den Fremden das Richteramt zufallen wird.

Es ſchreckt nicht mehr, wenn der Particularismus den Unitariern zuruft: Ihr wünſcht die Revolution! — Niemand wünſcht ſie; ſchmerzlich genug hat dies Volk erfahren, was eine Umwälzung bedeutet. Aber wir ſehen die Uebel des Beſtehenden, das nicht zu Recht beſteht, wachſen

und wachſen, alſo daß endlich nur ein kühner revolutionärer Entſchluß Recht und Ordnung ſchaffen kann in dieſem verfaſſungsloſen Lande. Alle höher ſchlagenden Herzen preiſen die Italiener und jene Verſchwörung unter freiem Himmel, die das einige Italien gründete, und die Staatsmänner Preußens um die „Revolution im guten Sinne, geradeswegs hinführend zu dem großen Ziele der Veredlung der Menſchheit," wodurch die Menſchenwürde unſeres vierten Standes anerkannt ward. Kein ſalbungsvolles Gerede juriſtiſcher Theologen wird unſere Nation hindern, einen ähnlichen Entſchluß um ihrer Einheit willen zu faſſen — ſobald ſie die Macht dazu beſitzt. Und auch das Geſpenſt des Cäſarismus, womit man ſie zu bedrohen liebt, wird ſie nicht abſchrecken. Als eine dauernde Staatsform iſt die Herrſchaft des Säbels bei dem Charakter unſeres Volkes unmöglich; als ein Uebergangszuſtand iſt ſie ein ſchweres aber erträgliches Leiden, wenn ſie die Einheit unſeres Staates begründet.

Seltener — denn ein wenig Schamgefühl hat der Particularismus allmählich von ſeinen Gegnern entlehnt — etwas ſeltener wagt ſich die Warnung hervor, ein deutſcher Staat bedrohe die Ruhe und das Gleichgewicht Europas. Alſo aus zärtlicher Rückſicht auf fremde Völker ſoll dieſe Nation einer heiligen Pflicht entſagen, auf politiſches Daſein verzichten? Johannes Müller und Heeren durften noch ungeſtraft den Deutſchen Beſchwichtigungsgründe dieſes Schlages bieten; heute beginnt auch der beſcheidenſte Deutſche das Bettelhafte ſolcher Geſinnung zu begreifen. Und iſt es denn wahr, was die Friedfertigen rühmen, der deutſche Bund habe den Frieden Europas erhalten? Vielmehr, der Friede erhielt ihn. Niemand bezweifelt, ſeine Verfaſſung werde beim Ausbruche des erſten allgemeinen Krieges rettungslos zuſammenbrechen. Nicht eher wird der Welttheil dauernd zur Ruhe gelangen, als wenn die Mitte des Feſtlandes kräftig genug geworden, um den begehrlichen Neigungen der Nachbarvölker Halt zu gebieten; Eroberungspolitik wird das ſich ſelber zurückgegebene Deutſchland niemals treiben. Wohl ſträubt ſich die kurzſichtige nur den Augenblick erwägende Berechnung der Nachbarn heute wider dieſe Erkenntniß. Das aber kann ein großes Volk nicht hindern, die nächſte günſtige Weltlage zu benutzen zur Erfüllung ſeiner nationalen Pflicht. Nach der vollzogenen Umwandlung wird dann, wie immer wenn das Nothwendige vollbracht iſt, die Welt ſich bekennen zu der großen ſegensreichen Wahrheit: die Intereſſen der Völker ſind harmoniſch.

Nicht minder machtlos geworden ist ein anderer Trostspruch, daran man in den Tagen der alten romantischen Schule den feingebildeten Mann erkannte: man müsse die deutschen Dinge sich naturwüchsig, organisch entwickeln lassen. Wir wissen endlich, daß dies unglückliche Wort „organisch" sich in der Politik immer da einstellt, wo die Gedanken aufhören. Es bethört uns nicht mehr, dies unwürdige Schlummerlied der Trägheit, das allzulange die deutsche Welt gemächlich eingewiegt hat. Schaut doch zurück um hundert Jahre auf die Staatenbünde der Niederlande und der Schweiz, auf unser eigenes heiliges Reich. Das, fürwahr, sind Staaten, die sich organisch entwickelten und entwickelten, bis die Gewalt des Fremden die verfaulten Trümmer höhnisch über den Haufen warf. So wahr ist es, daß jeder Staat des reformatorischen und, thut es noth, des durchgreifenden revolutionären Willens bedarf, soll nicht die Vernunft in ihm allmählich zum Unsinn werden. —

„Aber", tröstet uns der Particularismus, „alles staatliche Gedeihen hängt am letzten Ende ab von der sittlichen Gesinnung der Bürger; unter Söhnen Eines Volkes muß es möglich sein, die Einigkeit zu erhalten, auch wenn die Einheit des Staates fehlt. Zudem ist die Macht unter den Gliedern des deutschen Bundes gar zu ungleich vertheilt, in jedem entscheidenden Falle also wird der überlegene Einfluß der größeren Bundesstaaten zu einer Entscheidung zwingen." — Wir kennen sie, jene Einigkeit. Sie hat den Rheinbund nicht verhindert, sie hat noch unter dem Schutze des deutschen Bundes Deutsche gegen Deutsche unter die Waffen gerufen. Wohl erhält auch der tüchtigste Staatsbau, wenn er besteht, Werth und Inhalt erst durch die lebendige Staatsgesinnung seiner Bürger; aber die Gründung unentbehrlicher Institutionen zu unterlassen im Vertrauen auf die Verträglichkeit der Nation, das ist die Meinung eines Kindes. Die schwerste Wunde aller Staatenbünde hat Washington wie mit einem Schlaglichte beleuchtet, da er, aufgefordert der particularistischen Willkür durch sein persönliches Ansehen zu steuern, das goldene Wort sprach: „Einfluß ist nicht Regierung." Nicht auf den Zufall bauen darf die nothwendige Ordnung des Staats. Und wenn die Particularisten uns über den preußisch-österreichischen Dualismus beruhigen wollen durch den Hinweis auf manche gleichfalls unlogische und dennoch erprobte Staatseinrichtung des Alterthums, auf die beiden Könige Spartas und die Consuln Roms: so wollen wir zur Ehre der Einsicht unserer Gegner annehmen, daß sie nicht glauben, was sie

reden. Hat die gemeinſame Regierung mehrerer verantwortlicher Beamten, die einander überzeugen und belehren können, irgend etwas gemein mit der Theilung des politiſchen Einfluſſes unter zwei Großmächte, die ſich gegenüberſtehen, unverantwortlich, erfüllt von jenem nothwendigen Staatsegoismus, der jeder Belehrung ſpottet?

Eine andere Tröſtung des Particularismus konnte noch vor wenigen Jahrzehnten Deutſchlands hellſte Köpfe beſchwichtigen; heute iſt auch ihre Zeit dahin. In einem geiſtvollen Geſpräche, das Goethe's herzliche Theilnahme für unſer Land im ſchönſten Lichte zeigt, meinte der Dichter, darauf komme es an, daß die Koffer und die Waarenballen der Deutſchen uneröffnet an allen unſeren Grenzpfählen vorüberziehen. Ein gutes Wort für die Tage der Gründung des deutſchen Bundes, aber ein ſehr ſchlechter Troſt für dies junge Geſchlecht, dem die Seele ſchwillt von nationalem Stolze. Verachten würden wir uns ſelber, wenn je die Blüthe der Volkswirthſchaft uns einen Erſatz gewährte für die Ohnmacht unſeres Staates. Es beſteht ein tiefſinniger Zuſammenhang zwiſchen allen Theilen des Staatslebens. Jede Verbeſſerung auf einem Gebiete der Staatsthätigkeit vermindert nicht, nein, ſie lockt und reizt das Verlangen nach Reformen auf anderen Gebieten. Das hat Fürſt Metternich erfahren; vergeblich hoffte er durch den Lärm des Handels und Wandels den Ruf der Völker nach Freiheit zu übertäuben. Desgleichen wird jeder Poſt- und Zollvertrag zwiſchen den deutſchen Staaten das Verlangen der Nation nach politiſcher Einheit immer aufs neue verſtärken. Glaubt es dem Particularismus nicht, wenn er verſichert, zur Ehre des deutſchen Namens ſeien jene volkswirthſchaftlichen Verträge geſchloſſen. Nicht national, kosmopolitiſch vielmehr iſt die Natur des modernen Verkehrs; unausbleiblich reißt er die Scheidewände nieder zwiſchen Volk und Volk. Seit dem preußiſch-franzöſiſchen Handelsvertrage iſt die Volkswirthſchaft des Zollvereins mit der franzöſiſchen enger verbunden als mit der Production von Mecklenburg. Frage Jeder ſich ſelber, ob ein ſo ungeheuerlicher Zuſtand das Einheitsverlangen der Nation beſchwichtigen oder reizen muß. Auch wer als ein harter Manchestermann im Staate nur einen Hebel der Production erblickt, läßt ſich durch die nationalökonomiſchen Tröſtungen des Particularismus nicht mehr beruhigen. Wo dreißig Beamtenheere eine dreißigfach verwickelte Verwaltung leiten, da kann die Volkswirthſchaft unmöglich jener Freiheit und Fülle genießen, die ſie erreichen müßte in einem einigen Staate. Es wäre verlorene Mühe, mit Grün-

den der Sittlichkeit und des Ehrgefühls jene Phäaken zu bekämpfen, welche sich über die Ohnmacht des Vaterlandes mit dem süßen Bewußtsein trösten, daß in den Kleinstaaten die Steuern nur leicht auf dem Volke lasten. Das erste beste statistische Handbuch mag Jeden belehren, wie es in Wahrheit steht mit der vielgerühmten Wohlfeilheit der Kleinstaaterei. In Strelitz verzehrt der Hof 34, in der einen Linie des Hauses Reuß 35 % der Staatsausgaben. Für die Diplomatie bezahlt in Nassau der Kopf der Bevölkerung 5mal so viel als in Preußen, die Kosten der Finanzverwaltung sind ebendaselbst, verglichen mit den übrigen Regierungsausgaben, 7mal so hoch als in Preußen.

Vor ähnlichen Gründen bricht eine weitere Behauptung des Particularismus zusammen: Soll es uns nicht genügen, daß wir Eins sind in Schrift und Sprache, und alle Völker sich belehren an den Werken deutschen Geistes? Längst begraben ist jenes staatlose Geschlecht der Deutschen, das sich gemächlich an den Gedanken gewöhnte, als eine Genossenschaft von Denkern, Sängern und Schulmeistern, wie die versinkenden Hellenen, zu stehen unter den mächtigen Völkern. Jedes Buch, jedes Kunstwerk, das den Adel deutscher Arbeit offenbart, jeder große deutsche Mann, zu dem wir bewundernd aufblicken — Alles, Alles, was den Ruhm deutschen Geistes verkündet, ist heute ein Apostel des Einheitsgedankens, mahnet, die Einheit, die in der Welt des Denkens besteht, auch im Staate zu schaffen, verschärft den Schmerz, daß bei so großer Tüchtigkeit der Einzelnen unser Volk als Ganzes von den Fremden verspottet wird.

Solche Warnungen und Beschwichtigungsversuche des Particularismus werden verstärkt durch sogenannte historische Beweise. Seht auf die Karte, ruft man. Wo ist Deutschlands natürlicher Mittelpunkt? Die Natur selber hat uns zu ewiger Zersplitterung bestimmt. Auf solche Weisheit hat schon der Hellene das männliche Wort erwidert: „nicht das Land hat den Menschen, der Mensch hat das Land.“ Das von der Natur in zahllose kleine Bergländchen zerklüftete Unteritalien war Jahrhunderte lang ein großes Königreich, während in der oberitalienischen Ebene, die eine geographische Einheit bildet, eine Fülle von Kleinstaaten bestand. Auch unsere Väter sind nicht des Glaubens gewesen, der Mensch stehe als ein willenloses Wesen seinem Lande gegenüber; sie haben ein Reich der Wälder und der Sümpfe, das die Natur den Thieren und eicheleſſenden Barbaren bestimmt zu haben schien, verwandelt in die lichte Stätte eines reichen Culturvolks. Desgleichen

rühmen wir andere Völker, weil sie ihre Staatseinheit errangen trotz ungünstiger geographischer Verhältnisse. Wo ist Spaniens natürlicher Mittelpunkt? Und dennoch vermochte ein kraftvolles Fürstenpaar in dem Zeitraume Einer Regierung vier stolze Königreiche zusammenzuschweißen zu jenem spanischen Reiche, das den Jahrhunderten getrotzt hat. — Der Particularismus sagt sehr richtig: es giebt keine „natürliche" Hauptstadt Deutschlands, keine deutsche Stadt, welcher alle anderen neidlos den Vorrang zugestehen. Sicherlich; aber den möchte ich doch sehen, der mir beweist, daß München, Darmstadt, Bückeburg natürliche Hauptstädte sind. Eine Hauptstadt, die von Anbeginn auch von den entlegenen Provinzen als die natürliche und nothwendige begrüßt wird, mag sich der Particularismus auf den Inseln der Seligen suchen. Ist das die Weise, wie entschlossene Männer über die Zukunft ihres Volkes denken? Die Logik ernsthafter Patrioten muß vielmehr also lauten: wir brauchen eine Hauptstadt, wenn nicht die Einheit unseres Vaterlandes eine Phrase für Knaben bleiben soll. Mag immerhin die Entscheidung manche Interessen verletzen: laßt erst Jahrzehnte lang die politischen Kräfte Deutschlands auf Einer Bühne sich üben, die hervorragenden Geister unseres Volks in einem Mittelpunkte sich zusammenfinden — und es wird erfolgen, was vor allen Werken von echter Größe geschieht: an dem Vollbrachten wird die Welt gar nichts zu staunen finden. Auch London und Paris sind erst als Hauptstädte mächtiger Staaten geworden was sie sind.

Wir gelangen jetzt zu dem theuersten, heiligsten Satze der Particularisten, den sie wie ein Kleinod hüten und nach allen Seiten hin glitzern lassen. Er lautet: Wir leben in dem gelobten Lande der Decentralisation; mag solcher Zustand manches Uebel mit sich führen, tausendmal besser doch, als wenn wir in das eintönige, alles frische Leben aufsaugende Einerlei centralisirter Staaten verfielen! Das Wort gilt als unzweifelhaft und hat bereits eine Welt von Phrasen aus sich erzeugt. Ich aber meine, nie ist eine gröbere Unwahrheit gesagt worden, als die Behauptung, Deutschland sei das Land der Decentralisation. Die Wahrheit ist: unsere Staaten kranken an den meisten Uebeln der Centralisation, ohne einen einzigen ihrer Vorzüge zu besitzen. Wir können nicht wie Frankreich mit kühnem Entschluß die besten Kräfte des Vaterlandes rasch auf Einem bedrohten Punkte versammeln. Dennoch ist unsere Verwaltung nicht volksthümlich wie jene der Schweiz, sondern noch steht fremd und unvermittelt die Selbstverwaltung unserer Gemein-

den neben dem monarchischen Beamtenthume. Von dreißig unnatürlichen kleinen Mittelpunkten aus wird das Volk regiert, geleitet mit einer väterlichen, Alles bevormundenden Vielgeschäftigkeit, die in vielen Kleinstaaten keinem Gastwirth an der Grenze gestattet ein Vogelschießen zu halten, bevor die Landesregierung ihren Segen dazu gesprochen. So steht es mit der gepriesenen Decentralisation Deutschlands! Der nationale Liberalismus will jene dreißig kleinen Mittelpunkte beseitigen, die Leitung unseres Landes nach außen und die gesammte Gesetzgebung an Einer Stelle vereinigen, dagegen den Grundsatz der Selbstverwaltung auch in die Kreise und Provinzen einführen. Also soll Deutschland, gleich dem englischen Staate, die Vortheile der Centralisation und der Decentralisation zugleich genießen, derweil wir heute fast nur die Schattenseiten beider kennen. Die natürlichen Fehler großer Staaten lassen sich mildern durch eine weise Organisation der Verwaltung, die Mängel der Kleinstaaterei sind unheilbar.

Noch thörichter als die Angst vor der übermäßigen Centralisation des deutschen Staates ist die Furcht, in dem geeinten Deutschland werde verschwinden jene wunderbar gleichmäßige Vertheilung der Volkscultur, darum die Welt uns mit Recht beneidet. Meint man im Ernst, das Ergebniß einer tausendjährigen Culturentwicklung lasse sich durch Eine politische Veränderung vernichten? Die Centralisation des französischen Staats hat allerdings die Provinzen geistig verödet, aber nicht der erste Consul, nicht Richelieu hat sie geschaffen; seit mehr denn einem halben Jahrtausend, seit den Legisten Philipp's des Schönen, ward sie von allen Lenkern Frankreichs mit wundervoller Planmäßigkeit großgezogen. Was also in einem romanischen Volke durch sechshundertjährige Arbeit einer übermächtigen Staatsgewalt zur Freude der ungeheuren Mehrzahl der Franzosen gelang, das sollte möglich sein bei uns, die wir jene sechshundert Jahre in politischer Zersplitterung durchlebt haben — bei uns Germanen mit unserem unausrottbaren Drange nach Unabhängigkeit und individueller Ausbildung? Noch hat Niemand das deutsche Land genannt, dessen Cultur gelitten hätte, seit seine politische Selbständigkeit verging. Wie herrlich sind Köln und Nürnberg emporgeblüht, seit sie zu Provinzialstädten herabsanken! Also, in Preußen und Baiern hat die künstliche Zusammensetzung des Staates zu sehr straffer Centralisation gezwungen; dennoch ist die Eigenthümlichkeit der Cultur der Provinzen unversehrt geblieben. Um wie viel minder ist für ganz Deutschland eine Alles verschlingende Hauptstadt möglich! Wahrlich,

die centripetalen Kräfte ſind es nicht, was wir zu fürchten haben. Dank einer wirrenreichen und dennoch großen Geſchichte iſt jeder Gau, jede Mittelſtadt bei uns eine beſtimmte Cultur-Perſönlichkeit mit ausgeprägter Eigenart der Bildung, die heute unverlierbar feſtſteht. Nur in den Reſidenzen iſt jene Fülle geiſtigen Lebens, deren unſere Städte ſich rühmen, abhängig von dem Fortbeſtande der Zertheilung Deutſchlands. Auch unter ihnen verdanken einige ihre Blüthe nicht dem Hofe, andere, die öden Wohnplätze langweiliger und gelangweilter Leutnants und Geheimer Räthe, ſind ſchon heute für die Cultur unſeres Volkes werthlos. So bleibt nur eine ſehr geringe Zahl von Städten übrig, wie München und Stuttgart, wo mit dem Falle der Kleinſtaaterei ein eigenthümliches Culturleben zerſtört werden müßte. Wie die ausdrucksvolle Kraft, die durchgearbeitete Schönheit der Züge des Mannes ſich nicht vereinigen läßt mit den zarten Händen, den hellen Augen des Kindes, ſo gehen einzelne Vorzüge des kleinſtaatlichen Daſeins im nationalen Staate unvermeidlich verloren. Nur wer muthlos nach Vorwänden ſucht um keinen Entſchluß zu faſſen, wird ſein Urtheil über eine Lebensfrage unſeres Volks durch die Rückſicht auf das Schickſal weniger Reſidenzen beſtimmen laſſen.

Hier tritt uns ein anderer Lieblingsſatz des Particularismus entgegen, der, Dank der kleinſtaatlichen Begeiſterung unſerer Cultusminiſterien, bereits Eingang gefunden hat in die Geſchichtsbücher der Schulen: die Behauptung, nur in Kleinſtaaten erreiche die Geiſtesbildung ihre vornehmſte Höhe. Wer Kunde hat von der Neigung hiſtoriſcher Dilettanten, örtliche Erfahrungen leichtfertig zu generaliſiren, der wird eine ſo allgemeine Behauptung nur mit tiefem Mißtrauen anhören. Als William Temple den Staatenbund der Niederlande ſchilderte, war Amſterdam der erſte Markt der Welt, die Handelsgröße der deutſchen und italieniſchen Städte lebte noch in friſcher Erinnerung, und alsbald ſtand dem geiſtreichen Diplomaten der Satz feſt, England und Frankreich könnten ſchwerlich jemals die Handelsherrlichkeit der Niederlande erreichen, nur in Kleinſtaaten entfalte der Verkehr ſeine edelſte Blüthe. Wer kann das heute ohne Lächeln leſen? Und iſt der Glaube an den der geiſtigen Bildung günſtigen Zauber der Kleinſtaaterei etwa beſſer begründet? — Gleichviel ob die Völker in großen oder in kleinen Staaten lebten, das normale Verhältniß war bei allen Nationen dieſes, daß ihnen die Kunſt eine goldene Frucht an dem Baume ſtaatlichen Ruhmes reifte. Als das vornehmſte Zeichen der Geſundheit und harmoniſchen

Größe der englischen Geschichte bewundern wir, daß die großen Tage der englischen Kunst immer mit den Höhepunkten der politischen Entwicklung zusammenfielen. So stehen untrennbar neben einander: Chaucer neben dem schwarzen Prinzen, Spenser und Shakespeare neben der jungfräulichen Königin, Milton neben dem Protector, die geistvollen, lebenswahren Prosaisten unter Königin Anna neben den Besiegern Ludwig's XIV., Byron und Scott endlich neben den Bekämpfern Napoleon's. Ebenso hat in Athen, unter Spaniern, Franzosen und Niederländern, in den reichen, hochangesehenen, seegewaltigen Kleinstaaten Italiens die Kunst dann am kühnsten die Schwingen geregt, wenn eine stolze Freude an der Macht und Fülle seines Staates dem Volke die Seele schwellte. Dieselbe Erscheinung tritt uns in unserer eigenen Vorzeit entgegen, in den Tagen der Staufer und wieder beim Niedergange des Mittelalters, da in reichen kriegerischen Communen die gothische Baukunst emporblühte. Auch von dem staatlichen Leben gilt das feine Wort, daß der Mensch mit seinen Zwecken wächst. Wenn ein Staat ein reiches Maß politischer Freiheit gewährt oder in den großen Verhältnissen des Weltverkehrs regsam mitteninne steht — mit einem Worte, wenn ein Staat seinen Bürgern einen weiten geistigen Gesichtskreis eröffnet, dann darf er in der Regel erwarten, daß in seinem Schooße sich der Adel echter Bildung entfalten werde. Und daß, soweit das geistige Leben sich fördern läßt durch äußere Mittel, der reiche mächtige Staat einen Vortheil voraus hat vor dem armen, bedarf nicht erst des Beweises. In armen, ohnmächtigen, unfreien Kleinstaaten ist, soweit die historische Erinnerung der Menschen reicht, eine freie, menschliche Kunst nur einmal aufgewachsen: in der neueren deutschen Geschichte. Noch bleibt zu entscheiden, ob solche Herrlichkeit möglich ward, weil oder obgleich Deutschland zerspalten und zerrüttet war. Mir scheint das Letztere ganz unzweifelhaft. Wir werden den edelsten und eigensten Zug des deutschen Charakters, den verwegenen Idealismus, dann erst ganz verstehen, Lessing und den Männern von Weimar dann erst nach Gebühr danken und ihre reine Größe völlig würdigen, wenn wir gedenken, wie sie einem verschüchterten Geschlechte mißhandelter Kleinbürger zuerst die Seele erfüllten mit freien, menschlich heiteren Empfindungen. Unvergessen bleiben sollen die Verdienste einzelner hochsinniger Fürsten der großen Literaturepoche; für unsere Kunst im Ganzen und Großen gilt unbestreitbar das Geständniß Schillers: keines Mediceers Güte lächelte der deutschen Kunst. Aus den Tiefen der

eigenen Bruſt und aus den Werken des Alterthums ſchöpften jene Helden des Geiſtes den Muth, ihr Volk zu Menſchen zu erziehen in einem vornehmen Sinne, den die Fremden kaum verſtehen. Die Einwirkung der politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands auf die Werke der Claſſiker war die oberflächlichſte, ſie läßt ſich faſt nur an den Schattenſeiten derſelben erkennen. Wie vordem die Reformation in Folge der Zertheilung Deutſchlands mit einem halben Erfolge ſich begnügen mußte, ſo iſt es auch den großen Tagen von Weimar, Dank der Kleinſtaaterei, nicht gelungen, den Deutſchen eine nationale Bühne zu gründen, wie Franzoſen und Briten ſie beſitzen. Und verletzt uns ſelbſt in den ſchönſten Werken jener goldenen Zeit dann und wann eine unſichere, faſt unmännliche Empfindung, ſo finden wir die Erklärung allein in dem elenden Zuſtande des deutſchen Staatsweſens, der ein feſtes Selbſtgefühl der Nation, alſo auch des einzelnen Menſchen, nur mühſam gedeihen ließ. Doch ſchlage man das Verdienſt der deutſchen Dynaſtien um die Kunſt vergangener Epochen noch ſo hoch an: die Literatur der Gegenwart dankt unſeren Höfen ohne Zweifel nicht viel mehr als gar nichts. Ihre hervorragenden Talente leben zumeiſt in offenem Kampfe mit den beſtehenden politiſchen Verhältniſſen; die Blüthe unſerer Hochſchulen iſt von der Souveränität der Dynaſtien heute völlig unabhängig. Die großen Verdienſte der bairiſchen Könige Ludwig und Max heben dieſe Regel nicht auf. Und wie mag man noch von der culturfördernden Macht der Kleinſtaaterei reden, da Preußen unter höchſt ungünſtigen Verhältniſſen, in Ländern einer ſehr jungen Cultur und trotz der ſchweren Opfer, welche der Staat für die Landesvertheidigung verlangen muß, eine blühende Volksbildung großgezogen hat, welche der Geſittung in den Kleinſtaaten ſicherlich ebenbürtig gegenüberſteht? Liegt es nicht vielmehr vor Augen, daß die Geiſtesbildung durch Deutſchlands politiſche Zerſplitterung gehemmt wird? Wie groß und durchſchlagend ſind die ſchriftſtelleriſchen Erfolge bedeutender Köpfe in Frankreich und England, und wie manches deutſche Talent iſt zu Grunde gegangen, weil es in dieſem zerſplitterten Volke ſo gar ſchwer fällt gehört zu werden! Oder man ſchaue auf unſere periodiſche Preſſe! Rechnen wir alle guten Gedanken zuſammen, welche die Unzahl unſerer periodiſchen Blätter in Umlauf ſetzt, ſo mag die Summe dem geiſtigen Gehalte der engliſchen Preſſe nicht allzuweit nachſtehen. Und doch übt unzweifelhaft die engliſche Preſſe einen unvergleichlich größeren bildenden Einfluß auf das Volk: wenige bedeutende Blätter ſind eben eine ganz andere

sittliche und politische Macht als das sprichwörtlich gewordene deutsche Winkelblätter-Elend.

Man ruft uns zu: Danken wir nicht der Zersplitterung Deutschlands die schöne Mannichfaltigkeit unseres politischen Lebens? So meinte schon Heeren: wenn der Deutsche in seinem Vaterlande Republiken neben Monarchien sieht, so mag er sich des freuen, es wird ihn bewahren vor der Einseitigkeit des politischen Urtheils. Wahrlich, jene Einseitigkeit, die Heeren verwirft, ist nichts Anderes als die nothwendige, heilsame Befangenheit, welche jedem handelnden Menschen anhaftet. Es bleibt immerdar unmöglich, zugleich zu wollen und nicht zu wollen, obgleich die Deutschen in jener Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, welche das entschlossene Handeln verhindert, allerdings Großes leisten. Wer für das parlamentarische Königthum kämpft, kann nicht zugleich für die Republik und den Absolutismus wirken. Das also wäre die Bestimmung unseres großen Vaterlandes: den Studirenden der Staatswissenschaft als eine reichhaltige Sammlung von Modellen und Lehrexempeln zu dienen?! Als solche Meinungen vor einem halben Jahrhundert zuerst geäußert wurden, legten sie ein Zeugniß ab für die harmlose Naivetät der Zeit; wer sie heute nachspricht, macht sich schuldig der frivolen Mißachtung seines Vaterlandes. Gewiß, aus jener Fülle politischer und socialer Gegensätze, welche Deutschland umschließt, kann sich dereinst ein sehr reiches und vielgestaltiges Staatsleben erheben, wenn sie erst zu einem Reiche verbunden sind und auf einer gemeinsamen Bühne, wie schon einmal im deutschen Parlamente, sich versammeln, sich ergänzen und versöhnen. Heute, da jene Gegensätze politisch unverbunden neben einander stehen, erzeugen sie nur eine Welt von beschränkten örtlichen Vorurtheilen, im Oberlande jene stumpfe Binnen-Politik, die gar kein Auge hat für die welthistorische Macht des Meeres, in den Hafenplätzen jenes heimathlose Weltbürgerthum, das nichts hören will von der Erziehung des nationalen Gewerbfleißes. Wieder ist eine große Zeit der Verbrüderung der Menschheit über die Welt gekommen. Der Traum des Columbus, die uralte Gesittung Hinterasiens mit der europäischen Menschensitte zu verbinden, wird vor unseren Augen zur Wahrheit; die Südsee ist im Erwachen, sagt ein stolzes Wort. Und wieder wie beim Beginne der neuen Zeit sind es andere, mächtigere, einige Völker, welche dem Weltverkehre die neuen Bahnen brechen; den Deutschen ist nur gestattet, bescheiden in der Ferne den Spuren der Fremden zu folgen. Noch mehr, Millionen unseres Volkes, sogar aus hochgebildeten Stän-

den, hören mit ſtumpfer Verwunderung, wenn Einer als eine Schmach und ein Unglück beklagt, daß die Deutſchen in den allerwichtigſten Fragen der modernen Staatskunſt zur Rolle des Dieners, des Leidenden verurtheilt ſind. Und einem Volke, deſſen ungeheure Mehrheit ſo kläglich befangen iſt in engherzigen binnenländiſchen Begriffen, einem ſolchen Volke wagt der Particularismus nachzurühmen, es zeichne ſich aus durch die Vielſeitigkeit ſeiner politiſchen Geſichtspunkte!

Nur noch ſchüchtern ertönte vor Kurzem ein anderes Schlagwort, das die Liberalen der dreißiger Jahre gern im Munde führten, die Behauptung, die Kleinſtaaterei vernichten heiße Deutſchlands Freiheit zerſtören. Die Souveränität des Fürſtenhauſes iſt nicht gleichbedeutend mit der Freiheit des Volkes, und eine Gewaltherrſchaft im kleinſten Raume drückt am ſchwerſten — dieſe trivialen Wahrheiten begannen endlich auch dem Blödeſten einzuleuchten, da eine herbe Erfahrung ſie alltäglich bewährte. Erſt in dem Taumel der Orgien, welche neuerdings der preußenfeindliche Particularismus feiert, iſt dieſe Phraſe wieder aufgelebt. In allen Föderationen hat das hohe Wort Freiheit zum Deckmantel der ſchamloſen Selbſtſucht dienen müſſen: ſelbſt die Ariſtokraten der Südſtaaten Nordamerikas beſchönigten ihren Abfall mit demokratiſchen Redensarten. Auch in Deutſchland weiß der Particularismus den liberalen Widerwillen gegen die gegenwärtige preußiſche Regierung für ſeine Zwecke auszubeuten, und noch immer wollen beſchränkte Köpfe nicht einſehen, daß das demokratiſche Feldgeſchrei „erſt Freiheit, dann Einigkeit“ ein Unſinn iſt, denn es bedeutet: „erſt ſtaatliche Rechte, dann ein Staat“. — Einzelne harmloſe Seelen begnügen ſich mindeſtens mit dem kümmerlichen Troſte: „Daß in dreißig Staaten gleichmäßig ſchlecht regiert werde, iſt unmöglich, alſo muß ſich ein Aſyl für unſere freien Köpfe irgendwo in Deutſchland jederzeit finden. Wenn Deutſchland Einen Staat bildete, wäre die Möglichkeit allgemeiner Knechtſchaft gegeben!“ — Kein Engländer, kein Franzoſe, der ſich von ſolchen Reden nicht mit tiefem Ekel abkehren würde. Sie ſind das würdige Stichwort jenes markloſen Philiſterthums, das während der deutſchen Revolution ſich in der Prahlerei gefiel: wir wollen lieber freie Sachſen ſein als deutſche Sklaven! Und zu allem Ueberfluß iſt jener ärmliche Vergleich falſch geſtellt. So vielmehr ſteht die Frage: iſt ein einiger und volksfreier deutſcher Staat vorzuziehen dem gegenwärtigen Zuſtande, der allenfalls in einem Winkel des Vaterlandes ein Aſyl der Freiheit geſtattet? Dies und nichts Anderes iſt

die Frage; denn gelänge jemals unserem Volke das ungeheure Werk, die Gründung der Staatseinheit, so könnte ihm das ungleich leichtere, die Sicherung der parlamentarischen Institutionen, auf die Dauer nimmermehr fehlschlagen.

So kehren wir von allen Seiten her immer zu demselben Ergebniß zurück: Deutschlands Zersplitterung gereicht heute weder dem Wohlstande noch der Bildung, weder der Freiheit noch irgend einem anderen berechtigten Interesse unseres Volkes zum Vortheile. Der Particularismus muß sich zu seiner letzten traurigen Ausflucht wenden: „Dies Volk ist einmal unglückselig von Natur, nie wird der Hader seiner Confessionen, der angeborene Widerwille seiner Stämme die staatliche Einheit gestatten." — Der Hader unserer Confessionen, die längst gelernt, in paritätischen Staaten sich zu vertragen?! Der natürliche Widerwille jener wunderbaren „Stämme," der Hessen-Darmstädter, der Badener, davon die Ethnographen nichts ahnten, bevor Napoleon sie schuf?! Wäre den Stammesherzogthümern des Mittelalters geglückt sich zu behaupten, dann freilich ständen heute wenige kräftige Mittelstaaten, schroff geschieden durch Stammesart und Sitte, in Deutschland einander gegenüber. Aber ein gnädiges Geschick hat diesen naturwüchsigen Particularismus zerstört. Nirgendwo in Deutschland fallen heute die Stammesgrenzen mit den politischen zusammen, im preußischen Staate sind, außer dem bairischen, bereits sämmtliche deutsche Stämme vertreten, und Dank dieser bunten Vermischung ist unser Volk in Sitte und Sprache das einheitlichste der großen Culturvölker Europas geworden. Zwar im Süden empfängt der gemeine Mann den Norddeutschen mit unverhohlenem Widerwillen, und in einzelnen abgelegenen Gegenden des Nordens, in Mecklenburg und Schleswig-Holstein, wird Jeder, der südlich von Hamburg daheim ist, als ein windiger Süddeutscher mißtrauisch angesehen. In den verkehrsreicheren Distrikten von Nord- und Mitteldeutschland sind solche Vorurtheile doch schon so gründlich zerstört, daß man in Berlin und Leipzig kaum noch nach der Heimath eines Mannes sich zu erkundigen pflegt. Erst in der Fremde, wo der Mecklenburger sich leicht und herzlich dem Schwaben anschließt, derweil der Pariser an dem Bretagner, der Engländer an dem Schotten kalt vorübergeht, dort erst pflegt der Deutsche ganz zu verstehen, wie innig die geistige Gemeinschaft unserer Stämme ist. Es ist wahr, in einem Volke von so strengem Ordnungssinne wie das deutsche, lebt unausrottbar das Bedürfniß, den Staat, der uns umschließt, zu achten und hochzuhalten.

Darum ist auch in den Kleinstaaten jüngsten Ursprungs ein gewisser badischer, nassauischer, darmstädtischer Particularismus entstanden. Aber gerade die Thatsache, daß diese Bruchtheile deutscher Stämme mit anderen Stammestheilen so rasch zu einer Staatsgesinnung zusammenwuchsen, berechtigt zu der Erwartung, es werde eine abermalige Veränderung der Landesgrenzen im Sinne der nationalen Einheit, wenn die ersten Mißhelligkeiten des Uebergangszustandes überwunden sind, nur auf geringen Widerstand der Bevölkerung stoßen.

Nein, die Zersplitterung Deutschlands wird aufrecht erhalten nicht durch den Stammeshaß der Deutschen, sondern allein durch das Interesse der Höfe und ihres Anhanges und durch die Trägheit und Unentschlossenheit der Nation. Wir stehen, wie die Schweiz und die Niederlande in den Tagen der französischen Revolution, vor einem jener verhängnißvollen Wendepunkte der Geschicke, wo Alles möglich scheint, weil die Herrschenden allein ernstlich wünschen das Bestehende zu erhalten. Aber hinter dem dynastischen Particularismus drohen die den Kronen allein vereidigten Heere, droht das ganze Rüstzeug der organisirten Staatsgewalt. Es muthet uns an wie eine Posse, wenn wir das Arsenal der Vernunftgründe des Particularismus durchmustern und überall auf schartige Waffen und geborstene Schilde stoßen. Allein er bedarf der Gründe nicht, er freut sich der Macht, und dieser gewaltigen Macht haben die Patrioten vorläufig sehr geringe Mittel entgegenzusetzen. Nur unerträgliche, stündlich quälende Leiden erfüllen ein Volk mit jener großen politischen Leidenschaft, die rettende Entschlüsse gebiert. Die Mißregierung, darunter Deutschland krankt, ist nicht so grausamer Art, um einen nachhaltigen Haß zu entzünden. Von allen traurigen Folgen der Zersplitterung unseres Vaterlandes empfindet der gemeine Mann nur eine lebhaft: die wirthschaftliche Unfreiheit. Auch der Handwerker murrt, daß er nach England oder Frankreich ziehen muß, wenn er frei seinen Wohnsitz, sein Gewerbe wechseln will. Unsere schwersten Leiden aber sind sittlicher Natur; die Fassungskraft der Menge versteht sie kaum. Ganz wohlmeinende, leidlich gebildete Männer fragen alles Ernstes: wo ist es denn, das vielbeklagte deutsche Elend? Und wir mögen ihnen darum nicht grollen. Daß es eine Schande ist, wenn die Meinung eines hochgesitteten Volkes von 18 Millionen im Rathe Europas nicht das Gewicht einer Feder in die Wagschale legen darf — diese Erkenntniß erschließt sich dem großen Haufen gemeinhin erst dann, wenn er bereits in der Schule eines großen Staates gelernt

hat, was nationales Ehrgefühl ſei. — Dem Deutſchen gereicht zur Freude, daß jenes unſeligſte ſociale Leiden, daran alle Culturvölker kranken, uns nur milde heimſucht. Die Kluft, welche das Denken und Empfinden der Gebildeten von dem Geiſtesleben der Maſſe trennt, iſt in Deutſchland noch nicht allzugroß, wir rühmen uns einer im edlen Sinne demokratiſchen Geſittung. Dafür iſt die politiſche Bildung überaus ungleich vertheilt. Die Menge ahnt kaum, welche Sorgen dem denkenden Patrioten die Tage verdüſtern; die Partei der nationalen Reform hat noch keinen ſtarken Rückhalt an den Maſſen. Allerdings wurde die deutſche Revolution des Jahres 1848 ſehr weſentlich mitbewirkt durch den Zorn der Nation über den Bundestag. Aber jene Ueberreſte des Feudalismus, welche damals in erſter Linie die Bewegung der Maſſen hervorriefen, ſind ſeitdem größtentheils beſeitigt. Der Schmutz und Schlamm, den die Wogen der Revolution heranwälzten, hat den Mittelſtand mit tiefem Widerwillen gegen jede Ruheſtörung erfüllt, und wer darf ſagen, ob unſer Volk je den heroiſchen Muth finden wird zu einer Erhebung für die Idee der deutſchen Einheit? So ſchleichen die deutſchen Dinge trägen Ganges weiter. Indeſſen wird die große Lüge des deutſchen Bundesrechts von Tag zu Tag verlogener, und über dies edle Volk kommt langſam eine politiſche Entſittlichung, deren ganzen Umfang ſich nur Wenige redlich eingeſtehen. Betrachten wir die vornehmſten Symptome dieſer ſchleichenden Krankheit, bevor wir die Mittel der Heilung prüfen.

II. Die politiſche Entſittlichung der Nation.

„Eine Nation ohne eine nationale Regierung iſt ein entſetzliches Schauſpiel" — dies Wort Alexander Hamilton's über den unfertigen Staatenbund der Nordamerikaner trifft auf unſer Land in vollem Maße zu. Denn — vergeblich ſträubt ſich das nationale Schamgefühl wider das demüthigende Eingeſtändniß — Deutſchland iſt lediglich ein geographiſcher Begriff, unſer Volk iſt mediatiſirt, hat ſtaatsrechtlich gar kein Daſein. Der Ruſſe, der Chineſe erfreut ſich doch des ärmlichen Rechts, dem weißen Czaren, dem Sohne des Himmels zu gehorchen, und ſteht alſo, wenn auch nur leidend, in einem rechtlichen Verhältniſſe zu ſeinem nationalen Staatsweſen. Wir aber ſind ſtaatsrechtlich nicht

Deutſche (die Bundesgeſetze kennen dies Wort gar nicht), ſondern Homburger, Waldecker, Hannoveraner, denen der Landesherr, wenn es ihm beliebt, einzelne Beſchlüſſe des Bundestags als bindende Landesgeſetze mittheilt. Deutſchland wird im verwegenſten Sinne unverantwortlich regiert, ſeine höchſte Behörde iſt ſogar dem Einfluß der öffentlichen Meinung weniger ausgeſetzt als ein abſoluter König. Jedes Collegium trägt nur eine beſchränkte Verantwortlichkeit; vollends eine Verſammlung abhängiger, nach Inſtructionen ſtimmender Geſandter, eine Centralgewalt, die unter den Einzelſtaaten ſteht, wird kein Einſichtiger wegen ihrer Beſchlüſſe zur Rede ſtellen wollen. Ein geiſtreicher preußiſcher Staatsmann hat ſie treffend den Indifferenzpunkt der deutſchen Dinge genannt. Und wieder, die Regierung des Einzelſtaats hat mindeſtens den Schein des Rechts für ſich, wenn ſie ſich weigert, allein die Verantwortung zu tragen für die Beſchlüſſe des Bundestages. So iſt ſogar die Discuſſion über die deutſche Politik ein Luftkampf geworden; die Nation ſteht in keinem rechtlichen oder ſittlichen Verhältniſſe zu ihrem Gemeinweſen. Mit dieſem einen Worte iſt für jeden Mann von nationalem Ehrgefühle Alles geſagt. Es bedarf kaum noch der kläglichen Erinnerung, daß dies große kriegeriſche Volk, gleich einem in der Völkergeſellſchaft nur geduldeten Kleinſtaate, grundgeſetzlich zu einer rein defenſiven Haltung verurtheilt iſt; denn — unnatürlich wie die deutſchen Dinge liegen — iſt dieſe ungeheuerliche Beſtimmung vielleicht als ein Glück zu betrachten, ſie erſchwert mindeſtens die Ausbeutung deutſcher Kräfte für undeutſche Zwecke.

Jedermann weiß, eine Bundesverfaſſung beſteht nicht, ſondern lediglich die Grundzüge einer künftigen Bundesverfaſſung ſind auf dem Wiener Congreſſe vereinbart und ſpäter nur in ſehr wenigen Punkten ausgeführt worden. Seit fünfzig Jahren nun erträgt die Nation einen großen politiſchen Taſchenſpielerſtreich, ſie erträgt, daß dieſe Grundzüge einer künftigen Verfaſſung mit der feierlichen Miene des Augurs ihr ins Angeſicht für die Verfaſſung ſelber erklärt werden. Alle politiſchen Begriffe ſind in dieſem Chaos von den Anarchiſten im Reich auf den Kopf geſtellt worden. Uns, die wir als gute Bürger die Ordnung, den Gehorſam, eine angeſehene nationale Staatsgewalt fordern, zeiht man der revolutionären Gelüſte. Alljährlich ſehen wir jene Grundzüge, die man Verfaſſung nennt, von unſeren Staaten mißachtet, übertreten. Zu wiederholten Malen, in feierlichſter Form, ſind ſie von unſeren

Dynaſtien für gänzlich unbrauchbar und verkommen erklärt worden, um dann, raſch wie man eine Hand umkehrt, wenn der Verſuch der Reform geſcheitert war, wieder als der Grundpfeiler der ſtaatlichen Ordnung bezeichnet zu werden. Schon kurz nach der Stiftung des Bundes waren alle Regierungen von ſeiner Nichtigkeit im Stillen überzeugt. Auf den Wiener Conferenzen vom Jahre 1820 brachen die Miniſter und Geſandten einſtimmig in helles Gelächter aus, als der Vorſchlag laut ward, dem Bundestage die Fürſorge für unſere Handelsangelegenheiten zu übertragen. Solche Meinung blieb unverändert bis zu dem Frankfurter Fürſtentage, da der Kaiſer von Oeſterreich ſein Urtheil über das Bundesrecht in dem Satze zuſammenfaßte: „der status quo iſt ſchlechthin chaotiſch.“ Unſer Bundesrecht iſt eine große fable convenue, nicht minder unwahr als weiland das heilige Reichsrecht. Auch Reinkingk und die correcten Reichsjuriſten der alten Zeit beriefen ſich auf den Buchſtaben des Rechts, wenn ſie das Deutſchland des weſtphäliſchen Friedens für eine Monarchie ausgaben. Desgleichen ſind die heutigen Staatsrechtslehrer theoretiſch nicht zu widerlegen, wenn ſie von dem deutſchen Staatenbunde reden. Und doch ſpricht die Erfahrung jedes Tages ihren Lehren Hohn. Der deutſche Bund iſt in Wahrheit ein Nebeneinander ſouveräner Fürſten, welche in Fällen äußerſter Noth, vornehmlich wenn es gilt die liberalen Beſtrebungen der Nation niederzuhalten, zu einer vorübergehenden, je nach Umſtänden loſen oder feſten Allianz zuſammentreten oder, wie Kaiſer Franz Joſeph ſagte, „nur noch bis auf Weiteres im Vorgefühle naher Kataſtrophen neben einander fortleben.“ Der ganze Werth des Bundesrechts beſteht in der Idee, welche, obwohl bis zum Unkenntlichen verhüllt, ihm zu Grunde liegt, in dem Gedanken, daß das tauſendjährige Gemeinweſen unſerer Nation doch in irgend einer Form fortdauern, daß der Name Deutſchland doch nicht gänzlich untergehen ſoll. Nach fünfzig Jahren ſchon iſt der deutſche Bund auf jener tiefſten Stufe der Entwürdigung angelangt, welche das heilige Reich erſt nach vielhundertjährigem Beſtande erreichte: wer irgend noch mit realiſtiſchem Sinne auf das Staatsleben ſchaut, kehrt ſich widerwillig ab von der unfindbaren Bundespolitik und wendet ſeine politiſche Thätigkeit den Mächten zu, welche allein leibhaftig, wirkſam in Deutſchland beſtehen, den Einzelſtaaten. Solcher Zuſtand kommt Niemanden zu Gute als dem Bundestage, der allerdings der Verachtung der Welt ein gewiſſes ſtillvergnügtes Behagen verdankt: er thue, was er wolle, Europa hat

längſt verlernt, ſich über irgend einen Vorfall in der Eſchenheimer Gaſſe zu verwundern.

Wir freuen uns zu leben in dem Jahrhundert der inneren Kriege. Denn mögen ängſtliche Gemüther darob erſchrecken, der ernſtere Sinn begrüßt als das Zeichen einer tieferen Auffaſſung des Staatslebens, daß dies neunzehnte Jahrhundert nicht wie das vorige ſeine Kraft erſchöpft in der Bekämpfung der Nachbarn, ſondern die Arbeit der Völker ſich richtet auf den verſtändigen Ausbau des heimiſchen Staats. In ſolcher Zeit, welche alle Staaten Europas im Innerſten umgeſtaltet hat, ſind nur zwei Staatsbauten des Welttheils unberührt geblieben von dem Wandel der Tage: die Verfaſſung des abgeſchiedenen Bauernlandes Norwegen und — die Grundzüge der deutſchen Bundesverfaſſung, die von ihren Stiftern ſchon als ein höchſt unvollkommenes Werk bezeichnet und ſeitdem von allen Parteien mit unerhörter Einſtimmigkeit geläſtert worden ſind. Außer Mecklenburg kein deutſcher Staat, der nicht von Grund aus ein anderer geworden wäre in dieſen fünfzig Jahren; doch das Ganze des deutſchen Bundes beſteht wandellos weiter als eine abſolutiſtiſche Inſtitution, derweil alle Einzelſtaaten zu conſtitutionellen Formen übergegangen ſind! Das aber iſt der Fluch jeder tief gehenden Unwahrheit des öffentlichen Rechtes, daß die politiſche Moral des ganzen Volkes darunter leidet. Seit den Karlsbader Beſchlüſſen pflegt der deutſche Liberalismus, ſobald ein ihm mißfälliger Bundesbeſchluß gefaßt iſt, den Bund für einen völkerrechtlichen Verein zu erklären, der die Kammern der ſouveränen Einzelſtaaten nicht berühre. Ermannt ſich dagegen der Bundestag zu einer liberalen Entſchließung, ſo verſichert dieſelbe Oppoſition feierlich, der Bund ſei eine nationale Staatsgewalt, welcher jeder Fürſt unweigerlich gehorchen müſſe. Die Dynaſtien umgekehrt hielten alle Repreſſivmaßregeln des Bundes aufrecht mit der Erklärung, dem Bunde dürften die Landſtände niemals widerſprechen; im Jahre 1848 aber verweigerten Sachſen und andere Mittelſtaaten die Unterwerfung unter die Centralgewalt, da ſie ohne Zuſtimmung der Landſtände keinen wichtigen Entſchluß faſſen könnten! Durch ſolche Taktik hat die Redlichkeit deutſcher Staatskunſt ſicherlich nicht gewonnen. Auch aus dem Kreiſe unbefangener Fremder hören wir dann und wann eine Stimme berechtigten Zornes über die arge Verlogenheit deutſcher Staatskunſt: wie ſei jenen beiden Großmächten zu trauen, die heute als deutſche, morgen als europäiſche Mächte auftreten? oder dieſen Deutſchen allzumal, die heute Eine Nation ſind, morgen dreißig?

Da die praktiſche Arbeit der Nation ſich auf die Einzelſtaaten beſchränken mußte, ſo iſt der Geſichtskreis unſerer Parteien ein ſehr enger geblieben. Man muſtere unbefangen das Wirken unſerer Kammern, und man empfängt den Eindruck, als habe man Verſammlungen nicht von Staatsmännern, ſondern von ehrenwerthen Stadtverordneten vor ſich. So viel Rechtsſinn, ſo viel Luſt und Geſchick zur Selbſtverwaltung, und daneben eine ſo unerhörte Unfähigkeit, nationale Machtfragen zu verſtehen! Auch der preußiſche Landtag hat dieſen Grundcharakter deutſcher Volksvertretungen noch nicht völlig überwunden. Der Liberalismus läßt ſich nicht gern an die unbeſtreitbare Thatſache erinnern, daß der Zollverein gegründet wurde durch die Bureaukratie im harten Kampfe mit jener Partei, die beſtändig die Loſung: deutſche Einheit! im Munde führt. Namentlich im Süden, wo doch die Angelegenheiten der inneren Verwaltung mit vielem Verſtändniß behandelt werden, hat die öffentliche Meinung in den großen Fragen nationaler Politik bisher regelmäßig das Verkehrte gewollt, um bald nachher beſchämt ihren Irrthum einzugeſtehen: ſo bei der Bildung des Zollvereins, ſo bei der Befreiung Italiens, ſo heute wieder in der ſchleswig-holſteiniſchen Frage.

Wir rühmen uns, daß auf den Gebieten des Wiſſens und des Glaubens die Phraſe machtlos abgleitet an der ſchlichten Ehrlichkeit des deutſchen Gewiſſens. Wo es aber das Vaterland gilt, in dem Bereiche dieſer nebelhaften Bundespolitik bewährt ſich das banalſte Schlagwort als eine Macht. Das Eine Wort „großdeutſch“, erfunden von einem gewandten Demagogen und mit geſinnungstüchtigem Eifer ausgebeutet von allen Liebedienern der beſtehenden Unordnung, feſſelt Tauſende im öſterreichiſchen Lager; es klingt gar ſo unpatriotiſch, ein „Kleindeutſcher“ zu heißen! Die kindliche Empfänglichkeit für politiſche Phraſen und Abſtractionen verlernt ein Volk nur in der harten Schule des ſtaatlichen Geſchäftslebens. Darum beſtehen in den Einzelſtaaten, Dank der erziehenden Einwirkung unſerer Kammern, klar geſchiedene Parteien, welche wiſſen, was ſie wollen. Die deutſche Politik aber nährt ſich, da der Nation keine Theilnahme an den Geſchäften des Bundes geſtattet iſt, noch immer an jenen hohlen reichspatriotiſchen Redensarten von deutſcher Einigkeit und deutſcher Treue, die ſchon am Regensburger Reichstage den Mangel an klaren Begriffen, an ernſthafter Opferwilligkeit verdecken mußten und thatkräftige Patrioten, einen großen Kurfürſten, einen Friedrich II. mit bitterem Ekel erfüllten. Dieſer reichspatriotiſche Wortſchatz iſt als ein zweideutiges Erbtheil auf uns

übergegangen und inzwischen durch ein anderes Geschlecht neumodischer Schlagworte vermehrt worden. Daß wir uns heute wieder mit Stolz als Eine Nation fühlen, danken wir vornehmlich der großen Zeit unserer Literatur. In den meisten anderen Völkern ist der Nationalstolz emporgeblüht aus dem Vollgenusse staatlicher Größe; in dem neuen Deutschland erwächst aus dem Bewußtsein, daß wir Eines Volkes Glieder sind, das Verlangen nach kräftiger Machtstellung des deutschen Staates. Wenn wir diese Entwicklung von innen nach außen als das sicherste Zeichen des angeborenen Adels deutscher Art begrüßen, so kranken wir doch noch an den übeln Folgen eines so gar verschlungenen Werdegangs. Wohl war es nothwendig, daß einst Klopstock und die Dichter der Freiheitskriege in überschwänglichen Dithyramben die Herrlichkeit des deutschen Namens priesen. Es bedurfte gewaltiger ästhetischer Erregung, wenn die gehorsamen Unterthanen deutscher Kleinfürsten den Muth gewinnen sollten, ihr ganzes Volk in großherziger Liebe zu umfassen. Wenn aber heute die unbestimmten Kraftworte jener alten Zeit noch in die politische Debatte hineingezogen werden, wenn man eine tiefernste Machtfrage zu entscheiden denkt durch den Vers „soweit die deutsche Zunge klingt" oder durch das sentimentale Gerede von den „biedern deutschen Brüdern in Oesterreich," dann empfinden wir tief beschämt die ungeheure Macht der Phrase in der deutschen Politik. Ohne Parlament, wie wir sind, können wir die großen vaterländischen Feste nicht entbehren. Die ungeheure Mehrheit der Menschen glaubt nur was sie empfindet am eigenen Leibe. Nur im herzlichen persönlichen Verkehre mit den vielgescholtenen Nachbarstämmen lernt die Menge der Halbgebildeten, daß wir zu einander gehören, daß wir ein großes Volk sind. Unser langsam erstarkendes Bürgerthum bedarf dieser Schaustellungen, die ihm das Bewußtsein seiner Macht und seines Reichthums kräftigen. Und doch, wer mag sich über die zweischneidige Wirkung solcher Feste täuschen? Ist es heilsam, daß die arge Lust an großen Worten genährt wird durch jene Festreden, die zumeist, um Keinen zu verletzen, sich in hohlen Allgemeinheiten verlaufen? Ist es heilsam, daß in der Masse der Glaube erweckt wird, die Nation sei einig über alle Hauptfragen des Staatslebens, während wir doch sogar noch streiten über die räumlichen Grenzen des deutschen Staates und jener leichtsinnige Glaube früher oder später in Erbitterung oder Muthlosigkeit enden muß? Vor zwei, drei Jahren, da auch ernste Männer die schlimmsten Vorurtheile des Particularismus schon für überwunden

hielten, war die Wirkung dieser Feste überwiegend vortheilhaft. Heute, da Haß und Neid den Frieden unseres Landes stören, muß das Schwärmen und Singen von Deutschlands Einheit jeden ehrlichen Mann mit tiefem Ekel erfüllen. Die Nation sieht sich gezwungen, ihre Lebensfragen in formlosen Volksversammlungen zu berathen, die natürlich da aufhören müssen, wo die politische Arbeit erst anfangen sollte. Bei solcher Scheinthätigkeit, solchem Ueberflusse an hohen Worten gedeiht leider vortrefflich jene Knauserei in Sachen des Vaterlandes, welche — eine unselige Folge jahrhundertelanger Bevormundung von oben — uns Deutsche traurig auszeichnet vor allen anderen Völkern.

In der Seele des Jünglings, der seine Schuld den Vätern erst zu zahlen hofft, streiten sich launisch Zweifel und Ueberhebung; sicheres, stätiges Selbstgefühl eignet allein dem Manne, der seinen Werth erprobte. So ist auch in unserem Volke, weil es nicht mit ruhigem Stolze auf erworbene Macht schauen kann, aufgewuchert ein häßliches, dem deutschen Wesen ursprünglich fremdes Laster: die Prahlerei. Seit Langem geht unter den Fremden die Rede: „die Deutschen sind Schreihälse.“ Man weiß im Auslande, daß die Gabe der persönlichen Liebenswürdigkeit unserem Volke nur kärglich zugemessen ist. Das neumodische Laster der patriotischen Prahlsucht ist nicht geeignet, diese ungünstige Meinung der Nachbarn zu mildern. Was klagt ihr? ruft man. Welches Volk der Erde darf sich denn rühmen, gleich uns zwei Großmächte und, will es nur, noch eine dritte dazu zu besitzen? Allerdings drei Großmächte! nur Schade, daß die eine keine deutschen Wege gehen kann, die zweite nur mit äußerster Anstrengung im Rathe der Völker etwas, die dritte mit oder ohne Anstrengung nichts bedeutet, alle drei aber durch endlosen und — nothwendigen Hader sich für und für schwächen! Wer die Gegenwart kälteren Sinnes würdigt, hegt mindestens ausschweifende Träume von der deutschen Zukunft. Wieder und wieder spricht man von der neuzugründenden Kaisermacht der Staufer, von der gewaltigen Jungfrau Germania, welche über siebzig Millionen gebietet und die Wage der Welt dereinst in starker Faust halten — würde, wenn nur nicht Alles so ganz anders stünde, als jene geistlosen Schwätzer meinen. Nein, dann erst werden wir stolzer dastehen im Leben, wenn wir bescheidener geworden in unseren Träumen. Hinweg mit jenen dünkelhaften Phrasen, die sich mit demüthiger Armseligkeit des Handelns gar wohl vertragen! Hinweg mit jener knabenhaften Begeisterung für den theokratischen Staatsbau des

Mittelalters, die nur der Thatenscheu der Gegenwart als willkommener Vorwand dient! Tief hinabgestoßen sind wir von dem Gipfel alter Größe durch Schuld und Unglück unserer Väter und durch die Aenderung des Weltverkehrs, aber seit zwei Jahrhunderten ringt dies Volk in eiserner Arbeit, in stätigem Fortschreiten nach einer Neugestaltung seines Staats. Eine Großmacht im stolzesten Sinne kann dies Deutschland in jener Spanne Zeit, die das gegenwärtige Geschlecht überblicken mag, nicht werden. Die Seeherrlichkeit der Hansa ist dahin, und nur die seegewaltigen Staaten, die Gebieter überseeischer Lande, sind heute die Großmächte der Erde. Wohl aber ist es möglich, jene Länder, die uns geblieben, die noch in der That und in Wahrheit dem deutschen Volke gehören, zu vereinigen zu einer angesehenen europäischen Macht, welche, geachtet aber nicht herrschend, Antheil nimmt an dem Weltverkehre. Mögen prahlerische Thoren dies Ziel ein niederes, ein armseliges schelten: uns scheint es hehr und hoch genug, um den Aermsten im Geist, der danach trachtet und in seinem Volke dafür wirkt, zum reichen und glücklichen Manne zu machen.

Da die erregte vaterländische Stimmung der großen Feste nicht durch alltägliche politische Arbeit für den deutschen Staat genährt und wach erhalten wird, so lassen von unseren Halbgebildeten nur allzu viele, sobald sie das Festkleid des Patriotismus abgelegt, sich's wieder wohl sein in dem altgewohnten bequemen Alltagsrock landschaftlicher Vorurtheile. Aufs neue bewegen sie sich dann in den Begriffen der particularistischen Mythologie, wärmen sich an dem Ruhme des „engeren Vaterlandes." Selbst diese Freude an der Tüchtigkeit der näheren Heimath, an sich sehr löblich und die natürliche Grundlage echter Vaterlandsliebe, ist durch den dynastischen Particularismus zum Unsegen verkehrt worden. Schlagt sie auf, jene „Vaterlandskunden", die für einen großen Theil unseres Volkes die Grundlage der historischen Bildung bleiben, und ihr werdet erschrecken vor der langen Reihe falscher Götzen, die sie verherrlichen, vor dem particularistischen Dünkel, den sie predigen. Und leider hängt der Stolz auf den heimischen Kleinstaat insgemein sehr eng zusammen mit dem Verunglimpfen der Nachbarn, das an den Höfen mit allerhöchstem Wohlgefallen vernommen wird, mit jenen sündlichen Lästerreden, die unserem Norden das Gemüth, unserem Süden den Verstand absprechen. Weit, weit hin durch das Land hat der Particularismus verbreitet die beiden gemeinsten Leidenschaften, die je ein Menschenangesicht in eine Fratze verwandelt,

die Angst und den Neid. Das sind die nothwendigen Untugenden eines Volkes, das zwei Vaterländer, also keines hat. An ihnen vornehmlich nährt sich jener Preußenhaß, darin die Particularisten aller Farben sich behaglich zusammenfinden. Ein arglos Fremder mag die feuereifrige Entrüstung der deutschen Presse über die jüngsten Zustände in Preußen mit Freuden begrüßen als ein Zeichen lebendigen Sinnes für das Recht. Wollten die Götter, es lebte in unserem Volke jenes unbeugsame Rechts- und Gemeingefühl, das jede Gewaltthat in irgend einem deutschen Staate wie einen Schlag ins eigene Angesicht empfindet! Wer aber gedenkt, wie kühl vor wenig Jahren noch die Bevölkerung vieler Mittelstaaten Staatsstreich auf Staatsstreich von ihrem Landesherrn dahinnahm, oder wer gar sich erinnert, mit welcher classischen Gemüthsruhe die deutschen Oesterreicher die Begnadigungen zum Tode durch Pulver und Blei ertrugen, der wird billig zweifeln, ob wirklich allein das empörte Gewissen aus jenen Anklagen wider Preußens neueste Sünden redet. Gar Mancher, der heute schwere Zähren vergießt über die Mißhandlung des preußischen Volks, wird dereinst noch bitterlicher sich härmen, wenn eine glücklichere Zukunft ihn zwingt, seine menschenfreundlichen Thränen abzutrocknen.

Die schwerste endlich von allen deutschen Untugenden, der rechte Hemmschuh jeder gesunden Entwickelung unseres öffentlichen Lebens, wird durch die Ausschließung der Nation von jeder werkthätigen Theilnahme an der deutschen Politik groß und größer gezogen: jene unendliche Geduld, die das Unleidliche leidet. Eng ist sie verwachsen mit allen rechtschaffenen Tugenden der Deutschen, aber es giebt einen Punkt, wo sie der Selbstwegwerfung gleichsieht wie ein Ei dem andern. Jede Hoffnung auf einen Neubau des deutschen Staats wird an ihr in gleicher Weise zu Schanden, wie das Erwachen Italiens unmöglich war, so lange das Unwesen der Verschwörungen und der Meuchelmorde ungebrochen bestand. Und wie die großen Patrioten Italiens, die Manin und Balbo, ihr Werk damit begannen, daß sie den verwilderten Gemüthern die milde Weisheit reiner Menschensitte predigten: so muß in Deutschland das erste Bestreben der Patrioten dahin gehen, jene böseste Folge der Mediatisirung unseres Volkes zu vernichten, das schlummersüchtige Philisterthum aufzustören aus seiner Ruhe.

Nicht blos in diesen unholden Zügen des deutschen Volkscharakters verräth sich die Rückwirkung unserer Zerrissenheit; auch die politische Freiheit ist in keinem Einzelstaate gesichert, so lange der deutsche Bund

in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande verharrt. Den Ultramontanen und dem Junkerthume wird auch der Gegner ihren Haß gegen den Gedanken der deutſchen Reform nicht verargen. Widerſinnig aber, ſchlechthin unberechtigt unter den deutſchen Parteien iſt die Partei des particulariſtiſchen Liberalismus. In der That, was ward erreicht durch die Kammern der Einzelſtaaten, die uns jene Partei als den Eckſtein deutſcher Freiheit preiſt? Manches Böſe haben ſie gehindert, einiges Löbliche geſchaffen, dem deutſchen Volke ſind ſie eine Schule der Selbſtregierung geweſen, aber auch die particulariſtiſche Selbſtgenügſamkeit haben ſie genährt, und noch heute beſitzt in keinem deutſchen Staate der conſtitutionelle Staat eine andere Gewähr als den guten Willen des Fürſten. Ehre Jenen, die ſolchen edlen Willen bewähren; doch laßt in irgend einem deutſchen Staate einen Landesherrn auftreten mit der brutalen Energie eines Ernſt Auguſt, laßt ihn den Zeitungslärm und mancherlei perſönliches Ungemach mißachten, dem ein unbeliebter Fürſt nicht entgeht: — und, geſtützt auf ſein Heer und den deutſchen Bund, wird er ſein Landesrecht ebenſo gewiß zerbrechen, wie dies jenem Könige von Hannover gelang. Das iſt die Sicherheit der deutſchen Freiheit! Es bleibt eben ein Ding der Unmöglichkeit, eine Dynaſtie für immer zum Parlamentarismus zu zwingen, wenn ſie an einer Oligarchie von Fürſten einen bereiten Rückhalt findet. Seit die Geſchichte der großen Mehrzahl deutſcher Staaten eine lange Reihe von Octroyirungen aufweiſt, wird dieſe traurige Wahrheit ſchwerlich mehr lautem Widerſpruche begegnen. Und wer vermag heute noch mit Genugthuung den Kammerverhandlungen unſerer Kleinſtaaten zu folgen? jener Vergeudung tüchtiger Kräfte an Aufgaben, die nur eine nationale Geſetzgebung genügend löſen kann, oder gar an Geſetzentwürfe, die lediglich dem kleinlichen Beſtreben entſprungen ſind, andere Inſtitutionen zu haben als der Nachbarſtaat? jenen Militärdebatten, wobei das Wort, darauf alles ankommt, das Wort: „unſer Staat iſt ohnmächtig," Jedem auf der Zunge ſchwebt, doch von Keinem ausgeſprochen wird? jenen höchſtperſönlichen Berathungen über die Organiſation des Beamtenthums, wobei Jeder mit Fingern weiſen kann auf die Männer, die als „überflüſſige Stellen" bezeichnet werden? jenen Budgetdebatten, wobei wieder das entſcheidende Wort nicht geſprochen werden darf, das Geſtändniß: „der weitſchichtige Apparat eines Staatsweſens iſt überflüſſig in einem Lande, das kaum eine Provinz zu ſein vermag?" jenen undankbaren Verſuchen, das Zweikammerſyſtem zu verbeſſern in Ländern, die eine ſtaatsfähige Ariſtokratie nicht

beſitzen? Und vor allem, welcher Zauberer wird den Kammern der Kleinſtaaten die geſpannte Theilnahme des Volkes, die nothwendige Grundlage des conſtitutionellen Lebens, wiederum ſichern? Warm und herzlich kam ſie vor der deutſchen Revolution den Landtagen entgegen, doch unwiederbringlich iſt ſie dahin, ſeit wir das deutſche Parlament geſchaut. Einen Sturm im Glaſe Waſſer nannte der Freiherr v. Blittersdorff einmal die bewegten kleinſtaatlichen Kammerdebatten. Das Wort erregte in jenen vierziger Jahren allgemeine Entrüſtung, heute drückt es die allgemeine Meinung aus.

Zu dieſer Gleichgiltigkeit gegen die Dürftigkeit der kleinſtaatlichen Verhältniſſe geſellt ſich eine höchſt eigenthümliche Gattung des Kannegießerns, des politiſchen Dilettantismus, die ſo nur in Deutſchland gedeiht. Wir alle leſen, wie billig, die preußiſchen Landtagsverhandlungen, in Zeiten einer Kriſis auch noch die Debatten anderer deutſcher Kammern, wir beſprechen ſie, nehmen leidenſchaftlich Partei für und wider. Wir fühlen: es iſt unſere eigene Sache, die dort verhandelt wird; und doch iſt es wieder nicht die unſere, denn uns fehlt jede Möglichkeit, auf dieſe Verhältniſſe einzuwirken, ja, den Meiſten fehlt ſogar jede tiefere Kenntniß des Staatsrechts der Nachbarſtaaten. Die Hand auf's Herz: — wie viele unter den eifrigen Vertheidigern der preußiſchen Verfaſſung in den Kleinſtaaten haben denn dieſe Verfaſſung geleſen? So gewöhnt man ſich über politiſche Zuſtände zu ſtreiten, die wir nur halb verſtehen und — die wir nicht ändern können, und gelangt unverſehens dahin, auch den heimathlichen Staat wie einen halbfremden, mit dem Auge des Dilettanten zu betrachten. Die Beſſeren — wenn ihnen nicht aller Stolz der Seele gebrochen wird in der Enge des kleinſtaatlichen Lebens — leiſten wohl ihre Bürgerpflicht; aber gewöhnt über die Landesgrenze immerdar hinauszuſchauen, finden ſie nur ſelten jenen freudigen zuverſichtlichen Glauben an den eignen Staat, der allem politiſchen Wirken die rechte Weihe giebt. In Deutſchland verſteht man die Kunſt, mit Gelaſſenheit zu verzweifeln, ſagt ein ſchneidendes Wort Friedrich's von Gagern. Wer kennt nicht jene Politiker, die mit einer Ruhe und ſtolzen Befriedigung, als handle es ſich um ein glücklich gelöſtes mathematiſches Problem, über die Erbärmlichkeit des Beſtehenden und die Unmöglichkeit jeder Beſſerung ſich zu ergehen lieben? Verkümmerte Seelen dieſes Schlages mag es wohl in jedem um ſein Daſein kämpfenden Volke geben, doch nur in Deutſchland erlaubt ihnen die öffentliche Meinung, ſich als Patrioten zu gebärden.

Wir sahen, in der Kleinstaaterei ist die Freiheit nicht gesichert und der tapfere freudige Bürgersinn verkümmert. Noch mehr, gerade die verderblichsten Feinde der modernen Staatsordnung sind unbezwinglich, so lange Deutschlands Zersplitterung währt. Unser Süden wird seiner Ultramontanen, der Norden seines Junkerthums dann erst völlig Meister werden, wenn die gesammelte Kraft des deutschen Staats gegen diese Mächte in's Feld geführt wird. In einzelnen Kleinstaaten liegt es sonnenklar zu Tage, daß sie durch eigene Kraft nicht mehr gesunden können. Der Dynastie und dem unentwickelten Bürgerthume von Mecklenburg mangelt die Kraft, um die übermächtige adliche Anarchie zu bändigen. Und jene heillose Vermischung communaler und politischer Interessen, die in den Hansestädten republikanische Freiheit genannt wird, nicht eher wird sie verschwinden, als bis diese Städte geworden sind, wozu die Geschichte sie bestimmt hat, dienende Glieder eines mächtigen Staates. Diese Communen haben gerechten Anspruch auf eine große Selbständigkeit ihres Marktes — auf eine weit größere Selbständigkeit, als unsere Schutzzöllner zugeben wollen. Sie könnten als Städte eine Zierde Deutschlands sein; als souveräne Staaten sind sie gezwungen zu einer Politik, die sich allein bezeichnen läßt durch den Namen: Kleinstädterei im Großen, und auf dem Frankfurter Fürstentage sich in so bemitleidenswerther Weise gezeigt hat. So lange sie sich durch eigene Kraft gewaltig erhielten, besaßen sie ein Recht auf ihr politisches Sonderdasein. Seit sie bei den Fremden demüthig bitten müssen um Schutz und Schonung ihrer Flaggen und in deutschen Nationalkriegen ängstlich nach Neutralität trachten, seitdem ist ihre Fähigkeit, und damit auch ihr Recht Staaten zu sein, allmählich geschwunden.

Die starre Unbeweglichkeit unseres öffentlichen Rechts wird von Jahr zu Jahr gefährlicher, seit die politischen Ideen sich mit unerhörter Raschheit verwandeln. Wer in dem Staate nicht eine mechanische Ordnung, sondern den lebendigen Leib des Volksgeistes erkennt, kann mit höchster Sicherheit eine gänzliche Umgestaltung der bestehenden Ordnung nahen sehen. In immer weiteren Kreisen verbreiten sich die demokratischen Gedanken. Man lausche auf den Ton der gelesensten Blätter des Mittelstandes, wenn sie von gekrönten Häuptern reden. Der Glaube an die Vernunft der allgemeinen Abstimmung ist bereits ein Gemeingut von Hunderttausenden. Zudem führt der unermeßliche Aufschwung des Verkehrs Deutsche mit Deutschen täglich häufiger zusammen; selbst der ruhige Staatsbürger beginnt bereits unserer rasch

durchmessenen Landesgrenzen zu spotten. Und mittenhinein in diese gährende Zeit strömt jetzt die berauschende Lehre von dem Rechte der Nationalitäten. Wer darf es bestreiten, wir Deutschen bedürfen nicht dieser neumodischen Theorie. Unser unveräußerliches Recht auf einen nationalen Staat wurzelt tiefer als in Abstractionen oder in dem vagen Begriffe der gemeinsamen Abstammung. Es liegt begründet in jener politischen Verbindung, die unsere Stämme seit unvordenklicher Zeit umschlang und in einem Jahrtausend nur einmal, während der acht Jahre Napoleonischer Anarchie, gänzlich gelöst ward. Gleichviel, ein guter Theil der Halbgebildeten glaubt an die neue Lehre wie an eine beseligende Offenbarung und gelangt also allmählich auf anderem Wege zu denselben Forderungen, welche von den Denkenden längst erhoben worden. Oft scheint es, als hausten in unserem Lande neben einander zwei durch zwei Jahrhunderte geschiedene Geschlechter. Bei den Einen unausrottbare anerzogene Unterthänigkeit, schläfrige Geduld, echt-patriarchalische Dankbarkeit für jedes menschlich-liebenswürdige Wort hoher Herren; und daneben ein junges Volk, das mit polternder Zuversicht seine neue Sprache redet, als sei die alte Welt längst abgethan und der demokratische Einheitsstaat der Deutschen stünde leibhaftig vor uns. Eine schwere Täuschung verbirgt sich hinter so hohen Worten. So gewiß die Ströme zum Meere fließen, wird unser Welttheil im Ganzen und Großen den echten Kern der demokratischen und nationalen Ideen der Gegenwart in seine Staatsbildungen aufnehmen; denn diese Ideen sind — was die kirchlichen Reformgedanken im sechszehnten Jahrhundert waren — die herrschende, die zeitgemäße Macht der Epoche. Doch ob unser Volk selbstthätig mitwirken wird in dieser großen Bewegung oder, wie vor dreihundert Jahren, still stehen wird vor einem halben Erfolge oder gar nur den Kitt abgeben wird für den Prachtbau fremder Größe: das steht in Frage. Die zuversichtlichen Reden unserer Radicalen sind ein Zeichen politischer Unreife, sind abermals eine traurige Folge der Mediatisirung unseres Volkes; denn besäße die Nation irgend einen Antheil an den Geschäften deutscher Politik, so würde auch der Blödeste erkennen, wie weit der Weg ist, der dem Hoffenden so kurz erscheint.

Doch genug der Anklagen. Nur durch den Segen eines freien und mächtigen Staatslebens werden alle jene unholden Züge sich verwischen, die heute noch das edle Angesicht dieses großen Volks entstellen. Alle die kleinen deutschen Sünden der auf den Hochschulen ein-

geſogenen burſchikoſen Großſprecherei, der Engherzigkeit, der Unklarheit, der ſchüchternen Unſicherheit, die heute das Geſpötte der Fremden erregen, dann erſt werden ſie verſchwinden, wenn einſt der edle Stolz des Bürgers hinzutritt zu der freien und dennoch ſtrengen Sittlichkeit, zu dem ſtillen entſagenden Fleiße um der Arbeit ſelber willen, zu der genialen Tiefe der Forſchung und Empfindung, wodurch unſer Volk mit all ſeinen Schwächen das ſittlichſte der Erde wird — kurz, zu all dem Unſagbaren, was uns auch heute inmitten unſerer ſtaatlichen Ohnmacht das Herz höher ſchlagen läßt bei dem Namen des Vaterlandes. Die Arbeit der politiſchen Reform iſt in Wahrheit ein Ringen darum, daß dieſes Volk ſittlich geneſe, und nur wer die ſittliche Weihe unſeres ſtaatlichen Kampfes verſteht, wird daran theilnehmen mit jener großen nachhaltigen Leidenſchaft, die den Erfolg in großen Dingen verbürgt.

III. Das Weſen des Bundesſtaates.

Jeder ehrliche Plan einer Bundesreform muß ausgehen von der Erkenntniß, daß nur ein gänzlicher Neubau uns retten kann. Der deutſche Bund iſt rechtlich, nach dem Wortlaute ſeiner Grundgeſetze, und thatſächlich, nach ſeinem Wirken während eines halben Jahrhunderts, ein Bund der Fürſten nicht der Völker; ſein Charakter iſt darum nothwendig ein rein dynaſtiſcher. Es frommt nicht, dieſes unerquickliche Verhältniß zu leugnen und in allerhand wohlgemeinten Theorien dem Bunde einen nationalen Inhalt beizulegen. Logik darf Niemand in unſerem Bundesrechte ſuchen; ſo wird denn auch der dynaſtiſche Charakter des Bundes durch einzelne widerſprechende Beſtimmungen der Bundesgeſetze nicht aufgehoben, auch nicht durch die in den gelehrten Compendien immer wieder hervorgehobene Thatſache, daß das Bundesrecht zwar für die politiſchen Streitigkeiten, aber nicht für die perſönlichen Angelegenheiten der Souveräne ein Tribunal darbietet. Einen dynaſtiſchen Bund durch das Ausbeſſern einzelner Theile des Bundesrechts in einen nationalen Staat zu verwandeln: — dieſen Gedanken kann nur die Unwiſſenheit oder die Frivolität hegen. Der Wiener Hof freilich verkündete dem Frankfurter Fürſtentage ſeinen Bundesreformplan mit einer fröhlichen, leichtfertigen Zuverſicht, welche in der neueren Geſchichte wohl nur noch einmal ihres Gleichen findet: in jenem Hand-

schreiben, das Kaiser Franz Joseph kurz vor dem Feldzuge von 1859 erließ: „Ich finde das Deficit abzuschaffen.“ In beiden Fällen sollte das Wiener Cabinet schließlich finden, daß in ernsthaften politischen Geschäften das „Finden“ leichter ist als das Vollbringen.. Jene kecke Zuversicht bewies nur aufs neue, wie fremd Oesterreich der deutschen Nation gegenübersteht, wie man in Wien so gar nichts ahnt von Deutschlands wirklichen Bedürfnissen. In der That, so lange die Grundlagen unseres Bundesrechts unverändert bleiben, ist jeder Reformversuch im günstigsten Falle verlorene Arbeit. Welcher ernsthafte Mann mag von einem Directorium oder von der Aenderung des Stimmverhältnisses am Bundestage irgend ein Heil erwarten, so lange die Ausführung der Bundesbeschlüsse der Willkür jedes Einzelstaates überlassen bleibt? Wer mag Hoffnungen setzen auf ein Bundesgericht, so lange die starke Executive fehlt, um dessen Aussprüche auch gegen die Mächtigen durchzuführen? oder auf eine Delegirtenversammlung, ja selbst auf ein Parlament neben dem Bundestage, welche doch beide lediglich den Zweck haben können, den trägen Gang des Bundes noch mehr zu verzögern und die Fluth der unnützen Worte, die in Frankfurt gewechselt werden, noch mehr anzuschwellen? Oder sollen wir es gar im Ernst, gleich vielen guten Seelen, als ein preiswürdiges Ereigniß begrüßen, daß die amtlichen Farben des deutschen Bundes einmal ausnahmsweise in Frankfurt wirklich gebraucht wurden? Auch das ist nur armseliges Flicken am Zeug, wenn man die Machtsphäre des Bundestags willkürlich erweitert und ihm, wie das in der Metternichschen Zeit geschah, ein polizeiliches Aufsichtsrecht, oder, was noch heute manche Patrioten wünschen, die Leitung des See- und Zollwesens beilegt. Wer den Zweck will, soll auch die Mittel wollen. Wer eine nationale Ordnung in Deutschland will, soll nicht einem Congresse abhängiger Gesandten Rechte einräumen, welche nur eine wirkliche, mit Zwangsgewalt ausgestattete Regierung anwenden kann.

Alle solche Versuche der Reform an einzelnen Stellen dienen entweder als Deckmantel unredlicher Pläne — wie denn der Frankfurter Fürstentag nur den Zweck haben sollte, durch plumpe Ueberraschung Deutschland in die italienischen und ungarischen Nöthe Oesterreichs hereinzuziehen, und hinter dem Vorschlage eines Directoriums sich nur die Absicht verbarg, die Kleinstaaten zum Besten der Mittelstaaten zu mediatisiren — oder sie wirken mindestens dadurch gefährlich, daß sie die Vertrauensseligkeit der Masse nähren, den Glauben wecken an eine Opferwilligkeit der

Höfe, welche thatſächlich nicht beſteht. Irrig iſt auch die von Herrn v. Radowitz und ſpäter von einzelnen Mittelſtaaten gehegte Meinung, als ließe ſich das heutige Bundesrecht aufrecht erhalten und dennoch für einen Theil der Bundesſtaaten ein Sonderbund mit wirklicher Staatsgewalt gründen. Allerdings gewährt Artikel 11 der Bundesacte den Einzelnen das Recht der Bündniſſe, doch ſelbſtverſtändlich unter der Vorausſetzung, daß die im Artikel 1 ausgeſprochene Souveränität der deutſchen Fürſten ungeſchmälert bleibt. Die Gründung eines Bundesſtaates im Staatenbunde iſt ſchlechterdings ein revolutionärer Schritt. Der deutſche Staatenbund iſt einer ruhigen Fortbildung nicht mehr fähig; vom dynaſtiſchen Bunde zum nationalen Staate gelangt man nur durch einen Sprung. Kein klarer Kopf wird aus der friedlichen Entſtehung und Fortbildung des Zollvereins den Schluß ziehen, daß der Neubau unſerer Verfaſſung in ähnlicher Weiſe erfolgen werde. Der Verlauf der Dresdner Conferenzen und die lehrreichen Protokolle des Frankfurter Fürſtentages zeigen, daß eine Reform unmöglich iſt, ſo lange die dynaſtiſchen Anſprüche der Souveräne nicht gänzlich beſeitigt ſind. In beiden Verſammlungen beſtand unzweifelhaft die Abſicht, der Nation wenigſtens eine ſcheinbare Verbeſſerung zu bieten. Aber jeder ernſthafte Reformgedanke ſtieß auf jenen Widerſpruch, den der Großherzog von Schwerin in den oft wiederholten claſſiſchen Worten zuſammenfaßte, „daß dies einer von den Punkten ſei, von deren befriedigender Erledigung S. K. H. Seine ſchließliche Zuſtimmung abhängig machen müſſe.“ So lange die Souveränität der Dynaſtien beſteht, darf Niemand tadeln, wenn ſie von ihrem liberum veto auch den allein folgerichtigen Gebrauch machen. Das einzige Ergebniß aller Reformverſuche auf ſtaatenbündiſcher Grundlage iſt lediglich die Erſchütterung des Vertrauens auf die Bundesverträge, wie die preußiſche Regierung den zu Frankfurt tagenden Fürſten klarblickend vorausſagte.

Die Einſicht, daß es noth thue, die Grundlagen des heutigen Bundesrechtes gänzlich zu verlaſſen, den Staatenbund völlig aufzugeben, iſt weit verbreitet. Einer ſtarken Partei in den gebildeten Ständen gilt der Bundesſtaat als Deutſchlands natürliche Staatsform. Man meint, die centrifugalen Kräfte in unſerem Volke ſeien allzuſtark, um ſich jemals einer noch engeren politiſchen Einigung zu fügen; beſitze doch nur unſere Sprache das Wort „Bundesſtaat“; welch ein Wink der Geſchichte! Dazu tritt der ſehr erklärliche Wunſch, den heutigen Beſitzſtand der Dynaſtien ſo weit als möglich zu ſchonen, und die Hoffnung, der

Uebergang zum Bundesſtaate werde ſich friedlich vollziehen, endlich bei Vielen der Glaube an die Rechtsverbindlichkeit der Frankfurter Parlamentsverfaſſung, die allerdings unſere legitime Verfaſſung iſt — ſo weit ſich nach einer Revolution von Legitimität noch reden läßt. Ihre mächtigſten Gründe entnimmt die Partei des Bundesſtaates bewußt oder unbewußt der Geſchichte Nordamerikas und der Schweiz, welche beide vom Staatenbunde zum Bundesſtaate glücklich und friedlich übergegangen ſind. Sehr richtig ahnte ſchon Fürſt Metternich, wie ſtark eine bundesſtaatliche Ordnung in der Schweiz auf die Meinungen der Deutſchen einwirken müſſe. Hinſichtlich der Vereinigten Staaten bekannten ſich noch vor wenigen Jahren die meiſten deutſchen Staatsgelehrten zu dem Ausſpruche Bunſen's: „Die nordamerikaniſche Verfaſſung iſt für den freien Bundesſtaat ebenſo claſſiſch, als die engliſche für den freien Einheitsſtaat.“ Inzwiſchen hat uns eine bittere Erfahrung belehrt, daß die engliſche Verfaſſung keineswegs unbedingt ein Vorbild ſein kann für die Einheitsſtaaten des Continents. Schauen wir zu, ob die Einrichtungen des nordamerikaniſchen Bundesſtaats ſich leichter auf andere Föderationen übertragen laſſen.

Die Idee des Bundesſtaates ward zum erſten Male klar entwickelt von Alexander Hamilton in ſeinem Continentaliſt (1781—82) und ſpäter in jenen beredten Aufſätzen unter dem Titel **the Federalist**, welche der geniale Mann mit Madiſon und Jay im Vereine ſchrieb, um das Volk Nordamerikas für ſeine heutige Verfaſſung zu gewinnen. Hamilton geht aus von der „evidenten, ſich ſelbſt beweiſenden“ Wahrheit, daß man, wenn man einem politiſchen Organe ein Recht giebt, ihm auch die Macht gewähren müſſe, daſſelbe auszuüben. Darum muß eine Staatenverbindung entweder ſich begnügen mit der loſen Form der Allianz, welche alle gemeinſamen Angelegenheiten der freien Vereinbarung der Verbündeten überläßt, oder ſie muß fortſchreiten zur Einſetzung einer wirklichen Regierung, welche das Recht hat, in gemeinſamen Angelegenheiten Geſetze zu geben und deren Uebertretung zu beſtrafen. Beſtraft werden aber können nicht Staaten, welche nur durch Krieg zum Gehorſam zu zwingen ſind, ſondern lediglich einzelne Menſchen; alſo muß die Centralgewalt des Bundesſtaates den Bürgern unmittelbar gebieten. Dieſe bahnbrechenden Gedanken hat der Federaliſt auf großartigem empiriſchen Wege gefunden, indem er die Föderativſtaaten aller Zeiten (auch das heilige Reich als ein abſchreckendes Beiſpiel) betrachtete; aber ſie ſind nur aphoriſtiſch ausgeſprochen, mannich-

sach durchwebt mit Entstellungen, die in einer Parteischrift sich von selber erklären, mit historischen Irrthümern und mit politischen Lieblingsgedanken des achtzehnten Jahrhunderts. Erst Georg Waitz (in einem Excurse zu seinen „Grundzügen der Politik") hat die Ideen der Amerikaner systematisch und mit dem tiefen Ernste deutscher Wissenschaft ausgeführt und sie bereichert durch die Ergebnisse der Erfahrung der jüngsten Jahrzehnte. Der alte Streit der Schule über die Begriffe Staatenbund und Bundesstaat ist durch diese meisterhafte Abhandlung von Waitz abgeschlossen.

Das Wesen des Bundesstaates liegt (so lassen sich die unanfechtbaren Schlußsätze dieser Untersuchungen zusammenfassen) nicht darin, daß der Umfang der der Bundesgewalt zugewiesenen Geschäfte ein sehr ausgedehnter sein, auch darin nicht, daß am Bunde die Mehrheit entscheiden oder ein einziger Mann an der Spitze der executiven Gewalt stehen müßte. Darauf vielmehr kommt Alles an, daß die Centralgewalt eine wirkliche Staatsgewalt ist; sie muß die ihr ein für allemal zugewiesenen gemeinsamen Angelegenheiten durchaus selbständig entscheiden, ihre Befehle unmittelbar an die Bürger der Einzelstaaten richten, über Beamte gebieten, die ihr allein verpflichtet sind, und sie muß materiell erhalten werden nicht durch Matrikularbeiträge, die von dem Belieben der Einzelstaaten abhängen, sondern aus einem selbständigen Einkommen, aus Steuern, die sie selber auflegt und erhebt. Im Bundesstaate wird also nicht die Souveränität der Einzelstaaten aufgehoben, sondern es wird denselben lediglich eine Reihe von politischen Geschäften abgenommen und der Centralgewalt zu ausschließlicher Besorgung zugewiesen. Niemals darf im Bundesstaate die Centralgewalt mit dem Einzelstaate concurrirend wirken, sondern alle Staatshandlungen werden entweder von der Centralgewalt oder von den Einzelstaaten allein vollzogen. Die unerläßliche Grundlage dieses kunstvollen Staatsbaues bleibt, daß die Mediatisirung der Nation beseitigt wird und die Bürger der Einzelstaaten in ein unmittelbares Unterthanenverhältniß zu der Bundesgewalt treten. Irgend ein Mittelweg ist dabei undenkbar. Denn wollte man die Regierungen der Einzelstaaten eidlich zum Gehorsam gegen die Bundesgewalt verpflichten, so läge darin keine Gewähr staatlicher Ordnung — am allerwenigsten in Monarchien —: und der von Stein und Gagern auf dem Wiener Congresse verfochtene Plan, ungehorsame Bundesregierungen durch die Acht zu bestrafen, widerspricht dem modernen Begriffe der Souveränität, vornehmlich in Mo-

narchien, und sichert gleichfalls nicht die regelmäßige Durchführung der Bundesbeschlüsse. Was einst Synesius von dem Königthume sagte, es solle nicht schreckhaft dann und wann aus dem Verborgenen hervorbrechen, sondern geräuschlos und gleichmäßig, wie die Gottheit, die menschlichen Dinge ordnen, das bezeichnet in Wahrheit das Wesen aller staatlichen Ordnung. Soll in einer Föderation von einem gesetzten Rechtszustande die Rede sein, so muß die Bundesgewalt mit der Machtvollkommenheit eines Staates ausgerüstet sein und der Nation unmittelbar gebieten.

Diese Sätze sind theoretisch unanfechtbar, sie sprechen nur mit hellem wissenschaftlichen Bewußtsein aus, was in den Verfassungen der Eidgenossenschaft und der nordamerikanischen Union bereits mit großartigem praktischen Takte verkörpert ist. Aber mit diesen klar gestellten Schulbegriffen ist wenig gethan. Unerledigt bleiben die beiden verhängnißvollen, von Waitz nur leicht berührten Fragen:

ist ein Bundesstaat als dauernder Zustand mit den gegebenen Machtverhältnissen und Verfassungsformen der deutschen Staaten verträglich?

sodann:

sind wir nach dem Gange unserer Geschichte zu der Erwartung berechtigt, daß eine föderative Staatsform den natürlichen Abschluß der deutschen Einheitskämpfe bilden werde?

Wir werden im vierten Abschnitte die zweite Frage besprechen und versuchen zunächst die erste Frage zu beantworten, indem wir die nothwendigen realen Voraussetzungen eines Bundesstaats betrachten. Hier stößt uns zuerst ein Satz auf, der in Deutschland Vielen befremdlich erscheint, während alle Fremden, soweit sie nicht dabei interessirt sind unsere Schwäche zu verewigen, ihn mit ähnlichen Empfindungen anhören wie die Behauptung, daß zwei mal zwei vier ist. Er lautet: wie jeder Staat, so bedarf auch der Bundesstaat fester räumlicher Grenzen. Kein Bund, der mehr sein soll als eine Phrase, kann außerbündische Mitglieder haben, oder richtiger (ein schlechthin widersinniges Verhältniß läßt sich nicht in zwei Worten ausdrücken): kein Bund kann Mitglieder ertragen, die mit dem einen Fuße in ihm stehen, mit dem anderen draußen. Alexander Everett sprach nur die allgemeine Meinung der denkenden Nordamerikaner aus, als er schon acht Jahre nach der Gründung des deutschen Bundes trocken sagte, es sei mehr als einfältig, in einem Bunde mit außerbündischen Mitgliedern einen ehrlichen Rechts-

zustand zu erwarten. Der streng-conservative Rehberg erklärte es für rechtlich unmöglich, daß die Kronen Oesterreich und Preußen ihrem Gesammtstaate eine Verfassung gäben, denn dann sei der deutsche Bund nichts mehr als ein Name! Wir belachen, daß das heilige Reich noch zur Zeit der französischen Revolution seine Erzkanzler von Arelat und Italien hatte, und die correcten Reichsjuristen Genua noch immer eine camera imperii nannten. Aber besteht nicht dasselbe Gaukelbild unfindbarer, im Nebel zerfließender geographischer Grenzen noch heute im deutschen Bunde? Von dem Minister v. Schmerling wird der Ausspruch erzählt: „Wozu verlangt man den Eintritt Gesammtösterreichs in den deutschen Bund? Ich meine, es ist schon darin. Oder schicken wir nicht den Herren nach Belieben Ungarn, Serben, Italiener nach Rastatt und Mainz? Und darauf, denke ich, kommt es an." In der That, so ist es. Der deutsche Bund steht fort und fort unter dem Einflusse von ganz Oesterreich, ganz Preußen, des ganzen niederländischen und (bis vor Kurzem) des dänischen Gesammtstaats. Kein wichtiger Bundesbeschluß kann vollständig durchgeführt werden, wenn er den Lebens-Interessen von Holland oder Ungarn zuwiderläuft. Der Particularismus weiß auch dies Verhältniß zu vertheidigen. In Frankfurt erinnerte der Welfenkönig preisend an den Welfen Wilhelm IV., „welcher gesagt, daß Er, der König von Hannover, es Sich selbst, dem König von England, nicht erlauben würde gegen einen Bundesbeschluß Einwand zu erheben." Wir überlassen unsern Lesern zu beurtheilen, ob dieser Ausspruch welfischen Edelsinnes ein genügendes Bollwerk bilde gegen die Gefahren der Vermischung deutscher und fremdländischer Staatsfragen.

In einzelnen Fällen hat dieser ungeheuerliche Zustand glückliche Folgen gehabt: gestützt auf seinen Charakter als europäische Macht kann Preußen sich jedem Versuche Oesterreichs, seinen Nebenbuhler durch den Bund zu beherrschen, rechtlich und thatsächlich widersetzen. Im Ganzen aber ist diese Vermischung Deutschlands mit nichtbündischen Ländern allein zu vergleichen mit der Lage Griechenlands, als Philipp von Makedonien in den Amphiktyonenbund eingetreten war. Der deutsche Bund wird dadurch zu ewiger Ohnmacht verurtheilt. Nur mit Verachtung konnte das Ausland auf einen Bund blicken, der seine Generale nach Kopenhagen hinüberschickte, um dort, in der Fremde, die Bundestruppen von Holstein zu inspiciren — ja, der dem Herzog von Holstein erklären ließ, es stehe ihm frei, 6000 Grönländer als Bundes-

contingent zu stellen! Eine klare redliche Politik ist innerhalb eines so lügenhaften öffentlichen Rechtes unmöglich. Das nationale Ehrgefühl muß dadurch entweder für und für gereizt werden oder schließlich im Stumpfsinn zu Grunde gehen. Es war eine schreckliche Unwahrheit und zugleich eine Demüthigung sonder Gleichen, daran kein guter Deutscher ohne Erröthen denken darf, daß während des jüngsten Krieges der deutschen Großmächte gegen Dänemark der deutsche Bund mit dem Kopenhagener Cabinette im Frieden lebte. Schon das Aufbringen der Schiffe des neutralen deutschen Bundes durch die Dänen mag Jeden belehren, wie schwer Deutschlands Sicherheit durch diese widernatürliche Lage bedroht ist. Und was läßt sich vollends erwarten, wenn dereinst in einer für Deutschland ungünstigen Weltlage ein Kaiser von Oesterreich abermals, wie im Jahre 1859, einen italienischen Eroberungskrieg mit den Worten beginnen sollte: „ich rede als Fürst im deutschen Bunde?" Wie nun, wenn die fremden Mächte ihn beim Worte nehmen? Ist es doch eine handgreifliche Unwahrheit, daß der deutsche Bund unbetheiligt sei bei einem Kriege, den Oesterreich führt, indem es seine ganze Macht, auch sein Bundescontingent, aufbietet und durch das Gebiet deutscher Bundesgenossen auf den Kriegsschauplatz ziehen läßt. Fictionen so durchsichtiger Art, sind nur so lange von Werth, als die Fremden durch ihr eigenes Interesse getrieben werden sich zu stellen, als ob sie daran glaubten. Die Verbindung Deutschlands mit nichtdeutschen Landen bedroht uns tagtäglich mit den schwersten Gefahren.

Dies unselige Verhältniß läßt sich heilen nur dadurch, daß alle Bundesstaaten mit wesentlich deutschem Gebiete ihren gesammten Länderbesitz dem deutschen Bunde einfügen, während uns gegenüber den Mächten mit überwiegend nicht-deutschen Interessen nichts übrig bleibt als ehrliche, vollständige Trennung. Ein Mittelweg ist in dieser großen Lebensfrage schlechthin unmöglich. Der doctrinärste von allen doctrinären Vorschlägen des deutschen Parlaments war der Plan, Oesterreichs bündische Länder mit den außerbündischen durch eine Personalunion zu verbinden. Die Personalunion, die Verbindung zweier Leiber unter einem Haupte, ist an sich ein überaus künstlicher, schwer haltbarer Zustand; sie besteht selbst in Schweden und Norwegen, unter vergleichsweise sehr einfachen Verhältnissen, nur unter fortwährender Reibung und schwerer Anstrengung. Solche halbe, schiefe Verhältnisse pflegen selten länger zu dauern, als die patrimoniale Auffassung des Staatslebens. Sobald das helle Selbstbewußtsein der Nationen erwacht, be-

ginnt das Streben nach straffer Einigung der innerlich verwandten, nach ehrlicher Trennung der innerlich verfeindeten Staatstheile. Es läßt sich denken, daß ein nicht-deutscher Staat ein werthloses kleines Nebenland, das ihm durch Personalunion verbunden ist, einer deutschen Bundesstaatsgewalt aufrichtig unterordne. Es war möglich, obwohl keineswegs gewiß, daß Luxemburg der Frankfurter Reichsverfassung oder der preußischen Union sich endlich fügte; das Land ist, ohne die Bundesfestung, für die Niederlande von geringer Bedeutung. Daß aber eine Großmacht sich freiwillig in zwei Stücke zerreißen und für die Hälfte ihrer Länder auf eine selbständige auswärtige Politik verzichten sollte, diese Hoffnung mag man den Kindern überlassen. So gelangt die Prüfung deutscher Reformgedanken schon im Beginne zu der Einsicht: jede deutsche Bundesreform ist eine Phrase, so lange Deutschlands unnatürliche Verbindung mit Oesterreich nicht gelöst ist. Und zwar betrachten wir die Trennung Deutschlands von Oesterreich nicht, wie gefühlvolle Leute pflegen, als ein pis-aller, als eine bittere Nothwendigkeit, darein wir uns wohl oder übel schicken müßten, sondern als eine sehr heilsame, für beide Theile segensreiche Wendung unserer Geschicke, als ein Ziel des besten Schweißes werth, das, wie der Schiffer das Gestirn des Nordens, die deutschen Patrioten keinen Augenblick aus den Augen verlieren dürfen. An dem Dualismus der beiden Großmächte nähert sich alles Faule und Unsittliche unseres Volkslebens. Kein Volk der Geschichte hat solchen inneren Zwiespalt auf die Dauer ertragen. Durch die Eifersucht Athens und Spartas ging die Macht der Hellenen, durch den Haß der Häduer und Arverner die Kraft der Gallier zu Grunde. Uns bietet die Gnade der Vorsicht ein schöneres Loos. Denn nicht zwei einheimische Mächte streiten um Deutschlands Herrschaft; vielmehr lastet auf uns der Einfluß eines halbfremden Staates, dessen die Nation sich entledigen kann, so sie will. Kleindeutsch ist die einzige namhafte That unserer modernen nationalen Politik, der Zollverein. Kleindeutsch wird auch der Staat unserer Zukunft sein, wenn anders wir den Muth finden, einen Staat zu schaffen.

Wir Deutschen werden nie genug beklagen, daß ein Lieblingsplan des Fürsten Metternich in den Jahren kurz nach dem Wiener Congresse an dem mannhaften Widerspruche Piemonts scheiterte: der Plan der Bildung eines italienischen Bundes unter Oesterreichs Führung. Ein Reich, mit einem Theile seiner Lande den italienischen Bund, mit einem zweiten Theile den deutschen Bund beherrschend und mit dem dritten

Theile außerhalb beider Bünde stehend: — wahrlich, diese politische Ungeheuerlichkeit hätte das Loos des mißhandelten Italiens nicht verschlimmern können, wohl aber die politische Einsicht in Deutschland wie in Italien mächtig fördern müssen. Denn auch der gemüthlichste Schwärmer für das Vaterland „soweit die deutsche Zunge klingt" konnte dann schwerlich den Muth finden, Oesterreich einen deutschen Staat zu nennen. Auch nachdem die Hoffnung auf einen österreichisch-italienischen Bund vorläufig zu Schanden geworden, trachtet die Wiener Staatskunst noch immer nach dem alten dreifachen Ziele: man will Deutschland beherrschen, in Italien die verlorene Oberhoheit zurückerobern, endlich in einer Zeit, da die Lehre vom Rechte der Nationalitäten die Völker berauscht, ein Reich zusammenhalten, das von 38 Haupt- und unzähligen Neben-Sprachgrenzen durchschnitten wird.

Wir haben nie der Weissagung des nahen Zerfalls Oesterreichs geglaubt. Ein solches Ereigniß wäre die furchtbarste Revolution, die unser Welttheil je gesehen, und der bisherige Gang der österreichischen Geschichte berechtigt Niemanden es für wahrscheinlich zu halten. Die Bildung des österreichischen Staats in seiner Hauptmasse ist keineswegs künstlich, unnatürlich, wie die meisten Norddeutschen annehmen. Es frommt nicht alte Wunden aufzureißen und die Frage zu erheben, die einem Deutschen des Nordostens allerdings unwillkürlich sich aufdrängt: warum denn den Deutschen im Süden nicht gelang, was unsere Väter im Norden vollführten — die Germanisirung der östlichen Nachbarvölker? Genug, diese Germanisirung ist nicht vollzogen worden; bei dem Maße der den Deutschen und den Fremden hier zu Gebote stehenden politischen Kräfte konnte sie nicht geschehen, und heute haust in dem weiten Donaureiche gleichwie im Oriente ein buntes Völkergemisch, kein Volk darunter stark genug sich abzusondern oder die anderen zu verschlingen, und darum allesammt darauf angewiesen sich friedlich zu vertragen. Die schroffe Durchführung des Princips der Nationalität ist hier gleichwie im Oriente (in diesem Falle darf man das dem Politiker verbotene Wort wohl wagen) eine baare Unmöglichkeit. Sie würde eine hochangesehene, blühende Großmacht, die von unserem Staatensysteme nicht entbehrt werden kann, zerspalten in ein wüstes Durcheinander von ohnmächtigen, durch zahllose Enclaven zerrissenen Kleinstaaten, welche, werthlos für die menschliche Gesittung, früher oder später einer neuen kräftigeren Staatenbildung weichen müßten. Das vielzungige Reich wird keines-

wegs, wie man gemeinhin sagt, allein zusammengehalten durch das Kaiserhaus, den Adel, das Heer und die katholische Kirche — Mächte, deren Bedeutung nicht leicht überschätzt werden kann. Seine Hauptmasse bildet ein natürliches geographisches Ganzes, im Wesentlichen eine volkswirthschaftliche Einheit, und — was mehr sagen will — diese Ländergruppe ist durch die Geschichte von Jahrhunderten verbunden. Bis tief in das Mittelalter hinein reichen die lebendigen Wechselbeziehungen zwischen Böhmen, Oesterreich, Ungarn, und seitdem hat eine lange Reihe gemeinsamer Kämpfe, Leiden und Siege, vornehmlich der große Markmannenkrieg wider die Türken, in der That eine österreichische Staatsgesinnung, ein Gesammtbewußtsein großgezogen. Schon im siebzehnten Jahrhundert beginnen die, allerdings selten glücklichen, Versuche, dies Völkergemisch zu einem Gesammtstaate zusammenzufassen. Die Ueberzeugung, daß man einander bedürfe, lebt kräftig und weit verbreitet unter den Völkern des Donaureiches. Selbst das stolze Magyarenvolk ist noch nach jedem Aufstande zu dieser Einsicht zurückgekehrt. Ein Staat, der mit so starker Spannkraft unzählige Male die Gefahr des Zerfalls siegreich überstand, kann keine unnatürliche Bildung sein. Ebenso erstaunlich wie die Spannkraft, ist das stetige Wachsthum Oesterreichs. Seit Leopold I. ihn auf seine natürliche Basis stellte, hat der Staat nicht geruht, bis er zu einem wohlabgerundeten Reiche des Südostens heranwuchs. Jeder Besitz in Belgien und Westdeutschland ward nach und nach preisgegeben, Oesterreich ist — um ein oft wiederholtes und immerdar wahres Wort noch einmal zu sagen — stätig aus Deutschland hinausgewachsen. Ernster historischer Sinn wird in diesem regelmäßigen Werdegange nicht ein Walten des Zufalls, sondern ein Zeugniß dessen erkennen, daß das österreichische Deutschthum die Kraft nicht besaß, die hochgesitteten Länder des Westens zu halten, während es in den Völkern des Ostens empfänglichen Boden findet für seine große Culturarbeit. Denn allerdings das Element der Gesittung in jenem Völkerchaos bilden die Deutschen.

Wo das nationale Ehrgefühl ins Spiel kommt, ist es weise auch das Urtheil der Fremden zu hören, und wir berufen uns auf die unverdächtigsten Zeugen. Die Italiener, bevor sie durch den Trieb der Selbsterhaltung sich gezwungen sahen den Magyaren zu schmeicheln, gaben einstimmig den verhaßten Tedeschi das Zeugniß: es giebt in Oesterreich nur zwei Völker im wahren Sinne, Deutsche und Italiener. Ein solches Urtheil stand einem großen Culturvolke wohl an. Wohl bilden die

Deutschen nur einen bescheidenen Bruchtheil der Bevölkerung, diese Minderzahl wohnt nur in einigen Kronländern in dichterer Masse zusammen, und eine glücklichere Zukunft, entwachsen dem Parteihader der Gegenwart, wird dereinst nicht glauben wollen, daß man sich heute erdreistet, ein Reich, das unter mehr als 35 Millionen Einwohnern kaum 8 Millionen Deutsche zählt, kurzerhand für einen deutschen Staat auszugeben. Auch stehen die Deutschen Oesterreichs dem magyarischen Adel in politischer Bildung und Uebung, vielen andern Stämmen des Kaiserstaates in politischer Rührigkeit und Opferwilligkeit unzweifelhaft nach, und selbst die deutsche Geistesbildung hat sich über sie nur in einem schmalen, künstlich abgedämmten Strome ergossen.

Trotz alledem sind die Deutschen im Kaiserstaate außer den Italienern das einzige Volk mit selbständiger Cultur. Das genialste Slavenvolk ward durch einen Völkermord sonder Gleichen seiner schöpferischen Kraft beraubt, die weiland große czechische Nation ist ein Volk von Kleinstädtern geworden. Alle magyarisch-walachisch-slavischen Völker zwischen Erzgebirge, Karpathen und Adria zehren von den Früchten deutscher Bildung. Mit einem glücklichen Worte bezeichnet ein geistvoller Schüler Karl Ritter's, Mendelssohn, die Lande solcher Gesittung als das subgermanische Europa. Auf diesem Boden deutsche und halborientalische Bildung zu versöhnen, den meisterlosen Völkern des Ostens den Frieden zu bringen und sie zu gewöhnen an den Segen einer Verwaltung und eines Heerwesens, welche beide doch einen überwiegend deutschen Charakter haben — fürwahr, das ist eine Aufgabe der größten Staatsmänner würdig, segensreich genug, um dem Staate, der sie löst, eine hochgeachtete, eine nothwendige Stellung in der Völkergesellschaft zu sichern. In einem großen Sinne geleitet muß diese politische Arbeit früher oder später dahin führen, daß das Donaureich, die Politik seines größten Staatsmannes, des Prinzen Eugen, wiederaufnehmend, nach seinen natürlichen Grenzen strebt, alte schwere Unterlassungssünden sühnt, den heute gänzlich verlorenen Einfluß im Oriente wiederzugewinnen trachtet und sich rüstet auf die große Stunde, da das unausbleibliche Verhängniß über die Balkanhalbinsel hereinbrechen wird. Aber diese Aufgabe, schwierig an sich, ist heute, seit dem Erwachen des Selbstgefühls der Nationen, unendlich verwickelt geworden, und kein Staat der Welt, auch der mächtigste nicht, kann sie lösen, wenn er zugleich zwei alte Culturvölker von überlegener Gesittung, Deutschland und Italien, zu beherrschen trachtet.

Daß die italienische Nation dem österreichischen Wesen scharf abgeschlossen, ebenbürtig und mit dem festen Willen, ihren Nacken nicht unter das fremde Joch zu beugen, gegenübersteht, das hat Oesterreich schmerzlich erfahren und wird es auch fernerhin erfahren. Man schaue auf den ewigen Kriegszustand mitten im Frieden, darunter das österreichische Italien schmachtet, und frage sich, ob diese Länder unter fremdem Scepter jemals zu einem menschenwürdigen Dasein, zu staatlicher Zucht und Freiheit gelangen können. Nicht feindselig, aber gleichfalls fremd steht Deutschland neben Oesterreichs Staats- und Culturleben. Wer darf es bestreiten: der deutsche Schweizer ist dem Nord- und Westdeutschen ungleich verwandter in seiner Gesittung als der Oesterreicher. Und doch gesteht auch der leichtblütigste Schwärmer für das großdeutsche Vaterland, daß die politischen Verhältnisse schlechterdings verbieten, die deutschen Schweizer, die so gänzlich unseres Fleisches und Blutes sind, in den Staatsverband der Deutschen aufzunehmen. Oesterreich aber ist nicht nur durch die Verschiedenheit der politischen Interessen, sondern mehr noch durch die eigenthümliche Mischcultur seines Völkervereins von Deutschland geschieden. Ob Katholiken, ob Protestanten — die ungeheuere Mehrheit der Deutschen wird wohl die Nothwendigkeit der Entwickelung Oesterreichs begreifen und dem starken zähen Selbstgefühle der alten Macht die Bewunderung nicht versagen; doch nie werden wir das Grausen überwinden vor dieser Geschichte der finsteren Knechtung der Geister, und auch die neueren, menschlicheren Zustände des Kaiserstaates betrachten wir nicht mit jener warmen freudigen Theilnahme, die wir dem Vaterlande entgegenbringen. Oesterreichs Helden sind die unseren nicht. Schauen wir dann vergleichend hinüber nach Preußen, so treten uns gleich beim Beginne der neuen Geschichte beider Staaten entgegen die Gestalten des großen Kurfürsten und Leopold's I., jener ein Deutscher vom Wirbel bis zur Zehe, dieser — ein Habsburger, keines Volkes Kind; und der Eindruck, den wir Angesichts der Neugründer der beiden Staaten empfangen, bleibt im Wesentlichen unverändert, wenn wir die spätere Geschichte durchmustern.

Wenn heute ein Deutscher Oesterreich ernstlich kennen lernt, nicht blos auf einer heiteren Erholungsreise das lebensfrohe Wien und die tapferen und schönen Mannen der Hochgebirge besucht, so wird er sehr oft von holden und herzigen Zügen deutschen Wesens berührt werden, doch ebenso oft von Spuren einer uns fremden Mischcultur; sehr selten wird ihn das Gefühl überkommen, er sei in der Heimath. Wir freuen

uns des, wie schlicht und gemüthlich der österreichische Offizier mit dem Soldaten verkehrt. Aber schauen wir dann, wie diese gemüthlichen Leute ihre Untergebenen wie die Hunde prügeln lassen, und — was bedeutsamer ist — mit welcher wolkenlosen Heiterkeit der Seele die Mißhandelten dies hinnehmen, so beschleicht uns doch die Empfindung, daß wir an den Grenzen deutscher Gesittung stehen. Die milden freundlichen Umgangsformen des österreichischen Clerus berühren uns wohlthuend; nur wissen wir leider, daß diese wohlmeinenden geistlichen Herren, Dank dem Concordate, die Volkserziehung im Zustande theologischer Gebundenheit erhalten, ganze Provinzen mit einem Fanatismus der Glaubenseinheit erfüllen, den wir inmitten des deutschen confessionellen Friedens kaum begreifen. Wir sehen mit Freuden Militär und Civil ungezwungen verkehren; nur können wir leider nach den Erfahrungen der jüngsten Jahrzehnte nicht bezweifeln, daß dies bürgerfreundliche Heer sich keinen Augenblick bedenken wird, auf den Wink des Kaisers den Belagerungszustand mit all seinen Schrecken abermals durchzuführen. Die Unzufriedenen in Preußen lieben, ihre Landräthe als eine Beamtenklasse zu schildern, deren Gleichen man außerhalb Rußlands nicht finde, und alle Feinde Preußens beeilen sich, solche thörichte Aussprüche des Parteihasses umherzutragen. Wohl diesen Murrenden, wenn sie nie unter der Herrschaft eines k. k. Stuhlrichters erfahren, daß behagliche Umgangsformen sich mit harter, erbarmungsloser Menschenverachtung sehr wohl vertragen!

Auch über die politische Freiheit hegt man in Oesterreich sehr andere Meinungen als bei uns. Die Verfassung des Reichs, blutjung und lediglich ein ungesichertes Geschenk kaiserlicher Gnade, ist soeben wieder aufgehoben worden. Die deutschen Oesterreicher sehen dem zu mit einer Gleichgiltigkeit, welche auffällig absticht von der Leidenschaft, womit die Preußen und die Bürger vieler deutscher Kleinstaaten ihre Verfassung wiederholt vertheidigt haben. Die Völker des Kaiserstaats sind längst daran gewöhnt, daß einige Kronländer in permanentem Kriegszustande leben und unter Militärgerichten stehen — eine Lage, welche kein deutscher Staat auf die Dauer ertragen würde. Dazu tritt eine noch tiefere Verschiedenheit des Parteilebens. Wohl besteht auch in Oesterreich eine sehr selbständige, ja anmaßende Opposition; sie umfaßt die nationalen Parteien, welche offen oder versteckt auf den Zerfall des Reichs hinarbeiten. Alle jene Parteien aber, welche das Fortbestehen des Staates wollen, sind mit der Regie-

rung enger verbunden, als dies in Deutschland üblich ist. Sehen wir ab von jenen Blättern der Magyaren, Czechen u. a., welche den Kaiserstaat selber im Geheimen bekämpfen, so kann in allen wichtigen Fragen der auswärtigen Politik, vornehmlich Deutschland gegenüber, die österreichische Regierung sicherer auf die Unterstützung der Presse zählen, als selbst Napoleon III. auf die Pariser Blätter. Kein einflußreiches deutsch-österreichisches Blatt ist der deutschen Politik der Regierung ernsthaft entgegengetreten, selbst damals nicht, als — in den Tagen des Frankfurter Fürstentags — jeder nüchterne Mann nur schwindelnd ihren waghalsigen Sprüngen nachschauen konnte. Offenbar, die Gruppirung der Parteien ist in Oesterreich von Grund aus anders als bei uns. Die Entfremdung Oesterreichs von Deutschland spiegelt sich getreulich wider in der Presse beider Länder. Nur sehr wenige deutsche Blätter behandeln eingehend die österreichischen Zustände, und noch seltener findet sich ein deutscher Leser, der sich damit befaßt. Man darf dreist behaupten: mit den Verhältnissen der gesetzgebenden Körper von England und Frankreich ist der deutsche Zeitungsleser besser vertraut als mit den Parteien des Wiener Reichsraths. Ebenso bespricht die österreichische Presse die deutschen Dinge zumeist sehr lakonisch und mit einer befremdenden Härte des Urtheils; deutlich klingt hindurch die in Oesterreich weit verbreitete Vorstellung, da draußen im Reich herrsche eine ungeheure Verwirrung, man thue weise, sich wenig darum zu kümmern. Man tadelt oftmals die in Berlin üblichen frechen Witze über Oesterreich. Aber wie harmlos erscheinen diese Scherze, die ein übermüthiger Menschenschlag heute erfindet, morgen belacht und übermorgen vergißt, wenn wir sie vergleichen mit dem beleidigenden Tone, den die österreichische Presse gegen Preußen anzuschlagen pflegt! Da scheint es zumeist, als sei Preußen noch heute der rechtlose Emporkömmling unter den Staaten, als bilde die Schlacht von Jena das einzige denkwürdige Ereigniß seiner Geschichte; im Vorbeigehen pflegt man ihm dann den weisen Rath zu geben, es möge auf seine angemaßte Großmachtstellung verzichten. Erst in allerneuester Zeit ist der Ton der österreichischen Presse gegen Preußen ein wenig anständiger geworden. Wahrlich, so würde man in Oesterreich über deutsche Zustände nicht reden, wenn man den ernsten Willen hätte, in eine feste, wirksame staatliche Verbindung mit uns zu treten. So vielmehr sprechen von einander die Bürger zweier Staaten, welche einige Interessen gemein haben, in anderen ernsteren Fragen sich feindlich gegenüberstehen.

Und woher sollte den Oesterreichern jenes lebendige, opferwillige deutsche Nationalgefühl kommen, das ihnen so oft nachgerühmt wird? Sind doch alle großen Fortschritte der modernen deutschen Gesittung vollzogen worden ohne Oesterreichs Theilnahme oder im offenen Kampfe mit ihm. Das eigenste Werk deutschen Geistes, die Reformation, haben unsere Väter mit ihrem Leibe vor den Angriffen der Habsburger decken müssen. Das Wiedererwachen unseres nationalen Selbstgefühles beginnt mit den Kriegen Friedrich's des Großen gegen Oesterreich. Von dem Glanze der großen Tage unserer Kunst fiel kaum ein Strahl auf das Donaureich. In den Napoleonischen Kriegen regte sich mehrmals, doch nicht auf die Dauer, das deutsche Blut in Oesterreich. Allein Jedermann weiß, daß an den Freiheitskriegen nur die Macht des Kaiserstaates theilnahm; der Geist jener großen Zeit ward nur in einzelnen Schichten des österreichischen Volkes lebendig. Die Union der protestantischen Kirchen, die Stiftung des Zollvereins, die Begründung des constitutionellen Systems — alle diese wichtigsten Wandlungen unseres öffentlichen Lebens vor der deutschen Revolution geschahen, derweil Oesterreich kalt zuschaute oder hartnäckig darwider ankämpfte. Darum bestand gegen das Ende der Metternichschen Herrschaft die Meinung in Deutschland überall, Oesterreich führe ein Sonderleben, sei der deutschen Nation entfremdet.

Hat sich seitdem das Verhältniß wesentlich geändert? Eine Fabel ist es, daß die Wiener Märzrevolution eine deutsch-nationale Bewegung gewesen sei. Zum ersten Male ward in Wien die deutsche Tricolore entfaltet, zum ersten Male in weiteren Kreisen von der deutschen Bundesreform gesprochen — am 1. April, als die Kunde kam von dem Ritte König Friedrich Wilhelm's IV. und dem Versuche Preußens, sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen — kurz, als die alte Eifersucht gegen Preußen aufgeregt wurde. Auch die Wiener Octoberrevolution war zwar ein Kampf von deutschen Bürgern gegen deutsche und slavische Regimenter; doch von einer bestimmten Absicht, Deutsch-Oesterreich dem deutschen Bundesstaate ehrlich einzufügen, ist in dieser räthselhaftesten und verworrensten aller Bewegungen des stürmischen Jahres nichts zu entdecken. Die Widereinsetzung des Bundestages, der Untergang unserer nationalen Hoffnungen ward dann in Deutsch-Oesterreich mit Gleichmuth, hier und da mit Freude, aufgenommen; war doch die Demüthigung Preußens damit verbunden. In den jüngsten Jahren ist allerdings eine große hocherfreuliche sociale Wandlung

geschehen. Der volkswirthschaftliche Verkehr zwischen Deutschland und Oesterreich hat mächtig zugenommen. Deutsche Kunst und Wissenschaft blühen in dem Kaiserstaate wie nie zuvor. Das deutsche Element hat sich sichtlich gehoben, und wir haben einigen Grund zu der Hoffnung, daß diese natürliche Stütze der Staatseinheit Oesterreichs sich den Gegnern gewachsen zeigen wird. An allen geselligen und wissenschaftlichen Versammlungen und Festen deutscher Nation nehmen die Deutsch-Oesterreicher lebhaften Antheil; den politischen Bestrebungen der Deutschen bleiben sie fern. Erscheinen dann ausnahmsweise einzelne Oesterreicher bei den Berathungen deutscher Parteien — und man weiß, wie spärlich dies geschieht: — so behaupten sie noch immer dieselbe Haltung, welche vom deutschen Parlamente her uns in bitterer Erinnerung lebt. Man weiß in Oesterreich, daß dieser Staat seine Bundeslande einer wahrhaften Bundesgewalt nicht unterordnen darf; man weiß, daß der österreichische Gesammtstaat, an die Spitze Deutschlands gestellt, eine deutsche Politik nicht befolgen kann; doch es gilt für unpatriotisch, solche einfache Wahrheiten den deutschen Vaterlands-Enthusiasten zu verrathen. Tritt einmal ein Unbesonnener auf, wie Graf Deym im deutschen Parlamente, und erklärt, was sich von selbst versteht, Oesterreich habe von allen deutschen Bundesbeschlüssen immer nur das befolgt, „was es für seine Interessen erforderlich gehalten hat": so erheben sich seine Landsleute entrüstet dawider, erklären wieder und wieder, Oesterreich sei ganz und gar deutsch. Wir sind weit davon entfernt, dieses Verfahren zu tadeln. Wollte Gott, in den Bewohnern unserer Kleinstaaten lebte etwas von solcher starker Staatsgesinnung, die um des Staates willen auch ein wenig Heuchelei nicht scheut! Doch das deutsche Volk wird nachgerade allzu erwachsen, um in solcher Weise mit sich spielen zu lassen. Der jüngste schleswig-holsteinische Krieg hat in Oesterreich manches Herz freudig bewegt, weil er dem braven Heere willkommene Gelegenheit bot, seine Waffentüchtigkeit zu erproben. Von irgend einer tieferen Theilnahme für diese deutsche Ehrensache als solche war jedoch nicht die Rede, ja die Siege der preußischen Waffen bei Düppel und Alsen wurden vom österreichischen Volke mit schlecht verhehltem Aerger aufgenommen. Die conventionellen deutschthümlichen Phrasen halten nicht mehr Stich, wenn die alte Scheelsucht gegen Preußen ins Spiel kommt. In der That, was ist uns Hecuba? Wer das österreichische Volk darum schelten will, soll allein sich selber anklagen. Was berechtigt ihn denn, dem österreichischen Volke Sympathien zuzumuthen, die es —

wie seine Geschichte, seine Lebensinteressen liegen — durchaus nicht hegen kann?

Diese Haltung der Deutsch-Oesterreicher ist nur das nothwendige Ergebniß der durch Jahrhunderte festgehaltenen österreichischen Politik. „Nicht blos dem Reiche bin ich verpflichtet, sondern auch dem Hause Habsburg; lieber will ich den Eid brechen, den ich hinter dem Frohnaltare in Frankfurt geschworen habe," sagte Kaiser Max I. auf dem denkwürdigen Reichstage von Freiburg (1498). Nur der Unbillige wird tadeln, daß den Habsburgern die Realität des Hauses Habsburg jederzeit wichtiger war als die Idee des heiligen Reichs und ihr kaiserlicher Eid. Auf die Frage, wie Patrioten es verantworten wollen, Oesterreich aus dem deutschen Bunde auszustoßen, läßt sich lediglich antworten mit der Gegenfrage: wann ist Oesterreich je in der That und in Wahrheit im deutschen Staatsverbande gewesen? Jedermann weiß, wie Oesterreich durch echte und falsche Privilegien schon am Ende des Mittelalters von allen wesentlichen Pflichten gegen das Reich befreit war. Die reindeutschen Reichskreise, welche Reichssteuern zahlten, wurden als „Zahlkreise" von dem jeder finanziellen Pflicht entbundenen österreichischen und burgundischen Kreise unterschieden. Auch die wichtigste Fortbildung unseres öffentlichen Rechts in der späteren Reichszeit, die im Westphälischen Frieden festgesetzte Gleichberechtigung der Confessionen, hatte für Oesterreich keine Geltung. So scharf ausgebildet war bereits zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts die Absonderung dieser Lande vom Reiche, daß Max I. und Karl V. ernstlich sich mit dem Plane trugen, den Erzherzog Ferdinand zum „König von Oesterreich" zu erheben. Ein solcher Gedanke wäre in jener Zeit für jeden anderen Theil des Reichs schlechthin unmöglich gewesen. Sehr oft und bitter ward im Reiche empfunden, daß Oesterreich also ein Berechtigter im Reiche war ohne irgend welche Verpflichtung. Mehrmals ward auf unseren Reichstagen die Frage angeregt, ob es nicht billig sei, daß Ungarn, an dessen Befreiung die Deutschen so oft ihr Blut gesetzt, auch Pflichten gegen das Reich übernehme (so in dem denkwürdigen Reichsabschiede von 1566). Mit classischen, noch für die Gegenwart giltigen Worten schilderte Pufendorf's durchdringender politischer Verstand die Stellung Oesterreichs also: „In allen ihnen vortheilhaften Dingen sind seine Fürsten Glieder des Reichs, in allen widrigen Dingen gebärden sie sich als eine vom Reiche getrennte Macht." Noch in den Tagen Friedrich's des Großen schlug Kurmainz vor, man solle jene alten

Privilegien prüfen, welche Oeſterreich von den Reichspflichten befreiten. Wozu nun ſchildern, wie durch die Hauspolitik der Habsburger die Schweiz und die Niederlande, Elſaß und Lothringen, Preußen und Pommern den Fremden geopfert wurden und um ſolcher Sünden willen im Reiche die Rede ging, der Kaiſer ſei **augustus ab augustando, non augustus ab augendo**? Die Schuld an dieſen unſeligen Thatſachen werden wir billig nicht dem Hauſe Habsburg aufbürden, ſondern der deutſchen Nation, die mit unverzeihlichem Gleichmuthe ſich von einem Hauſe leiten ließ, welches mit dem beſten wie mit dem ſchlechteſten Willen eine deutſche Politik nicht einhalten konnte. Die Stellung des Hauſes zu den Parteien im Reiche war durch die Natur der Dinge gegeben. Nachdem der Verſuch, auf den Trümmern der Reformation eine mitteleuropäiſche Monarchie zu gründen, mißlungen war, haben wohl einzelne unternehmende Habsburger ſich beſtrebt, Oeſterreich mit den Waffen in der Hand zur alleinigen ſüddeutſchen Macht zu erheben; allen Habsburgern gemein blieb jedoch die ſchon von den Lützelburgern eingeſchlagene Politik, die Parteien im Reiche ſich an einander zerreiben und ſchwächen zu laſſen. Spiritum vertiginis unter den deutſchen Proteſtanten zu nähren, damit ſie wie Simſon's Füchſe ihre eigenen Lande verwüſten, rieth der kaiſerliche Kanzler Stralendorff; das Haus Baiern niederzuhalten, damit es nicht mit den Evangeliſchen ſich für die deutſche Freiheit verbinde, rieth vortrefflich der Kanzler Hocher.

Seit den Wiener Verträgen und der Befeſtigung der preußiſchen Macht iſt das Verhältniß des Wiener Cabinets zu Deutſchland ein anderes und für Oeſterreich bequemeres geworden. Vorderöſterreich und die den Süden unſeres Vaterlandes militäriſch beherrſchende Machtſtellung iſt verloren, die alte Angſt der ſüddeutſchen Staaten vor Oeſterreichs Eroberungsplänen, die noch in den zwanziger Jahren ſehr lebendig war, ſchwindet mehr und mehr. Mögen einige Heißſporne in Wien noch die begehrlichen Träume Joſeph's II. träumen: die beſonnene Mehrzahl der öſterreichiſchen Staatsmänner begreift, daß Oeſterreich vorerſt in Deutſchland nichts erobern kann. Seine deutſche Politik muß zunächſt eine conſervative ſein: es gilt den Einfluß in Deutſchland, den man beſitzt, zu behaupten. In zweiter Linie hofft man ſodann, Deutſchland hineinzuziehen in die italieniſchen Kämpfe. Vorläufig zurückgeſtellt, aber unvergeſſen iſt endlich der Plan des Fürſten Schwarzenberg, Preußen zu demüthigen und dann zu vernichten, und in dem mitteleuropäiſchen

Siebzigmillionenreiche Oesterreich zur herrschenden Macht zu erheben. Auf das glücklichste arbeitet diesen Plänen in die Hände die veränderte Gesinnung der deutschen Mittelstaaten. Während noch unter Friedrich dem Großen die Kleinen bei Preußen Schutz suchten gegen Oesterreich, treibt heute die Angst vor Preußen die Mittelstaaten in das österreichische Lager; denn Preußen beherrscht jetzt militärisch den Norden in ähnlicher Weise, wie Oesterreich vor hundert Jahren den Süden. Sehr früh und richtig hat man in Berlin diese nothwendige Folge der neuen Gebietsveränderungen begriffen, wie die bekannte, von Kombst veröffentlichte Denkschrift eines preußischen Staatsmannes vom Jahre 1822 beweist. Oesterreich ist und bleibt der Hort des dynastischen Particularismus. Sein Einfluß in Deutschland war während der jüngsten fünfzig Jahre allemal dann am stärksten, wenn unsere nationalen Hoffnungen am tiefsten darniederlagen: so zur Zeit der Karlsbader Conferenzen, so wieder, als nach dem Falle von Warschau der Rückschlag gegen die Julirevolution erfolgte, so abermals in den Tagen der Schmach von Olmütz, so wiederum im Jahre 1863, als der innere Unfrieden in Preußen die Reformarbeit deutscher Patrioten völlig lähmte.

Von allen Schlagworten der österreichischen Partei in Deutschland ist keines so hohl, wie das oft wiederholte: mag die Trennung Deutschlands von Oesterreich dem rechnenden Verstande vielleicht nothwendig erscheinen, das Gemüth des deutschen Volkes wird sich immerdar dawider empören. Wir wollen ihn nicht näher beleuchten, diesen sonderbaren Gegensatz von Gemüth und Verstand, obwohl wir meinen: wie bei jedem menschlichen Thun, so werde auch bei dem politischen Wirken nur dann ein Segen sein, wenn Kopf und Herz einträchtiglich mit einander gehen. Aber wie unreif, wie baar des sittlichen Ernstes müßte das Gemüth unseres Volkes sein, wenn es sich von der gegenwärtigen Verbindung Deutschlands mit Oesterreich sittlich befriedigt fühlte! Eben in dieser Verbindung offenbart sich am allerhäßlichsten der Geist der Unwahrheit, der unser Bundesrecht durchweht. Dem Kaiserstaate ist nie in den Sinn gekommen, die wichtigsten Bundesgesetze auszuführen. Mehr als dreißig Jahre bestand in Oesterreich die Unterdrückung der Protestanten trotz der von der Bundesacte garantirten Rechtsgleichheit der Confessionen. Während der deutschen Revolution verweigerte Oesterreich der Centralgewalt so lange unter unwahren Vorwänden den Gehorsam, bis der ersehnte Tag kam, da man die deutsche Bewegung ersticken konnte. Mit alledem genügte Oesterreich nur dem Gesetze der Selbst-

erhaltung, das einer Großmacht schlechthin verbietet, sich einer fremden Gewalt unterzuordnen. Unerträglich aber ist, daß ein Staat, der keine Pflicht gegen Deutschland anerkennt, den Anspruch erhebt, unsere Geschicke nach seinem Gutdünken zu leiten. Jahrzehnte lang hat er unser constitutionelles Leben untergraben, weil er sich selber die Kraft nicht zutraute, eine constitutionelle Ordnung zu dulden. Noch heute hindert er jede nationale Reform in Deutschland, weil er selber des verjüngten Deutschlands Glied nicht sein kann — und wir ertragen es. Ein Gemisch aller Nationen, versichert dieser Staat gleichwohl fort und fort, daß er deutsch sei, während seine Organe zur selben Stunde den Magyaren betheuern, das Kaiserhaus sei immerdar gut ungarisch gewesen, den Slaven, es habe ein warmes Herz für die slavische Nation — und wir ertragen es. Betrachten wir das Verhalten des Kaiserstaates gegen die nationalen Bestrebungen der Völker, so stoßen wir Schritt für Schritt auf Züge, die jedes sittliche Gefühl empören müssen und doch im Wesen dieses Staates tief begründet sind. Gedenken wir, wie in dem schönsten Jahre der österreichischen Geschichte, 1809, Erzherzog Karl im k. k. Auftrage den deutschen Nationalkrieg ankündigte und gleichzeitig Erzherzog Johann, ebenfalls im k. k. Auftrage, den Italienern versicherte, jetzt gelte es den Kampf für die Nationalfreiheit Italiens — oder wie im Sommer 1848 der Südslavenhäuptling Jellacic unter dem Jubel der Wiener, mit k. k. Gutheißung, Deutschland hoch leben ließ und einige Monate darauf, abermals auf k. k. Befehl, die Kroaten zum Blutbade wider die Deutschen führte: so schauen wir eine Staatskunst, welche, milde gesprochen, eine deutsche nicht ist. Die Nationen des Donaureichs, bunt durch einander gewürfelt wie sie sind, werden wohl oder übel mit einer Hauspolitik sich vertragen müssen, die allen Nationen in raschem Wechsel schmeichelt, um schließlich über alle durch Theilung zu herrschen. Wir Deutschen aber schauen vor uns die Möglichkeit, auf rein-deutschem Gebiete ein nationales Staatswesen zu gründen, und die Verachtung aller Welt wird auf unserem Haupte lasten, wenn wir vor solcher Arbeit zurückschrecken aus gemüthlicher Rücksicht für ein halbfremdes Nachbarland.

„Aber," ruft man (und dieser Einwurf gilt für unwiderleglich), „wir können Oesterreichs nicht entbehren. Wie oft sind während der französischen Kriege Preußen und Oesterreich vereinzelt geschlagen worden; erst als sie sich versöhnten, ward ihnen der Sieg." Wunderliche Verwirrung der Begriffe, die recht deutlich zeigt, zu welchen Thorheiten

die sentimentale Betrachtung der Geschichte führt! Also, weil Frankreich einmal vor Jahren eine Uebermacht erlangte, die nur durch die Verbündung des gesammten Europas gebrochen werden konnte, deshalb müssen Oesterreich und Preußen im deutschen Bunde zusammen stehen! Sieht man denn nicht, daß sich genau mit denselben Gründen auch der Eintritt Englands und Rußlands in den deutschen Bund als nothwendig erweisen läßt? Nein, Oesterreich und Preußen haben oft mit Recht für gemeinsame Zwecke das Schwert gezogen; aber ebenso oft ist es geschehen (die geheime Geschichte der Freiheitskriege selber mag dies beweisen) und ebenso oft wird es geschehen, daß die Interessen beider Staaten einander schnurstracks zuwiderlaufen. Preußen kann mit Oesterreich gehen „nur so weit es uns bequem ist," wie ein preußischer Staatsmann sehr richtig sagte. Zwei Größmächte, die im Wesentlichen sich selbst genügen und einige Interessen gemein haben, verkehren nur dann in ungereizter, achtungsvoller Weise mit einander, wenn sie sich durchaus selbständig gegenüber stehen und dann und wann für gemeinsame Zwecke vorübergehende Allianzen schließen. Und in der That, seit Friedrich dem Großen bis zum jüngsten schleswig-holsteinischen Kriege haben Oesterreich und Preußen, so oft sie ein gemeinsames Ziel erstrebten, sich regelmäßig als unabhängige Mächte, oftmals mit offenbarer Uebertretung der Reichs- und Bundesgesetze, zu einer völkerrechtlichen Allianz verbunden. Solches Verfahren, mag es den blinden Verehrern des Bundestags noch so ruchlos erscheinen, ist das einzig mögliche für zwei europäische Mächte. Ihre Stellung im deutschen Bunde hat diese gelegentlichen Verbindungen nicht erleichtert, sondern erschwert; denn als Bundesglieder sind sie unvermeidlich gezwungen, um den herrschenden Einfluß in Deutschland zu streiten, köstliche Kräfte zu vergeuden um sich gegenseitig zu beobachten und zu schädigen. Auf dem Wiener Congresse wußte man dies sehr wohl. Unter allen Feinden Deutschlands ging damals die schadenfrohe Rede: wie schön, daß man die beiden Staaten „zusammengekoppelt" und also geschwächt habe. Dies Verhältniß wechselseitiger Eifersucht und Schädigung wird nothwendig fortdauern, bis entweder Preußen auf das Maß eines Kleinstaates herabgedrückt oder Oesterreich gänzlich ausgeschieden ist aus dem deutschen Staatsleben. Es liegt auf der Hand, daß auch der weitere völkerrechtliche Bund des preußisch-deutschen Bundesstaats mit Oesterreich, den die Frankfurter Reichsverfassung und die Berliner Unionsentwürfe vorschlugen, den Hader der beiden Mächte nicht versöhnen würde. Oester-

reich wird in Wahrheit geschwächt durch seine Stellung im deutschen Bunde, wird dadurch gehindert, mit ungetheilter Kraft jenes Werk der inneren Verschmelzung und Versöhnung zu vollführen, das für dies Gemisch feindseliger Nationen das oberste Bedürfniß bleibt. Darum schreckt uns auch nicht die, von vielen Wohlmeinenden und schon im Jahre 1810 in einer denkwürdigen österreichischen Staatsschrift, ausgesprochene Befürchtung, die deutsche Cultur in Oesterreich werde nach der politischen Trennung von Deutschland verkümmern und überwuchert werden durch das Slaventhum. Welchen erdenklichen Gewinn hat denn die deutsche Nationalität in Oesterreich aus der politischen Verbindung mit Deutschland bisher gezogen? Im Gegentheil: ist Oesterreich einmal aus der deutschen Politik ausgeschieden und jeder Anlaß des Mißtrauens beseitigt, das jetzt noch fort und fort Deutsch-Oesterreicher und Norddeutsche einander entfremdet, dann wird das Deutschthum in Oesterreich sich kräftigen durch einen regeren Verkehr mit dem Geistesleben Deutschlands.

Doch es ist müßig nachzuweisen, daß die Herrschaft Oesterreichs in Deutschland und Italien ein Unglück bleibt für Oesterreich selber. Gewiß, ein glückliches Verfassungsleben ist in Oesterreich so lange ungesichert, als der Staat Provinzen besitzt, die er nur durch die Säbelherrschaft behaupten kann. Ebenso gewiß werden Deutschland und Oesterreich dann erst ehrliche Bundesgenossen werden, dann erst klar erkennen, wie viele wichtige Interessen ihnen beiden gemein sind, wenn Oesterreichs herrschende Stellung in Deutschland — dieser Quell jahrhundertelanger Kämpfe — verschwunden ist. Aber leider, kein mächtiger Staat verzichtet freiwillig auf seinen Besitzstand, selbst wenn er diesen als unhaltbar erkennen sollte. Am allermindesten ist die Weisheit der Entsagung zu erwarten von dem Hause Habsburg-Lothringen und dem unbelehrbaren Dünkel seiner altkaiserlichen Ueberlieferungen. Den Anspruch auf die Oberhoheit in Italien rechtfertigte noch Fürst Metternich mit der Würde der Dynastie „als Nachfolger der römischen Kaiser," und uns Deutschen gegenüber hegt der Wiener Hof noch unverbrüchlich dieselbe Gesinnung, welche der Freiherr von Gemmingen im kaiserlichen Auftrage in seiner Anklageschrift wider den Fürstenbund Friedrich's des Großen aussprach: „das Haus Oesterreich muß entweder das Oberhaupt oder der Feind des deutschen Reiches sein." In den Tagen Felix Schwarzenberg's, da im Rausche des Siegs die alte Habsburgische Zurückhaltung vergessen ward, erscholl aus dem österreichischen

Lager der Hohnruf: „wenn der Kaiser ruft, müssen die Markgrafen folgen!“ Während der deutschen Revolution forderten Heißsporne der österreichischen Partei geradezu Verlegung des deutschen Parlaments nach Wien. Mit solcher Herrschsucht ist auf die Dauer nicht in Frieden zu verhandeln. Drei Wege liegen vor uns. Entweder Fortdauer des heutigen Zustandes, Fortdauer jener unwahren Vermischung bündischer und nichtbündischer Länder, deren schmachvolle Folgen vor Aller Augen liegen. Oder Gründung des von Schwarzenberg erhofften mitteleuropäischen Reiches unter Oesterreichs Oberhoheit; dann würden die höchsten Interessen des großen deutschen Volkes in der Rechnung der herrschenden Hauspolitik nur einen Factor neben vielen andern bilden, einen Factor, der vielleicht ein wenig mehr Werth hätte, als die Interessen der Czechen und Magyaren, der Raizen und Hannaken. Oder endlich Trennung von Oesterreich, Errichtung eines nationalen Staats. Bei der nächsten europäischen Krisis, bei dem nächsten Rassenkampfe, der Oesterreich heimsucht, wird sich zeigen, ob die Deutschen noch immer sich von wohllautenden Phrasen nähren, noch immer, wie Herr v. Radowitz, die Verlegenheit ihrer österreichischen Brüder nicht benutzen wollen, oder ob sie Mannes genug sind ihre nationale Pflicht zu thun.

Die Fragen, welche heute den deutschen Patrioten bewegen, sind mannichfach verwandt mit jenen, welche der Nordamerikaner vor neunzig Jahren erwägen mußte. Auch dort bestand eine in ihren Anfängen durchaus natürliche und gesunde Verbindung zweier stammverwandter Länder, ja, die Colonien waren mit dem Mutterlande durch ein Band der Dankbarkeit verkettet, das uns mit Oesterreich nicht verbindet. Der Druck, den England auf Amerika ausübte, war zum mindesten nicht schwerer als die Lähmung des deutschen Staatslebens durch Oesterreich. Dennoch trieb der unversöhnliche Gegensatz der politischen Interessen nothwendig zur Trennung. Ein unseliges, wahrhaft tragisches Moment erschwert den Deutschen einen ähnlichen Entschluß. Wir müssen das Fortbestehen des Donaureichs in seiner Hauptmasse aufrichtig wünschen; aber unsere eigene Zukunft liegt uns natürlich mehr am Herzen als die Erhaltung Oesterreichs. So kann es sich denn leicht fügen, daß Preußen sich einst gezwungen sehen wird zur Verbindung mit Oesterreichs inneren Feinden — ein Gedanke, der schon unter Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm II. wiederholt auftauchte. Inzwischen soll der deutsche Patriot, der die Nothwendigkeit der Trennung von Oesterreich erkennt und

ehrlich ausſpricht, zu dem vielen Schweren, das wir leiden müſſen um unſeres Landes willen, auch noch ein leichtes Ungemach gleichmüthig auf ſeine Schultern nehmen: er ſoll ertragen, daß die Kurzſichtigen und die Heuchler ihn einen Verräther ſchimpfen. Iſt dereinſt die unnatürliche politiſche Verbindung zerriſſen, dann wird der Deutſch-Oeſterreicher über die vollzogene Trennung ähnlich urtheilen wie heute der Engländer über den Unabhängigkeitskrieg der Nordamerikaner. Er wird ſagen: die Deutſchen haben ihre Pflicht gethan, der geiſtige und wirthſchaftliche Verkehr beider Länder iſt nach der politiſchen Trennung lebhafter, inniger denn zuvor. —

Wir ſahen, von einem lebensvollen Bundesſtaate kann nicht die Rede ſein, ſo lange nicht mindeſtens ſeine räumlichen Grenzen unzweifelhaft feſt ſtehen, ſämmtliche Bundesgenoſſen nicht mit ihrem ganzen Gebiete ihm angehören. Wir gehen weiter. Ein Bundesſtaat iſt unhaltbar, wenn nicht die Bundesgenoſſen durch ſtarke Intereſſen und Sympathien zuſammengehalten werden. Daß ſolche geiſtige und materielle Bande die deutſche Nation zuſammenſchließen, wird Niemand beſtreiten. Aber dieſe Gemeinſchaft der Bedürfniſſe und Neigungen kann auch ſo ſtark und innig werden, daß die Nation ſich mit einem föderativen Daſein nicht mehr begnügen kann und zum Einheitsſtaate fortſchreiten muß. In ſolchem Falle befanden ſich die Niederlande, nachdem ſie das franzöſiſche Joch abgeſchüttelt. Ob ähnliche Zuſtände heute in Deutſchland vorliegen, auf dieſe Frage kommen wir zurück.

Ein Bundesſtaat ſetzt ferner einige Gleichheit der politiſchen Einrichtungen in den Einzelſtaaten voraus. Staaten, deren Bürger ein ſehr verſchiedenes Maß politiſcher Rechte beſitzen, können nicht ohne ſchwere Gefährdung des inneren Friedens eine ſo innige Verbindung unter ſich eingehen. Darum verlangt die ſchweizeriſche Bundesverfaſſung von den Cantonen die republikaniſche Staatsform, läßt aber die Wahl frei zwiſchen der „demokratiſchen“ und der „repräſentativen“ Form der Republik. Weiter gehen die Amendements zur Bundesverfaſſung von Nordamerika, ſie ſchreiben Grundrechte vor, die den Bürgern von allen Einzelſtaaten gewährt werden müſſen. Auch dieſe Vorausſetzung des Bundesſtaats iſt in Deutſchland vorhanden. Die Anomalie der politiſchen Zuſtände in Mecklenburg und den Hanſeſtädten kommt kaum in Betracht. Deutſchland beſteht durchgängig aus monarchiſchen Staaten mit ſchwachen Anfängen conſtitutionellen Lebens.

Verwickelter erſcheinen die Dinge, wenn wir das innere Staatsleben der Einzelſtaaten ſchärfer in's Auge faſſen. Der Bundesſtaat iſt bisher nur in demokratiſchen Staatenverbindungen durchgeführt worden. Schon dieſe Thatſache muß ernſte Bedenken erregen. Der Staat iſt keine äußerliche, nach Belieben in die Ferne zu übertragende Ordnung. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Deutſchland als Ganzes eine ähnliche Verfaſſung wie die Schweiz und Nordamerika auf die Dauer ertragen ſollte, ſo lange ſeine Einzelſtaaten ein durchaus anderes Staatsrecht haben als die Cantone der Schweiz und die Vereinigten Staaten. Die Bundesverfaſſung jener beiden Republiken läßt ſich ohne die republikaniſche Staatsform ebenſo wenig denken wie ein Papſtthum ohne Papſt. Die ſcharfblickenden Verfaſſer des Federaliſt ſetzten bei ihrem Bundesſtaatsplane die Demokratie als ſelbſtverſtändlich voraus. Neuerdings war Daniel Manin derſelben Meinung. Auch John Stuart Mill hält einen Bundesſtaat von Monarchien für unmöglich. Sogar der enthuſiaſtiſche Verehrer der Föderativverfaſſungen, Edward Freeman, der Verfaſſer der gründlichen history of federal government, wagt einem monarchiſchen Bundesſtaate höchſtens die Dauer eines Menſchenalters vorauszuſagen. Keine Frage: die Idee der Föderation iſt ein weſentlich republikaniſcher, oder genauer, ein demokratiſcher Gedanke. Jede Föderation, will ſie nicht untergehen, ſtrebt auf irgend einem Wege danach, daß die Minderheit ſich der Mehrheit füge. Die Herrſchaft der Mehrheit iſt ein der Demokratie geläufiger, unbeſtrittener Grundſatz. Von den Monarchen dagegen wird erwartet, daß ſie die Einheit ihres Staats nach außen vertreten, daß ein ſtolzes Bewußtſein ihrer ſouveränen Würde ſie beſeele. Dürfen wir billigerweiſe von ſouveränen Fürſten neben ſolchen Geſinnungen auch noch die collegialiſche Gefälligkeit, die Bereitwilligkeit, der Mehrheit zu weichen verlangen? Halte man es nicht für einen Zufall, daß von allen Staatenvereinen der Geſchichte der Bund der deutſchen Monarchien weitaus der zwieträchtigſte und krankhafteſte geweſen iſt, und auch die ariſtokratiſchen Föderationen ſelten das Bild der Kraft und der Geſundheit darboten. Der Sprachgebrauch in der Zeit des heiligen Reichs beweiſt, daß der Inſtinkt des Volkes dieſe Wahrheiten dunkel fühlte; man nannte das Reich gern „die erlauchte Republik deutſcher Fürſten." Solch ein Name klingt ſtattlich für romantiſche Ohren. Unwillkürlich ſteigt dabei vor unſerem Geiſte auf das majeſtätiſche Bild jenes Senats von Königen, deſſen Rom ſich rühmte. Der Politiker aber ſoll fragen: ob denn eine Republik von

Fürſten praktiſch etwas Anderes und Tüchtigeres ſein kann als — was ſie dem Wortlaute nach zu ſein ſcheint — eine contradictio in adjecto? Die deutſchen Monarchen haben bewieſen, daß ſie zur Noth einen Staatenbund ertragen können, in welchem entweder gar nichts beſchloſſen oder der dynaſtiſche Stolz gebrochen wird durch die Drohungen der Uebermacht. Werden ſie auch im Stande ſein, einer ſtrengen bundesſtaatlichen Ordnung ſich zu fügen?

Der Uebergang aus dem Staatenbunde in den Bundesſtaat vollzieht ſich in Republiken, wenn auch unter Kämpfen, doch nicht allzu mühſelig, ſobald erſt demokratiſche Inſtitutionen und Sitten zum unbeſtrittenen Siege gelangt ſind. Das Verlangen, ſämmtliche Einzelſtaaten müßten der Verfaſſungsänderung zuſtimmen, erſcheint einem an die Herrſchaft der Mehrheit gewöhnten Volke lächerlich. In Nordamerika wagte zur Zeit der Errichtung der heutigen Bundesverfaſſung ein ſolcher Anſpruch nicht einmal laut zu werden. Die Verfaſſungen der Eidgenoſſenſchaft und der Union ſind beide durch den Beſchluß der Mehrheit der Einzelſtaaten gegründet. — Unfehlbar müſſen ſich in einem loſen demokratiſchen Staatenbunde ſchwere ſociale und politiſche Leiden entwickeln, welche Jedermann am eigenen Leibe empfindet. Nun braucht ein ſouveränes Volk gemeinhin lange Zeit, um die Nothwendigkeit einer Reform zu begreifen, doch es ſchreitet entſchloſſen ans Werk, wenn es einmal die böſen Folgen verfehlter Inſtitutionen ſchmerzlich gefühlt hat. So ſiegte in Nordamerika über alle Bedenken des Particularismus das Intereſſe des tief danieder gebeugten Handels. Man erkannte, nur eine ſtarke Bundesgewalt könne den Verkehr ſchützen und der Zollſchranken entledigen. — Der Entſchluß zum Bundesſtaate fortzuſchreiten fällt einem demokratiſchen Staatenbunde auch darum nicht ſchwer, weil dabei Niemanden ein Opfer ohne volle Entſchädigung zugemuthet wird. Alle Rechte, welche das ſouveräne Volk von Maſſachuſetts an die Union abgetreten hat, ſind ihm als einem Gliede der Union zurückgegeben worden. Dies Volk entſcheidet noch heute durch ſeine gewählten Abgeordneten über die Fragen der auswärtigen, der Handelspolitik u. ſ. f.; nur erfolgt dieſe Entſcheidung nicht mehr in der geſetzgebenden Verſammlung des Einzelſtaates, ſondern in dem Congreſſe der Union.

Wie anders, wie viel ungünſtiger ſteht dies alles in einem monarchiſchen Staatenbunde! Was der Demokratie als Widerſinn erſcheint, gilt in der Monarchie als unverbrüchlicher Grundſatz: jeder Souverän iſt dem andern gleich, alſo kann der Uebergang zum Bundes-

ſtaate nur durch freiwillige Zuſtimmung ſämmtlicher Bundesfürſten erfolgen. So recht im Geiſte der monarchiſchen Legitimität verlangte König Friedrich Wilhelm IV., ſelbſt der Schein eines indirekten Zwanges dürfe der freien Uebereinſtimmung der Souveräne nicht anhaften. In ariſtokratiſchen Staatenbünden zeigt ſich, beiläufig, dieſelbe Erſcheinung. Die Oligarchie der ſouveränen Stadträthe und Provinzialſtaaten der Niederlande widerſetzte ſich beharrlich bis zu ihrem Untergange jedem Verſuche, das liberum veto der Staaten zu beſeitigen; und in der Schweiz iſt die Bundesreform dann erſt durchgedrungen, als die Herrlichkeit der regimentsfähigen Burger von Bern und aller anderen Ariſtokratien in der Eidgenoſſenſchaft ein Ende hatte. — Jene ſchweren nationalen Leiden, welche in Demokratien den Particularismus brechen, können in Monarchien eine ſo durchſchlagende Wirkung nicht haben. Die Kronen werden ja von der Erſchwerung des Handels und anderem Ungemach der getreuen Unterthanen nicht unmittelbar betroffen. Die Zerſplitterung der Wehrkraft kann nur im Falle eines unglücklichen Krieges Folgen herbeiführen, welche von den Höfen unmittelbar ſchmerzlich empfunden würden; ſolche Tage kriegeriſchen Sturmes ſind indeß wenig geeignet für friedliche Reformen. „Die Souveränität iſt ein Mißbrauch, aber ich befinde mich wohl dabei," ſagte ein deutſcher Fürſt zu dem Freiherrn vom Stein und bewies alſo, daß an den Höfen deutſcher Kleinfürſten die klare Erkenntniß der Nichtswürdigkeit des Beſtehenden ſich ſehr wohl verträgt mit dem feſten Willen nichts daran zu ändern. Die deutſche Bundesſtaatspartei hat auch darum weniger Ausſicht auf Erfolg als weiland die Föderaliſten in der Union, weil ſie den Souveränen ſchwere Opfer zumuthet ohne jede Entſchädigung. Man pflegt dieſe Dinge gern mit dem Auge des Moraliſten zu betrachten und zu fragen: ſollten deutſche Fürſten ihrer Nation die Abtretung von Rechten verſagen, welche ſie ohne Zögern an Napoleon hingaben? Bittere Frage! Aber iſt denn ganz vergeſſen, wie königlich Napoleon ſeine Vaſallen zu belohnen verſtand? Wenn ein Fürſt auf Erden nichts Höheres kennt als den Glanz ſeines Hauſes, und die Verbindung mit dem Feinde Deutſchlands ihm die Ausſicht gewährt auf die ſouveräne Königskrone, auf ein dreifach vergrößertes Ländergebiet: dann wahrlich iſt es lohnend einen Protector zu ertragen. Friedrich Auguſt von Sachſen hat nie begreifen können, was er denn im Jahre 1806 geſündigt habe. Dem norddeutſchen Bunde, den Preußen ſtiften wollte, verweigerte er jedes Zugeſtändniß, obgleich Preußen

die Selbſtändigkeit Heſſens und Sachſens mit übertriebener Schüchternheit ſchonte; einige Monate ſpäter war er ein Vaſall Napoleon's. Sehr natürlich. Napoleon ließ dem ſächſiſchen Geſandten zuflüſtern, Preußen wolle den kleinen Nachbarſtaat erobern. Die plumpe Liſt erreichte ihren Zweck; denn eine erbliche Verblendung, davon nur wenige ausgezeichnete Staatsmänner ſich frei halten, verführt die Lenker der Mittelſtaaten immer aufs neue, ſich lieber von dem Feinde mit Scorpionen peitſchen zu laſſen, als die milde Leitung des Freundes zu ertragen. Dazu kam: der Bund mit Preußen verhieß für Kurſachſen keinen weſentlichen Länderzuwachs, die Unterwerfung unter Napoleon brachte ihm das Großherzogthum Warſchau. Die deutſche Bundesſtaatspartei aber iſt heute in derſelben Lage wie Preußen im Sommer 1806: ſie iſt nicht im Stande, unſeren Souveränen eine Entſchädigung zu verſprechen.

Und welche Rechte ſind es, deren freiwillige Abtretung ohne Entſchädigung die Anhänger der Frankfurter Reichsverfaſſung von Deutſchlands Fürſten erwarten? Auch in der beſcheidenſten, der lockerſten Form des Bundesſtaates muß die Centralgewalt mindeſtens zwei Befugniſſe ausſchließlich beſitzen: die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und, wenigſtens in Kriegszeiten, die Verfügung über das Bundesheer. Nun ſpottet man gemeinhin: „Das Recht ſelbſtändiger Kriegführung ſteht den Bundesfürſten auch heute nicht zu; was will ſie alſo heißen, jene Kriegsherrlichkeit im Frieden, deren Abſchaffung wir verlangen? und wie werthlos iſt doch die ſelbſtändige Leitung der auswärtigen Angelegenheiten durch die Kleinſtaaten, ſie hat ja lediglich zur Folge, daß einige Dutzend Müßiggänger mehr an den europäiſchen Höfen antichambriren!“ Ich erwidere: In ſolcher Weiſe werden dieſe Dinge von den Regierten beurtheilt. Hier aber handelt es ſich um die Meinung der Regierenden, und Jedermann ſieht, daß jene beiden Rechte von den Souveränen ſehr hoch geſchätzt werden. An der Mehrzahl unſerer Höfe herrſcht die Meinung, das Heer ſei die natürliche Stütze des Thrones. Ein höchſtperſönliches Band umſchlingt den Kriegsherrn und ſein Heer; die meiſten deutſchen Fürſten fühlen ſich als Offiziere, zeigen ſich nur in militäriſcher Kleidung. Und ſelbſt der Fürſt von Reuß jüngerer Linie würde glauben auszuſcheiden aus der Familie der Souveräne Europas, wenn er nicht mehr mindeſtens zu Wien einen Geſchäftsträger hielte. Ihre Diplomatie, ihre dem Kriegsherrn allein verpflichteten Heere geben unſeren Fürſten — nicht rechtlich, aber thatſächlich — die Möglichkeit,

in Zeiten der Noth abermals den Schutz des Auslandes zu suchen. Rechte, welche solche Folgen haben können, darf Niemand unbedeutend nennen. Und entsinnen wir uns, daß noch vor wenigen Monaten deutsche Patrioten zur Rettung der deutschen Nation ernstlich an einen neuen Rheinbund dachten, so können wir nicht für unmöglich halten, daß einmal in höchster Bedrängniß deutsche Fürsten zur Rettung ihres Hauses denselben Plan hegen werden. Noch vor einigen Jahren erklärte der Graf v. Borries, Hannover werde lieber Frankreichs Hilfe anrufen als zu Gunsten einer preußischen Centralgewalt einen Theil seiner Souveränität opfern. Noch mehr: nach jener Auffassung des constitutionellen Systems, welche in den deutschen Staaten vorherrscht, sind die auswärtigen und die Militärsachen die einzigen wichtigen Staatsangelegenheiten, worüber die Krone ohne die Einmischung der Landstände entscheidet. Und gerade dies letzte theuerste Bollwerk des Absolutismus wollt ihr stürmen! Ein Fürst, in allen Fragen des Civildienstes von seinen Landständen wo nicht beschränkt, so doch geärgert und beobachtet, überdies verpflichtet (was in einem Bundesstaate unerläßlich ist), jeden ernsten Streit mit seinen Ständen dem Spruche eines Reichsgerichts zu unterwerfen, und zu alledem der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gänzlich, der Leitung des Heeres fast vollständig beraubt — ein solcher Fürst ist allerdings in einer wenig beneidenswerthen Lage. Er hat nicht einmal die Befugniß, welche Hegel irrthümlich dem constitutionellen Könige zuschrieb, das Pünktchen auf das i zu setzen. Man sage nicht: auch die Gründung des constitutionellen Systems war eine harte Zumuthung an die Monarchen, und dennoch sind sie darauf eingegangen. Dieser Vergleich hinkt kläglich. Im constitutionellen Staate besteht der unverbrüchliche Grundsatz, daß nichts gegen den Willen der Krone geschehen darf. Im Bundesstaate aber muß allerdings die auswärtige Politik sehr oft gegen den Willen, jedenfalls ohne die Zustimmung der Bundesfürsten geleitet werden. Nein, es ist ein schweres, unerhörtes Opfer, was die Bundesstaatspartei von den deutschen Fürsten verlangt. Ist es wahrscheinlich, daß erbliche, unverantwortliche, unabsetzbare Souveräne freiwillig einem solchen Ansinnen weichen und sich dafür mit dem stolzen Bewußtsein trösten werden: wir haben verzichtet zu Ehren des deutschen Namens!? Ist von dem hohen Adel deutscher Nation nach dem Verlaufe seiner Geschichte ein solcher Entschluß zu erwarten?

Die bürgerliche Gesittung unseres Jahrhunderts hat auch auf die

Höhen der Geſellſchaft heilſam eingewirkt. Unſere Höfe leben anſtändig oder vermeiden doch das öffentliche Aergerniß. Aber mit den argen Tyrannen, den zuchtloſen Weibern des achtzehnten Jahrhunderts ſcheint auch die große Leidenſchaft, das große Talent in den meiſten deutſchen Dynaſtien begraben zu ſein. Die jüngſte Geſchichte unſerer Höfe iſt ermüdend eintönig wegen des Mangels an originellen Charakteren. Die Mehrzahl der erlauchten Häupter zeigt eine erſchreckende Familienähnlichkeit, die wohlmeinende Mittelmäßigkeit herrſcht faſt überall vor. Und dieſer von der Natur nicht ſehr verſchwenderiſch ausgeſtatteten fürſtlichen Generation iſt von früh auf die Seele genährt worden mit der Lehre vom „monarchiſchen Princip“ und mit den Ueberlieferungen der particulariſtiſchen Mythologie. Von Kindesbeinen an umgiebt ſie jener höfiſche Adel, der ein Fluch Deutſchlands iſt, denn er hat kein Vaterland, und verkümmert er nicht völlig in ſtumpfer Selbſtſucht, ſo ſchwingt er ſich doch höchſtens auf zur ritterlichen Anhänglichkeit an die Perſon des Fürſten und das fürſtliche Haus.

Der Verkehr der heranwachſenden Fürſten mit dem Volke iſt gemeinhin oberflächlich und geſchieht ſelten in ſolcher Weiſe, daß ſie ſich gezwungen ſehen, groß zu denken von den Menſchen. Die Ideale unſerer Nation erwärmen nur ſelten das Herz ihrer Fürſten, denn unſere nationalen Helden waren zumeiſt Charaktere von ſehr geringer „engerer Vaterlandsliebe“, und die großen Tage unſerer neueren Geſchichte ſind nur zu oft die Zeiten der Schande einzelner Dynaſtien geweſen. Ja, ſogar ſich ſchlichtweg und ohne Vorbehalt als Deutſche zu fühlen kann den Herren unſerer kleinen Höfe nicht leicht werden, die ſo vielfach mit den Herrſchergeſchlechtern des Auslandes verſchwägert ſind. Alles dies und die Enge der Kleinſtaaterei, die eine ſtarke Staatsgeſinnung nicht aufkommen läßt, muß die Mehrzahl der deutſchen Fürſten zu einer rein dynaſtiſchen Auffaſſung des Staatslebens führen. Vergeblich verſuchen die Doctrinäre des Conſtitutionalismus dies zu leugnen.

Die dynaſtiſche Politik iſt in Deutſchland hiſtoriſch. Im heiligen Reiche war ſie ſogar durch das Staatsrecht anerkannt. Auf dem Reichstage wurden bekanntlich nicht die deutſchen Staaten vertreten, ſondern die fürſtlichen Häuſer. Ward die Creirung einer neuen Stimme im Fürſtenrathe beantragt, ſo pflegte man als Gründe anzuführen den Glanz und die Verdienſte der vorgeſchlagenen Dynaſtie, doch nie die Bedeutung ihres Territoriums. Innerhalb eines ſolchen Staatsrechts mußte naturgemäß jene Politik gedeihen, welche zur Bereicherung des fürſtlichen Hauſes

die Landeskinder unbedenklich in die Fremde verkaufte, ohne die leiseste Rücksicht auf die Pflichten gegen Deutschland begehrlich die Hand ausstreckte nach den Kronen von England, Schweden, Polen, Rußland. Es war eine weitere Consequenz dieser dynastischen Staatskunst, daß der Reichsdeputationshauptschluß zwar das Reich der edelsten Provinzen beraubte, die Dynastien aber glänzend entschädigte; den Höfen schien dies selbstverständlich. Nur ein kleiner letzter Schritt führte von da zum Rheinbunde. Auch in der Geschichte republikanischer Staatenvereine finden wir Züge frecher Selbstsucht, wiederholte Anrufungen des Auslandes im Kampfe gegen die heimischen Bundesgenossen. Aber jene verblendeten Radicalen der Schweiz und der Niederlande, die mit fremder Hilfe die helvetische und batavische Republik gründeten, erstrebten doch das Heil ihres Vaterlandes, obschon mit verwerflichen Mitteln. Eine so freudige Losreißung von der eigenen Nation, einen so tödlichen Haß sogar gegen den Namen des Vaterlandes, wie die dynastische Politik des Rheinbundes sie aufweist, suchen wir in republikanischen Staatenbünden vergeblich. Auch im deutschen Bunde — dem Bunde der Fürsten, nicht der Staaten — ist die streng dynastische Auffassung des Staatslebens staatsrechtlich anerkannt. Daß im Staate das öffentliche Wohl höchstes Gesetz sei, dieser Gedanke ward den gebildeten Deutschen längst geläufig. Darüber vergessen wir allzuleicht, daß an vielen deutschen Höfen die grundverschiedene Meinung herrscht, welche den Bestand des Fürstenhauses als das oberste politische Interesse betrachtet. Hören wir auf die Herzensergießungen einzelner offenherziger gekrönter Häupter, so begegnet uns überall die fröhliche Zuversicht, das ur- und stammwüchsige fürstliche Haus, das urangestammte Welfenhaus werde blühen bis an das Ende der Tage; vom Staate ist da gar nicht die Rede. Eine liebenswürdige Prinzessin aus einem deutschen Kleinkönigshause beschwerte sich kürzlich über eine allerdings hochtrabende Aeußerung eines Erzherzogs und fügte entrüstet hinzu: „und unsere Familie ist doch viel älter als die österreichische!“ Halte man solche Worte ja nicht blos für einen Einfall einer jungen Dame. In den wichtigsten Staatsfragen haben die kleinen Höfe bereits die gleiche Gesinnung erprobt. Im Jahre 1785 und wieder zwanzig Jahre später, als Preußen einen Fürstenbund zu stiften versuchte, verlangte Sachsen als das vornehmere Haus die erste Stelle und betrachtete es als eine besondere, durch Annexionen zu belohnende Gnade, wenn es an Preußen — oder vielmehr „an den brandenburgischen Kreis“ — die Führung überließe. Während

des preußiſch-anhaltiſchen Zollſtreites verſicherten die anhaltiſchen Lohnſchreiber hartnäckig, wäre Alles mit rechten Dingen zugegangen, ſo müßten die Hohenzollern jetzt Vaſallen der Ascanier ſein. Allenfalls dem Hauſe Habsburg-Lothringen geſteht man in althergebrachter Ehrfurcht den Vorrang zu. Die Hohenzollern aber ſind unſeres Gleichen; ihre Familie hat nur beſſere Carriere gemacht, als die unſere! Die an den Höfen übliche tendenziös gefärbte Darſtellung der preußiſchen Geſchichte, vornehmlich der Theilung Sachſens, iſt nicht dazu angethan, ſolche Anſichten zu berichtigen. Das Standesbewußtſein unſerer Souveräne verrieth ſich in ſehr lehrreicher Weiſe, als auf dem Frankfurter Fürſtentage der Vorſchlag laut ward, den Mediatiſirten ein Stimmrecht am Bunde zu gewähren. Alsbald erhoben ſich ſchwere Bedenken wider ſolche Begünſtigung von Unterthanen. In dieſem Hochmuthe begegnete ſich der Welfenkönig mit kleinen Herren, deren Reich eine geringere Bevölkerung umſchließt, als die große Friedrichsſtraße in Berlin.

Wie können kleine Höfe, die ſeit Jahrhunderten eine dynaſtiſche Politik geführt, zu der nationalen Reformbewegung ſich ſtellen? Keine deutſche Dynaſtie, die nicht vor Zeiten ſich erhebliche Verdienſte um ihr Land erworben hätte. In allen Staaten hat die dynaſtiſche Politik irgend einmal begriffen, daß der Glanz des Fürſtenhauſes am ſicherſten durch das Wohl des Landes gefördert werde. Man hegt an den Höfen dieſe Verdienſte treulich im Gedächtniß, man iſt ſich ſogar bewußt, durch die Verleihung der Verfaſſung dem Lande große Opfer gebracht zu haben; und dennoch, trotz ſo bedeutender Gewährungen, kommt die Nation nie zur Ruhe. Was Wunder, wenn von den kleinen Dynaſtien die nationale Partei als ein Haufe frecher Ruheſtörer angeſehen wird? Andererſeits kann man ſich doch nicht befreien von dem Bewußtſein ſchwerer Sünden; man weiß, daß der deutſchen Nation wiederholt die heiligſten Verſprechungen gegeben und gebrochen wurden. Man beginnt dunkel zu fühlen, daß die Fürſten heute der Nation nicht mehr ſind, was ſie ihr vordem waren. Dazu der Mark und Bein erſchütternde Eindruck der italieniſchen Revolution! Auch der Nichteingeweihte weiß, daß eine lange Reihe deutſcher regierender Herren die Fortdauer ihrer Dynaſtie nur noch nach Jahren berechnet. Von ſo trüben Ahnungen erholt man ſich dann wieder bei dem Gedanken, der in unbewachten Augenblicken an den kleinen Höfen ſehr treuherzig ausgeſprochen wird: die Deutſchen ſind ein geduldiges Volk und ermangeln der revolutio-

nären Thatkraft. Aus all diesen widersprechenden Empfindungen geht endlich jene Politik des Hinhaltens, jenes Leben aus der Hand in den Mund, jenes ängstliche Haschen nach jedem rettenden Strohhalme hervor, wovon die jüngsten Jahre so denkwürdige Beispiele gebracht. Die deutsche Nation wird nicht vergessen, daß ihr hoher Adel in Baden-Baden sich um den Prinz-Regenten von Preußen schaarte und nur drei Jahre später „sich gehorsamst meldend" auf dem k. k. Fürstencongresse zu Frankfurt einfand. Wohl rühmt sich Deutschland einzelner Fürsten, die eine reine nationale Begeisterung, ein hochherziger Opfermuth beseelt, und es ist kaum möglich, den Werth dieser Männer zu überschätzen, die unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen sich zu echter Vornehmheit des Sinnes hindurchgerungen. Solche Ausnahmen heben die Regel nicht auf, daß an den kleinen Höfen dynastische Politik getrieben wird. Die Beweggründe dieser Staatskunst klingen oftmals sehr löblich; man sagt sich: ich verwalte fremdes Gut, ich bin meinem Hause dafür verantwortlich, daß seine Souveränität nicht geschmälert werde.

Wir können uns nicht darüber täuschen: auf sehr schwachen Füßen steht die Hoffnung, der deutsche Bundesstaat werde friedlich, durch einen rechtzeitigen großherzigen Entschluß der Dynastien, gegründet werden. Das Ideal unserer Föderalisten kann nach menschlichem Ermessen nur dann in's Leben treten, wenn der preußische Staat, gestützt auf eine nachhaltige Volksbewegung oder auf sichere auswärtige Verbündete, zur rechten Stunde seine Macht gebraucht. Ein durch Gewalt entstandener Bundesstaat trägt aber, was auch Waitz zugesteht, in sich den Keim des Verderbens; ehrliche eidgenössische Gesinnung kann in ihm schwerlich gedeihen. Und noch mehr steht zu bezweifeln, ob der preußische Staat oder die deutsche Nation, wenn einmal ein hocherregter Augenblick ihre Kräfte entfesselt hat, sich mit einem Bundesstaate begnügen werde. Schon einmal ist das deutsche Volk in stürmischen Tagen vor den Thronen stehen geblieben; der Lohn für solche Mäßigung war die Wiederherstellung des Bundestags. Schon einmal hat Preußen mit dem Blute seiner Söhne die wankenden Throne deutscher Kleinfürsten aufs neue gefestigt; der Lohn für solche bundesfreundliche Hilfe war der Abfall der Geretteten zu den Feinden Preußens. Dergleichen Erfahrungen pflegen nicht vergessen zu werden. Erbarmungslos waltet in der Geschichte das Gesetz des historischen Undanks, kraft dessen jede politische Gewalt, wenn sie ihr Amt erfüllt hat und überflüssig geworden ist, unfehlbar beseitigt wird ohne alle Rück-

ſicht auf ihre früheren Verdienſte. Kraft dieſes Rechtes reißen Colonien ſich los von dem Mutterlande, das ſie ſorgſam hegte. Nach dieſem Rechte hat unſer monarchiſches Beamtenthum, das den deutſchen Bürger für den Staat erzogen, den Bauer zum freien Manne gemacht hat, Schritt für Schritt weichen müſſen der Selbſtverwaltung der Gemeinden und den conſtitutionellen Einrichtungen. Nach dieſem Rechte wird auch das deutſche Kleinfürſtenthum (ſei es durch die Nation, ſei es durch fremde Gewalt) vernichtet werden, ſobald es nicht mehr wie ſonſt im Stande iſt, etwas zu leiſten für die Geſittung der Völker. Die Guten büßen in ſolchen großen hiſtoriſchen Kriſen für die Sünden der Böſen.

Doch angenommen, der Bundesſtaat der Frankfurter Parlamentsverfaſſung ſei auf friedlichem oder gewalſamem Wege in Deutſchland eingeführt, er ſei ſogar gereinigt von den groben Widerſprüchen und ultrademokratiſchen Beſtimmungen, welche das Frankfurter Project enthält, es ſei in ihm folgerichtig durchgeführt der nordamerikaniſche Grundſatz, daß die Centralgewalt ihre Beſchlüſſe durch eigene Kraft, ohne die Vermittlung der Einzelſtaaten, durchführt — ſo bleibt noch immer die Frage offen: trägt ein Bundesſtaat von Monarchien die Gewähr der Dauer in ſich? Ich muß es beſtreiten. — Robert von Mohl ſpricht in ſeiner trefflichen Geſchichte der Staatswiſſenſchaft ſeine Verwunderung darüber aus, daß die Demokratie Nordamerikas eine ſo feine, kunſtvolle Staatsform, wie der Bundesſtaat iſt, ſo lange ertragen habe. Mir ſcheint umgekehrt nur dies erſtaunlich, wie doch die Gründung dieſer Verfaſſung möglich war, wie es gelungen iſt, den maſſiven Menſchenverſtand eines demokratiſchen Volks zur Annahme einer ſo verwickelten Verfaſſung zu bewegen. Das Werk ward aufgerichtet in jenen großen Tagen, da das amerikaniſche Volk noch die Leitung einer natürlichen Ariſtokratie, einer geringen Zahl hochherziger und reichbegabter Staatsmänner ertrug. Daß jedoch der Bundesſtaat in Amerika, einmal gegründet, kräftig fortbeſtand, ſcheint mir durchaus nicht wunderbar. Seine Verfaſſung iſt mit ſeltener Weisheit auf die Eigenthümlichkeiten des demokratiſchen Staatslebens berechnet. In den Vereinigten Staaten beſteht das Selfgovernment jeder Gemeinde ſeit der Gründung der Colonien als oberſter politiſcher Grundſatz. Sollte dieſe echt demokratiſche Inſtitution ungeſchmälert erhalten bleiben, ſo war der Bundesſtaat die allein mögliche Staatsform. Denn der einzige vernünftige Grund, welcher ein ſich conſtituirendes Volk bewegen kann, den einfachen Formen des Einheitsſtaats die complicirten

Formen des Bundesstaats vorzuziehen, ist dieser: der Bundesstaat verbindet mit einer zur Noth genügenden Staatseinheit nach außen eine freie Bewegung der Glieder im Innern, welche der Einheitsstaat in solchem Maße nicht gewähren kann. Diese Eigenthümlichkeit des Bundesstaats haben Montesquieu und Sismondi im Auge, wenn sie — sehr wenig correct — sagen, er vereinige die Vortheile der Monarchie mit denen der Republik. Nun aber leuchtet ein, daß dieser Vorzug des Bundesstaates nur in einem demokratischen Bundesstaate eine Wahrheit ist.

In Deutschland besteht nicht das Selfgovernment, sondern eine von dreißig kleinen Mittelpunkten ausgehende bureaukratische Centralisation; und wenngleich wir hoffen, daß diese Macht der Bureaukratie sich in Zukunft mindern werde, so wird doch in Deutschland — bei der Weltstellung und nach dem Verlaufe der Geschichte dieses Landes — ein nordamerikanisches Selfgovernment nie bestehen. Der eigenthümlichste Vorzug des nordamerikanischen Bundesstaats läßt sich also nicht auf Deutschland übertragen. — Sodann bietet der Bundesstaat eine überaus glückliche Ergänzung der Einseitigkeit der Demokratie. Die Demokratie eines so jungen Staates wie die Union zeichnet sich natürlich im Guten wie im Bösen durch große Beweglichkeit aus. Jede Bundesverfassung dagegen ist stabil; die Abänderung der Unionsverfassung von Amerika ist sogar so sehr erschwert, daß Lord Brougham, gewöhnt an die Allmacht des englischen Parlaments, irrthümlich aber erklärlicherweise, meinen konnte, das sei keine Staatsverfassung, sondern ein unabänderlicher Vertrag. Welch ein vortreffliches Gleichgewicht! Während in den Gliedern der Union ein rastloses Leben wogt und brandet, Welthandelsplätze aus dem Nichts erwachsen, neue Städte jählings entstehen und wieder verschwinden, neue Staaten dem Bunde sich einfügen, die alten zu immer kühneren demokratischen Formen fortschreiten, ist die Unionsverfassung durch viele Jahre unversehrt geblieben; sie war die feste Sonne inmitten der ruhelos kreisenden Gestirne dieser athemlosen Staatenwelt. Auch von diesem Vorzuge des Bundesstaates kann in Deutschland nicht die Rede sein. Andererseits ist der Bundesstaat eine überaus verwickelte, kunstvolle Staatsform — und hierin liegt unleugbar seine Schwäche. Dieser Nachtheil aber wird in einem demokratischen Bundesstaate wenig fühlbar. Denn die demokratische Verfassung der amerikanischen Einzelstaaten ist die einfachste Staatsform der modernen Welt, der Staat gleicht dort einer freien

Geſellſchaft. Auf einer ſo einfachen, kunſtloſen Grundlage läßt ſich der verwickelte Bau des Bundesſtaats ſehr wohl aufführen. Die bureaukratiſch-conſtitutionelle Monarchie dagegen, welche in Deutſchland beſteht, iſt unzweifelhaft die complicirteſte Staatsform, welche ſich denken läßt. Schwerfällige Bewegung, Reibungen aller Art ſind hier unvermeidlich. Nun denke man ſich dreißig Staaten mit ſo künſtlicher Verfaſſung verbunden zu der denkbar kunſtvollſten Form des Staatenvereins! Man ſtelle ſich dreißig Fürſten vor, die ſich mit mehr denn vierzig Kammern wohl oder übel vertragen müſſen, und über ihnen abermals einen Fürſten, der ſich abermals mit einem Staatenhauſe und einem Abgeordnetenhauſe vertragen muß; man denke ſich dieſen ungeheuerlichen Körper außerdem durch einen weiteren Bund an Oeſterreich gekettet und gezwungen ſich mit dem auch keineswegs einfachen Organismus des Kaiſerſtaats abermals zu vertragen: — wahrlich nicht ohne Schwindel können wir den Plan Heinrich von Gagern's betrachten. Ja bei näherem Beſchauen ergiebt ſich, daß die Maſchine dieſes deutſchen Bundesſtaats, um überhaupt in Gang zu kommen, noch eines weiteren Rades bedarf. Ein Staatenhaus nach dem Muſter des amerikaniſchen Senats repräſentirt nur die Staaten, nicht die Fürſten. Die Dynaſtien aber waren bisher im deutſchen Staatenbunde Eines und Alles, ſie werden verlangen im deutſchen Bundesſtaate mindeſtens etwas zu gelten, ſie werden in Deutſchland, ſo lange ſie regieren, immer eine bedeutende Macht bilden. Will man alſo nicht das verderblichſte geheime Ränkeſpiel hervorrufen, ſo muß ihnen mindeſtens die Gelegenheit geboten werden, ihre Meinung über Bundesſachen offen auszuſprechen. Der Bundesſtaat deutſcher Monarchien bedarf durchaus eines Reichsraths, einer berathenden Verſammlung von fürſtlichen Geſandten bei der Centralgewalt. Dieſer Gedanke war im deutſchen Parlamente der Ausführung ſehr nahe; der alte Jahn hat ihn mit derbem Bauernverſtande, Bunſen mit ſtaatsmänniſcher Feinheit ſehr gut vertheidigt. Aber Jedermann ſieht, daß durch dieſe unerläßliche Ergänzung das Durcheinander des deutſchen Bundesſtaats nur noch chaotiſcher ſich geſtaltet.

Der Bundesſtaat hat ſich in Demokratien vornehmlich deshalb als heilſam und lebenskräftig erwieſen, weil dort wenig regiert wird, der Staat nur Geringes leiſtet. Dagegen in Staatenvereinen, welche an das Vielregieren, an eine allſeitige Staatenthätigkeit gewöhnt ſind, wird der Bundesſtaat ſchwerlich eine dauernde Staatsform bleiben,

vielmehr eine starke Neigung zeigen, in den Einheitsstaat überzugehen. Diesen noch nicht genugsam beachteten Punkt gilt es näher zu betrachten. Das Aristotelische Gesetz, daß der Staat aus der Herrschaft des Einen zu der Herrschaft Einiger und endlich der Vielen übergehe, darf heute nicht mehr buchstäblich verstanden werden. Soll es für die moderne Welt noch gelten, so kann es nur heißen, daß mit der Verbreitung von Wohlstand und Bildung nothwendig auch die active politische Berechtigung sich auf immer weitere Kreise des Volkes ausdehnen muß. Die Monarchie ist in unserem Welttheile noch einer langen Zukunft sicher. Ihre innere Berechtigung liegt zunächst in der monarchischen Gesinnung der ungeheueren Mehrheit des Volkes, ferner in dem Bedürfniß der Stätigkeit der politischen Entwickelung, das jedes reiche Culturvolk empfindet, sodann in der Nothwendigkeit, starke sociale Gegensätze, insbesondere die noch sehr mächtigen Ueberreste des Feudalismus, durch eine straffe Staatsgewalt zu bändigen, endlich und vornehmlich in der Pflicht des europäischen Großstaates, sehr Vieles für das Volk zu leisten, also auch ein zahlreiches Beamtenthum zu halten. Eine moderne Form der Republik, welche im Stande wäre, ein starkes Beamtenthum zu ertragen und eine vielseitige Staatsthätigkeit zu entfalten, ist bisher noch nicht gefunden. Vor einigen Jahren klang aus den Kreisen der Deutschamerikaner der höhnende Ruf zu uns herüber: „wir haben keine Zeit zu Untersuchungen über die Schönheitslinie oder die Tänze der Griechen; wir müssen vorwärts.“ Darauf kann das Mutterland nur antworten: „wir allerdings brauchen Zeit zu solchen Untersuchungen; von der Herrlichkeit deutscher Kunst und Bildung wollen wir nicht das Kleinste missen; und nur einen Staat, der uns ein reiches Culturleben gestattet, unsere zahllosen Bildungsanstalten aufrecht erhält und weiter baut, nur einen solchen Staat nennen wir den unseren.“ Wohl niemals endgiltig entschieden werden kann der alte Streit, was menschenwürdiger sei: jenes ruhigere Dasein geistiger Sättigung und staatlicher Fürsorge, das alten Culturvölkern eigen ist, oder die amerikanische Entfesselung aller socialen Kräfte, welche zwar den Durchschnitt der Menschen mit einem sehr hohen Maße von Wohlstand und Bildung segnet, aber dem ganzen Volksleben das Gepräge geistiger Mittelmäßigkeit aufdrückt. Ueber diese Frage werden die Urtheile, je nach persönlicher Neigung, immer aus einander gehen. Eines aber ist sicher: es hieße die Entwicklung von Jahrhunderten abbrechen, wollten wir die Vielseitigkeit unserer Staatsthätigkeit aufgeben. Jeder Culturfortschritt hat bisher bei uns

den Kreis der Staatszwecke erweitert. Selfgovernment kann also in Deutschland nur bedeuten: Mitwirkung der Bürger in freiwilligem Ehrendienste bei Erfüllung der Staatsgeschäfte, nicht aber Beschränkung der Staatsthätigkeit oder Einführung des amerikanischen voluntarism. Aus diesen Thatsachen ergiebt sich die Unmöglichkeit der Republik für Deutschland, so lange nicht unser sociales Leben in seinen Grundlagen geändert ist, und — die ungeheuere Schwierigkeit, einen deutschen Bundesstaat auf die Dauer zu erhalten.

In einem Volke, das von starkem Nationalbewußtsein beseelt und an eine vielseitige Staatsthätigkeit gewöhnt ist, wird die Centralgewalt des Bundesstaats sich unvermeidlich gezwungen sehen, mehr und mehr politische Functionen den Einzelstaaten zu entwinden. Dies war vor dem jüngsten Bürgerkriege nicht zu fürchten in Nordamerika, wo der Schwerpunkt der Verwaltung in dem Selfgovernment der Gemeinden lag und der Gemeindesteuereinnehmer nebenbei als Zuschlag zu den Gemeindesteuern einen unbedeutenden Betrag für den Staat erhob. An den Städten der Union mag man erkennen, wie weit hier die bescheidene Thätigkeit des Staats zurückbleibt hinter den riesenhaften Werken der freien socialen Kräfte. Washington, die politische Hauptstadt, nach großem Plane angelegt für eine halbe Million Bewohner, ist ein stiller Platz geblieben, an dessen kühn entworfenen Straßenzügen vereinzelte Häuser durch weite Oeden getrennt sich erheben, während die Städte des Handels und Gewerbes, die dem Staate nichts, der Gesellschaft alles danken, die wachsende Bevölkerung kaum zu fassen vermögen. Auch in der Eidgenossenschaft ist die Gefahr, daß die Bundesgewalt die gesamute politische Arbeit des Landes in sich aufnehme, nicht erheblich: das Volk haßt jede Ausdehnung der Staatsthätigkeit als kostspielig und undemokratisch, der Bund muß sich mit einem Budget von kaum 20 Mill. Fr. behelfen. Wie anders in Deutschland! Schon die auswärtige Politik des deutschen Bundesstaats muß eine sehr große Zahl von Köpfen und Händen beschäftigen. Deutschland kann nicht, wie die Schweiz, ohne Schande in ewiger Neutralität verharren; es grenzt nicht, wie Nordamerika vor dem jüngsten Kriege, an ohnmächtige Barbarenhorden und verfaulte Creolenstaaten, sondern wird in alle großen Fragen europäischer Politik unausbleiblich hineingezogen. Ob der schwerfällige Körper eines Bundesstaats eine so angestrengte auswärtige Politik führen kann, das halten wir allerdings für nicht unmöglich; durch die Erfahrung erwiesen ist es noch nicht. Dazu tritt

die Leitung des Bundesheeres, und zwar wird hier, da unsere Dynastien in die Bildung eines einigen und untheilbaren Reichsheeres nie willigen werden, ein häufiges Inspiciren und Controliren der Truppen von Reichs wegen erfolgen müssen, und also ein Zustand fortwährender Reibung entstehen, der den Milizheeren der Schweiz und Nordamerikas unbekannt ist. Der deutsche Bundesstaat muß ferner Handel und Verkehr durch ein zahlreiches Reichsbeamtenthum ordnen. Er muß, wie auch Waitz zugiebt, schon damit keines seiner Glieder im Verkehre mit anderen benachtheiligt werde, bindende Gesetze erlassen über das deutsche Reichsbürgerrecht und seine wichtigsten Consequenzen: Recht der Niederlassung, Recht des Gewerbebetriebes, Gemeindebürgerrecht. Er wird, wie jeder Bundesstaat, seinen Bürgern „Grundrechte" der persönlichen und geistigen Freiheit u. s. f. garantiren und alle diese Verhältnisse unter die Aufsicht eines Reichsbeamtenthums stellen müssen; denn sonst würde unsere particularistische Bureaukratie, mit ihrer tief eingewurzelten Neigung Alles besser zu wissen, den Bestand der Reichsgesetze bald wieder in Frage stellen. Wir Deutschen fühlen uns als Nation; schon heute, in unserem unfertigen Staatenbunde, haben wir eine Reihe von Angelegenheiten im nationalen Sinne geordnet, welche die Schweiz, der das Bewußtsein nationaler Einheit fehlt, dem Particularismus anheim giebt. Die Eidgenossenschaft überläßt das gesammte Privat- und Strafrecht den Cantonen, obgleich die Verschiedenheit des Criminalrechts und der Strafanstalten schweres Aergerniß erregt. Bei uns dagegen sind schon jetzt wichtige Theile des Privatrechts für ganz Deutschland einheitlich geordnet. Diese Tendenz wird in einem Bundesstaate unfehlbar weiter schreiten und auch des Strafrechts sich bemächtigen; denn eine große Nation erträgt nicht auf die Dauer, daß in dem einen ihrer Staaten straflos bleibt, was in dem anderen als Vergehen verfolgt wird. Ja sogar ein Reichscultusministerium würde der Bundesstaat der Deutschen nicht entbehren können. Bereits in dem deutschen Bunde ist das Bestreben aufgetaucht, eine deutsche Nationalkirche zu gründen. Der deutsche Bundesstaat wird ohne Zweifel versuchen müssen, das Verhältniß unserer Katholiken zur römischen Hierarchie rechtlich zu ordnen. Schon der deutsche Bund hat sich in das Universitätswesen, wenn auch mit grundverderblichen Mitteln, eingemischt. Der deutsche Bundesstaat wird diese hochwichtige Nationalangelegenheit schwerlich vernachlässigen können, er wird u. a. das Fortbestehen einzelner kleiner kraftloser Hochschulen ernstlich erwägen müssen u. s. w.

Ja, wenn wir bedenken, daß ſogar der ſchweizeriſche Bundesſtaat von der Regel „der Unterricht gebührt den Cantonen“ eine Ausnahme gemacht und eine große Bildungsanſtalt, das Polytechnicum, gegründet hat, ſo iſt die Erwartung gerechtfertigt, daß der deutſche Bundesſtaat ſich ähnlichen Aufgaben nicht wird entziehen können. Nur er kann einen alten wohlbegründeten Wunſch unſerer Gelehrtenwelt ausführen, die Gründung einer deutſchen Akademie, welche ganz erfüllte, was die Berliner Akademie heute nur halb leiſtet. Und ſo weiter in's Unendliche. Es iſt ganz unberechenbar, welche Fülle von Aufgaben nationaler Politik ſich ergeben wird, ſobald einmal ein nationales Staatsweſen beſteht. Mit einem Worte, ein deutſcher Bundesſtaat wird den Einzelſtaaten alle irgend wichtigen Staatsſachen abnehmen. Wenn ſchon heute der anſpruchsvolle Königstitel der Mittelſtaaten in keinem Verhältniſſe ſteht zu ihrer Bedeutung, ſo wird in einem Bundesſtaate ein König von Sachſen oder Würtemberg nicht ohne Humor betrachtet werden können. Monarchen in ſolcher Lage wären ſehr überflüſſige Weſen, und die Nation würde früher oder ſpäter ſich die Frage vorlegen, ob es nicht räthlich ſei, ſo koſtſpielige und nutzloſe politiſche Organe zu beſeitigen. Nicht monarchiſche Parteigeſinnung, ſondern die Erkenntniß der deutſchen Staatsſitten heißt uns bezweifeln, daß Deutſchland gedeihen könnte als demokratiſcher Bundesſtaat mit dem Syſteme des laisser faire. Uns ſcheint es nicht zufällig, daß gerade die unklarſten Köpfe unſerer demokratiſchen Partei an dem Ideale des monarchiſchen Bundesſtaats am zäheſten feſthalten — jene Männer, welche die Unentbehrlichkeit der Monarchie einzuſehen behaupten, doch in Wahrheit arbeiten für das Wahngebilde einer Republik mit einem erblichen Präſidenten.

Ein altes Culturvolk, das der Monarchie und vielſeitiger Staatsthätigkeit bedarf und zwiſchen mächtigen Nachbarn eingepreßt iſt, muß an ſeinen Staat Forderungen ſtellen, welche ein Bundesſtaat nicht befriedigen kann. Er iſt für einfache Geſellſchaftszuſtände beſtimmt; will er auch verwickelten Culturverhältniſſen gerecht werden, ſo hebt er ſich ſelber auf, d. h. er wird eine den Einheitsſtaat vorbereitende Uebergangsform. Der praktiſche Inſtinkt der europäiſchen Völker weiß dies ſehr wohl. In Spanien und Portugal tauchte in den zwanziger Jahren eine Partei auf, welche die Halbinſel in einen Bund nach amerikaniſchem Muſter umwandeln wollte; ſie verſchwand raſch wieder, weil ſie gar keinen Boden fand in den gegebenen Zuſtänden. Nur in Deutſch-

land besteht noch eine, Gottlob sehr kleine, politische Schule, welche in Gervinus ihren geistvollsten Vertreter hat und der Hoffnung lebt, Deutschland werde dereinst die „gefährlichen einheitlichen Großstaaten Europas" auflösen und an ihre Stelle Föderationen setzen. Ich gestehe, mir scheint diese Ansicht genau ebenso utopistisch wie die communistischen Schwärmereien des Vaters Enfantin. Alle Engländer und Preußen, Franzosen und Russen antworten auf diese Träume mit einem millionenstimmigen Widerspruche; sie alle sind stolz darauf, nicht mehr Gascogner und Auvergnaten, Schlesier und Magdeburger, sondern Bürger mächtiger Großstaaten zu sein. Gervinus' Theorie will wahrlich die Geschichte der modernen Völker auf die Stelle zurückschrauben, von wo sie vor tausend Jahren ausging. Und das alles nur, weil man wähnt, allein die Föderation „vereinige die Vortheile großer und kleiner Staaten!" Als ob nicht Englands Beispiel bewiese, daß auch der Einheitsstaat, weise verwaltet, seinen Gliedern eine sehr freie Bewegung gestatten kann.

Doch mit all diesen Bedenken ist das größte Hemmniß, welches sich in Deutschland einer bundesstaatlichen Ordnung entgegenstellt, noch nicht berührt. Ein kräftiger Bundesstaat setzt ein gewisses Gleichgewicht der Macht unter seinen Gliedern voraus, insoweit wenigstens, daß kein Einzelstaat die Kraft habe, seine Bundesgenossen zu vernichten, sich gänzlich loszureißen von dem Bunde. Selbst ein leidlich gesunder Staatenbund läßt sich unter Staaten von sehr ungleicher Macht auf die Dauer kaum aufrechthalten. Unter den unzähligen Staatenverbindungen der hellenischen Geschichte haben nur zwei den Charakter einer gleichberechtigten Föderation im großen Stile gezeigt, und beide, der achäische wie der ätolische Bund, zählten keinen übermächtigen Staat unter ihren Genossen. In der Union und in der Eidgenossenschaft ist die Macht der Einzelstaaten ziemlich ungleich: der Canton Bern zählt fast 500,000, Uri kaum 15,000 Einwohner, der Staat New-York umfaßt 2164, Rhode-Island nur 56 Quadratmeilen. Aber sogar die schwächsten schweizerischen Cantone haben oftmals bewiesen, daß sie durch eigene Kraft ihre Selbständigkeit gegen die andern Cantone wahren können, und in der Union genügten wenige Jahre der Anarchie nach dem Unabhängigkeitskriege, um die beiden mächtigsten Staaten, New-York und Virginien, zu belehren, daß sie nicht, wie sie gewähnt, im Stande seien sich selbst zu genügen. Ist in Deutschland ein ähnliches den Frieden sicherndes Gleichgewicht vorhanden?

Unser Philister liebt seinen stumpfen Witz zu üben an den allerkleinsten unserer Kleinstaaten. Die Monarchie ist eine anspruchsvolle Staatsform, die einen gewissen Grad von Macht voraussetzt. Die natürlichen Mängel der Kleinstaaterei treten also in winzigen Monarchien in einer Reihe hochkomischer Züge zu Tage, welche sich in kleinen Republiken nicht finden. Daß ein Fürst sich selber für seine Tapferkeit einen Orden verleiht, oder daß ein Landesherr höchsteigenhändig eine Verordnung schreibt über die Benutzung seines Parkes durch das anständige Publicum und den getreuen Unterthanen die Begriffe „anständig und unanständig" durch geistreich gewählte Beispiele erläutert — dergleichen lächerliche Erfahrungen verführen den politischen Naturalismus immer wieder zu dem Ausrufe: mindestens diesen allerkleinsten Fürstenthümern muß endlich durch Mediatisirung ein Ende gemacht werden! Und doch wird ein geordnetes nationales Staatsleben der Deutschen durch diese kleinsten Staaten weit weniger gehindert als durch die größeren, deren geheime Krankheit sich nicht so schnell verräth. Der Gedanke, die kleinsten Fürsten zu mediatisiren oder sie den größeren Nachbarn als Vasallen unterzuordnen, dieser an den kleinen Königshöfen seit Napoleon's Tagen gehegte und noch in der Paulskirche von F. Römer und Andern vertheidigte Plan der Gruppenbildung würde über uns nur eine schon am Beginne der Kaiserzeit überwundene Gefahr abermals heraufbeschwören, die Gefahr, daß Deutschland in eine Reihe völlig selbständiger Staaten zerfalle. Die äußerste Linke des deutschen Parlaments verfuhr dabei ganz folgerichtig, als sie die Zerschlagung der größeren deutschen Staaten in kleine Republiken verlangte, damit ein ehrliches föderatives Leben entstehe. In diesem Unsinn war doch Methode. Auch neuerdings taucht unter unseren Radicalen wieder eine Richtung auf, welche die Einheit Deutschlands durch die Zerstörung der bereits vorhandenen theilweisen Einigung bewirken möchte. Eine gewisse rohe Consequenz ist dieser Theorie nicht abzustreiten. Sie entspricht jener Vorliebe für das Mittelmäßige, welche die modernen Demokraten überall, vornehmlich in Deutschland auszeichnet; und den Wortführern dieser Lehre müssen wir zugestehen, daß sie als Landammänner eines Cantönlis Kraichgau oder Altmark besser am Platze sein würden denn als Bürger einer mächtigen Monarchie. Wir halten uns an die gegebenen Zustände.

Unter allen reindeutschen Staaten hat allein Preußen in unvergeßlichen Zeiten die Kraft bewiesen, die eine Gesellschaft zum Staate macht,

die Kraft sich durch sich selbst allein zu erhalten. Zwischen Preußen und seinen Bundesgenossen besteht ein Unterschied nicht des Grades, sondern der Art, der Unterschied von Macht und Ohnmacht; Staat und Nicht-Staat. Man schilt solche Behauptungen doctrinär, weil sie an Aristotelische Gedanken anknüpfen. Und doch fußen sie auf der ernsthaften praktischen Erfahrung, daß das Wesen des Staats zum Ersten Macht, zum Zweiten Macht und zum Dritten nochmals Macht ist. Ein spannenlanges Schiff ist eben gar kein Schiff, und nicht blos an der räumlichen Ausdehnung eines Staats, sondern mehr noch an der Gesammtheit der historischen Verhältnisse, in deren Mitte er gestellt ist, läßt sich erkennen, ob er jene erste und höchste politische Fähigkeit besitze, sich durch eigene Kraft zu behaupten. Im Verlaufe der neueren Geschichte hat sich das Uebergewicht der Macht Preußens, den Kleinstaaten gegenüber, offenbar verstärkt. Erst in dem letzten halben Jahrhundert hat die europäische Völkergesellschaft ihre aristokratische Gestalt angenommen. Die Kriege der neuesten Zeit werden mit großen Massen und mit einem ungeheuren Aufwande technischer Mittel geführt, deren Kosten ein Kleinstaat nicht erschwingen kann. Gleichwie am Ende des Mittelalters eine Menge kleiner Staaten verschwand, weil sie nicht im Stande waren, die neuen Söldnerheere aufzubringen, so wird die kostspielige Kriegführung des 19. Jahrhunderts unfehlbar die gleiche politische Wirkung haben. „Der Zustand der kleineren deutschen Staaten ist an und für sich schon provisorisch und ohne eigentliche innere Garantien" — so schrieb schon im Jahre 1821 der badische Bundestagsgesandte v. Blittersdorff seinem Minister. Dies bemitleidenswerthe Bewußtsein, daß man nicht leben und nicht sterben könne, ist seitdem die im Stillen vorherrschende Empfindung der kleinen Diplomaten geblieben. Schon aus den Budgets der deutschen Kleinstaaten können wir ersehen, wie ihre Lebenskraft langsam erlischt, welch ein zweck- und nutzloses Dasein sie führen. Würtemberg verwendet nur 45,9 % seiner Staatsausgaben für eigentliche Regierungszwecke, Hannover nur 44,9 %. In Nassau gehört sogar das Lumpensammeln zu den Staatsgeschäften, auf daß der Kleinstaat sein Leben doch irgendwie nützlich ausfülle. Ein selbständiger Kleinstaat vermag heutzutage nicht mehr eine große militärische und Culturaufgabe zu lösen. Schleswig-Holstein, wenn es je als ein selbständiger Staat bestehen sollte, wird dies nur zu bald erfahren. Ein kleines Herzogthum kann auf die Dauer nicht eine Staatsschuld tragen, welche relativ größer ist als die Schuld von Frankreich

oder Oeſterreich; es kann nicht ein von erbitterten Nachbarn bedrohtes Gebiet vertheidigen; es kann nicht 100,000 grollende Unterthanen fremder Zunge in Zucht halten und an den Segen deutſcher Sitte mild gewöhnen; es kann nicht mit ungeheuren Koſten einen Canal erbauen, deſſen Nothwendigkeit für Deutſchland ebenſo ſicher als ſeine finanzielle Ertragsfähigkeit zweifelhaft iſt. Das Herzogthum kann dies alles nur, wenn es dazu die Kräfte von Preußen entlehnt, das will ſagen: wenn es ſeine Unfähigkeit zu ſelbſtändigem Daſein feierlich eingeſteht. Die Zeiten ſind dahin, da Baiern und Savoyen durch ihren Zutritt zu einer Coalition eine europäiſche Frage nahezu entſcheiden konnten. Die Hegemonie der großen Mächte in Europa wird vorausſichtlich ſo bald nicht gebrochen werden. Auch iſt in Preußen Bevölkerung und Wohlſtand ſeit den Wiener Verträgen erheblich raſcher gewachſen als in der Mehrzahl der Kleinſtaaten. Die Erfahrungen während der jüngſten ſchleswig-holſteiniſchen Bewegung, wo doch eine ſtarke Partei in der Nation die Mittelſtaaten unterſtützte, zeigen mit ſchrecklicher Klarheit, welche geringe Macht in Wahrheit den deutſchen kleinen Cabinetten zu Gebote ſteht. Einer Reihe bureaukratiſch regierter Kleinſtaaten zurufen: „faſſet einen heroiſchen Entſchluß!“ — das heißt dem Wurme ſagen: „fliege doch!“ Wer wundert ſich, daß der Wurm die Aufforderung nicht verſteht? Große Entſchlüſſe faßt im Staatsleben nur der Mächtige, oder ein Kleinſtaat, der, eines hohen Sinnes voll, alle Kräfte des Volkslebens entfeſſelt. Wer aber darf dies von der bureaukratiſch-dynaſtiſchen Staatskunſt kleiner Fürſtenthümer verlangen? Zur Zeit der Karlsbader Beſchlüſſe konnte der laute Widerſpruch eines einzigen Kleinſtaats den Bruch des Bundesrechts, die Beleidigung der Nation und die Vergewaltigung der Kleinſtaaten durch die Großmächte zugleich verhindern. Dies Nein iſt nicht geſprochen worden, obgleich ein Karl Auguſt unter den bedrohten Fürſten war!

Und Staaten ſolcher Art ſollten jemals über das frivole Ränkeſpiel, über das Kokettiren mit der nationalen Idee hinausgehen und mit den Waffen ihr Recht gegen die Großmächte vertheidigen?! Nichts unbilliger als deshalb wider die Feigheit der Kleinſtaaten zu eifern. Ihre militäriſche Macht iſt in der That geringer als man meinen ſollte, wenn man die Kopfzahl ihrer Heere zuſammenrechnet. Die Intereſſen der kleinen Höfe, ſo lange ihre Politik eine dynaſtiſche bleibt, gehen unter ſich ſo weit aus einander, dagegen ſind ſie faſt alleſammt ſo eng mit Oeſterreich verkettet, daß wir getroſt behaupten dürfen: ein Bund aller

Kleinstaaten gegen die beiden Großmächte ist unmöglich. Man sagt wohl: hätte im Winter 1863—64 eine Reihe patriotischer und hochherziger Staatsmänner an der Spitze der kleinen Königreiche gestanden, so konnten sie eine dritte Macht in Deutschland bilden. Es ist bekannt, daß dieses „hätte" nicht eintraf, ja wir bestreiten sogar die Möglichkeit, daß in einer Mehrzahl solcher Staaten zugleich Männer von nationalem Sinne und staatsmännischem Blick regieren können. In zwei oder drei Mittelstaaten vielleicht; in der Mehrzahl aber kann Niemand anderes regieren als wohlmeinende Bureaukraten und diplomatische Intriguanten des gemeinen Schlages; die dynastische Politik erträgt keine anderen Minister. Man mag beklagen, daß die Lande der ältesten deutschen Cultur, die ersten Pflegestätten unseres unfertigen constitutionellen Lebens so gar ohnmächtig sind. Wie die Dinge wirklich liegen, hat die höhnische Eintheilung der deutschen Bundesstaaten in Vormächte und Hintermächte einen guten Sinn. Niemand empfindet dies bitterer als die tüchtigeren Offiziere der kleinen Armeen, die mit Zorn und Scham das endlose Einerlei des Garnisondienstes vor sich sehen, während ihre Kameraden in Oesterreich und Preußen den Ernst des Krieges kennen lernen. Die deutschen Mittelstaaten haben — mit einzelnen vorübergehenden Ausnahmen — von je her den Zweck gewollt ohne die Mittel. Sie haben nicht, wie die Schweizer Cantone, bescheiden und klug zugleich die einzige Stellung gewählt, welche in der modernen Welt einen Kleinstaat retten kann: die vollständige Passivität in der großen Politik. Sie wollten vielmehr sich des Ansehens und der Sicherheit großer Staaten erfreuen, ohne doch die Anstrengungen aufzuwenden, welche zu solchem Zwecke nöthig sind. Ein so widersinniges Bestreben kann auf die Dauer nicht gelingen.

Mit Staaten von so großen Ansprüchen und so mäßiger Macht schließt ein Großstaat einen dauernden Bund nur dann, wenn er gewillt ist in schwierigen Fällen, unbekümmert um den Bund, seines eigenen Weges zu gehen, oder — wenn ihm die Hegemonie übertragen wird. Und allerdings eine Hegemonie, ein Protectorat bedeutet jene deutsche Kaiserkrone, welche das deutsche Parlament dem preußischen Königshause darbrachte. Schon Paul Pfizer im Jahre 1832 und Graf v. d. Goltz im April 1848 gebrauchten dafür den rechten Ausdruck: „Protectorat." Heute verwirft man gemeinhin dies böse Wort, aus Furcht die Eitelkeit des Particularismus zu verletzen. Aber was anders können solche wohlmeinende Bemäntelungen bewirken, als daß die

Halbgebildeten getäuscht werden über die Schwere des Entschlusses, welchen die Frankfurter Reichsverfassung von den Fürsten wie von den Völkern der Kleinstaaten verlangt?

Wird die executive Gewalt des Bundesstaats Einer Dynastie übertragen, so gehen thatsächlich zwei große Grundsätze verloren, welche in der Union und in der Eidgenossenschaft gewissenhaft festgehalten werden: die rechtliche Gleichheit aller Einzelstaaten und der Grundsatz, daß die Centralgewalt niemals mit einer Einzelstaatsgewalt concurrirend wirken dürfe. Die Gleichheit aller Staaten wurde in der Union so ängstlich gewahrt, daß die Bundesregierung ihren Sitz in einem eigens dazu geschaffenen Territorium einnehmen mußte. In der Eidgenossenschaft ist zwar Bern die Bundesstadt, doch ohne daß dem Canton Bern das mindeste Vorrecht daraus erwüchse. Die überwiegende Bedeutung der Vororte ward, als eine staatenbündische Institution, folgerecht mit dem Staatenbunde selber beseitigt. — Ganz anders gestalten sich die Dinge, wenn dem mächtigsten Staate der wesentliche Theil der executiven Gewalt übertragen und dergestalt seinem guten Willen überlassen wird, ob er die Hand ausstrecken will nach der lockenden Frucht der Herrschaft, die dicht vor seinen Augen hängt. Was die Abtretung des militärischen Oberbefehls an einen übermächtigen Genossen bedeute, davon giebt die Geschichte des Alterthums mehr denn einmal ein Zeugniß. Die attische Symmachie hatte in dem Synedrion eine Tagsatzung, in den Hellenotamien ein Bundesschatzamt. Aber die militärische Leitung stand bei Athen allein; dadurch gelang es der führenden Macht, allmählich das Schatzamt in ihre Hände zu bringen, die Tagsatzung einschlafen zu lassen, bis zuletzt selbst die Gerichtsbarkeit in den verbündeten Staaten von Athen geübt ward und zwischen Unterthanen und Bundesgenossen kaum noch ein Unterschied blieb. Die Vergleichung mit den heutigen Zuständen Deutschlands liegt sehr nahe. Denn der attische Demos verdankte seine Ueberlegenheit wesentlich seiner kriegerischen Kraft und Opferwilligkeit, er übernahm gern die militärischen Leistungen, welche den Verbündeten zukamen. Die behaglichen Kleinstaaten nahmen schließlich das Ende, das dem trägen Phäakenleben überall bereitet wird. Aehnliche, wenn auch minder einschneidende Folgen hatte die Hegemonie Spartas, das, auf sein Recht der Kriegsleitung pochend, bald sich erdreistete eigenmächtig Kriege zu beginnen. Die lateinische Eidgenossenschaft stand anfangs gleichberechtigt neben Rom. Dann errang sich Rom schrittweise das Recht des Krieges und der Verträge

und die Ernennung der höheren Befehlshaber; noch eine Weile, und die Schlacht von Trifanum unterwarf die Lateiner dem herrischen Bundesgenossen.

Nicht ohne Grund mag man einwerfen, daß ein moderner Repräsentativstaat den Bundesgenossen weniger gewaltsam begegnen müsse als Rom oder selbst der mit Unrecht hart gescholtene attische Demos. Immerhin bleibt auch die Lebenskraft eines constitutionellen Bundesstaats sehr zweifelhaft, sobald er Einer Dynastie die ausübende Gewalt abgetreten hat. Ein Haus wie die Hohenzollern, das auf eine große Geschichte mit gerechtem Stolze zurückschaut, wirft seine Traditionen nicht gleichgiltig über Bord. Ein deutscher Kaiser und König von Preußen wird, wenn er dem deutschen Parlamente gegenüber sein monarchisches Veto ausübt, die Interessen seines heimathlichen Staates in erster Linie bedenken; ja, umgeben von murrenden kleinen Höfen, wird er zu Reichsbeamten nur unzweifelhaft ergebene Männer — also überwiegend Preußen — ernennen u. s. f. Kurz, die Preußen werden in einem solchen Bundesstaate eine der Reichsunmittelbarkeit verwandte Stellung einnehmen. Unausbleiblich wird solche thatsächliche Ungleichheit den gerechten Unwillen der übrigen deutschen Stämme erregen; sie werden nach Preußen und Italien hinüberschauen und beobachten, daß dort, im Einheitsstaate, der Westphale mit dem Brandenburger, der Florentiner mit dem Piemontesen völlig gleichberechtigt ist. So wird ihnen endlich die Erkenntniß der paradoxen und doch so einfachen Wahrheit aufgehen: *der Einheitsstaat legt den Dynastien, der erbkaiserliche Bundesstaat dem Selbstgefühle der Stämme das größere Opfer auf.* Nur milde Pietät gegen die Dynastien könnte unsere Nation bewegen, zu Schaden für die höchsten Volksinteressen, bei dem Bundesstaate stehen zu bleiben. Solche Schonung würde aber von den Fürstenhäusern nicht mit Dank, sondern als ein Raub empfunden werden. Fasse man diesen wichtigen Punkt scharf ins Auge! Einen Protector zu ertragen ist demüthigend für das gerechte Selbstgefühl der nicht-preußischen Stämme. Dagegen mit den Schlesiern und den Pommern zusammen demselben Könige als freie Bürger zu gehorchen, dies kann den Stolz der Hessen und Ostfriesen nimmermehr verletzen.

Und würde der Bundesstaat dem preußischen Staate lediglich Gewinn bringen? Wer nicht befangen ist in den Doctrinen der Legitimität, tadelt heute, daß Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Krone von sich

wies, da er ſie mit reinen Händen ergreifen und dieſem gährenden Deutſchland den Frieden bringen konnte. Aber ſehe man auch nicht allzu herablaſſend auf die nicht-legitimiſtiſchen Bedenken, welche ein preußiſcher Patriot dem Plane des Bundesſtaats entgegenſtellen mußte. Er konnte ſagen: „Die Legitimität ſoll kein Dogma ſein; doch der ſchwächſten der Großmächte gewährt es allerdings einige Sicherheit, daß ſie ſich rühmen darf, kein Dorf zu beſitzen ohne die Zuſtimmung Europas. Solche geſicherte Lage giebt ein Staat nur auf, wenn er auf wirkliche Machterweiterung ausgeht. Wird aber durch den deutſchen Bundesſtaat Preußens Macht erhöht oder nicht vielmehr ſeine geſchloſſene Staatseinheit zerrüttet werden? Das deutſche Parlament wird unfehlbar alle wichtigen Staatsfragen nach und nach vor ſein Forum ziehen. Soll nun der preußiſche Landtag dieſelben Fragen gleichfalls berathen, und das widrige Schauſpiel des Sommers 1848, der Streit der Parlamente von Deutſchland und von Preußen, die verewigte Anarchie ſich erneuern? Oder ſoll der Landtag einer Großmacht ſich begnügen mit der beſcheidenen Thätigkeit der geſetzgebenden Körper von Virginien und Delaware? Dann wäre es beſſer ihn zu vernichten und allein Provinziallandtage zu halten, das will ſagen: die ſchwer errungene Staatseinheit aufzugeben!" Man ſieht, der Plan der Föderaliſten führt auch für Preußen die allerſchwerſten Uebelſtände herbei. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß das Haus Hohenzollern, wenn es ſich je entſchlöſſe eine ſolche Hegemonie zu übernehmen, ſich redlich und auf die Dauer beſtreben ſollte, einen ſo wenig befriedigenden Zuſtand aufrechtzuerhalten.

IV. Die Föderationen der neuen Geſchichte.

Ein Bundesſtaat läßt ſich nicht improviſiren. Mehr als irgend ein anderer Staatsbau muß dieſe kunſtvolle Staatsordnung begründet ſein in der Geſchichte des Landes. In alle Wege bleibt es thöricht, da auf ein friedliches, wohlgeordnetes Zuſammenleben mehrerer Staaten zu hoffen, wo die ſittliche Grundlage jedes Bundes fehlt, der eidgenöſſiſche Rechtsſinn, der gewiſſenhafte föderative Geiſt, wo die Bundesgenoſſen nicht im Verlaufe ihres hiſtoriſchen Zuſammenlebens ſich daran gewöhnt haben, jeden mitverbündeten Staat als eine unantaſtbare,

gleichberechtigte politische Persönlichkeit zu achten. Besteht dieser eidgenössische Rechtssinn in Deutschland? Dürfen wir von uns behaupten, was dereinst in gährender Zeit der Vorort Zürich den Eidgenossen zurief: „die Schweiz war von je her föderal und wird es bleiben, so lange sie ihre Natur und Geschichte nicht aufgiebt?" Ist wirklich (wie König Wilhelm von Würtemberg 1850 in seiner berufenen Zornrede gegen Preußen versicherte) der Einheitsstaat für uns „das gefährlichste aller politischen Traumbilder", widerspricht er dem „föderativen" Charakter unserer Geschichte?

Dies können wir allein beantworten, indem wir offen und bewußt jene Vergleichung Deutschlands mit anderen Föderativstaaten durchführen, welche unsere Föderalisten gemeinhin in der Stille und halbbewußt anstellen. Es ist ein mißlich Ding um halb durchgeführte historische Parallelen. Nur zu oft dienen sie unfruchtbarem, überfeinem Scharfsinne zu geistreichen Spielen, und ebenso leicht mißbraucht sie jener Naturalismus, der gar kein Auge hat für das Individuelle in der Geschichte und dreist die Erfahrungen eines Volkes auf andere Länder überträgt. Solchen Versuchungen entgeht man nur durch ganz offenes Verfahren. — Die Staatenvereine des Alterthums bieten uns geringe Belehrung. Der Staatsgedanke der Hellenen war ein anderer als der unsere. Vornehmlich zwei durchgreifende Unterschiede machen jede Vergleichung antiker und moderner Föderationen ziemlich unfruchtbar: bei den Alten war die moderne Idee der Repräsentation noch nicht durchgebildet, und sie kannten nicht unsere friedliche, gleichberechtigte Völkergesellschaft. Selbst der achäische Bund blieb dicht an der Schwelle des Repräsentativstaates stehen. Ueberhaupt war das hellenische Staatsleben dem Gedeihen des föderalen Wesens nicht günstig, da der Hellene die politische Freiheit in der unmittelbaren Theilnahme des Bürgers am täglichen Wirken des Staates fand. Die beiden tüchtigsten Föderationen des Alterthums kamen empor, als die nationale Kraft der Griechen bereits gebrochen war. — Es genügt also, aus der Geschichte der drei großen Föderationen der modernen Welt — der Eidgenossenschaft, der Union und der Vereinigten Niederlande — die für das bündische Leben entscheidenden Thatsachen hervorzuheben. Wir werden dabei zu der überraschenden und für die blinden Bewunderer der Monarchie unbequemen Einsicht gelangen: in der Monarchie redet man am meisten von der Legitimität; thatsächlich beweist die Monarchie ungleich weniger Achtung vor dem legitimen Rechte des Nachbarn als die Re-

publik. Die Geschichte der drei republikanischen Föderationen zeigt im Ganzen ein lebendiges eidgenössisches Rechtsgefühl, während die deutsche Geschichte in den letzten drei Jahrhunderten eine unübersehbare Reihe von Annexionen aufweist.

Die Schweiz ist das classische Land des bündischen Lebens. Von je her eine Anomalie in der europäischen Staatengesellschaft, bietet sie doch im Ganzen das Bild eines Volkes, welches jederzeit seinen natürlichen Staat, die seinem Culturleben entsprechende Verfassung besaß. Schon die Gestalt des Bodens legt jedem Versuche straffer politischer Centralisation schwere Hemmnisse in den Weg. Dies Land der natürlichen Contraste, das auf wenigen Geviertmeilen nahezu alle europäischen Klimate vereinigt, wird in seiner Mitte durchschnitten von der stärksten Naturgrenze, die unser Welttheil kennt. In dies Gebiet, dessen Stücke dem Geographen als natürliche Provinzen von Deutschland, Frankreich, Italien erscheinen, theilen sich die Bruchstücke von vier Nationen. Mindestens zwei dieser schweizerischen Nationen sind fort und fort angewiesen auf die geistige Gemeinschaft mit stammverwandten großen Nachbarländern. In der französischen Schweiz findet der Protestantismus Frankreichs seinen Mittelpunkt, die deutsche Schweiz ist gleichsam der republikanische Pol des deutschen Lebens. Und hier im Quellenlande des Rheins gleichwie an seinen Mündungen hat von Alters her die Neigung der Germanen sich in kleinen und kleinsten Gemeinwesen abzuschließen auf das üppigste gewaltet. Denn der Kern, daran die Eidgenossenschaft sich angegliedert hat, ist ja deutschen Stammes. Das Selbstbestimmungsrecht auch des geringsten Gemeinwesens bildet einen Grundzug der schweizerischen Geschichte, offenbart sich bald in heldenhaften Kämpfen, bald in wunderlichen Launen des Cantönligeistes. Der municipale Stolz deutscher Städte hat sich hier und in den Niederlanden am stärksten entfaltet, in beiden Landen, bis herab auf die kleinsten Aeußerlichkeiten, sehr verwandte Erscheinungen erzeugt: noch heute unterhält Bern seine Bären, Genf seine Adler, gleichwie der Haag seine Wappenthiere, die Störche, füttert. Welche unübersehbare Mannichfaltigkeit der örtlichen Sitten und Rechtsbildungen! So groß ist die Selbständigkeit der Gemeinden, daß jeder Canton fast wie ein kleiner Föderativstaat erscheint. Ja, der Canton Graubünden war wirklich bis zum Jahre 1854 blos ein Bund von 28 Hochgerichten. Kein Canton, dessen Geschichte nicht Kampf und Eifersucht zwischen den Tagwen oder den Rhoden, den Zehnten oder den Gemeinden aufwiese.

Während überall sonst in der modernen Geschichte Europas kleine Territorien zu größeren Staatsganzen zusammengeschweißt werden, sind solche Versuche in der Schweiz regelmäßig gescheitert. So fiel der Verfassungsentwurf vom Jahre 1801 vornehmlich darum, weil Thurgau sich nicht zu Schaffhausen, Appenzell sich nicht zu St. Gallen schlagen lassen wollte. Sogar Zertheilungen bestehender Cantone hat das trotzige örtliche Selbstgefühl in der Schweiz noch bis in unser Jahrhundert hinein durchgesetzt: so wurden Appenzell und Basel zerspalten, und Wallis, Bern und vornehmlich Schwyz waren oft von ähnlichen Gefahren bedroht. Der Canton Tessin hat noch jetzt drei mit einander abwechselnde Hauptstädte. Auch die heutige Verfassung der Eidgenossenschaft hat diesen althistorischen Particularismus weise berücksichtigt. Man legte die ausübende Gewalt in die Hände eines Directoriums; denn es stand zu befürchten, daß ein Präsident weniger bereitwilligen Gehorsam finden würde als ein Bundesrath, dessen Mitglieder verschiedenen Cantonen angehören müssen. Man bestimmte ängstlich, daß der Präsident des Ständeraths nicht zweimal hinter einander aus demselben Cantone gewählt werden dürfe u. s. f.

In Monarchien liebt man von der ruhelosen Neuerungssucht der Republiken zu reden. Ernsthafte Prüfung führt jedoch zu der Einsicht, daß die Schweiz das conservativste Land Europas ist. Die Eidgenossen verstehen zu reformiren, doch sie halten das geschichtlich Ueberlieferte zäher fest als irgend ein anderes Volk. Die Entwickelung der Schweiz war gesund, aber sehr langsam. Die Religionskämpfe des Reformationszeitalters, in anderen Ländern längst überwunden, spielten hier noch bis in die jüngste Vergangenheit hinein: dieselben sieben Cantone, die im Jahre 1586 den Borromäusbund zu Ehren der katholischen Kirche schlossen, schaarten sich ein Vierteljahrtausend später zum Sonderbunde zusammen. Die römische Curie hat den überwiegend conservativen Charakter des schweizerischen Staatslebens sehr fein durchschaut, als sie schon vor Jahrhunderten sagte: bisogna lasciar gli Suizzeri negli loro usi et abusi. Die Schweiz ist noch immer das Land der schroffsten socialen und nationalen Gegensätze. Auf engem Raume liegen dort zusammen die Heimath Zwingli's, die Hochburg des Calvinismus und der besuchteste Wallfahrtsort der katholischen Christenheit. Ein Bund umfaßt die moderne französische Großstadt Genf und den urgermanischen Bauernstaat von Appenzell, wo die Landesgemeinde „durch Handmehr" Gesetze giebt. — Man spottet oft über den schweizerischen Par-

ticularismus. Uns scheint vielmehr höchst achtungswerth, daß ein so buntes Länder- und Völkergemisch sich zu einem bündischen Gesammtleben geeinigt hat; der Bundesstaat bezeichnet die höchste Stufe politischer Einigung, welche hier ohne die härteste Gewaltthätigkeit erreicht werden konnte. Die Schweiz verdankt ihre Selbständigkeit allerdings, gleich den Niederlanden, zum Theil der Eifersucht der Nachbarn, die einander dies strategisch hochwichtige Gebiet mißgönnen, aber mehr noch der harten politischen Arbeit ihres Volkes. Die Eidgenossenschaft hat sich — trotz vieler schwerer Rückschläge, die in der Geschichte keines Staates fehlen — sehr stätig entwickelt nach dem vierfachen Ziele der Unabhängigkeit nach außen, der vollständigen Rechtsgleichheit aller Bundesgenossen, der Kräftigung des föderativen Bandes und der Durchführung der Demokratie.

Schon in ihren Anfängen ein Bund von Stadt und Land, darum begabt mit der Fähigkeit sich zum Staate zu entwickeln, welche den Adelsvereinen und Städtebünden Deutschlands abging, hat die Eidgenossenschaft diese Fähigkeit zuerst in Vertheidigungskriegen, dann in kühner Offensive gegen die Nachbarn bewährt. Wieder und wieder zerbrechen angrenzende kleine Gemeinwesen die Oberherrlichkeit Oesterreichs, Burgunds, Savoyens, des heiligen Reichs oder die Uebermacht des heimischen Adels, sie fallen dem Bunde zu und die Eidgenossen behaupten das erweiterte Gebiet in harten Kämpfen. Schritt für Schritt erfolgt dann die Loslösung von Deutschland, in dessen überwiegend territorialer und monarchischer Ordnung die republikanische Föderation keine Stelle fand. Die Eidgenossen sind im Anfang Glieder, nachher Verwandte, endlich Freunde des Reichs. Wohl geschieht ein arger Rückschlag; der herrschende Einfluß Frankreichs nistet sich ein, und es bleibt eine schmachvolle Erinnerung, wie die Herrengeschlechter der Schweiz von den Bourbonen „Miethe und Gaben“ bezogen und durch ihren „Blutkram“ eine Stütze des despotischen Königthums wurden; ja, diese Oberherrschaft der Franzosen, die unter Napoleon ihren Höhepunkt erreichte, ist nicht durch eigene Kraft von den Schweizern abgeschüttelt worden. Genug, auch diese Fremdherrschaft erwies sich als unhaltbar, und heute lebt in der Eidgenossenschaft ein trotziges Gemeinbewußtsein, das an Stärke dem naturwüchsigen Nationalstolze ungemischter Völker nicht nachsteht. Der schweizerische Patriotismus ist vornehmlich Stolz auf die republikanische Freiheit. Man weiß, diese „Freiheit“ war ostmals ein mythologischer Begriff. In den Unter-

thanenlanden der Schweiz bestanden zum Theil Zustände, von welchen (um mit Einem Namen das Stärkste zu sagen) Haller sein politisches System abstrahirte; und selbst Johannes Müller gestand, manche Unterthanen von Schweizer Herren hätten das Loos monarchisch regierter Völker zu beneiden. Gleichviel, der Stolz auf die republikanische Freiheit lebte immerdar als eine wirksame Macht. Das Selbstbestimmungsrecht jedes Gemeinwesens blieb der nie gänzlich aufgegebene Grundgedanke des schweizerischen Staatslebens, übte und übt noch heute eine starke Anziehungskraft auf die Nachbarn. Wie oft haben deutsche Städte und Bauerlande gedroht „Schweizer zu werden!" Ihrer republikanischen Freiheit froh, verschmäht die große Mehrheit der Tessiner, an dem wieder erwachten nationalen Staatswesen der Italiener theilzunehmen. Mit hellem Bewußtsein, mit unverhohlener Verachtung schaut der Schweizer auf die monarchische Staatsordnung. „Kaisers Mantel, Königen Röck' sind alle aus demselbigen Tuch geschnitten; darum hüte dich, o theure Eidgenossenschaft, ja hüte dich, daß dir nit ein Kappen daraus werde gemacht," sagt ein altes, noch heut in Ehren gehaltenes Wort. Schon die ältesten Bundesverträge verbieten den Eidgenossen „sich zu beherren". Dies republikanische Selbstgefühl wird verstärkt durch den Stolz auf eine große heldenhafte Geschichte. Wohl enthält die Ueberlieferung von den Kriegen der Schweiz der Fabeln überviel. Die Sempacher Lieder und die hochgemuthe Weise „der Stier von Uri hat scharpffi Horn, kein Herr ward ihm nie z'hoch gebor'n" wurden von gar vielen Schweizern gesungen, deren Ahnen dereinst selber auf Seiten der „Herren" gegen den Stier von Uri gefochten. Aber dieser kriegerische Stolz bestand, er war ein mächtiges Band der Eidgenossenschaft, er ward in der Epoche der Neutralität der Schweiz wach erhalten durch die widerwärtige und doch für ihre Zeit keineswegs unnatürliche Sitte des Reislaufens; heute nährt ihn in edlerer Weise jenes volksthümliche Heerwesen, das die Schweiz zum waffenreichsten Lande der Erde macht.

Man sieht, dies ist eine rein föderale Geschichte. Benachbarte Gemeinwesen treten — zumeist freiwillig — zusammen, und der Bund wird aufrecht erhalten durch die Gemeinsamkeit der wichtigsten politischen Interessen. Auch das ist ein echt föderaler Charakterzug, daß langsam, aber unaufhaltsam, unter schweren Kämpfen die Rechtsgleichheit aller verbündeten Staaten durchgesetzt wird. Zuerst wird die Gleichheit der acht alten Orte anerkannt, von denen mehrere anfangs zu

ungleichem Rechte verbündet waren. Alsdann, da die Eidgenossenschaft sich zu dem Bunde der dreizehn Orte erweitert, behaupten die acht alten Orte nur noch einige Ehrenvorzüge. Aber noch standen Jahrhunderte lang neben den dreizehn Orten die zugewandten Orte, zu ungleichem Rechte verbündet, und ein schwer übersehbares Durcheinander von Herrschaften und Vogteien, welche einem oder mehreren oder allen dreizehn Orten zu strenger Unterthänigkeit verpflichtet waren. Der Plan, eine Hegemonie der größten Cantone zu schaffen, taucht mehrmals auf; Keiner hat ihn großartiger aufgefaßt als Zwingli, dem Zürich und Bern als die beiden Ochsen galten, die den Karren ziehen. Doch aus allen solchen Versuchen geht schließlich die Parität der dreizehn Orte siegreich hervor. Blutige Bürgerkriege zerfleischen das Land, aber niemals hegen die Kämpfenden ernstlich den Gedanken, die politische Selbständigkeit des Feindes zu vernichten; man streitet um religiöse Fragen und um die Herrschaft in den gemeinen Vogteien. Die französische Revolution gebiert den vermessenen Versuch, den uralten Particularismus der Cantone als „werthlose Localitätsinteressen" zu beseitigen, aber die helvetische Republik erweist sich auf dem durchaus föderalen Boden alsbald als eine Unmöglichkeit. In diesen stürmischen Tagen vollzieht sich endlich eine glückliche Wandlung: die lebenskräftigen unter den zugewandten Orten und gemeinen Herrschaften constituiren sich als neue Cantone, und die Mediationsacte verkündet den nothwendigen Grundsatz der Gleichheit aller Cantone. Dieser Gedanke ist seitdem unverloren geblieben; die Eidgenossenschaft erträgt heute nicht einmal mehr einen Vorort.

Ebenso langsam, doch ebenso stätig hat sich die Bundesverfassung zu größerer Festigkeit entwickelt. Schon der Beginn ist ganz normal: die Eidgenossen schließen zuerst Einzelverträge, darin sie sich zuschwören, ihre Späne durch Minne oder Recht zu vertragen. Nachher seit dem Sempacher und dem Pfaffen-Briefe am Ausgange des 14. Jahrhunderts schreitet man vor zu allgemeinen gesetzgeberischen Bestimmungen; früher als das heilige Reich rühmt sich die Schweiz eines allgemeinen Landfriedens. Darauf bringt die Anarchie der Religionskriege und die politische Erstarrung des 18. Jahrhunderts einen argen, lang anhaltenden Rückschlag. Aber selbst die Krankheiten dieses Staatswesens verrathen seine föderale Natur. Die Sonderbünde werden nicht geschlossen, um die Eidgenossenschaft zu sprengen, sondern lediglich um innerhalb der Föderation mit gewaltsamen Mitteln einem politischen Interesse zum

Siege zu verhelfen. Das Gemeingefühl geht niemals gänzlich verloren. Es sind eben Eidgenossen, durch heilige Schwüre einander verbunden, gewohnt in Tagen des Grolls auf die eidgenössischen Ermahnungen der Mitverbündeten zu hören. Seit die Schweiz endlich ihre Unabhängigkeit nach außen wiedergefunden, führt zwar die Tagsatzung abermals jenes Regiment der Trägheit, das dem Staatenbunde eigen ist; zu jeder gemeinnützigen That bedarf es der Concordate, der Sonderverträge unter den Cantonen. Aber alsbald rührt sich im Volke aufs neue, stätig anschwellend, die Einheitsbewegung und erreicht im Bundesstaate ihr natürliches Ziel.

Die Einheitsbewegung fand ihre nothwendige Ergänzung in dem fort und fort anwachsenden demokratischen Elemente. Die alte Schweiz war überwiegend aristokratisch. Selbst in den Bauerstaaten der Urcantone herrschten thatsächlich einzelne mächtige Geschlechter, welche sich durch die Mißhandlung der Landvogteien einen traurigen Ruhm erwarben. Auch leuchtet ein, daß die ungleiche Berechtigung einzelner Landschaften, die Absperrung der Städte vom flachen Lande dem Staatsleben selbst da einen aristokratischen Charakter aufprägen mußte, wo dem Namen nach Demokratie bestand. Die demokratische Bewegung beginnt schon im Reformationszeitalter, doch ohne durchschlagende Erfolge zu erringen. In den Tagen der französischen Revolution verschwinden die heterogenen Staatsbildungen (Prälaten und Städte) aus dem Bunde; die Eidgenossenschaft wird zu einem reinen Cantonalbunde — offenbar ein Schritt weiter zur Demokratie. Die Mediationsacte verwirklicht sodann den Gedanken der Gleichheit von Stadt und Land, der auch von der Restauration des Jahres 1815 nicht gänzlich preisgegeben wird. Seitdem ringt die Demokratie überall um die Herrschaft, und erst nachdem ihr in den größeren Cantonen der Sieg geworden, gelingt die Gründung des Bundesstaates. Mit sicherem staatsmännischen Blick haben daher die Urheber der heutigen Bundesverfassung die Errichtung von Aristokratien in den Cantonen verboten.

Die Eidgenossenschaft hat an den Grundgedanken des bündischen Lebens unentwegt festgehalten und zuletzt eine Verfassung erlangt, die den politischen Ueberzeugungen der Eidgenossen so sehr entspricht, daß die Anhänger des alten Sonderbundes heute selber ihre Thorheit belachen. Das höchste durchschnittliche Wohlsein der Vielen ist hier oberster Staatszweck, und in der That ist nirgendwo in Europa Wohlstand, Bildung, Selbstgefühl unter den Bürgern gleichmäßiger vertheilt.

Im Uebrigen ſoll der Staat jedem Einzelnen die freieſte Bewegung gewähren, die hergebrachte Selbſtändigkeit jedes Ortes unbehelligt laſſen und — wohlfeil regieren. Daher iſt die executive Gewalt des Bundes, welche bekanntlich unter der parlamentariſchen Bundesverſammlung ſteht, ſehr mäßig, weit geringer als die Machtfülle des Präſidenten der Union. In jedem großen Reiche würde man über die Schwäche einer ſolchen ausübenden Gewalt klagen. Die beſcheidenen Aufgaben des ſchweizeriſchen Staatslebens hat der Bundesrath nicht nur vollſtändig gelöſt, ſondern ſich ſogar manchmal die Anklage zugezogen, daß er uſurpirend auftrete und durch Verträge mit dem Auslande die Bundesverfaſſung verletze. Von einem glänzenden eigenthümlichen Culturleben, von irgend welchen über die Mittelmäßigkeit hinausgehenden Staatsleiſtungen kann in dem kleinen, von vier Nationen bewohnten Lande ebenſo wenig die Rede ſein wie von einer ſelbſtändigen europäiſchen Politik. Ein ſehr ehrenwerther Staat, ohne Zweifel, ein Gemeinweſen, das mit ſeiner Friedensliebe und gaſtlichen Freiheit inmitten der unfertigen und gährenden Zuſtände Mitteleuropas ein heilſames und noch auf lange hinaus unentbehrliches Glied bildet: — aber ein Staat, der für die großen Verhältniſſe des deutſchen Staatslebens nimmermehr ein Vorbild ſein kann. —

Es iſt mißlich zu urtheilen über ein Volk mit einer Geſchichte von geſtern, das aus Geſchichtswerken und hiſtoriſchen Romanen die Kunde von den Kämpfen ſeiner älteſten Vorzeit ſchöpft, während alte Völker ſich an der phantaſtiſchen Herrlichkeit volksthümlicher Heldengedichte erfreuen. Der Nationalcharakter der Nordamerikaner iſt noch im Werden; noch hat ſich die Verſchmelzung des angelſächſiſchen Weſens mit der Geſittung der neuen Einwanderer kaum zur Hälfte vollzogen. Dennoch ſcheint das Urtheil nicht vorſchnell, daß die föderative Staatsform ſich aus den bisherigen Culturzuſtänden Nordamerikas nothwendig ergab. Auch hier beſtand — trotz der großen Gleichmäßigkeit der Naturverhältniſſe — eine Fülle ſocialer und politiſcher Gegenſätze. Schon bei der Stiftung der Union warnte John Adams, die Barone des Südens würden das Verderben des puritaniſchen Nordens ſein. Die Colonien lebten unter engliſchem Scepter unverbunden unter ſich; „nur durch das Mutterland ſind ſie Schweſtern“ ſagte man — allerdings übertreibend — in England. In dieſem Sonderleben bildeten die einzelnen Staaten einen ſcharf ausgeprägten politiſchen Charakter in ſich aus. Ihre Bedeutung ließ ſich keineswegs an ihrer räumlichen Ausdehnung meſſen.

Ist doch jene demokratische Verfassung, welche bald den Welttheil erobern sollte, ausgegangen von den beiden kleinsten Staaten, Connecticut und Rhode-Island. Die glaubenstreuen puritanischen Einwanderer hatten alle aristokratischen Elemente des englischen Staatslebens, den Adel, die herrschende Kirche, im alten Welttheile zurückgelassen, dagegen den heimischen Grundsatz des Selfgovernment getreulich über das Meer getragen und großartig weiter gebildet. Man darf sagen, es bestanden einige tausend kleine Republiken in der neuen Welt. Der für Alle gleiche Schulunterricht, der Ehrendienst in der Gemeinde und dem Schwurgerichte, die Milizpflicht und die freie Kirche erzogen ein Volk von Republikanern. Der Calvinismus entfaltete hier mächtig alle seine demokratischen Gedanken, während er in der Schweiz und den Niederlanden die Blüthe aristokratischer Gemeinwesen begünstigt hatte. Das gesammte Staatsleben Nordamerikas hat seine Wurzeln in dem demokratischen Protestantismus.

Man male die Schattenseiten des amerikanischen Lebens noch so schwarz: auf diesem Boden hat die Demokratie ihre größten Wunder vollbracht. Sie hat, indem sie alle sittlichen und wirthschaftlichen Kräfte des Menschen sich frei bewegen ließ, die Wildniß der Gesittung erschlossen, sie hat — was die europäische Bureaukratie nie vermocht hätte — den Auswurf Europas, der in den Hafenplätzen sich zusammendrängt, doch in gewissen Schranken des Rechts und der Sitte gehalten. In einem solchen Volke findet eine ausgedehnte Staatsthätigkeit keine Stätte. Mochten Washington und Hamilton träumen, in ihrem Welttheile werde eine Aristokratie der Geister erstehen und wetteifern mit dem alten Europa in allen edelsten Werken von Kunst und Wissenschaft: — die Sinnesweise der großen Mehrheit des Volkes sprach sich doch getreuer aus in jenem wackeren Puritaner Samuel Adams, der sein Vermögen den Volksschulen vermachte, aber die Akademien als Pflanzstätten der Aristokratie verwarf. Und dies ist der Charakter des amerikanischen Lebens geblieben: hohes Durchschnittsmaß von Wohlstand und Bildung, unvergleichliche Selbständigkeit und rührige Kühnheit jedes Einzelnen, davon wir Deutschen nie genug lernen können; aber auch Vorherrschen der geistigen Mittelmäßigkeit, prosaische Nüchternheit der Lebensanschauung, wie sie in Benjamin Franklin sich verkörperte, Beschränkung des Staates auf das Allernöthigste.

In dieser Welt des demokratischen Selfgovernment war ein centralisirter Staat von vorn herein undenkbar, und doch bestand von Alters

her ein starkes Bedürfniß der Einigung. Schon im J. 1643 schlossen mehrere Colonien von Neu-England einen Bund, vornehmlich zum Schutze gegen die Indianer, und erklärten, sie seien alle aus demselben Grunde — um ihre Freiheit zu retten — über das Meer gekommen, und nur „ihre weite Zerstreuung an den Flüssen und an der Seeküste" hindere sie Einen Staat zu bilden. Nachher, da Englands Handelsbedrückungen den Plan der Losreißung von dem Mutterlande allmählich zur Reife brachten, ward auch der Einheitsgedanke von Franklin und vielen Anderen fort und fort gehegt. Nun fiel nach der Vertreibung der Franzosen aus Canada das letzte Band hinweg, das die Colonien noch an das Mutterland gekettet: das Bedürfniß des Schutzes. Um so unleidlicher erschien jetzt die englische Navigationsacte, welche der Volkswirthschaft der Colonien jede Selbständigkeit versagte. Der Kampf gegen England begann, die Unabhängigkeitserklärung gab der tief-eingewurzelten demokratischen Gesittung der neuen Welt einen classischen Ausdruck. Der gemeinsame Krieg zwang zu politischer Einigung. Diese Einigung konnte nur eine föderative sein, da die ungeheuren räumlichen Entfernungen eine noch engere Verbindung kaum gestatteten, da ferner die Eigenart und Selbständigkeit der Einzelstaaten bereits zu stark war, und jene echt-conservative Gesinnung, welche die Helden des Unabhängigkeitskrieges beseelte, an dem Bestehenden so wenig als möglich ändern wollte. So blieb denn das althergebrachte demokratische Selfgovernment der Grundgedanke des neuen Staates, ja, mehrere Einzelstaaten nahmen ihre alte Colonialverfassung unverändert hinüber in die neue Bundesrepublik. Die monarchische Spitze des Staatenvereins fiel einfach hinweg, da die republikanische Richtung, ohnedies in den Ideen und der Wirthschaft dieses Volkes wohlbegründet, im Kampfe mit dem monarchischen England sich noch verstärkte. Dasselbe Interesse, welches den Abfall von England wesentlich bewirkt hatte, zwang nach wenigen Jahren voll demüthigender Erfahrungen die Staaten in eine engere Verbindung. Der Handel des neuen Staatenbundes konnte nur durch eine starke Centralgewalt gegen Englands Feindseligkeit geschützt werden.*) Durch eine Handvoll großer Staatsmänner, deren Ruhm die fernsten Zeiten noch künden werden, ward — inmitten

*) Die entscheidende Bedeutung wirthschaftlicher Beweggründe in den Anfängen der Unionsgeschichte weist sehr gut nach W. Kiesselbach, Der amerikanische Federalist. 2 Bde. Bremen 1865.

vierfacher Parteiung, die das Land zerriß, inmitten eines sittlich keineswegs sehr hoch stehenden Volkes — mit klar bewußter Absicht der lose Staatenbund in einen festen Bundesstaat verwandelt.

Der größte und eigenthümlichste Vorzug dieser Bundesstaats-Verfassung wird selten recht gewürdigt: sie ist das Staatsrecht eines werdenden Reiches, durchaus berechnet auf die ungeheure Expansivkraft der Union. Nicht ein Land, nein, ein Continent sollte politisch geeinigt werden. Ein Welttheil aber läßt sich — so weit unsere historische Erfahrung reicht — als ein Staat organisiren nur durch eine despotische Gewalt, wofür hier alle Voraussetzungen fehlten, oder in der freien Form einer Föderation. Das Bewußtsein eines welthistorischen Berufs schwellte den Neu-Engländern schon damals die Seele, da ihre Colonien noch kaum den fünfundzwanzigsten Theil des Continents umfaßten; schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts begrüßte Berkeley die unermeßliche Bestimmung dieser Lande mit dem stolzen Worte: westward the star of empire takes its way. Selbst jenes mittelmäßige Pamphlet, Thomas Payne's „Gesunder Menschenverstand" — das politische Evangelium der Amerikaner zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges — erhebt sich zu schwungvolleren Gedanken, zu edlerer Sprache, sobald die Rede kommt auf die große Zukunft, da das ganze Festland den Neu-Engländern gehorchen werde. Auch der Federalist führt keinen Beweisgrund für die Vortrefflichkeit des Bundesstaates so häufig ins Feld wie diesen: „Der Bundesstaat bietet mehr als irgend eine andere Staatsform die Möglichkeit, das Staatsgebiet fort und fort zu erweitern." Diesem wichtigen Zwecke entsprach die neue Verfassung. Die Union rechnete auf rasche Zunahme der Bevölkerung. Darum ward in der einfachsten Weise dafür gesorgt, daß das Verhältniß der Stimmen im Congresse je nach der Bewegung der Bevölkerung abgeändert werde. Der Staat New-York sandte anfänglich 6 Repräsentanten, heute 34. Man hoffte auf den Anschluß neuer Staaten. Deshalb sollte für solche Fälle ein einfacher Congreßbeschluß genügen, und in der That, die Unionsverfassung ist so fest und so elastisch zugleich, daß 30 Staaten ebenso leicht darin Raum finden wie 13. Noch mehr, die Union nahm die werdenden neuen Staaten des Westens unter ihre unmittelbare Obhut: durch die berühmte Ordinanz vom J. 1787 wurde das Eigenthum der wüsten Gebiete des Westens, welche bisher den Einzelstaaten gehörten, an die Union übertragen, dergestalt, daß die Mehrzahl der neuen Unionsstaaten recht eigentlich aus dem Schooße der Union er-

zeugt, auf ihrem Boden herangewachsen ist. Seitdem begann jene reißend schnelle Besiedelung des Binnenlandes bis zum stillen Meere, deren Gleichen die Welt nicht sah. Man rechnet, daß nur ein Viertheil der Amerikaner in ihrem Heimathsstaate lebt. Die Bürger des Nordens ziehen westwärts als friedliche Colonisten, die des Südens als Filbustier.

Durch diese stätige Ausbreitung der Union gen Westen ist nicht nur wirklich die manifest destiny Amerikas erfüllt, sondern auch der innere Frieden, der eidgenössische Rechtssinn in der Union durch lange Jahre erhalten worden. Allerdings spottet der Amerikaner mit vollkommener Mißachtung alles Rechts der „willkürlichen, von Menschenhand gesetzten Grenzen" außerhalb der Union, und Napoleon III. hat sein berufenes Wort Annexion dem amerikanischen annexation nachgebildet. Doch eben weil für die Eroberungslust und den wirthschaftlichen Thatendrang der Nation noch ein unermeßlicher Raum im Westen offen steht, ward das Gebiet der Unionsstaaten selber von je her von den Bundesgenossen gewissenhaft geachtet. Dem Amerikaner als correctem Demokraten kann es gar nicht in den Sinn kommen zu bestreiten, daß das souveräne Volk von Rhode-Island oder Delaware das Recht hat einen selbständigen Unionsstaat zu bilden. Die Geschichte der Union, überreich an Parteikämpfen, kennt doch vor dem jüngsten Kriege keinen einzigen Versuch eines Staates gegen den Länderbestand eines Bundesgenossen. Die einzige Gebietsveränderung, welche innerhalb der bereits constituirten Unionsstaaten geschah, war die friedliche Loslösung des Staates Maine von dem Staate Massachusetts — ein Vorgang, der den Grundsätzen des demokratischen Bundesstaats durchaus entsprach.

So bestand während zweier Menschenalter die Unionsverfassung, vortrefflich geeignet, den vorherrschenden Trieb dieser jungen Welt, die Expansivkraft der germanischen Gesittung, zu fördern, mit Nothwendigkeit hervorgegangen aus dem ausgebildeten Selfgovernment, durchaus demokratisch und doch befähigt die natürlichen Fehler der Demokratie zu mäßigen *). In glücklicher Sicherheit konnte die Union die Staatsthätigkeit auf das geringste Maß beschränken. Allerdings hat sie auch in der internationalen Politik große Erfolge errungen. Sie war und ist der mächtige Anwalt der Rechte der Neutralen; ihr dankt die Welt, daß

*) Siehe oben S. 144.

die Alleinherrschaft Englands zur See erschüttert ist. Aber diesen Triumph, welchen Napoleon I. klarblickend voraussagte, hat die Union erreicht weniger durch angestrengte Staatsthätigkeit, als vielmehr durch ihr bloßes Dasein. Seit die große Seemacht des Westens bestand, schier unangreifbar für jeden europäischen Feind, wurden die Ansprüche Englands auf die Herrschaft zur See von selber unhaltbar; Drohungen, Bündnisse und ein kurzer Krieg reichten hin die Meere zu befreien. Im Uebrigen hielt sich die Union nach Washington's weisem Rathe den europäischen Händeln fern und warf ihre ganze Kraft auf den amerikanischen Continent. Auch die Eroberung des Westens ward vollführt nicht durch den Staat, sondern durch die Selbstthätigkeit der Bürger. So blühte denn durch eine beispiellose Gunst der Umstände ein Großstaat, dessen Macht anhaltend stieg, während er doch weder ein starkes Heer, noch eine bedeutende Flotte, noch eine vielgeschäftige Staatsgewalt besaß. Es wuchs und wuchs eine Demokratie, welche der Willkür des Bürgers einen nahezu schrankenlosen Spielraum gewährte und dennoch fest auf den Füßen stand; denn in diesem Bunde war, wie Story sagt, eine Usurpation nur möglich, wenn sie getragen ward von dem Volkswillen; dem ausgesprochenen Volkswillen aber kann in Demokratien ohnehin nichts widerstehen.

Der Bundesstaat war bisher in Nordamerika so sehr in der Natur der Dinge begründet, daß neuerdings sogar die abtrünnigen Südstaaten sich selber wiederum als ein Bundesstaat constituirten. Jedermann weiß, wie die von Anbeginn vorhandene Verschiedenheit der Interessen des Nordens und des Südens durch das von den Stiftern der Union nicht geahnte allmähliche Anwachsen der Sklaverei bis zum schroffsten Gegensatze sich steigerte. Den Demokratien des Nordens standen die Massenaristokratien des Südens gegenüber, der Pflanzerwirthschaft der Südstaaten der freie Ackerbau des Westens und der Gewerbfleiß von Neu-England. Ueppige Verfeinerung hat längst die republikanische Anspruchslosigkeit der Sitten jener Tage verdrängt, da Präsident Jefferson einsam durch die Pennsylvania-Avenue in den Congreß ritt und selber seinen Gaul an einen Pfahl band, bevor er den Präsidenteneid leistete. Schon seit Jahrzehnten, schon seit dem Aufstande Nord-Carolinas unter Präsident Jackson, drohte der Kampf. Friedliches Zusammenleben so grundverschiedener Glieder in einer Union war ohne eine durchgreifende sociale und politische Umgestaltung vorerst unmöglich. Während des Krieges hat man von jenem dehnbaren Artikel der Verfassung,

welcher dem Congresse die Anwendung aller zur Erhaltung der Union „geeigneten" Mittel zugesteht, sehr umfassenden Gebrauch gemacht. Der Congreß von Washington, und nicht minder die Centralgewalt der Südstaaten, übte nahezu die Macht eines Parlaments im Einheitsstaate, und nur selten giebt ein politisches Organ Gewalten, die es einmal besaß, freiwillig wieder auf. Die Betrachtung dieser jüngsten Epoche der Union ist für unsere deutschen Föderalisten sehr lehrreich. Selbst dies classische Land des demokratischen Selfgovernment, dies Land einer streng-föderalen Geschichte — selbst diese Union sah sich genöthigt, in den Tagen des Kriegs und angestrengter auswärtiger Politik eine Bundesgewalt zu ertragen, deren Gewalt der Macht eines Einheitsstaates sehr nahe kam und doch kaum ausreichte, die ungeheure Schwierigkeit der Lage zu bewältigen. Um wie viel weniger können wir hoffen, unser von Feinden rings umdrohtes Vaterland durch eine Bundesstaatsverfassung auf die Dauer zu sichern! Wir gebieten nicht über die colossalen Hilfsmittel einer jungfräulichen Natur und eines schrankenlosen socialen Lebens; Deutschland wird, wenn es zum Schlagen kommt, nicht mit den sich erst bildenden Schaaren eines Rebellenheeres zu fechten haben. Wir können es nicht darauf ankommen lassen, daß unfähige Bürgergenerale das Land einige Jahre lang an dem Rande des Verderbens hinzerren und eine verderbte Finanzverwaltung das Volk mit einer ungeheuren Staatsschuld belastet. Der ruhmreiche jüngste Sieg der Union beweist gar nichts für die Lebensfähigkeit eines deutschen Bundesstaats; für die Politik des rohen Experimentirens ist in dem hochgesitteten Europa kein Raum. — Die Union hat sich bewährt als die Verfassung eines werdenden Volkslebens. Ob sie fortbestehen wird, wenn auf dem Festlande Nordamerikas nichts mehr zu erobern, nichts mehr zu colonisiren ist, wenn einst mit zunehmender Bevölkerung und Gesittung der wohlbegründete Gegensatz der Interessen des Nordens, des Südens und des Westens schärfer hervortritt — diese Frage kann nur verblendeter demokratischer Parteigeist kurzerhand bejahen. Die schwächlichen Versuche der Neugestaltung, welche wir heute befremdet erleben, gestatten mindestens die Vermuthung, daß der jüngste Bürgerkrieg nicht der letzte gewesen ist. —

Ungleich verwickelter ist jene Kette von Thatsachen, welche den Staatenbund der Niederlande zum Einheitsstaate umgebildet hat. Auch dieser Bund ist — wie die Union, die Eidgenossenschaft und die beiden kräftigsten Föderationen der Hellenen — in Unabhängigkeitskriegen

emporgewachsen. Auch hier wie in der Schweiz war eine Fülle politischer Gegensätze aufgewuchert: dem municipalen Stolze der seegewaltigen Städte von Holland und Zeeland stand die Bauerndemokratie der Friesen, der kriegerische Adel von Geldern und Overyssel gegenüber. Hier wie dort eine endlose Reihe kleiner örtlicher Fehden: die Kämpfe der Stadt Groningen gegen die Ommelande sind ein getreues Ebenbild der Reibungen zwischen Basel-Stadt und Basel-Land. In beiden Ländern die gleiche Schwerfälligkeit „naturwüchsiger" politischer Entwickelung, dieselbe aristokratische Abstufung der Rechte unter den Bundesgenossen: Jahrhunderte lang stand das arme Land Drenthe als ein zugewandter Ort unter den Generalstaaten, nur durch Pflichten mit der Republik verbunden, und die mit dem guten Schwerte der Republik eroberten Generalitätslande blieben eine Domaine der Generalstaaten, rechtlos, unterthänig, wie die gemeinen Vogteien der Eidgenossen. Ja, auf den ersten Blick mag es scheinen, als sei hier die conservative Beharrlichkeit des historischen Particularismus sogar noch zäher gewesen als in der Schweiz. Ward doch der Unabhängigkeitskrieg selber sehr wesentlich durch particularistische Tendenzen veranlaßt. Als die sieben Provinzen den achtzigjährigen Krieg begannen, da stritten sie allerdings für die neue Lehre Calvin's, aber auch gegen die Uebergriffe der spanischen Krone, die den alten Lieblingsplan der burgundischen Herrscher zu verwirklichen, den Einheitsstaat der Niederlande zu gründen trachtete. Es galt, die hergebrachten Privilegien, das Sonderleben der sieben Provinzen aufrechtzuerhalten. Keineswegs behauptete diese conservative Nation, wie später die Amerikaner, ein grundsätzliches Recht der souveränen Völker nach freiem Willen Staaten zu gründen, Regierungen ein- und abzusetzen. Es ist irrig, eine solche klare Absicht herauszulesen aus jener Anrufung des Naturrechts, die sich an einer verlorenen Stelle der niederländischen Unabhängigkeitserklärung, des Manifestes vom Haag, vorfindet. Sogar der entschieden republikanische Geist, der schon aus den ältesten Bundesverträgen der Eidgenossen redet, ist in den Niederlanden erst im Verlaufe der historischen Entwickelung sehr langsam gereift. Die Utrechter Union, ein Kriegsbündniß geschlossen zum Zweck der Vertreibung der Fremden, ward allmählich ein dauernder Staatenbund, da die Versöhnung mit erbarmungslosen Feinden sich als unmöglich erwies. Dieser Staatenbund bestand fort ohne einen Monarchen, er ward thatsächlich eine Republik, da kein fremder Fürst sich gewillt zeigte einzutreten in die Rechte des spanischen Königs.

Aus dem alten Landtage der ſieben Provinzen, der Verſammlung der Generalſtaaten, ward ein permanenter Bundestag. Wie alſo ein neuer Staat ohne eigentliche Gründung, durch die Macht der Umſtände, erwuchs, ſo erhielt ſich auch zäh in dieſem hocharistokratiſchen Gemeinweſen der echt mittelalterliche Widerwille gegen jede politiſche Unterordnung, jede durchgreifende Staatsgewalt. Nur in der polniſchen Geſchichte finden ſich Zuſtände, vergleichbar jenen Beſtimmungen des niederländiſchen Staatsrechts, wonach alle wichtigen Beſchlüſſe der Generalſtaaten einſtimmig gefaßt werden mußten, jede Provinz Eine Stimme hatte, und wieder innerhalb jeder Provinz Einſtimmigkeit gefordert wurde: alſo konnte das holländiſche Städtchen Purmerent durch ſein Nein einen Friedensſchluß der Republik verhindern. Ein ungeheuerliches Staatsrecht, deſſen verhängnißvolle Folgen in kritiſchen Zeiten durch Staatsſtreiche beſeitigt werden mußten!

Indeß treten aus dieſem Chaos particulariſtiſchen Sonderlebens drei Momente hervor, welche ſchließlich zu feſter politiſcher Einigung führen mußten: das Uebergewicht von Holland, die populäre Tyrannis des Hauſes Oranien, endlich und vornehmlich die Ausbildung eines einheitlichen, ſcharf abgeſchloſſenen niederländiſchen Nationalcharakters. Während in der Union und in der Eidgenoſſenſchaft die Einzelſtaaten einander die Wage hielten, ward hier die Provinz Holland — der glücklichere Erbe von Antwerpens Handelsgröße — der Mittelpunkt des Reichthums und der Macht der Republik. Achtundfünfzig Prozent ſteuerte ſie allein zu den Ausgaben der Republik, die oſtindiſche Compagnie ward zur vollen Hälfte von Amſterdam unterhalten. Und da nun eine Reihe wundervoller Siege über den mächtigſten König der Erde den Stolz der blühenden Gemeinweſen mächtig ſchwellte, ſo erfüllte ſich die Ariſtokratie der Kaufleute mit jenem ſtarren republikaniſchen Geiſte, der aus dem Gebete Johann's de Witt redet: de furore monarcharum libera nos domine. In dieſen Kreiſen erwuchs die von den Rathspenſionären von Holland vertretene „Politik der Navigation und Commercien“, von ſtaunenswerther Kraft und Kühnheit, wo es galt das Intereſſe der Seemacht, die Herrſchaft in den Colonien zu fördern, aber von ebenſo erſtaunlicher friedensſeliger Stumpfheit, wenn es ſich darum handelte, vorausſchauenden Sinnes für das bedrohte Gleichgewicht von Europa einzuſtehen. Der Druck dieſer Uebermacht von Holland auf die ſchwachen Provinzen des Binnenlandes war ſchwer, obgleich ein eigentlicher Annexionsplan nur einmal aufgetaucht iſt.

In nothwendigem, echt tragischem Gegensatze zu der schwer beweglichen Oligarchie von Holland stand eine politische Macht, die der Geschichte der Union und der Eidgenossenschaft gänzlich fehlt: die Tyrannis. Nie hat ein Volk einem erbberechtigten Herrscherstamme eine so grenzenlose Hingebung durch die Jahrhunderte erhalten, wie der gemeine Mann der Niederlande sie dem Hause Oranien entgegenbrachte. Die Nachkommen des Schöpfers der niederländischen Freiheit bewahrten die Tugenden des großen Anherrn, führten siegreich die Landheere der Republik, schützten das niedere Volk vor der Willkür selbstherrlicher Stadträthe, vertraten die Gedanken einer kühnen europäischen Politik gegenüber der schwächlichen Barrierenpolitik des holländischen Patriciats. Es war ein Verhältniß höchstpersönlicher Art, vergleichbar allein mit der Stellung des Strategenhauses der Barkiden gegenüber dem Rathe von Karthago. Auch hier bewährte sich die Monarchie als die natürliche Trägerin des Einheitsgedankens: die Oranier verlangten Unterwerfung der Provinzen unter die Souveränität der Generalstaaten. So mächtig war das Einheitsbedürfniß in dem zerspaltenen Staate, daß auch die Partei des Particularismus ihm in die Hände arbeiten mußte. Denn indem der Magistraturadel von Holland die legitime Souveränität der Provinzen hartnäckig vertheidigte, ja zu Zeiten nicht verschmähte auf eigene Faust mit dem Landesfeinde zu unterhandeln, wollte er doch der Staatskunst der Republik eine feste einheitliche Richtung geben: das Interesse Hollands, die Seemacht sollte Allem vorgehen. Zu einer rechtlichen Ausgleichung zwischen den beiden Parteien ist es bekanntlich nie gekommen. Siegte die Oligarchie — wie in den beiden statthalterlosen Epochen nach dem Tode Wilhelm's II. und Wilhelm's III. — so verfiel das Kriegswesen, der Staat versank in schläfrige Neutralität. Siegte die Statthalterpartei — wie unter Moritz von Oranien — so waren Recht und Freiheit der Unterliegenden schwer gefährdet. Innerer Frieden und Macht nach außen ward der Republik nur, wenn die Oranier mit der Aristokratie getreulich zusammengingen — so in jenen unvergeßlichen Tagen, da durch die Revolution des Jahres 1672 der erste Schritt zur Monarchie geschehen war, Wilhelm III. durch eine große Bewegung der Massen die Erbstatthalterwürde erlangt hatte und nun, mit den Rathspensionären Fagel und Heinsius fest verbündet, den großen Kampf Europas wider die Herrschaft Ludwig's XIV. leitete. Aber selbst dem großen Staatsmanne, der in England das parlamentarische Staatsleben begründete, gelang es nicht, in seiner Heimath das Durch-

einander örtlicher und ständischer Sonderrechte zu einem modernen Staate zusammenzufassen; und der in England zum ersten Male der Welt bewies, daß auch ein Fürst von genialer Herrscherkraft ein constitutioneller König sein könne, er hat daheim die gesetzlichen Schranken seines Statthalteramtes nicht immer innegehalten — zum sichersten Beweise, daß dies unmöglich war. Die Uebermacht der Provinz Holland zerstörte die thatsächliche Gleichheit der Bundesgenossen, die Tyrannis der Oranier bedrohte fort und fort die Souveränität der Provinzen. So untergruben die beiden feindlichen Parteien im Wetteifer die Grundlagen des bündischen Lebens. Dazu trat ein drittes Moment, das dem Bestande des Staatenbundes noch verderblicher wurde.

Während in der Schweiz die föderative Staatsform heute wie vor Jahrhunderten wohlbegründet ist in dem Zusammenwohnen verschiedener Nationen, entstand in den Niederlanden im Verlaufe einer großen Geschichte aus einigen kleinen deutschen Stämmen eine einheitliche scharf ausgeprägte Nationalität. Man kennt jene lange Reihe glänzender und redlich verdienter Erfolge auf allen Gebieten der Politik, des Kriegswesens, des Handels, der Kunst und Wissenschaft, welche die Republik im siebzehnten Jahrhundert zu dem beneidenswertheften Staate unseres Welttheils machten. Inmitten dieser großen Verhältnisse vollzog sich mit sehr hellem Bewußtsein die nationale Absonderung von Deutschland. Bei den Großthaten ihrer Väter beschwor Heinrich Spiegel seine Landsleute, ihre Sprache selbständig auszubilden, damit in der Literatur wie im Staatsleben ein niederländisches Sonderdasein bestehe. Von diesem starken nationalen Gemeingefühle ward allmählich der Sondergeist der Provinzen aufgesogen; ja selbst die alten socialen Gegensätze verloren ihre Schärfe, seit der Stand der Kaufleute und Capitalisten das ganze Land beherrschte und weder der geldrische Adel noch der friesische Bauernstand sich dem Einflusse Hollands mehr entziehen konnte. So ging die innere Berechtigung der föderativen Zersplitterung verloren. Ueberdies stand der Staat — so recht im Gegensatze zu der Neutralität der Schweiz — im Mittelpunkte der europäischen Politik. Nicht durch Zufall war er die Heimath der Völkerrechtswissenschaft geworden. Man bedurfte einer einheitlichen, rasch zugreifenden Staatsgewalt für die Leitung weitverzweigter auswärtiger Beziehungen. Also waren dem monarchischen Einheitsstaate längst die Wege geebnet, als im Jahre

1746 abermals wie im Jahre 1672 der Ruf Oranie boven durch die Massen ging und die Nation abermals von den Oraniern die Befreiung von der Gewalt fremder Eroberer heischte. Aber die geniale Fruchtbarkeit des erlauchten Hauses war vorerst erschöpft. Wilhelm IV. begnügte sich mit der Erbstatthalterwürde und unwesentlichen Verfassungsänderungen, der zweite Schritt zur Monarchie ward nur halb gethan, und Jahrzehnte lang, durch unselige Parteikämpfe, durch wiederholte Einmischung des Auslandes mußte der tief gesunkene Staat für diese schwere Unterlassungssünde büßen. Endlich schuf Frankreichs Herrschaft den Einheitsstaat, zu dessen Gründung dem erschlafften Volke der Einmuth gemangelt hatte. Unter dem fremden Joche fand die Nation sich selber wieder, man durchschaute die Schwächen des alten Staatswesens. Zudem war der Trotz der Aristokratie gebrochen durch den Verlust der Colonien und der Flotte. Nach der Befreiung machte nur Eine Provinz, Utrecht, den rasch unterdrückten Versuch, die alte Provinzialsouveränität herzustellen, und nur ein Fremder, unser Niebuhr, konnte die Neugründung des alten Staatenbundes empfehlen. Wer aber, wie Graf Hogendorp und Kemper, aus eigener Erfahrung den Blick hatte in dies Staatswesen, der erkannte: die Schweiz hat, ihrem uralten föderalen Charakter getreu, die Souveränität der Cantone wiederhergestellt; doch in den Niederlanden ist die Einheit der Nation stärker, lebensvoller als das Sonderleben der Theile; die Souveränität der Provinzen, einmal zerbrochen, ist für immer unmöglich. — Und die Erfahrung hat das Urtheil der niederländischen Unitarier bestätigt. Wohl ist die weiland seeherrschende Republik ihrer alten Größe entkleidet und zu einer Macht zweiten Ranges herabgesunken; doch innerer Frieden und bürgerliche Freiheit sind wieder im stätigen Wachsen, seit aus dem losen Nebeneinander zwieträchtiger, ungleich berechtigter Staaten ein fester Staat mit Provinzen von großer Selbständigkeit und gleichem Rechte entstanden ist. —

Schauen wir von diesen Bünden vergleichend hinüber nach unserem Vaterlande, so läßt sich eine lange Reihe äußerlicher Aehnlichkeiten nicht verkennen. In jedem zusammengesetzten Staate besteht nothwendig der Gegensatz der particularistischen und der unitarischen Richtung, und dieser Gegensatz verschlingt sich ebenso nothwendig mit dem Parteileben innerhalb der Einzelstaaten. In jedem losen Staatenvereine sind naturgemäß die herrschenden Gewalten in den Einzelstaaten die Vorkämpfer des Particularismus. So kämpfte in den Demokratien Nord-

amerikas die ariſtokratiſche Partei der Föderaliſten gegen den Particularismus des ſouveränen Volkes, das einer ſtarken Centralgewalt ſich nicht beugen wollte. So war in dem hochariſtokratiſchen Staatsleben der Niederlande und der alten Schweiz die demokratiſche Partei der Träger des Einheitsgedankens, in der Schweiz allein ſtehend, in den Niederlanden verbündet mit der Tyrannis der Oranier. Nach demſelben hiſtoriſchen Geſetze kämpft heute in Deutſchland der Liberalismus gegen die particulariſtiſche Vollgewalt der Dynaſtien. Ueberall, wo die Centralgewalt zu ſchwach iſt, um nothwendige Aufgaben des Bundes ſelber zu löſen, ſehen wir die Einzelſtaaten dieſe Ziele durch Sonderbünde, mit Umgehung der Bundesbehörden, erſtreben. Wir ſehen ſie überall zur Wahrung ihrer Souveränität unbedenklich die Hilfe des Auslandes anrufen; und wenn der Staat Delaware bei den Verhandlungen über die heutige Unionsverfaſſung erklärt, er werde eher einer fremden Macht ſich unterwerfen, als ein Uebergewicht der größeren Unionsſtaaten ertragen, ſo will es ſcheinen, als ſei das Verfahren Baierns und Würtembergs auf dem Wiener Congreſſe dieſem Vorbilde nachgeahmt. Wir beobachten ferner durchgängig jenen Trieb der modernen Welt nach einfacher, gleichmäßiger, logiſcher Ordnung des Staatslebens, der auch in den Einheitsſtaaten gewaltet, in Frankreich die alte Unterſcheidung von pays d'état und pays d'élection aufgehoben, in den Niederlanden die Generalitätslande den Provinzen, in der Schweiz die gemeinen Herrſchaften den Cantonen gleichgeſtellt und in Deutſchland aus einem Chaos geiſtlicher, ritterlicher, ſtädtiſcher Territorien eine geringere Anzahl monarchiſcher Staaten herausgebildet hat. Auch bietet die Geſchichte der Gründung des Bundesſtaats in der Union und in der Eidgenoſſenſchaft dem Deutſchen manche beherzigenswerthe Lehre. Unſer radicaler Doctrinarismus kann Vieles lernen von der taktvollen Mäßigung der Schweizer, die nach der Niederwerfung des Sonderbundes auf die Emancipation der Juden verzichteten, um nicht alten Hader abermals aufzuregen. Und an dem Verhalten der Demokraten Amerikas, die um des Staates und der Demokratie willen ſich der gehaßten neuen Verfaſſung fügten, mag deutſche Eigenrichtigkeit erkennen, was politiſche Mannszucht ſei. In beiden Ländern endlich bewährte die Bundespartei eine unerſchütterliche Ausdauer und freudige Hingebung, die wir in unſerem Vaterlande ſo nicht finden.

Aber es ſpringt in die Augen: all dieſe einzelnen Züge berühren

nicht das Wesen der politischen Entwickelung Deutschlands. In der Schweiz und in Nordamerika beruht die Bundesverfassung auf dem demokratischen Selfgovernment, in Deutschland dagegen auf der Souveränität der Dynastien. „Teutschland wird auf teutsch regiert" — mit diesen Worten wies schon der alte J. J. Moser jeden Versuch zurück, die Eigenart des deutschen Staatslebens unter einem fertigen Schulbegriffe zusammenzufassen oder sie nach auswärtigen Vorbildern neu zu schaffen. Das Wort bewahrt noch heute seinen guten Sinn. In der Eidgenossenschaft entwickelten sich stätig die Festigung des föderativen Bundes und die demokratische Gleichheit aller Bundesgenossen. Die Geschichte der Union weist eine andauernde großartige Ausbreitung der Bundesgrenzen und eine ebenso anhaltende Ausbildung der Demokratie im Innern auf. In den Niederlanden tritt aus dem endlosen Kampfe der beiden großen Parteien in allen Zeiten nationaler Bedrängniß die Monarchie, und mit ihr der Gedanke der Staatseinheit siegreich hervor. In Deutschlands Geschichte dagegen ist eine solche vorherrschende Richtung nur schwer aufzufinden. Denn von je her durchkreuzen sich hier die föderalen Bestrebungen mit einer mächtigen Strömung, die zum Einheitsstaate führt, und mit einer nur allzustarken Bewegung, welche die völlige Zersplitterung bezweckt. In diesem wüsten Durcheinander wird jede Kraft durch eine Gegenkraft, jedes Wollen durch ein Mißwollen aufgehoben. Dies ewige Auf und Ab und Für und Wider in der deutschen Geschichte erinnert uns lebhaft an ein tiefes Wort Fichte's, das den Adel und die Schwäche des deutschen Wesens wunderbar fein bezeichnet — an das Wort, der Deutsche könne niemals ein Ding allein wollen, er müsse immer zugleich das Entgegengesetzte dazu wollen. Unser Volk gleicht einem geistvollen Menschen, dessen vielseitiger Begabung sich viele Wege zugleich darzubieten scheinen; und doch kann nur auf Einem Wege der Kern seines Wesens zur rechten Entfaltung gelangen, und doch droht dem Zweifelnden die Gefahr, daß er nicht einmal jenen Grad der Kraft und Sicherheit erlange, den eine einseitige Natur rasch und wahllos erreicht. Versuchen wir, aus dieser Ueberfülle politischer Gegensätze die für die Gegenwart wichtigsten Thatsachen herauszuheben.

Es ist nicht die Absicht, hier den berufenen Streit über Schuld und Verdienst unseres alten Kaiserthums zu erneuern. Die Zukunft ist wohl nicht ferne, da man bekennen wird, daß in diesem Zwiste beide Theile den weiten Abstand der Zeiten nicht genugsam beachtet, die

Kämpfe der Vorzeit einſeitig mit dem Maße des gegenwärtigen Parteilebens gemeſſen haben. Wir erweiſen der rein dynaſtiſchen, ideenloſen Politik des Hauſes Habsburg wahrlich zu große Ehre, wenn wir, eingehend auf ihre eigene Selbſtüberhebung, ſie auffaſſen als eine Fortſetzung jener erhabenen kaiſerlichen Staatskunſt des Mittelalters, welche die höchſten politiſchen Ideen ihrer Zeit zu verwirklichen trachtete. Wer darf es beſtreiten: durch die Kriege der Kaiſer in Italien wurden viele köſtliche politiſche Kräfte unſeres Volkes unſerem nationalen Staatsleben entzogen, und in beiden Ländern ein anarchiſcher Zuſtand, die nothwendige Folge jeder nur zeitweiſe, ſtoßweiſe wirkenden Regierung, hervorgerufen. Aber ſind nicht erſt in dieſen gewaltigen Kämpfen gegen die Wälſchen die zerſpaltenen Stämme unſeres Volkes zum hellen Bewußtſein ihrer Gemeinſchaft erzogen worden? Ward nicht erſt während dieſer Kämpfe der Geſammtname der Deutſchen für unſere Nation allgemein üblich? Blieb doch noch ſpäter in den Tagen tiefſter Schmach die Erinnerung an die alte Kaiſerherrlichkeit, da „die Deutſchen die Obrigkeit aller Lande an ſich hatten," eine wirkſame geiſtige Macht, ein feſtes Band der Einheit für unſer zerſplittertes Volk? Es frommt nicht, eine Entwickelung von Jahrhunderten, darin ein großes Volk all ſeine expanſive Kraft, die reiche Fülle ſeiner Begabung entfaltete, kurzweg als eine Verirrung zu bezeichnen. Man mag die innere Unwahrheit des Kaiſerthums, die überwiegend politiſche Stellung des Papſtthums zum Kaiſerthume noch ſo klar begreifen: in jenen Kämpfen hat unſer Volk dennoch, wie nachmals in dem Kriege der dreißig Jahre, für das Heil Europas geſtritten. Das Ringen der Kaiſer mit den Päpſten bewahrte den Welttheil vor einem Cäſaropapismus, darin die freie Bewegung abendländiſcher Geſittung zu orientaliſcher Starrheit verkümmert wäre. Genug, der Gedanke des mittelalterlichen Kaiſerthums erwies ſich ſchon lange vor dem Falle der Staufer als unmöglich, und in Deutſchland wucherte auf jene confusio divinitus ordinata, welche unſere Gelehrten vergeblich unter eine wiſſenſchaftliche Kategorie des Staatsrechts zu bringen ſuchen. Der Idee nach war Deutſchland bis zum Jahre 1806 ein Lehenſtaat, darin alles Recht vom Kaiſer abgeleitet ward. „Nimm uns das Recht des Kaiſers, lautet ein ſchönes Wort, und wer darf ſagen: dies Haus iſt mein, dies Dorf gehört mir?" Thatſächlich beſtand die Vielherrſchaft, die verewigte Anarchie; Deutſchland war, wie der junge Hegel beim Untergange des heiligen Reichs mit erſchreckender Wahrheit ſagte, „der geſetzte Widerſpruch, daß ein

Staat sein soll und doch nicht ist." Auf den verschiedensten Wegen hat unser Volk unablässig versucht, aus diesem widersinnigen Zustande herauszukommen. Bis tief hinein in die moderne Geschichte reichen die Bestrebungen der Habsburger, die Monarchie in Deutschland zu gründen, und die monarchische Gesinnung, die weit verbreitet im Volke lebte, bot ihnen manche Stütze. Sie waren nahe der Erfüllung unter jenem Karl V., dem die Fürsten Deutschlands nicht mehr galten als die von der Krone gebändigten spanischen Großen, die Medina Sidonia, die Mendoza. Abermals zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts schritt die Wiener Politik diesem Ziele zu; es galt zunächst den Reichshofrath zu einem deutschen Reichsrathe zu erheben. Als dann die Heere der Protestanten vor den kaiserlichen Söldnern zerstoben, durfte Wallenstein das drohende Wort sprechen: „wir brauchen keine Fürsten und Kurfürsten mehr." In beiden Fällen hätte die Monarchie, errichtet durch eine fremde Macht auf den Trümmern der Reformation, zwar den Einheitsstaat geschaffen, aber Alles, was wir deutsch nennen, vernichtet.

Neben diesen monarchischen Versuchen, die Gustav Adolf vielleicht in einem edleren Sinne wieder aufgenommen hätte, finden wir seit dem Verfalle der kaiserlichen Macht zahlreiche föderale Bestrebungen. In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, da die unselige Scheidung der Reichsunmittelbaren und Reichsmittelbaren sich endgiltig vollzog, bedeckte sich das Reich mit einem dichten Netze von Sonderbündnissen. Vereinte Kraft sollte dem Genossen jenen Rechtsschutz gewähren, den die verfallende Monarchie nicht mehr leisten konnte: durch Austräge sollten die Späne der Genossen im Frieden geschlichtet werden. Man hat einigen lützelburgischen Kaisern vorgeworfen, daß sie nicht verstanden die Sonderbünde zu einem deutschen Bunde zu vereinigen. Doch leider ist nicht zu verkennen, daß diese kleinen Föderationen einen reinpolitischen Charakter, eine gesunde Fortbildungsfähigkeit nicht in gleichem Maße besaßen wie die schweizerische Eidgenossenschaft. Sie waren ständisch, vereinigten nur die Städte zu gemeinsamem Handelsbetriebe, den Adel zur Wahrung der Standesehre u. s. f., sie entbehrten sogar des geographischen Zusammenhangs, und die größeren monarchischen Territorien standen ihnen in der Regel fern. Die föderalen Bestrebungen im Reiche erreichten ihren glänzenden Höhepunkt um die Wende des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, in der staatsrechtlich fruchtbarsten Zeit, welche das Reich je gesehen, in jener Epoche hochsinniger Reformen, die wir dem edlen Berthold von Mainz,

Friedrich von Sachsen und einer langen Reihe begabter Fürsten danken. In einem Theile Deutschlands, in dem schwäbischen Bunde, hatten sich die föderativen Gedanken bereits fruchtbar, lebensfähig erwiesen; jetzt war das ganze Reich nahe daran, sich in einen kräftigen Bund kleiner Fürsten zu verwandeln. Der allgemeine Landfrieden zerstörte die Sonderbündnisse, das Reich gewährte wieder den Rechtsschutz, den die Stände bisher durch Einungen sich hatten sichern müssen. Der Kaiser verzichtete theilweis auf seine vornehmste Befugniß, das richterliche Amt. Das Reichskammergericht ward gegründet — ein echtes Bundesgericht, ernannt nicht durch den Kaiser, sondern durch die Reichsstände. Endlich ward der wichtigste Theil der executiven Gewalt dem gleichfalls von den mächtigsten Reichsständen besetzten Reichsregimente übertragen. Man war auf dem Wege zum Bundesstaate: die Reichsregenten sollten aller Eide, die sie an ihre Landesherren ketteten, entbunden, nicht zur Instructionseinholung (zum „Heimbringen") angehalten, sondern allein dem Reiche verpflichtet sein, der gemeine Pfennig pfarrweise vom Reiche und für das Reich erhoben, Reichszollstätten an den Grenzen errichtet werden, der Reichsfiscal befugt sein zum unmittelbaren Einschreiten gegen die Uebertretung wichtiger Reichsgesetze. Aber noch bestanden die herrischen Ansprüche der kaiserlichen Monarchie, noch war ungebrochen die Bedeutung der Reichsstädte, die mit ihrer großartig aufblühenden Geldmacht in diesem fürstlichen Bundesstaate keine angemessene Stelle fanden, und in den Reformplänen des Fürstenthums war kein Raum für ein Unterhaus, für eine Vertretung der Reichsmittelbaren im deutschen Volke. An dem Widerstande dieser drei Mächte — des Kaiserthums, der Reichsstädte und der unvertretenen Stände der Nation — ging das mit so hohem Sinne und großem Talente begonnene „gemeine Wesen deutscher Nation" zu Grunde. Und, gestehen wir nur, es mußte zu Grunde gehen; denn noch nie und nirgends ist ein hoher Adel anders als durch eine starke monarchische Gewalt in politischer Zucht gehalten worden, die bündischen Versuche unseres hohen Adels aber fanden an der deutschen Monarchie ihren natürlichen Feind. Noch mehr: im Schooße des Fürstenthums selbst, obwohl es sich noch nicht zu dem unbelehrbaren Selbstgefühle moderner Souveränität ausgebildet, hatte die neue Ordnung, weil sie eine Ordnung war, erbitterte Gegner.

Nachher, seit der Convent der altgläubigen Fürsten zu Regensburg (1524) das Signal gegeben zu der politischen Spaltung der Nation,

hat das Reich noch eine lange Reihe bündischer Versuche geschaut, aber alle diese Bünde trugen entweder den Charakter des Nothbehelfs oder sie waren Sonderbünde; fast keiner darunter, der mit hellem Bewußtsein darauf ausging, das ganze Reich in eine Föderation gleichberechtigter Glieder zu verwandeln. Wenn Karl V. nach der Schlacht von Mühlberg das unterjochte Deutschland mit dem spanisch-burgundischen Reiche durch einen ewigen Bund zu vereinigen gedachte, so sollte dieser Nothbehelf nur den Uebergang bilden zur Begründung der habsburgischen Monarchie in Deutschland. Durchaus das Wesen des Sonderbundes zeigen die sämmtlichen übrigen Bündnisse aus den Tagen der Religionskriege: der schmalkaldische Bund, die Liga, die Union. Der milde Cardinal Clesel war in schwerer Täuschung befangen, wenn er in bester Absicht die katholische Liga zu einem ganz Deutschland umfassenden Bunde zu erweitern gedachte: ein auf confessioneller Grundlage ruhender Bund war in jener Zeit einer solchen Erweiterung offenbar nicht fähig. Aufs neue entstand eine Fülle föderativer Reformpläne, als nach dem westphälischen Frieden die Unwahrheit des Kaiserthums und die unheilbare Schwäche der geistlichen, reichsstädtischen, reichsritterlichen Territorien Niemanden mehr verborgen war und die Reichsfürsten sich jener „ungeschmälerten Ausübung des jus territoriale“ erfreuten, welche thatsächlich der Souveränität gleichkam. Der Reichstag von 1653/54, durch das Friedensinstrument berufen dem Reiche eine neue Ordnung zu geben, versäumte seine Pflicht; in solchem verfassungslosen Zustande tauchten zahlreiche Versuche auf, Deuschlands lebensfähige größere Monarchien zu einem Bunde zusammenzufassen.

Dieses Weges gingen die Gedanken von Pufendorf und Leibnitz und die „irenische Politik“ Johann Philipp's von Mainz und seines Ministers Boineburg. Aber auch Boineburg's rheinischer Bund war nur ein Sonderbund, entsprungen aus jener unsterblichen Selbstüberschätzung der Mittelstaaten, welche sich zutraute, die kämpfenden Großmächte Frankreich und Oesterreich im Gleichgewicht zu halten. Nun gar der Plan einer Verbindung der vorderen Reichskreise, den der edle Feldherr Ludwig von Baden hegte, sollte lediglich die schwächsten und am schwersten gefährdeten Theile des Reichs durch eine leidliche Wehrverfassung zusammenfassen; an das gesammte Reich war dabei nicht gedacht. Ungleich großartiger war der Gedanke des großen Kurfürsten, den Kaiser mit dem Kurfürstenrathe wieder zum wahren Haupte des Reichs zu erheben; doch auch dieser Plan blieb Project. Die bündischen

Bestrebungen nahmen einen neuen Aufschwung im Zeitalter Friedrich's des Großen, aber auch jetzt errangen sie nur halbe Erfolge. Die Reichsassociation, welche der große König in den Jahren 1742 und 1743 dreimal vergeblich seinen durchlauchtigen Genossen vorschlug, konnte freilich, wenn sie gedieh, das Reich zu einem Bunde umgestalten, jedoch ihr nächster Zweck war lediglich, das Gleichgewicht der Macht im Reiche, dem Hause Oesterreich gegenüber, aufrecht zu erhalten. Abermals das Gleichgewicht zwischen Oesterreich und Preußen zu wahren war der Grundgedanke bei jenem Bunde der Mindermächtigen, den der Minister Schliessen in Cassel nach dem siebenjährigen Kriege ersann. Wiederum das Gleichgewicht im Reiche zu schützen vor den Eroberungsplänen Joseph's II. war die vorherrschende Absicht Friedrich's des Großen, als er sein letztes Werk, den deutschen Fürstenbund, schuf. Wohl haben leichtblütige Patrioten, wie Johannes Müller, die Keime einer föderativen Umgestaltung des Reichs, welche in diesem Bunde allerdings schlummerten, mit überschwänglicher Hoffnung begrüßt. Der Patriotismus Karl August's von Weimar ergriff das Project in großartiger Weise; er wollte ein deutsches Gesetzbuch, einen Zollverein und Militär-Conventionen aus dem Fürstenbunde hervorgehen sehen. Thatsächlich hat der Fürstenbund nur zur Erhaltung des bestehenden Machtverhältnisses gedient, und schon der Nachfolger des großen Königs bezeichnete den Bund trocken als einen Nothbehelf. Der Fürstenbund, sagte Friedrich Wilhelm II., ist darum nöthig, weil wir niemals alle Eines Sinnes werden können.

Also zogen sich föderale Bestrebungen durch die gesammte spätere Reichsgeschichte hin, doch niemals besaßen sie die Kraft, dauernde Erfolge zu erringen. Seit Langem waren alle staatsmännischen Köpfe darin einig, daß der Gedanke der alten kaiserlichen Monarchie sich überlebt habe. Schon Bodinus nannte unser Vaterland eine Aristokratie. Hippolithus a Lapide bewährte ebenso sehr sein scharfes Auge für das Wirkliche im Staatsleben, wie seine Fertigkeit im Verdrehen der Geschichte, als er die berufene Lehre aufstellte, die Fürstenmacht sei in Deutschland das Ursprüngliche, die kaiserliche Gewalt eine Usurpation. Bald darauf meinte Pufendorf, das Reich eile sicher wie ein rollender Stein seiner Umwandlung in eine Conföderation entgegen. Eine Flugschrift vom Jahre 1798 giebt bereits den Rath: „o ihr Deutschen, schließet einen festen deutschen Bund.“ Kurz vor der Stiftung des Rheinbundes ward da und dort der Vorschlag laut, Deutschland in einen

Bund gleichberechtigter Souveräne zu verwandeln. Und wie schon zur Reichszeit französische Staatsschriften dann und wann von der „Souveränität der deutschen Fürsten geredet hatten, so ward Deutschland, noch während das heilige Reich im Todeskampfe lag, in Staatsurkunden bereits als die Confédération Germanique bezeichnet (so in der Urkunde des Preßburger Friedens). Aus solchen Thatsachen hat man den Schluß gezogen, der Charakter des deutschen Staatslebens sei immerdar bündisch gewesen, durch die Gründung des deutschen Bundes sei nur eine Entwicklung von Jahrhunderten naturgemäß abgeschlossen worden. Diese Ansicht, oftmals, neuerdings unter Anderen von Perthes und Aegidi mit Geist vertreten, scheint mir nur halbwahr. Unwiderleglich ist sie, soweit sie behauptet, die Einigung Deutschlands habe nicht mehr auf dem Wege der alt-kaiserlichen Monarchie geschehen können. Allerdings, dies Kaiserthum — eine Theokratie in der Heimath der Reformation, durch den alten Kaisereid verpflichtet zum Schutze der katholischen Kirche wider die Ketzerei und durch die Wahlcapitulation gleichfalls eidlich verpflichtet zum Schutze der Parität der drei Confessionen, aufrecht erhalten allein durch die halbdeutsche Macht des Hauses Oesterreich und durch alle faulen und kranken Glieder des Reiches, durch die geistlichen Staaten und die österreichische Clientel unter den kleinen Herren — dies Kaiserthum war eine ungeheure Lüge. Es mußte fallen, und sollte die deutsche Nation nicht gänzlich zerschlagen werden, so blieb ihr nur der Weg föderativer Einigung. Daß aber dieser deutsche Bund nicht lebenskräftig, nicht mehr als ein Name werden konnte, dies war leider bereits im siebzehnten Jahrhundert, oder vielmehr schon durch Moritz von Sachsen entschieden. Denn neben den monarchischen und den bündischen Versuchen geht durch unsere Geschichte noch eine dritte Strömung, die sich in der Regel als die stärkste erwies: das Streben nach völliger Befreiung von allen Reichspflichten, der reine Particularismus.

Diesem Particularismus, der so ausgebildet in keinem anderen Staatenvereine sich wiederfindet, entprangen jene berufenen Grundsätze deutscher Libertät: „soviel dem Reiche zugeht, wird unserer Freiheit benommen“ und „wer bewilligt, zahlt,“ desgleichen die unvergleichlichen Beschränkungen der Reichsgewalt durch die „geding- und pactweis verglichenen“ Wahlcapitulationen, endlich die Aufnahme Schwedens in das heilige Reich und der Versuch Frankreich gleichfalls aufzunehmen. Dynastien, so gänzlich der Unterordnung unter ein höheres Ganzes

entwöhnt, Territorien so selbständig und nahezu aller Reichspflichten entbunden — sie waren nicht einmal mehr im Stande sich einer Bundesgewalt ehrlich zu beugen. Die Tage der französischen Revolution sollten dies bewähren.

Der Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803 vernichtete die theokratischen Elemente des Reichs, schuf eine protestantische Mehrheit am Reichstage. Mit den geistlichen Staaten schwand die Möglichkeit, die Kaiserkrone des heiligen Reiches aufrecht zu erhalten. Deutschland erhielt damals im Wesentlichen dieselbe politische Gestalt, welche es noch heute bewahrt: es ward ein Nebeneinander von souveränen monarchischen Staaten, welche zwar verbunden sind sich nicht gänzlich von einander abzutrennen, im Uebrigen aber durch keine irgend erheblichen politischen Pflichten zusammengehalten werden. Abermals nahm Preußen seine bündischen Versuche auf, als es nach der Stiftung des Rheinbundes „die letzten Deutschen um seine Fahnen versammeln," den norddeutschen Bund gründen wollte. Der Plan ward zu Schanden durch den souveränen Stolz und die Annexionsgelüste von Sachsen und Kurhessen, durch das Streben der Hansestädte und der kleinen norddeutschen Staaten nach einer sorgenfreien Neutralität. Wiederum durch bündische Formen suchte Napoleon seine Vasallen zusammenzuhalten. Aber es genügte, wenn die Ergebenen ihm Truppen stellten; die föderalen Institutionen des Rheinbundes traten nie ins Leben.

Aufs neue und lebendiger denn je zuvor in den jüngsten drei Jahrhunderten begannen die bündischen Versuche auf dem Wiener Congresse, aber auch diesmal errangen sie nur einen halben Erfolg. Der Congreß bewirkte für Deutschland wie für die meisten anderen Staaten Europas einfach — eine Restauration. Noch ist die bittere und doch unbestreitbare Wahrheit nicht oft und nicht entschieden genug ausgesprochen worden: nach den Schlachten von Leipzig und Paris erhielt Deutschland eine nur unwesentlich veränderte Auflage jener Verfassung, welche in der Fürstenrevolution von 1803 der weiße Czar und der erste Consul uns dictirten. Die Verbindung Deutschlands mit Oesterreich war nicht gelöst, der Einfluß des Auslandes noch übermächtig, der Particularismus der Dynastien nicht gebrochen, dazu besaß der Wiener Congreß nicht viele schöpferische staatsmännische Talente: so blieb nichts übrig als zurückzugehen auf den status quo vor den acht Jahren der Napoleonischen Anarchie, auf den Reichsdeputationshauptschluß und die Zustände, welche sich in Folge desselben bis zum Jahre 1806 entwickelt

hatten. Wohl ward Einzelnes zum Beſſeren geändert. Das linke Rheinufer war wieder deutſch; die Kaiſerwürde, die im Jahre 1803 noch als ein Schatten beſtand, blieb vernichtet, desgleichen der größte Theil der ſeitdem mediatiſirten Staaten; und unter der Einwirkung der die Zeit beherrſchenden Furcht vor Frankreich that man Einiges für das deutſche Heerweſen, damit Deutſchland zu einer leidlichen Defenſive gegen den weſtlichen Nachbar befähigt ſei. Im Uebrigen ward der Zuſtand von 1803 hergeſtellt: das Nebeneinander monarchiſcher Staaten, die auf einem Geſandtencongreſſe gemeinſame Angelegenheiten beſprechen, die erhöhte Macht der Mittelſtaaten, die Zertheilung Preußens in zwei weitentlegene Maſſen. Selbſt in untergeordneten Fragen, hinſichtlich der Stimmordnung am Bundestage, der geiſtlichen Güter und Penſionen, hielt man feſt an den Vorſchriften des Reichsdeputationshauptſchluſſes. Man einigte ſich endlich über die niemals ausgeführten „Grundzüge“ der Bundesverfaſſung, gab zur Beſchwichtigung der Nation einige vage Verſprechungen, welche die Souveränität nicht ernſtlich bedrohten, und nannte aus derſelben Rückſicht das Ganze „den deutſchen Bund“. Die Vorſchläge von Stein, Humboldt, Gagern, Pleſſen, welche aus dieſem „Bunde“ erſt einen wirklichen Bund ſchaffen ſollten, fielen zu Boden. Es wiederholten ſich die Vorgänge des ſiebzehnten Jahrhunderts. Wie jener Reichstag von 1653/54 durch den Osnabrücker Congreß, ſo ward jetzt der Bundestag durch den Wiener Congreß beauftragt, die deutſchen Dinge neu zu regeln. Doch auch diesmal widerſtrebte der Particularismus jeder feſten Ordnung; Deutſchland blieb in Wahrheit ohne eine Verfaſſung. Wahrlich, es klingt wie blutiger Hohn, wenn mit ſalbungsvollen Reden von Legitimität und Völkerrecht der Particularismus dies große Volk ermahnt, es ſolle geruhig ausharren in einem Zuſtande, der ſeinen Urſprung hat in jenen Tagen unſäglicher Schmach, da ein Deutſcher ſchrieb: „Es giebt kein Deutſchland mehr! Fruchtlos ſind die Klagen Weniger an dem Grabe eines Volkes, das ſich überlebt hat!“

Seitdem wurde die Ausbildung der Bundesverfaſſung von zwei Seiten her betrieben. Der Wiener Hof wünſchte eine ſtarke Bundesgewalt, um das conſtitutionelle Weſen in den Kleinſtaaten zu zerſtören, und Niemand hat dieſen abſolutiſtiſchen Föderalismus beharrlicher, entſchloſſener feſtgehalten als der Freiherr v. Blittersdorff. In der Nation dagegen wuchs und wuchs der conſtitutionelle Föderalismus, der nach vergeblichen Verſuchen, einen Sonderbund der conſtitutionellen Staaten zu gründen, endlich in dem deutſchen Parlamente ſeinen Höhepunkt er-

reichte. Von beiden Richtungen des Föderalismus dürfen wir heute ſagen: ſie ſind bisher fruchtlos geweſen. Die Ausnahmegeſetze des Bundes vermochten nicht das conſtitutionelle Leben der Einzelſtaaten zu zerſtören, das deutſche Parlament nicht die Selbſtſucht der Dynaſtien zu brechen. Ja, wer die Stimmung der Nation nicht nach ſeinen Wünſchen ſich zurechtzulegen, ſondern unbefangen zu betrachten weiß, der muß geſtehen: die Zahl der Männer, die von bündiſchen Beſtrebungen Deutſchlands Macht erhoffen, iſt von Jahr zu Jahr im Abnehmen.

Aus dieſem Chaos monarchiſcher, bündiſcher und particulariſtiſcher Tendenzen treten drei Erſcheinungen von dauernder und entſcheidender Wirkung hervor: zunächſt die fortſchreitende ſchärfere Abgrenzung Deutſchlands gegen das Ausland, ſodann die anwachſende Selbſtändigkeit der Einzelſtaaten, endlich die ſtätig anhaltende Verminderung ihrer Zahl. Während die Grenzen des heiligen Reichs im Nebel zerfloſſen, ſcheidet ſich das neue Deutſchland klarer von den Fremden ab. Was Frankreich, die Niederlande und die Schweiz dem Reiche entriſſen, ſteht heute gänzlich außerhalb des deutſchen Bundes; dagegen iſt die unſelige Verbindung deutſcher Lande mit Schweden, Polen, Rußland, England, Dänemark endlich gelöſt, und eben jetzt ringt die Nation danach, ganz Preußen in ihren Staatsverband aufzunehmen und das halbdeutſche Oeſterreich auszuſtoßen.

Aber wenn Deutſchland ſich gegen das Ausland ſchärfer abſchloß, ſo wuchs doch gleichzeitig die Selbſtändigkeit der Einzelſtaaten. Man beklage es, doch man kann es nicht leugnen: in den Einzelſtaaten haben ſich ſeit drei Jahrhunderten die beſten politiſchen Kräfte unſeres Volkes entfaltet; ihnen — nicht dem Reiche — gebührt Lob und Tadel für Alles, was ſeitdem in Deutſchland geſchah. Schon unter den Staufern war entſchieden, daß der deutſche Particularismus territorial, nicht wie in Italien, municipal ſein werde. Die Entwicklung der kleinen Fürſtenthümer ſchreitet ſeitdem ſtätig vorwärts. Aus jenem Gemiſch wohlerworbener, lehenrechtlicher, öffentlicher Rechte, das Landeshoheit genannt ward, entſteht allmählich — ſoweit die Enge der Verhältniſſe es geſtattet — eine wirkliche Staatsgewalt. Wohl ſind es nur Nothſtaaten, ihr Horizont iſt kläglich beſchränkt; aber hier, im Einzelſtaate, wird doch gehandelt für politiſche Zwecke, während in Regensburg und in Frankfurt nur geredet und gehadert wird über unfindbare Dinge. Die Selbſtändigkeit dieſer Staaten wird endlich ſo ſtark, daß die Centralgewalt zu vollſtändiger Unthätigkeit verurtheilt wird. Was noch zum Heile

deutscher Nation geschieht, erfolgt durch freie Verträge der Einzelstaaten. Also entstanden der Zollverein, die Post-, Münz- und Schiffahrtsverträge. Das paradoxe, viel mißbrauchte Wort, der verständige Particularismus fördere die nationale Einheit, ist daher nicht ohne Wahrheit.

Noch wichtiger ist die dritte Thatsache. Die kleinen Territorien, welche der Nation nichts mehr leisten, werden regelmäßig von den kräftigern Nachbarn vernichtet. Unsere neuere Geschichte enthält eine lange Folge von Annexionen, welche die Ausbildung föderaler Gesinnung, eidgenössischen Rechtssinnes in Deutschland zur Unmöglichkeit machten. Im Zeitalter der Reformation beginnt das „Heimramschen", das Säculariſiren geistlicher Territorien, davon auch katholische Landesherren sich keineswegs fern hielten. Während ein Grenzland nach dem andern sich vom heiligen Reiche loslöst, bilden sich die Territorien zu fest abgeschlossenen Staatskörpern aus: die Fürsten dulden nicht mehr die Jurisdiction eines ausheimischen Bischofs, sie verbieten ihren Städten sich zur Hanse zu halten. Ein auf den Reichstagen besprochener Entwurf vom Jahre 1525 entwickelte bereits den Plan, alle nichtfürstlichen Territorien zu beseitigen, und das herrische Auftreten des Fürstenthums gegen Reichsstädte und Reichsritter bewies, wie tief solche Gedanken schon Wurzel geschlagen. Der zweite große Schlag erfolgt im westphälischen Frieden: die meisten norddeutschen Bisthümer werden heimgeramscht, und mit Mühe gelingt es, weitergehende Säculariſationspläne zu beseitigen. In den nächsten Jahren nach dem Frieden werden mehrere Städte von zweifelhafter oder unzweifelhafter Reichsfreiheit fürstlicher Gewalt unterworfen: so Münster, Erfurt, Magdeburg, Braunschweig. Inzwischen war fast in allen Fürstenthümern der Grundsatz der Untheilbarkeit eingeführt, also die sichere Aussicht eröffnet, daß die Zahl der Territorien sich verringern werde. Die Säculariſationsgedanken blieben unverloren: noch Kaiser Karl VII. entwarf einen umfassenden Plan dafür im Jahre 1743. Durch Erbfälle, Kriege und Säculariſationen war es endlich dahin gekommen, daß beim Beginn der französischen Revolutionskriege die 60 Virilstimmen der weltlichen Bank des Fürstenrathes geführt wurden von 32 — oder, wenn wir die regierenden Seitenlinien mitrechnen, von 44 — fürstlichen Häusern! Nun geschah die große Annexion vom Jahre 1803, welche ein Gebiet von mehr als 2000 Quadratmeilen und über 3 Millionen Einwohnern den deutschen Monarchien einverleibte, darauf die Revolution von 1806, die das gleiche Schicksal über 550 Quadratmeilen und

weit mehr als 1 Million Einwohner verhängte. Dadurch hatten unsere Fürsten mit dem historischen Recht für immer gebrochen. Nicht blos die geistlichen Staaten, auch die Territorien der Städte, der Reichsritter, mehrerer Fürsten und aller Grafen und Herren waren vernichtet. Die Begehrlichkeit, einmal gereizt, schwelgte in ausschweifenden Plänen: schon im Jahre 1806 entwarf Dalberg den Vorschlag, Deutschland an sieben Staaten zu vertheilen, die sich an die Höfe von Berlin und München anlehnen sollten. Das heutige Herzogthum Nassau umfaßt auf 85 Quadratmeilen die Fetzen von siebenunddreißig vormals selbständigen Territorien. In der That, es bedarf einer eisernen Stirn, um in einem solchen Staate die Lehre der Legitimität zu predigen.

Wie verhielt sich die Nation zu diesen Gewaltthaten? Fast überall ward gemurrt, bevor die Annexion geschah, sehr selten den Eroberern ein schwacher Widerstand entgegengestellt (so kämpften die Unterthanen des deutschen Ordens gegen die würtembergischen Truppen); aber die vollendete Thatsache ward überall mit erstaunlicher Gelassenheit ertragen. Der conservative Niebuhr nannte die Fürstenrevolution ein Unrecht, aber eine Nothwendigkeit. In der That, nur die nothwendige Consequenz einer bereits im 16. Jahrhundert begonnenen Entwicklung war vollzogen. Gleichwie erst in der Gegenwart die Entdeckung von Amerika für Deutschland eine Wahrheit ward, so hat erst der Reichsdeputationshauptschluß eine unvermeidliche politische Folge der Reformation durchgesetzt. Die Zeit der damals gestürzten Mächte ist für immer dahin. Jeder Versuch, den Mediatisirten einen Theil der verlorenen Staatsgewalt zurückzugeben, wird heute von der ungeheuren Mehrheit der Nation mit lautem Unwillen begrüßt. — Die föderale Schweiz stellte die von den Franzosen vernichtete Selbständigkeit der Cantone wieder her. Die Niederlande hielten den von Frankreich geschaffenen Einheitsstaat aufrecht. In Deutschland kam dem befreiten Volke nicht in den Sinn, die von Frankreich vollzogenen Annexionen rückgängig zu machen. Wahrlich, eine lehrreiche Vergleichung!

Nun frage ich: ist dies die Geschichte einer Föderation? Wo ist in dieser endlosen Kette von Annexionen, die, einmal vollführt, von Jedermann gebilligt werden, eine Spur zu finden jenes eidgenössischen Rechtssinnes, der die Schweizer und Nordamerikaner auszeichnet? Zu jeder Zeit hat Deutschland sich einzelner Fürsten erfreut, die mit warmer Liebe an dem großen Vaterlande hingen, aber ich kenne keinen namhaften deutschen Monarchen des achtzehnten Jahrhunderts, der vor dem

Länderbestande seiner Bundesgenossen eine recht ehrliche Achtung gehegt hätte. Selbst Karl August von Weimar, der in Zeiten, da Deutschland verloren schien, einen politischen Mittelpunkt für uns verlangte, damit der Schlummergeist der Nation gebrochen werde — selbst dieser edle Patriot war von Annexionsgedanken nicht frei. Ja sogar jener schwerfällige Friedrich August, den die königlich sächsischen Vaterlandskunden den Gerechten nennen, verschmähte nicht sich zu bereichern durch die Provinzen seines preußischen Bundesgenossen, und hegte fort und fort den Plan, Anhalt und Thüringen unter sächsische Oberherrlichkeit zu bringen. Nur der Unbillige wird darum in wohlfeile Entrüstung ausbrechen. Gestehen wir vielmehr: es war nicht denkbar, daß eidgenössische Gesinnung unter unseren Fürsten sich ausbilden konnte. Die Eroberungslust ist zu allen Zeiten eine Eigenthümlichkeit der absoluten Monarchie gewesen: — um wie viel mehr in jenem Jahrhundert der Cabinetspolitik, da Mably als eine selbstverständliche Wahrheit predigen konnte, jeder Staat sei der natürliche Feind seines Nachbarn! Nach so vielen Bruderkriegen war es nicht wohl möglich, daß Albertiner und Ernestiner, Sachsen und Preußen in ungetrübter Bundesfreundschaft selbander lebten. Die Gebietserwerbungen unserer Dynastien fußten von je her auf schwachem Rechtsgrunde. Der Canton Uri und der Staat Massachusetts haben unzweifelhaft ein weit größeres Recht sich legitime, historische Staatsbildungen zu nennen, als die große Mehrzahl der deutschen Monarchien. Und diese Grenzen von sehr zweifelhafter Legitimität waren zudem keineswegs natürlich; sie umschlossen keine geographische Einheit, keinen selbständigen Volksstamm. Wie sollte nur ein ehrgeiziger kraftvoller Fürst auf den wunderlichen Gedanken kommen, diese zufälligen Grenzen seien unantastbar?

Seit den Wiener Verträgen ist die Zahl der deutschen Staaten nur unerheblich und auf friedlichem Wege verringert worden, und die Gesinnung der Dynastien hat sich etwas geändert. Die fieberische Begehrlichkeit der Napoleonischen Tage ist verflogen. An einigen Höfen hat aufrichtige Rechtsliebe, an anderen die Doctrin vom monarchischen Principe, an den meisten die Furcht den Entschluß erzeugt, auf Eroberungspläne vorläufig zu verzichten; an allen aber herrscht die bange Ahnung, man werde dereinst von Preußen verschlungen werden. In gährenden Zeiten freilich, wenn die politischen Verhältnisse in Fluß gerathen, erwachen die alten Lieblingsgedanken aufs neue: im Jahre 1848 regten sich an den Höfen von Weimar und Dresden aber-

mals die thüringiſchen Gelüſte, hannoverſche Staatsmänner ſchwärmten wieder für ein welfiſches Nordweſtreich, und in Darmſtadt träumte man von einem großheſſiſchen Staate. Ungleich tiefer haben die Erfahrungen der Napoleoniſchen Zeit eingewirkt auf die Stimmung der Nation. Im deutſchen Volke lebt kein feſter eidgenöſſiſcher Rechtsſinn, kein unerſchütterlicher Glaube an die Nothwendigkeit und Unantaſtbarkeit der Grenzen unſerer Staaten. Ich rede nicht von der ſehr ſchwachen Partei der Unitarier, ich rede von den ruhigen Staatsbürgern. Der loyale Sachſe bezweifelt zwar nimmermehr, daß ſein eigener Staat von Geſundheit ſtrotze und ewig dauern werde, aber er hegt die ernſthafte Beſorgniß, ob ein ſo künſtlicher Staat wie Baden fortbeſtehen könne, und er meint, es werde Deutſchland zum Segen gereichen, wenn die ſächſiſchen Herzogthümer mit dem Königreiche vereinigt würden. Desgleichen der loyale Badener weiß genau, daß ſein Staat berufen iſt, immerdar der conſtitutionelle Muſterſtaat der Deutſchen zu ſein, doch er fragt bedenklich, ob denn das zwiſchen zwei Großmächten eingeklammerte Königreich Sachſen ſich werde halten können. Vollends in Preußen begegnen ſich alle Parteien in dem gründlichſten Unglauben an die Zukunft der Kleinſtaaten. Nur der Gedankenloſe kann die Frage umgehen: ſeit Jahrhunderten wirft unſere Geſchichte für und für deutſche Kleinſtaaten zu größeren Ganzen zuſammen; im Jahre 1792 beſtanden ungefähr 289 „Staaten“ in Deutſchland, 1803 nur 176, 1815 nur 39, heute 34; iſt es nach alledem wahrſcheinlich, daß die Geſchichte auf ihrem erhabenen Gange immerdar ehrfurchtsvoll ſtill ſtehen werde vor dem Fürſtenthume Reuß älterer Linie oder dem Königreiche Hannover? So übermächtig waltet in dieſen neuen Tagen der nationale Gedanke, daß ſeine Gegner ſelber ihm dienen müſſen. Die Annexionen, ein Werk der Feinde Deutſchlands und ſchnöder particulariſtiſcher Selbſtſucht, gereichten der deutſchen Nation zum Heile; ſie befreiten uns von Staaten, die, vormals ſtark und eine Zier des deutſchen Namens, ihren Beruf erfüllt hatten. Die Zeit wird kommen, da die kleinen Monarchien für unſere Nation ebenſo werthlos ſein werden, wie weiland die geiſtlichen Staaten, die Ritter und Städte. Unſere Geſchichte wird nur ihrem Charakter getreu bleiben, wenn ſie dann auf irgend einem Wege die Revolution des Jahres 1803 erneuert.

V. Preußen und unſere Zukunft.

Seit drei Jahrhunderten haben in unſerem politiſchen Leben allein die Einzelſtaaten geſchafft und gewirkt, und unter dieſen ſehen wir nur einen, der eine Macht iſt und deutſch zugleich. Wir wiſſen es wohl, zu dem glänzenden Bilde, das die preußiſchen „Vaterlandskunden" zu entwerfen lieben, verhält ſich die Wirklichkeit der preußiſchen Dinge nicht viel anders, als die Politik Friedrich Wilhelm's III. ſich verhielt zu den Gedanken Stein's und Humboldt's. Und doch, dieſer Staat mit all ſeinen Sünden hat alles wahrhafte Große gethan, was ſeit dem weſtphäliſchen Frieden im deutſchen Staatsleben geſchaffen ward, und er iſt ſelber die größte politiſche That unſeres Volkes. Tauſende in den Kleinſtaaten lachen bei ſolchen Worten. Aber ſagt uns doch, was die ſtaatsbildenden Kräfte unſeres Volkes Größeres geleiſtet? Und iſt es denn ſo gar wenig, daß eine der Vernichtung kaum entgangene Nation die Kraft bewährte, eine halbfertige Großmacht zu gründen? Man vernichte den preußiſchen Staat, wenn man das Herz hat, das in Jahrhunderten geſeſtete Werk vieler der Edelſten vom deutſchen Namen zu zerſtören, und wenn man die Macht beſitzt zu einer der gewaltſamſten Revolutionen aller Zeiten: — ſo lange er beſteht, wird er den Feinden und den Neidern fort und fort bewähren, daß Preußens Haltung die Geſchicke unſeres Volkes beſtimmt. Es war das Loos unſeres Nordens, daß Alles, was dort geſchah zur Wahrung deutſcher Macht und Ehre, vollzogen ward, während die legitimen Gewalten des Reichs kalt oder widerwillig dreinſchauten. So wuchs auch Preußen auf im Kampfe mit dem, der ſich den Mehrer des Reichs nannte, und war doch in Wahrheit ſelber der Mehrer des Reichs. Wir wollen nicht bemänteln, was Preußen, vornehmlich in den Tagen der Revolutionskriege und wieder in dem erſten ſchleswig-holſteiniſchen Kriege, an dem Vaterlande geſündigt hat; in jenen beiden Epochen hat Deutſchland erfahren, daß, wenn Preußen unglücklich regiert wird, das ganze Vaterland nothwendig leidet. Trotzdem bleibt wahr: jede Scholle Landes, welche unſerem Volke ſeit dem weſtphäliſchen Frieden zuwuchs, iſt durch Preußen erobert. Daß der Schwede und der Pole nicht mehr am deutſchen Oſtſeeſtrande ſchaltet, daß der Holländer die Gauen unſeres Nordweſtens nicht mehr als ſeine Barriere überherrſcht, daß deutſche Sitte, befruchtend, einer großen Zukunft ſicher, vordringt in Schleſien und Poſen, daß am Rhein die alten Pfalzen unſerer Kaiſer nicht mehr den Franzoſen gehören, daß

Schleswig-Holstein frei ist von dem Joche der Dänen: das danken wir — allein oder doch in erster Linie — dem Schwerte Preußens.

Unendlich langsam und mühselig, in schneidendem Gegensatze zu der jählings emporgeschossenen habsburgischen Großmacht, aber sicher und durch redliche Arbeit wuchs dieser Staat empor. In endlosen Kriegen hatten die beiden Marken unseres Volkes im Norden den Wachdienst gegen die Slawen geübt, die Nachbarvölker deutschem Wesen unterworfen. Da wagte die Kirchenverbesserung ihre erste große politische That, das deutsche Ordensland ward ein weltlicher Staat. Endlich unter dem großen Kurfürsten erfüllte sich die alte Ahnung des Wiener Hofes, daß „der Brandenburger der werden könne, den das lutherische und calvinische Geschmeiß ersehnt." Preußen und Brandenburg wurden Ein Staat durch den Deutschesten der Hohenzollern, welcher einem Volke, das sich selbst vergaß, die Mahnung zurief: „gedenke, daß du ein Deutscher bist." Seit mehr denn zwei Jahrhunderten waltet diese Macht über weit versprengten Landen am Rhein und Memelstrom. Immer wieder versucht sie sich zu einem gesicherten Sonderleben im deutschen Nordosten abzuschließen, und immer wieder wird sie durch eine segensreiche Fügung gezwungen, in zerrissener Gestalt zu verharren und also theilzunehmen an allen Fragen des deutschen Staatslebens. So in den Tagen des westphälischen Friedens, da Kurfürst Friedrich Wilhelm träumte, als ein rex Vandalorum in dem Hafenplatze Stettin die Hauptstadt der baltischen Großmacht zu gründen, und statt dessen durch die Erwerbung Magdeburgs mitten hineingezogen ward in die binnendeutschen Fragen. So wieder, da Preußen hoffte, durch die Einverleibung Sachsens sich ein wohlabgerundetes Gebiet im Osten zu gründen und statt dessen die ehrenvolle Last des Wächteramts am Rhein empfing. Sehr langsam hat der Staat selber klar begriffen, was diese große Fügung bedeute, die ihn also stätig hineinwachsen ließ in das deutsche Land. Während Oesterreich seine rein-deutschen Lande im Westen nicht behaupten konnte, ist dem preußischen Staate, gleich jenem Riesensohne der Erde, immer neue Kraft erwachsen aus dem deutschen Boden, der ihn erzeugte. Ein mäßig bevölkertes Land von junger Cultur und bescheidenem Wohlstande, konnte und kann er der geistigen Kräfte des großen Vaterlands nicht entrathen; in allen Krisen seiner neueren Geschichte hat er Gelehrte, Feldherren, Staatsmänner aus dem nichtpreußischen Deutschland herangerufen und durch seine Zucht gebildet. Die weiten polnischen Provinzen sind ihm kein Heil

gewesen, er hat sie aufgegeben und sich nur in deutschen und in solchen Ländern, die von uns gesittigt werden können und gesittigt werden, als ein rechter Eroberer erwiesen. Von seinem heutigen Gebiete gilt unbedingt und ohne Prahlerei das Wort Friedrich Wilhelm's III.: „Deutschland hat gewonnen, was Preußen erworben hat."

Unsere Stämme sind einander so nahe verwandt, daß sogar einzelne Kleinstaaten die Fähigkeit bewiesen haben, neue Landestheile mit ihrem Staatskörper zu verschmelzen. Aber noch immer ist der Ostfriese kein Hannoveraner, der Pfälzer kein Baier, der Rheinhesse kein Hessen-Darmstädter geworden, und der badische Staat, der von allen Kleinstaaten die größte Assimilationskraft bewährt hat, steht doch selber, ein künstliches Ganzes an bedrohter Grenze, auf sehr schwachen Füßen und dankt seine Rettung den Waffen Preußens. Und was will die friedliche Einfügung kleiner Gebiete in benachbarte Kleinstaaten bedeuten gegenüber jenem schroffen Nationalstolze, womit Preußen seine Glieder zu erfüllen weiß! Nach harten Kämpfen unterwarf der große Kurfürst das murrende Ostpreußen seiner Souveränität, in Schlesien fehlte es nicht an offenem und geheimem Widerstande, da Friedrich II. das Land den Habsburgern entriß; und doch entsprang aus diesen Provinzen die Volksbewegung des Freiheitskrieges. Vor wenigen Jahrzehnten noch schaute der fromme Katholik mit Mißtrauen auf den Staat, der das erstgeborne Kind der deutschen Reformation war; heute beweisen uns täglich Hunderttausende, daß neben streng-katholischer, ja neben ultramontaner Gesinnung die preußische Vaterlandsliebe sehr wohl besteht. In Ansbach-Baireuth genügten wenige Jahre preußischer Herrschaft, um eine Generation guter Preußen zu erziehen, und in Ostfriesland hat auch das jüngere Geschlecht den Segen des preußischen Regiments noch nicht vergessen. Solche Anziehungskraft übt auf uns staatlose Deutsche, wenn wir ihn kennen, ein wirklicher, ein deutscher Staat. Nicht die Größe der Eroberungen giebt der preußischen Geschichte ihren Reiz — hat doch der Genius eines Friedrich seine beste Kraft verwendet an die Erwerbung einer Provinz! — wohl aber das stätige Fortschreiten der Ausdehnung dieses Staates, seine immer wieder bewährte Kraft, das Erworbene zu behaupten und mit preußischer Staatsgesinnung zu erfüllen.

Dies ist es, was Preußens Feinde nie begreifen. In allen vertraulichen Herzensergießungen eifriger Oesterreicher und Triaspolitiker verräth sich die fröhliche Zuversicht auf den Zerfall Preußens oder mindestens auf die Verwandlung seines „unnatürlich centralisirten" Ge-

fügtes in einen Föderativstaat; ja, in dem Fieberzustande der jüngsten Monate sind die großsächsischen Pläne, Preußen zu zerschlagen, sogar mit schamloser Offenheit ausgesprochen worden und haben den Beifall von Menschen gefunden, die für Deutschlands Einheit zu schwärmen behaupten. Nach dem Balken im eigenen Auge zu sehen kommt dem Oesterreicher dabei nicht in den Sinn. Der Mann der Kleinstaaten aber ist allerdings vor der Gefahr der Zertheilung seines „Vaterlandes" sicherer bewahrt als der Preuße; denn damit er zerfallen könne, bedarf ein Staat einer gewissen Ausdehnung. Daß der Kreisdirectionsbezirk Zwickau oder die Landdrostei Hildesheim sich als selbständige Macht constituire, steht freilich nicht zu befürchten. Der Oesterreicher darf und kann nicht verstehen, was es bedeutet, daß die Hohenzollern jeden Ruf, der sie nach fremdländischen Thronen lockte, weise von sich wiesen und Preußen also ein deutscher Staat ward. Der Patriot der Kleinstaaten begreift nicht, was es heißt, daß Preußen ein Staat ist. Er lacht über das Preußenlied und fühlt nicht, daß die stolzen und — wahren Worte: „daß für die Freiheit meine Väter starben u. s. w." doch etwas Anderes sind als eine beliebige Nationalhymne auf Herzog Karl oder Großherzog Ludwig. Er verachtet die k. sächsische, die hannoveranische Vaterlandsliebe als eine gemachte Empfindung, er fällt das gleiche Urtheil über den preußischen Patriotismus und ahnt nicht, daß es nicht gleichgiltig ist, ob ein Volk zurückschaut auf Konrad „den Großen" von Wettin oder auf den großen Friedrich, ob ein Staat unter den Bannern des Rheinbundes seine Lorbeeren sammelte oder seine Schlachten schlug als Vorkämpfer wider Deutschlands Feinde; er weiß nicht, daß das Bewußtsein der Macht und einer großen Geschichte ein Volk mit ungleich festeren Banden zusammenkettet, als einige Vorzüge der Verwaltung und des socialen Lebens, deren die Kleinstaaten sich rühmen. Die Unfähigkeit den preußischen Staat zu verstehen bildet eine der ärgsten Schwächen des deutschen Particularismus.

Aber wenn Preußen fort und fort für Deutschland kämpfte, so hat es doch stets das Gesetz seines Lebens allein in sich selber gefunden. Kurfürst Friedrich Wilhelm löste Ostpreußen aus der Anarchie des polnischen Staatslebens, doch er bewahrte auch Brandenburg und Cleve vor jeder Einwirkung des heiligen Reichs. Friedrich der Große gab der großen Lüge des römischen Reichs den Todesstoß. Seit Brandenburg als eine Macht besteht, wird dort an einer durchaus selbständigen, scharf nach außen abgeschlossenen Staatseinheit gearbeitet. Mit unerfreu-

licher Regelmäßigkeit folgen in der Geſchichte des ſchwachen, alle Kräfte ängſtlich zu Rathe haltenden Staats Epochen des Stillſtandes, der Ermattung, auf Zeiten der Reform, des Aufſchwungs. Beim Ueberblicken längerer Zeiträume iſt jedoch der regelmäßig fortſchreitende innere Ausbau des Staats unverkennbar. Der große Kurfürſt verbindet, noch vor Colbert, das Nebeneinander ſelbſtändiger Provinzen zu einem Staate; der zweite preußiſche König ſchafft, lange vor dem Conſul Bonaparte, die Grundzüge einer geordneten, modernen Verwaltung; Friedrich der Große bringt die geſicherte Rechtspflege und die Anfänge der geiſtigen Freiheit hinzu. Dann folgt in den Napoleoniſchen Tagen jene durchgreifende ſociale Revolution, welche die Selbſtverwaltung der Gemeinden gründet, dem Bauer und Handwerker die ſociale Freiheit giebt, an die Stelle des geworbenen Heeres das Volk in Waffen ſetzt und den rauhen Militärſtaat auch zu einem Mittelpunkte deutſcher Geiſtesbildung erhebt. Nach der ungeheuren Anſtrengung des Freiheitskrieges tritt dann im preußiſchen Staate eine lange Stille ein, derweil die ſüddeutſchen Staaten eine Zeit lang in den Vordergrund unſeres politiſchen Lebens treten. Selbſt in dieſer öden Epoche ſtockt die Entwickelung des Staates nicht gänzlich. Ein alter Lieblingsplan ſeiner Fürſten, die Union der evangeliſchen Kirchen, wird verwirklicht. Wie dieſer Staat vordem in den Tagen calviniſtiſcher und lutheriſcher Verketzerung ſich über die Parteien des Proteſtantismus zu erheben verſtand, ſo wagt er jetzt, wenngleich taſtend und vielfach irrend, eine Stellung über allen religiöſen Parteien einzunehmen. Trotz der ſchweren Laſten, die er ſeinen Bürgern auflegt, trotz des Beamtenhochmuths und der polizeilichen Quälerei beginnen die neuen Provinzen, ſehr langſam freilich, mit den alten zuſammenzuwachſen. Unter Friedrich Wilhelm IV. erhebt ſich ſodann jener zehnjährige Verfaſſungskampf, der mit all ſeinen Zeichen arger politiſcher Unreife doch eine ernſtere Beachtung verdient, als ihm in den Kleinſtaaten gemeinhin geſchenkt wird. Nicht freiwillig, in dynaſtiſcher Berechnung, wie in Baiern, brachte hier der Hof dem Volke eine Verfaſſung entgegen, nicht durch einige kleine Straßenaufläufe, wie in Sachſen, ließ ſich hier eine ſchwache Dynaſtie bekehren. Ein herriſches, mächtiges Königshaus vielmehr, das wie kein zweites in Deutſchland ſich rühmen durfte ſeinen Staat geſchaffen zu haben, mußte gezwungen werden in harten Kämpfen zur Erfüllung des verpfändeten Königswortes. Als endlich nach dem Vereinigten Landtage, nach der Revolution und der Reaction ein bitterſter Feind des conſtitutionellen

Weſens das Papier unterſchrieb, das ſich zwiſchen ihn und ſein Volk ſtellte, da ward durch das Weichen des Widerwilligen bewieſen, daß hier eine hiſtoriſche Nothwendigkeit ſich vollzog. Sehr gering war das Maß politiſcher Rechte, das die von Anfang an arg mißhandelte Verfaſſung dem Volke gewährte, um ſo wichtiger eine andere Segnung, die ſie brachte: die Staatseinheit Preußens ward jetzt erſt ganz zur Wahrheit.

Sehr ſcharf geſchieden ſtanden noch auf dem Vereinigten Landtage die Provinzen einander gegenüber; heute umſchließt gemeinſames Parteiweſen die Geſinnungsgenoſſen in allen Theilen des Staats. Nach einigen Jahren abermaliger Erſchlaffung hat ſich nun in dieſem jungen, der Vernichtung kaum entronnenen Verfaſſungsleben der erſte ernſthafte Kampf um die Hauptfragen des Parlamentarismus entſponnen, den Deutſchland je geſehen. Allerdings „parlamentariſches Syſtem oder abſolute Regierung mit ſcheinconſtitutionellen Formen?“ — dieſe große Frage bildet den Kern der jüngſten Kämpfe in Preußen. Der letzte Hort des Abſolutismus ſoll genommen werden, das Parlament verlangt ein wahrhaftes Steuerbewilligungsrecht und die Befugniß, auch über die Organiſation des Heeres zu beſchließen. Die meiſten Kleinſtaaten haben ein Menſchenalter conſtitutioneller Erfahrungen vor Preußen voraus. In Süddeutſchland iſt längſt vollzogen der Bruch mit dem Feudalismus, welchen Preußen erſt begonnen hat. Und doch hat die preußiſche Volksvertretung früher als irgend eine andere in Deutſchland die entſcheidende Frage des parlamentariſchen Syſtems aufgeworfen. In einigen Kleinſtaaten — ſo im Königreiche Sachſen — ſteht, trotz des älteren Verfaſſungslebens, die politiſche Einſicht und Thatkraft des Volkes zu tief, als daß man den rückſichtsloſen Kampf mit dem Abſolutismus wagen könnte: man bewilligt Alles, was die Regierung verlangt, und ſchaut dann mit wohlgefälliger Verachtung auf die weiſe vermiedenen „preußiſchen Zuſtände“ herab. In anderen Kleinſtaaten, wo die politiſche Bildung des Volkes ebenſo entwickelt iſt wie in Preußen, umgeht entweder die Dynaſtie klüglich jeden ernſthaften Streit mit der Volksvertretung, oder die Enge der Verhältniſſe verbietet den nothwendigen Gegenſätzen, welche jeder conſtitutionelle Staat enthält, ſich im offenen Streite zu meſſen. Kein Volksrecht aber im Verfaſſungsſtaate iſt geſichert, das nicht erworben ward durch den Schweiß des Volkes. Möglich, ja wahrſcheinlich, daß die Volksvertretung Preußens vorerſt unterliegt. Aber es liegt in der Natur ſolcher Fragen, daß ſie immer wieder aufleben, ſobald ein Volk ſie erſt einmal aufgeworfen

hat. Für den Augenblick freilich bietet Preußen das Schauspiel unseliger Verwirrung. Noch auffälliger und gehässiger als in den meisten Kleinstaaten zeigt sich hier jenes unvermittelte Nebeneinander feudaler, bureaukratischer und constitutioneller Institutionen, welches den modernen deutschen Staat bezeichnet. Durch eine lange Reihe von Octroyirungen und Verfassungsverletzungen, durch das leichtfertige Schaffen und Abändern vieler Gesetze ist dem Volke die alte strenge politische Zucht, das Vertrauen auf das Gesetz und der Glaube an eine friedliche Fortbildung des Staates schwer gefährdet worden. Das stolze Wort: il y a des juges à Berlin wird heute nicht mehr mit der alten Zuversicht ausgesprochen. Das Parteileben offenbart alle Mängel der Jugend und zugleich eine unerfreuliche Verbitterung, da der politische Streit sich mit dem socialen Kampfe des Adels gegen das Bürgerthum vermischt. Nicht groß ist die Zahl der staatsmännischen Talente, ja sogar an dem rechten Fleiße in der politischen Arbeit fehlt es noch. Selbst die Parteiführer widmen meist nur einige Mußestunden dem Staate: — eine erklärliche Erscheinung allerdings in einem jungen Verfassungsstaate, in einem Volke mit nur halb entwickeltem Selfgovernment und mäßigem Wohlstande, aber immerhin eine beschämende Wahrnehmung, wenn wir bedenken, daß viele Mitglieder des jungen italienischen Parlaments der Politik allein leben und in den Nachbarländern eifrig verkehren, um Verbindungen anzuknüpfen und fremde staatliche Zustände kennen zu lernen. Noch kämpft man in Preußen um die Verfassung, nicht auf ihrem Boden; und während in der Feudalpartei die frivole Mißachtung jedes Rechts unverhüllt hervortritt und ein Theil des Beamtenthums den gewissenhaften gesetzlichen Sinn der alten Zeit nicht mehr bewährt, steht auf Seiten der Vertheidiger des Landesrechts stark vertreten das Manchesterthum mit seiner Gleichgiltigkeit gegen die nationalen Aufgaben und die auswärtige Politik Preußens, mit seiner engherzigen Parteiverbissenheit, seiner unsterblichen Unfähigkeit Machtfragen zu verstehen.

Trotz alledem bleibt Preußen der einzige deutsche Staat, der den Kampf um das parlamentarische System ernstlich begonnen hat. Und wenn wir uns erinnern, daß von je her in diesem Staate jeder, auch der geringste Fortschritt im Innern wie nach außen nur durch schwere Arbeit errungen ward und jede Reform durchgesetzt werden mußte gegen den Widerstand derselben feudalen Mächte, welche heute dem constitutionellen Staate widerstreben, wenn wir ferner gedenken, daß der Verfassungsstaat hier aus gesunden Wurzeln, aus der socialen Freiheit, der allgemeinen

Wehrpflicht und der Selbſtverwaltung der Gemeinden, langſam und ſtätig emporgewachſen iſt, daß Zucht und Freiheit von je her die Lebensluft dieſes Staates waren und das ungeſchulte Volk ſeine Rechte bereits mit zäher Ausdauer vertheidigt hat: ſo kann uns der letzte Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft ſein. Der Volksunterricht, die Wehrverfaſſung, das Gemeindeweſen, das Recht des Grundbeſitzes und der Gewerbe — alle dieſe wichtigſten Verhältniſſe des ſocialen und politiſchen Lebens ſind in Preußen erſt im Verlaufe dieſes Jahrhunderts neu geordnet. Daß ein ſo junger Staat ſich zum Parlamentarismus nur unter harten Kämpfen und wiederholten Rückſchlägen hindurchringt, wird keinen ruhigen Beobachter Wunder nehmen. Man vergleiche das preußiſche Parteileben, wie unreif es ſein mag, mit den Kleinſtaaten, welche im Grunde nur Eine wirkliche Partei beſitzen, die ultramontane. Man ſtelle die großen preußiſchen Parteiblätter neben die ungeheure Mehrzahl der kleinſtaatlichen, und man wird geſtehen müſſen, daß jene einflußreicher ſind als dieſe und, vornehmlich in volkswirthſchaftlichen Fragen, einen weiteren Geſichtskreis beherrſchen. Die politiſche Bildung in Preußen iſt ſicher durchſchnittlich nicht reifer als in den kleinen Staaten, aber die größeren Verhältniſſe üben unvermeidlich einen fördernden Einfluß auf das Parteileben.

Wenn man in den Kleinſtaaten fähig wäre, ohne Scheelſucht auf den größeren Genoſſen zu ſchauen, ſo müßte alle Welt in der Anerkennung übereinſtimmen, daß Preußens Geſchichte ſeit 1815 mit all ihren dunklen Schattenſeiten im Ganzen das Bild eines wirthſchaftlich und politiſch aufſtrebenden Staates bietet. In keinem andern deutſchen Gau haben ſeit 1815 Wohlſtand und Bildung einen ſo mächtigen Aufſchwung genommen, wie in dem preußiſchen Rheinlande. Solche Blüthe dankt die Provinz nicht allein der Gunſt des Bodens, der Weltlage und dem Fleiße ihrer Bewohner, ſondern auch der preußiſchen Geſetzgebung. Die rheiniſchen Lande unter franzöſiſchem und kleinſtaatlichem Scepter ſind in derſelben Zeit weit langſamer fortgeſchritten. Sehr bedeutſam ſpiegelt das Aufſtreben des Staats ſich wider in dem Gedeihen der Hauptſtadt. Der Staat hat für Berlin weniger gethan als mancher Kleinfürſt für ſeine Reſidenz. Der alte künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Ruhm der preußiſchen Hauptſtadt iſt in jüngſter Zeit über Gebühr vernachläſſigt worden. Allein die unabänderliche Nothwendigkeit der volkswirthſchaftlichen Entwickelung hat die Stadt im Sande der Mark ſchneller anwachſen laſſen, denn irgend eine unſerer größeren Städte.

Berlin ist längst unser erster Industrieplatz, es behauptet den Vortritt unter den Agriculturproductenmärkten und steht bereits — wie man in dem eifersüchtigen Hamburg sehr wohl weiß — im Begriff, auch unser erster Geldmarkt und Wechselplatz zu werden. Dies rasche Fortschreiten ist durchaus natürlich, denn die Ungunst der geographischen Lage wird, bei unsern verbesserten Verkehrsmitteln, reichlich aufgewogen durch die großen Vortheile, worüber der Mittelpunkt eines mächtigen Staates gebietet. Die Creditwirthschaft, welche die alten Formen des Geldverkehrs mehr und mehr verdrängt, bedarf der Centralisation. In Berlin hat die Volkswirthschaft des Zollvereins ihre Hauptstadt gefunden. Binnen weniger Jahre wird die dritte Stadt Europas sich zu den Großstädten im modernen Sinne zählen dürfen, und der Politiker kann nicht zweifeln, wo der deutsche Staat der Zukunft seine Hauptstadt zu suchen habe. Manche unserer süddeutschen Freunde werden solche Behauptungen lästerlich finden. Ihnen geben wir zu bedenken, daß es sich hier nicht darum handelt, ob der Kreuzberg und der Thiergarten eine schöne Gegend sind, auch darum nicht, ob das „Jott straf' mir" uns Oberdeutschen wohllautend ins Ohr klingt — sondern um harte reale Thatsachen der Politik und Volkswirthschaft, welche stärker sind als unsere gemüthlichen Abneigungen.

In der arbeitsvollen Schule dieses Staates wurden dem Volke stets sehr schwere politische Pflichten aufgebürdet. Wenn die Staatsmänner der Kleinstaaten höhnisch auf die harte allgemeine Wehrpflicht in Preußen weisen, und Preußens Manchestermänner nach der Wohlfeilheit des kleinstaatlichen Regiments sehnsüchtig hinüberschauen, so bewähren sie eine erstaunliche Kurzsicht. In allen zertheilten Völkern fällt zuletzt die Führung jenen Stämmen zu, welche durch strenge politische Mannszucht hervorragen und die Idee der Pflicht im Staate am kräftigsten durchgebildet haben. Kraft dieses Gesetzes sind die genialen Athener und Florentiner von den harten Spartanern und Piemontesen überflügelt worden, und auch Preußen wird dereinst die Früchte jener rauhen staatlichen Zucht ernten, welche Hoch und Niedrig an entsagende Pflichterfüllung um des Staates willen gewöhnt. Ein Mann, dem Niemand Vorliebe für die bureaukratischen Formen des preußischen Staates nachsagen darf, Richard Cobden, sprach noch kurz vor seinem Tode die zweifellose Zuversicht aus, daß den Preußen die Führung Deutschlands zufallen müsse kraft derselben Nothwendigkeit, welche die Neu-Engländer zu dem Führeramte in der Union berufe. Am preußischen Hofe lebt

ein starker dynastischer Stolz; dennoch hat kein preußischer König eine rein dynastische Politik verfolgt, sie alle haben, oftmals irrend und mit falschen Mitteln, doch mit redlicher Selbstüberwindung für ihren Staat gesorgt und geschafft und hoch in Ehren gehalten das Wort ihres Ahnherrn: „möge dieser Staat blühend dauern bis an das Ende der Zeiten." Stellet dies Schlußwort aus dem Testamente Friedrich's des Großen neben die Reden des Welfenkönigs, welche dem urangestammten welfischen Hause eine Regierung bis an das Ende der Tage voraussagen: — und der Gegensatz der preußischen und der kleinstaatlichen Politik tritt Euch überraschend vor Augen. Solche Vorzüge dankt Preußens Volk und Königshaus nicht einer überlegenen natürlichen Begabung, sondern allein dem großen Horizonte eines wirklichen Staates.

Diese lebendige Staatsgesinnung richtet sich, wie natürlich, trotzig und stolz nach außen. Mit Unrecht spottet man in den Kleinstaaten, Friedrich der Große habe die preußische Nation erfunden. Unverkennbar besteht, als eine gewichtige Macht, ein preußisches Gesammtbewußtsein. Noch trägt es den Charakter der Unreife, der Unsicherheit, und auch durch diese Schwächen erscheint Preußen als ein Mikrokosmos des deutschen Lebens. Bei den Einen offenbart sich der preußische Stolz als unverständige, gehässige Prahlerei. Anderen ist in der Verbitterung des Parteikampfes die gerechte Würdigung der unzweifelhaften Vorzüge ihres Staats abhanden gekommen. Einen einflußreichen preußischen Manchestermann hörte ich die unverzeihlichen Worte sagen, es sei doch Schade, daß das aufgeklärte Industrieland Sachsen in Folge der Schlacht von Mühlberg seine leitende Stellung in Deutschland verloren habe! Aber wie sehr auch Einzelne sündigen mögen durch Ueberhebung oder Verbitterung: in der ungeheueren Mehrheit des preußischen Volkes lebt ein wohlberechtigtes, gesundes Selbstgefühl. Der bessere Theil der preußischen Junkerpartei hat ein Vaterland, das hannoversche, das mecklenburgische Junkerthum hat keines. Und wer darf schelten, wenn der Preuße mit Stolz auf jene Fahnen blickt, die für uns bei Roßbach und Dennewitz in den Kampf zogen? Die Lichtpunkte der preußischen Geschichte waren zugleich die Höhepunkte der neuen Geschichte Deutschlands; darum steht der preußische Particularismus unserem nationalen Leben ganz anders gegenüber als der Particularismus der Kleinstaaten. Tausende unter den Kriegern des Freiheitskriegs haben lediglich kämpfen wollen für den preußischen Staat, und doch, wer darf verkennen, daß sie als Deutsche empfanden, für Deutschland

fochten? Man sagt gemeinhin, das deutsche Nationalgefühl sei in den Kleinstaaten lebendiger als in Preußen. Ich bestreite das. So viel ist sicher, die Gebildeten in den kleinen Staaten empfinden schmerzlicher als die Preußen die bösen Folgen unserer Zersplitterung. Für die Masse jedoch ist der große Name Deutschland leider überall noch ein schönes, tönendes Wort; sie zeigt da das stärkste Nationalgefühl, wo die großen nationalen Erinnerungen am lebendigsten sind. Nun kennt jeder pommersche Bauer die echten Helden der neueren Deutschen, die Friedrich und Blücher; ob er sie Preußen oder Deutsche nennt, thut nichts zur Sache, wenn nur der Stolz auf ihren Ruhm im Volke lebendig ist und der Wille, daß die Enkel der Ahnen werth sein sollen. Der Masse der kleinen Staaten sind diese Heldenbilder unzweifelhaft weniger vertraut. Unsere Stämme sind alle gleich edel und gleich deutsch, und es ist nicht wohlgethan, den Preußen, die weit mehr als wir Anderen für Deutschland geopfert haben, nachzusagen, sie empfänden nichts für das große Vaterland. Nur jener preußische Particularismus ist der nationalen Sache gefährlich, welcher Preußen absperren will von dem wahren Quell seiner Macht, von dem deutschen Leben, die Nachbarn durch junkerhaften Uebermuth beleidigt und jede Machterweiterung des eigenen Staates, ja sogar den Besitz der westlichen Provinzen mit Mißgunst betrachtet. Wenn aber die Preußen von der schwer errungenen Macht ihres Staates, von der einzigen wirklichen staatlichen Macht, die in Deutschland besteht, kein Titelchen opfern wollen, so mag solche Gesinnung — wie jede Absonderung eines Gliedes von dem großen Ganzen — die Nachbarstämme auf Augenblicke verletzen: billige Prüfung wird zugestehen, daß diese Denkweise eine gerechte und gut deutsche ist.

Man sieht, das Verhältniß Preußens zum deutschen Vaterlande war immer zweischneidig. Wohl danken wir diesem Staate die Befreiung vom fremden Joche und jede Eroberung, deren das neue Deutschland sich erfreut. Aber wenn Preußen für uns sein Schwert zog, so hat es sich stets nach eigenem Ermessen dazu entschlossen. Nur selten war eine klare Erkenntniß der Pflichten gegen Deutschland im preußischen Staate lebendig. Wenn seine Thaten der deutschen Nation zugute kamen, so lag dem lediglich die Thatsache zu Grunde, daß jede deutsche Lebensfrage nothwendig eine Lebensfrage ist für den größten deutschen Staat und umgekehrt. Derselbe Staat, dem Deutschland so tief verpflichtet ist, hat eifersüchtiger als irgend ein Kleinstaat seine Selbständigkeit behauptet, er hat mit wacher Sorge eine preußische Staatsgesinnung

unter ſeinen Bürgern großgezogen. Er rebellirte gegen das heilige Reich und wies weit von ſich jeden Gedanken ernſtlicher Unterwerfung unter die deutſche Bundesgewalt, ja er iſt fort und fort auf Koſten deutſcher Bundesgenoſſen gewachſen. Iſt es ein Wunder, daß ein ſolcher Staat Vielen als ein Räthſel erſcheint, daß manche wohlmeinende Patrioten alles Ernſtes meinen, ſein Daſein ſei ein Fluch für Deutſchland, ſei der höchſte Triumph des vermeſſenen Particularismus? Die alſo reden vergeſſen, daß eine europäiſche Macht ſich nie einem fremden Willen unterordnen darf, und daß ſeit Jahrhunderten eine „rein-deutſche" Macht, welcher Preußen ſich hätte fügen ſollen, nicht exiſtirt hat.

Nur halbwahr freilich iſt Machiavelli's berühmtes Wort, daß ein Staat ſeine Macht durch dieſelben Mittel erhält, wodurch ſie gegründet ward. Wörtlich verſtanden würde dieſer Ausſpruch jede hiſtoriſche Entwicklung abſchneiden, aber er enthält die große Wahrheit, daß ein Staat mit ſeiner Geſchichte nicht gänzlich brechen kann. So kann auch Preußen ſchlechterdings nicht verzichten auf das Beſtreben, auch fürderhin deutſche Lande mit ſeinem Gebiete zu vereinigen oder mindeſtens ſeine Nachbarlande ſeinem Einfluſſe dienſtbar zu machen. Ein Blick auf die Karte muß jeden urtheilsfähigen Mann, der nicht ſeine Meinung hinter gleißneriſchen Phraſen verſtecken will, davon überzeugen, daß Preußens heutiger Beſitzſtand ein Proviſorium iſt. Man weiß, wie Fürſt Metternich auf dem Wiener Congreſſe jubelte, Preußen ſei durch den Beſitz des Rheinlandes mit Frankreich compromittirt! Kein ſtolzer Staat hat die Pflicht, ruheſelig zu verharren in einer Lage, die ein Werk ſeiner Feinde iſt. Allerdings „bis zum Lächerlichen irrig", wie Herr v. Radowitz wahrheitsgetreu berichtet, war der Argwohn, welcher gegen die Eroberungsluſt Friedrich Wilhelm's IV. gehegt ward. Aber nie wird dieſer Argwahn gegen Preußen ſchwinden, ſo lange dieſe Macht das zu ihrer Abrundung unentbehrliche Gebiet noch nicht erlangt hat. Gemüthliche Leute preiſen das Lieblingswort Friedrich Wilhelm's IV.: melius bene imperare quam imperia ampliare. Ein ſolcher Ausſpruch ehrt die Weisheit eines Beherrſchers des orbis terrarum, doch er wird ſinnlos im Munde eines Fürſten, der einen noch unfertigen Staat regiert. Wie in den Tagen Friedrich's des Großen, ſo wird auch im neunzehnten Jahrhundert eine Zeit kommen, da es nicht mehr möglich ſein wird, den preußiſchen Staat gut zu regieren, wenn nicht zuvor ſein Reich erweitert worden. Preußens Machterweiterung wird allmählich zu einer Forderung der Gerechtigkeit. Mit den ſchwerſten Opfern

unterhält dieſer Staat den weitaus größten Theil unſerer feſten Plätze im Oſten und im Weſten. Weil die Kleinſtaaten unverbeſſerlich jeder Reform des Bundesheerweſens widerſtreben, muß er ſein Volk mit harter Wehrpflicht beſchweren, um ſich und uns zu ſchützen. Seine Offiziere drillen die Truppen der Kleinſtaaten, ſeine Gießereien verſorgen die Mittelſtaaten mit gezogenen Geſchützen. Zum Dank für all dies hat er die gewiſſe Ausſicht, bei allen wichtigen Abſtimmungen am Bundestage zu unterliegen, und die ſehr wahrſcheinliche Ausſicht, daß ſeine eigenen Geſchütze gegen ſeine Truppen ſpielen werden. Man gedenke der Erfahrungen des Herbſtes 1850. Beim Beginne des Feldzugs von 1806 ſchrieb die Regierung von Mecklenburg-Schwerin nach Berlin: „So dankbar des Herzogs Durchlaucht den Allerhöchſten k. preußiſchen Schutz verehren und benutzen würden, wenn Sie Sich in Gefahr glaubten, ſo dringend ſind wir dagegen unter den jetzigen Umſtänden befehligt, eine Beitragsleiſtung zu den Laſten der Verpflegung ganz ergebenſt zu verbitten.“ Dieſe Worte ſind der claſſiſche Ausdruck jener Geſinnung, welche die kleinen Cabinette Preußen gegenüber jederzeit beſeelt hat: man iſt herablaſſend genug, ſich von Preußen retten zu laſſen, und betrachtet jedes Verlangen nach einer ernſthaften Gegenleiſtung als einen Eingriff in die angeſtammte Selbſtändigkeit. Wo iſt in ſolcher Lage jenes Gleichgewicht der Rechte und der Pflichten zu finden, das allein einer politiſchen Verbindung Dauer und Sicherheit gewährt? Im Falle eines Krieges mit Frankreich ſieht ſich Preußen gezwungen, Hannover und Kurheſſen proviſoriſch als ſeine Provinzen zu behandeln: ſo ganz unhaltbar iſt die Vertheilung ſeines Gebietes. Auch die ethnographiſche Zuſammenſetzung des Staates iſt keineswegs glücklich; ein wahrhaft geſundes Staatsleben wird in Preußen dann erſt gedeihen, wenn dem Staate noch andere deutſche Stämme zugewachſen ſind, welche die natürliche Vermittlung bilden zwiſchen Rheinland und Pommern. So wird der Staat durch die ſchwerſten Gründe der Selbſterhaltung fort und fort auf die Erweiterung ſeines Gebietes hingewieſen; der Ehrgeiz, ſagte Friedrich v. Gagern ſchon vor einem Menſchenalter, iſt die Bedingung ſeiner Exiſtenz. Wie aber kann dieſer wohlberechtigte Ehrgeiz heute befriedigt werden? Alle anderen Großmächte ſind bereits nahezu im Beſitze ihrer natürlichen Grenzen; ihnen, allerdings, fällt es leicht mit Napoleon III. zu verſichern, heute ſei man ſtärker durch moraliſchen Einfluß als durch unfruchtbare Eroberungen. Sie finden außerhalb Europas reiche Gelegenheit fort und fort ihr

Gebiet zu erweitern; dagegen ſchauen tauſend mißtrauiſche Augen feindſelig auf jeden Verſuch einer Großmacht, ſich in unſerem Welttheile zu vergrößern. Soll in ſo unvergleichlich ſchwieriger Lage Preußen auf den Gedanken der Machterweiterung verzichten, mit den geprieſenen „moraliſchen Eroberungen“ ſich begnügen und den Plänen unſerer Föderaliſten ſich gefällig erweiſen?

Seine größten Erfolge nach außen verdankt Preußen Friedrich dem Großen und jenen Staatsmännern, welche die Gedanken des großen Königs treulich bewahrten und weiter bildeten. Will Preußen nicht mit ſeiner Geſchichte brechen, ſo wird es auch künftighin die Ziele der fridericianiſchen Politik verfolgen müſſen; nur hat der Staat heute mit andern Mitteln zu wirken als vor hundert Jahren. Betrachten wir etwas näher die Grundzüge dieſer Staatskunſt. — Nachdem ſein Vater ſo lange lauernd „mit geſpanntem Hahn“ dageſtanden, ohne jemals loszudrücken, belebte Friedrich die preußiſche Staatskunſt wieder durch jenen Geiſt durchgreifender Thatkraft, kühnen Entſchluſſes, den er nicht müde wird auf jeder Seite ſeiner Werke den Nachkommen einzuſchärfen. Toujours en védette! Tout soit force, nerf et vigueur — ſolche heldenhafte Staatskunſt war das gerade Gegentheil der Politik der freien Hand. Nun gar die Staatsweisheit des Herrn v. Radowitz, die ſich fröhlich rühmte, den Zweck zu wollen aber nicht die Mittel — ſie wäre dem großen Könige einfach erſchienen als unerhörte Schwäche, die der Wirkung nach dem Landesverrathe gleichkam. Nur ein Cavour hatte das Recht verächtlich zu lachen über den „Hamletcharakter“ der neueren preußiſchen Staatskunſt; die Politiker unſerer Kleinſtaaten, die in dieſen Tadel freudig einſtimmen, würdigen ſelten nach Gebühr die ungeheuren Schwierigkeiten, welche das Mißverhältniß ſeiner geiſtigen und ſeiner materiellen Mittel jedem kühnen Schritte Preußens entgegenſtellt. Aber gewiß wird nur die Wiederbelebung jenes fridericianiſchen Geiſtes den Staat wieder befähigen, ein entſcheidendes Wort in Europa zu ſprechen.

Auch ein Friedrich der Große konnte eine kühne Politik nach außen nicht führen, wenn er nicht den beſtverwalteten, den im guten Sinne modernſten deutſchen Staat ſeiner Zeit regierte. Preußen hat ſeine großen Siege über auswärtige Feinde regelmäßig dann erfochten, wenn es durch ausgebildete moderne Inſtitutionen ſeinen Nachbarn ein Vorbild war. Wenden wir dieſe durchgehende Erfahrung auf die Gegenwart an, ſo kann nur die Verblendung meinen, Preußen werde

ſtärker daſtehen nach außen, wenn man den Schatten des im März 1848 ruhmlos geſtürzten Abſolutismus aus dem Grabe heraufbeſchwöre. Ehrliche Durchführung, Ausbau der Verfaſſung iſt für Preußen längſt nicht mehr eine Freiheitsfrage, nein, eine Machtfrage. Der Staat iſt ſchwach, allenfalls im Stande Dänemark zu bändigen, aber nimmermehr befähigt eine deutſche Politik im großen Sinne auf die Dauer zu führen, ſo lange die ungeheuere Mehrheit der Bürger ſich grollend oder theilnahmlos abwendet von der Krone. Nur wenn die Krone ſelber zurückkehrt auf den Boden der Verfaſſung, wird ſie die Parteien, die heute in der Hitze des Kampfes den Staat oftmals vergeſſen über der Partei, zurückführen zum Staate, zum ſtrengen altpreußiſchen Pflichtgefühle. Die von der Demokratie erſehnte Umbildung Preußens zu einem deutſchen Belgien kann nur das Werk langjähriger Entwickelung ſein; ja, es bleibt fraglich, ob ein Staat, der eines ſtarken Heeres und einer rührigen auswärtigen Politik nicht entrathen kann, ſeine executive Gewalt in demſelben Maße ſchwächen darf, wie dies in dem kleinen Nachbarlande geſchehen iſt. Nicht darauf kommt es an, daß die Grundſätze des extremen „Fortſchritts“ verwirklicht werden in dieſem Staate, der ſo viele wohlberechtigte conſervative Elemente enthält; ſondern darauf zunächſt, daß Recht und Frieden, Zucht und Eintracht in Preußen hergeſtellt werden. Dann wird Preußen abermals, wie in den Tagen des großen Königs, der am reifſten ausgebildete deutſche Staat ſein; denn es wird ſeine Verfaſſung nicht, wie die meiſten Kleinſtaaten, dem Glücke danken, ſondern der ehrenhaften, nachhaltigen Arbeit ſeines Volkes. Es iſt denkbar, daß auch eine preußiſche Regierung, welche der Verfaſſung ſpottet, durch kühnes Benutzen einer europäiſchen Kriſis ihrem Staate eine heilſame Gebietserweiterung verſchafft; auf die Dauer behaupten würde Preußen ſolche Erwerbungen nur dann, wenn es ſich Frieden ſchafft im eigenen Hauſe.

Ein anderer fruchtbarer Grundſatz der fridericianiſchen Staatskunſt war: völlige Selbſtändigkeit der auswärtigen Politik, die ſchlechthin kein anderes Intereſſe berückſichtigen darf als das Wohl des eigenen Staats — ein Gedanke, ſelbſtverſtändlich wie das Einmaleins, und doch faſt abhanden gekommen in einer langen Epoche legitimiſtiſcher Grillen und conſervativer Tendenzpolitik. Nur Unkunde oder Verleumdung beſchuldigt den großen König der grundſätzlichen Feindſchaft gegen Oeſterreich. Aus Friedrich's letzten Regierungsjahren mag Jedermann lernen, daß er auch dem ſüdlichen Nachbar gegenüber jene leiden-

schaftslose Freiheit des Entschlusses, welche dem großen Staatsmanne ziemt, sich durchaus bewahrte. Doch allerdings wußte er nichts von jener ängstlichen Schonung, welche seine Vorgänger allzulange zum Unheil ihres Staats gegen Oesterreich geübt. Er wagte, unbekümmert um das Geschrei der Reichspatrioten, das Schwert zu ziehen gegen Oesterreich, wenn das Wohl seines Staates gebot, und die dankbare Nachwelt bekennt, daß sein Krieg um Schlesien dem Erfolge nach ein deutscher Krieg gewesen. Solche großartige Selbständigkeit der Entschließung ist dem preußischen Staate seit dem Wiener Congresse oftmals verloren gegangen. Während man am Wiener Hofe keinen Augenblick sich täuschte über den Gegensatz der Interessen Preußens und Oesterreichs, ward in Berlin die Allianz mit Oesterreich ein heiliges politisches Dogma; die Welt, sagte Fürst Hardenberg, sollte nicht einmal ahnen, daß ein Zerwürfniß zwischen beiden Mächten möglich sei. Die Folge war, daß Preußen thatsächlich ausschied aus der Reihe der Großmächte, und Fürst Metternich das hoffärtige Wort sprechen konnte: je réponds de la Prusse. Allerdings trug der Wiener Congreß einen guten Theil der Schuld an dieser schwächlichen Haltung Preußens; er hatte den deutschen Großstaat sehr geschwächt, und Jahrzehnte mußten vergehen, bevor Preußen wieder innerlich gekräftigt war. Aber auch höchstpersönliche romantische Stimmungen hatten an dieser verkehrten Staatskunst starken Antheil. Friedrich Wilhelm IV. hat nie den Eindruck jenes Tages überwunden, da seine edle Mutter ihn zum ersten Male mit der Uniform bekleidete und ihn ermahnte, die unglücklichen österreichischen Brüder zu rächen. Das Testament Friedrich Wilhelm's III., das die Allianz der Ostmächte den Nachfolgern als unantastbaren politischen Grundsatz empfiehlt, ist leider noch bis zu dieser Stunde eine Macht in Preußen. Noch heute lebt in einer starken Partei der doctrinäre Aberglaube an die Solidarität der conservativen Interessen des Ostens, und lernt man ja einmal von dem großen Wandel der Zeiten, daß die politische Dogmatik machtlos ist im Leben der Staaten, dann schreitet man an das Nothwendige wie mit bösem Gewissen, man erschrickt vor der eigenen Kühnheit, bleibt stehen auf halbem Wege: — so im Jahre 1850, so wieder während des italienischen Krieges. In unvergeßlichen Tagen hat Preußen das gute Recht erobert, als eine Großmacht zu gelten. Wenn jüngst ein verdienter Führer der preußischen Opposition dem Staate diesen Kitzel austreiben wollte, so beweist dieses, gelinde gesagt, der schlimmsten Mißdeutung fähige Wort nur

auf's neue, wie sehr selbst wohlgesinnten Preußen in der Gehässigkeit der jüngsten Parteikämpfe der preußische Stolz geschwunden ist. Was solcher Rath für Preußen bedeute, ermesse man an der Thatsache, daß Preußens bitterste Feinde, die Particularisten der Kleinstaaten, gleichfalls fort und fort versichern, Preußen müsse endlich verzichten auf den thörichten Großmachtstraum! Die Großmachtsstellung Preußens bleibt so lange eine Täuschung, als dieser Staat nicht wiederum gelernt gegen Oesterreich mit derselben rücksichtslosen Freiheit zu handeln, wie gegen Frankreich oder England. Preußens jüngste handelspolitische Erfolge und die vortrefflichen Worte über die Stellung zu Oesterreich, welche in den preußischen Noten zur Zeit des Frankfurter Fürstentages ausgesprochen wurden, berechtigen zu der Hoffnung, daß seine Regierung endlich die Selbständigkeit des Staats unbedingt behaupten wird. So lange die Bundesverfassung besteht, mag es für Preußen unter Umständen gerathen sein, über einzelne Fragen der deutschen Politik sich eher mit Oesterreich als mit den Kleinstaaten zu verständigen; denn ein Staat verhandelt natürlich lieber mit der Macht als mit der Ohnmacht. Solche Verabredungen mit dem Donaureiche sind nur dann ungefährlich, wenn Preußen sich dadurch nicht für immer die Hände bindet, sondern fest entschlossen sich im Stillen vorbehält, zur guten Stunde ohne jede Pietät mit dem getreuen Alliirten abzurechnen und ihn aus seiner herrschenden Stellung in Deutschland zu verdrängen. Dem Geschrei der Reichspatrioten wird eine selbstbewußte preußische Staatskunst heute so wenig entgehen, wie im Jahre 1740. Die Ausbrüche teutonischer Gefühlspolitik darf Preußen vornehm verachten, wenn seine Leiter der ruhigen Ueberzeugung leben, daß jedes verständige Wirken für Preußens Macht unfehlbar Deutschlands Macht erhöht.

Noch einen unvergänglichen Grundsatz hat Friedrich der Große seinen Nachfolgern hinterlassen: die Pflicht, die Macht ihres Staates in Deutschland fortschreitend zu erweitern. Hier mehr noch als im inneren Staatsleben wird offenbar, daß die Factoren, womit der Staatsmann rechnen muß, sich inzwischen von Grund aus geändert haben. Für immer dahin ist die Zeit der Cabinetskriege. Nicht mehr willenlos wechseln heute die Völker ihren Herrn. Die kühne Lehre des Grotius, keine Eroberung sei gerecht, wenn sie nicht bestätigt worden durch den Willen des Volkes — dieser Gedanke, unverstanden von den Zeitgenossen, ist heute ein Gemeingut der gebildeten Völker. Das

deutſche Nationalbewußtſein iſt eine Macht geworden, viel ſchwächer, leider, als die Redner unſerer Volksverſammlungen meinen, aber doch eine Macht, deren Niemand ungeſtraft ſpottet. Während Friedrich der Große für Deutſchland handelte und dabei nur ſehr dunkel empfand, daß er ein Deutſcher ſei, iſt heute eine erfolgreiche preußiſche Staatskunſt nicht mehr möglich ohne ein klares Bewußtſein der Pflichten Preußens gegen das große Vaterland. In dieſem Sinne — aber auch nur in dieſem — iſt die Mahnung wohlbegründet, Preußen ſolle in Deutſchland aufgehen. In der That muß jeder billige Betrachter des jüngſten Jahrhunderts zugeſtehen, daß Preußen, ſehr langſam allerdings, fortgeſchritten iſt zu hellerem Verſtändniß ſeiner nationalen Pflichten. Sehr wenig entwickelt zeigte ſich dieſes Verſtändniß in den Verſuchen Friedrich's II., das Gleichgewicht in Deutſchland zu erhalten. Doch ſchon in dem Plane des norddeutſchen Bundes vom Jahre 1806 läßt ſich der nationale Gedanke nicht gänzlich verkennen. Mitten aus dem Chaos von Rathloſigkeit und Schwäche, darein Preußen verſunken war, klingt das große Wort: „vor allen Tractaten haben die Nationen ihre Rechte.“ Während der Freiheitskriege und auf dem Wiener Congreſſe ſtritt Preußen für die Unabhängigkeit der Nation und für einen Staatenbund der Deuſchen, der eine Wahrheit ſei. Es folgten die unſeligen Jahre der Verbindung mit Oeſterreich. Völlig entfremdet ſchien Preußen dem Leben unſerer Nation. Als Paul Pfizer den kühnen Plan der preußiſchen Hegemonie ausſprach, da meinte er beſcheiden, dieſer Einfall „werde Vielen unglaublich ſcheinen.“ Und doch, ſelbſt in jener Zeit brach in Berlin der Gedanke der nationalen Politik in allen guten Stunden wieder hervor. Die beiden einzigen großen praktiſchen Fortſchritte der nationalen Einigung, welche die Bundesgeſchichte aufweiſt, ſind Preußens Werk. Friedrich Wilhelm IV. bewirkte, daß unſer Bundesheerweſen doch ein wenig mehr iſt als ein Poſſenſpiel, und auf der Grundlage der preußiſchen Geſetzgebung, unter Oeſterreichs unverhohlenem Widerſtreben, entſtand der Zollverein. Nach der deutſchen Revolution ſodann erhob ſich Preußen zu dem Plane des Bundesſtaats, der Trennung von Oeſterreich. Jammervoll iſt dieſer Verſuch geſcheitert, aber wer iſt ſo harmlos zu glauben, ein großer Staat könne je vergeſſen, daß ihm das deutſche Parlament ein „Anrecht“ gegeben auf die deutſche Krone?

Zwei ſehr beſcheidene und doch ſehr wirkſame Mittel bieten ſich dem preußiſchen Staate, um zu wirken für das Wohl deutſcher Nation

und dadurch seine eigene Macht zu kräftigen. In einem großen Sinne geleitet, kann Preußen auf die inneren Zustände der Kleinstaaten einen sehr folgenreichen Einfluß ausüben. Beide Theile sind eben durch die Natur der Dinge unvermeidlich auf einander angewiesen; das bewährt sich in tausend unscheinbaren Begebnissen des Handels und Wandels, so in dem Curse des preußischen Papiergeldes, das seinen Weg bis in die entlegensten Hütten des Schwarzwaldes findet; es bewährt sich auch in den Wandlungen der deutschen Politik. An dem Vorbilde Friedrich's II. lernte eine entartete Generation deutscher Fürsten, was königliche Pflichterfüllung sei. Wachsam schaute das Auge des großen Königs auf das Gebahren der kleinen Tyrannen; er schritt ein, wenn er meinte, das Maß des Unrechts sei voll. Seitdem hat jeder Umschwung der preußischen Zustände unfehlbar eingewirkt auf die Nachbarstaaten. Das Ministerium Manteuffel beschenkte die norddeutschen Kleinstaaten mit Ministern von seiner Partei. Die nothwendige Folge der Einsetzung der Regentschaft in Preußen war ein liberaleres Regiment in Baiern und mehreren anderen Mittelstaaten und die Wiedereinführung des alten Landesrechts in Kurhessen. Ein innerlich einiges Preußen mit gesicherter Verfassung kann für das Gedeihen maßvoller Freiheit im ganzen Vaterlande Unberechenbares leisten.

Noch undankbarer für den Augenblick, aber verheißungsvoll für die Zukunft ist ein anderes Mittel friedlicher Machterweiterung: Preußen muß fortfahren, für Deutschlands Sicherheit und Wohlstand mehr zu leisten, als alle anderen deutschen Staaten zusammen. Das beliebte Wort „Preußen muß sich die Führerschaft in Deutschland erst verdienen" wird freilich auch von manchen politischen Kindern nachgesprochen, welche sich gebärden, als säße das deutsche souveräne Volk auf dem Throne und könne nach Gutdünken jenem Staate Macht und Ehre schenken, der sich am artigsten bezeige. Ein Körnlein Wahrheit liegt doch in diesem Ausspruche: der Idealismus der deutschen Nation ist nicht gesonnen, sich urtheilslos vor der Macht als solcher zu beugen. Früher oder später wird der preußische Staat den Lohn dafür empfangen, daß die militärischen Kräfte auch seiner nichtbündischen Provinzen zur Sicherung des Bundesgebietes dienen, daß er das Dreifache der vom Bunde vorgeschriebenen Truppenzahl, neun statt drei Armeecorps, unterhält. Der rechte Weg, um Großes für Deutschland zu leisten ohne seine Selbständigkeit aufzugeben, ist für Preußen seit einem Menschenalter gefunden. Um das Ende der zwanziger Jahre erkannte man

in Berlin, wohin sie führe, jene unselige, namentlich von Herrn v. Nagler vertretene Tendenzpolitik, welche Preußens Einfluß dadurch zu erhöhen wähnte, daß sie die Competenz des Bundestages wider Recht erweiterte. Seitdem hat Preußen sich mit gutem Grunde gewöhnt, den Bundestag zur Seite liegen zu lassen und die Zwecke nationaler Staatskunst zu erreichen durch das uralte Mittel deutscher Realpolitik — durch Einungen mit den Einzelstaaten. Dieser Weg, der uns bereits zu einer Wiedergeburt der Volkswirthschaft geführt hat, muß rüstig weiter verfolgt und dabei das Uebergewicht der preußischen Macht ohne falsches Zartgefühl zur Geltung gebracht werden. Alle wichtigen Reformen des Zollvereins waren aufgedrungene Wohlthaten, welche die kleinen Genossen, schreiend doch zu ihrem eigenen Besten, nachträglich gutheißen mußten. Dem Kleinsinn unserer Höfe sind nur vollendete Thatsachen entgegenzustellen, wie der Handelsvertrag mit Frankreich und früher schon die beste That des Ministeriums Manteuffel, der Septembervertrag mit Hannover. Man kann es ertragen, daß Preußen bei jeder Abrechnung des Zollvereins übervortheilt wird — wenn nur durch solche Verbindung Preußen und die übrigen deutschen Staaten fest und fester zusammenwachsen. Wenn Preußens Staatsmänner im Cabinet und Parlament den Entschluß finden, ein neues schweres Opfer an die große Zukunft des Vaterlandes zu wagen, so ist nicht unmöglich, daß schon in wenigen Jahren unsere Kauffartei von Preußen wirksam geschützt werde. Die werthlosen Contingente einzelner kleiner Staaten können umgebildet werden zu brauchbaren Gliedern eines tapferen Heeres: — nur müssen die preußischen Militärconventionen geschickter abgefaßt sein, als der Vertrag mit Coburg. Preußen kann durch die Einrichtung von Filialen seiner Bank in allen großen deutschen Plätzen die unentbehrliche Centralisation unseres Creditwesens beschleunigen; nur beklagenswerthe Parteileidenschaft mochte den jüngsten Landtag dahin führen, ein so patriotisches, sicheres und durch den Neid der Kleinstaaten gar nicht anzufechtendes Mittel friedlicher Machterweiterung zu bekämpfen. Endlich, es ist unmöglich, daß Deutschlands Interessen in Europa durch Preußen nicht vertreten werden, sobald Preußens europäische Politik nicht in baarem Nichtsthun oder in selbstmörderischem Gebahren besteht. Noch nie war eine preußische Regierung den Deutschen verhaßter, als die gegenwärtige; und doch ist sie es gewesen, die Schleswig-Holstein befreite. So wahr ist es, daß jede preußische Regierung für Deutschland wirken muß, will sie nicht,

gleich jenem Schwarzenberg des dreißigjährigen Krieges, ihr eigenes Land verrathen.

Aber leider, auch wenn Preußen das Größte für Deutschland leistet, so wird es doch immer wieder die Erfahrung machen, das edle Königswort von den „moralischen Eroberungen“ sei eine Illusion. Zu tief gewurzelt ist in den Kleinstaaten jener Neid, der zu allen Zeiten die wahrhaft gefährlichen Feinde des Particularismus verfolgt hat. Unbelehrbar — und mit der Ueberzeugung etwas sehr Patriotisches zu sagen — versichert der kleinstaatliche Demokrat, wenn Preußens Krieger für uns bluten, das sei der Muth der Hunde. Ganz Deutschland hallt wider von Schmähungen, weil Preußen in dem schleswig-holsteinischen Kriege die Kleinstaaten rücksichtslos beleidigt hat; daß Schleswig-Holstein wieder deutsch und damit ein seit Jahrhunderten erstrebtes Ziel unserer nationalen Politik glücklich erreicht ist, für diese Thatsache hat man in den Kleinstaaten kein Wort des Dankes. Und doch haben unsere Patrioten jahrelang tausendmal versichert, der Staat werde Deutschlands Führer sein, der Schleswig-Holstein befreie! Und doch wird dereinst die Geschichte von der Befreiung Schleswig-Holsteins noch zu erzählen wissen, wenn die armseligen Zänkereien zwischen den Höfen von Berlin und Dresden längst vergessen sind. Bei solcher Stimmung der Nation können sich Preußens moralische Eroberungen lediglich auf jene denkende Minderheit erstrecken, welche erkennt, daß Preußen allein für Deutschlands Macht erfolgreich handelt, während am Bundestage nur die Phrase der deutschen Politik gedeiht. Die Mehrheit in den Kleinstaaten wird für Preußen erst dann gewonnen sein, wenn die Interessen beider Theile vollständig verschmolzen sind. Auf dem handelspolitischen Gebiete ist dieses Ziel bereits nahezu erreicht. Eine thatkräftige preußische Staatskunst wird es endlich auch dahin bringen, daß in allen politischen Fragen die Bevölkerung der Kleinstaaten empfindet, sie sei abhängig von Preußen. Für diesen großen Zweck darf dem preußischen Staate kein materielles Opfer zu schwer sein. Nur Eines kann Preußen nicht opfern: — seine Selbständigkeit. Wie Friedrich der Große die gesunde Wirklichkeit seines Staats neben die Lüge des heiligen Reichs selbständig hinstellte, so kann auch keiner seiner Nachfolger sich einer deutschen Bundesgewalt völlig unterwerfen. Was bedeutet im Grunde die Forderung unserer Föderalisten, Preußen solle sich einer nationalen Centralgewalt unterordnen? Neunzehn Millionen Deutsche sind in Preußen bereits zu fester politischer

Einheit verbunden, der Staat verdankt einen guten Theil seiner Kraft seiner straffen Centralisation; und der Schwerpunkt dieses Staats soll aus ihm heraus nach Frankfurt verlegt werden? Dies und nichts Anderes ist der Sinn der Frankfurter Parlamentsverfassung! Wahrlich, das hieße den Sperling in der Hand hingeben für die Taube auf dem Dache — was sage ich? — für die Taube vielmehr, welche die Föderalisten auf dem Dache zu sehen glauben! Seit dem Vereinigten Landtage hat die deutsche Nation Jahr für Jahr bald mit Freude bald mit schwerer Sorge auf die parlamentarischen Kämpfe in Berlin geblickt, ein Jeder mit dem stillen Bewußtsein, daß unser Loos dort entschieden werde. Denkt ihr im Ernst, diese parlamentarische Geschichte von zwanzig Jahren mit einem Federzuge zu streichen? Man darf dreist behaupten: keine Partei in Preußen will die letzten Consequenzen der Reichsverfassung, keine will ernstlich, daß in Zukunft von Frankfurt aus die wichtigsten preußischen Staatsfragen entschieden werden. Eine bittere Wahrheit für uns Nicht-Preußen, aber dürfen wir die Preußen darum tadeln? Kann eine Großmacht ihre Entschließung in irgend einer Form abhängig machen von dem Willen kleiner Staaten, nachdem schon im Jahre 1850 die Fürsten von Hohenzollern jene unvergeßliche feierliche Bankerotterklärung der Kleinstaaterei ausgesprochen und auch größere unter den Kleinstaaten sich unfähig erwiesen haben, stürmische Tage durch eigene Kraft zu überdauern?

Damit ist keineswegs gesagt, Preußen solle, wie die Heißsporne verlangen, gänzlich aus dem deutschen Bunde ausscheiden. Bund und Bundesverfassung sind nicht gleichbedeutend. Man kann diese als unrechtmäßig und verächtlich verwerfen und trotzdem jenen hochhalten als das einzige politische Band, welches noch an das Dasein einer deutschen Nation gemahnt. Das Letzte vernichten, was noch übrig von einer tausendjährigen nationalen Verbindung, wäre eine Frivolität, unpreußisch, unziemlich dem einzigen der rein-deutschen Staaten, der sein Haupt nicht beugte unter das Joch des Rheinbundes, und — vor allem — ein schwerer politischer Fehler. Ausgetreten aus dem Bunde wird Preußen nicht selbständiger als es ist, nur seinen Feinden öffnet es Thür und Thor für die gefährlichsten Ränke.

So lange die große Frage unserer Zukunft nicht gelöst ist, erscheint jede Einzelfrage deutscher Politik schief und falsch gestellt. Das Chaos unserer Zustände macht jede Voraussicht zu Schanden. Als vor anderthalb Jahren diese Blätter zuerst niedergeschrieben wurden, war

der Verfasser noch der Meinung, daß die vollständige Einverleibung Schleswig-Holsteins in den preußischen Staat vorläufig unausführbar sei, obgleich wir damals schon aussprachen, daß ein selbständiger Kleinstaat nicht leisten könne, was Deutschland von seiner Nordmark verlangen muß.*) Die Erfahrung weniger Monate hat uns eines Besseren belehrt. Für eine entschlossene preußische Politik liegt heute die Möglichkeit vor, dem Staate die wichtige Position zwischen unseren beiden Meeren zu erwerben. In solcher Lage ist der Patriot verpflichtet, an seinem Theile dafür zu wirken, daß der Augenblick benutzt werde. Wem die Einheit, die monarchische Einheit des Vaterlandes mehr ist als eine Phrase, dem muß die Erhaltung und Mehrung der Macht Preußens als unabänderliches Ziel fest stehen. Die Mittel, dies Ziel zu erreichen, wechseln je nach dem unberechenbaren Gange der Ereignisse. Kein doctrinärer Eigensinn, kein Wehruf der Gegner über Gewissenlosigkeit und Verrath darf uns hindern, ein Mittel, das sich als unbrauchbar erwiesen, gleichgiltig wegzuwerfen. Wie die Dinge liegen, ist die Annexion der Herzogthümer heilsamer als die Begründung eines halbsouveränen Staats, der früher oder später doch eine preußische Provinz werden müßte — ganz zu geschweigen von den verderblichen und unmöglichen Träumen des souveräuen Dynastendünkels. Das Selbstbestimmungsrecht der Schleswig-Holsteiner wird beschränkt durch die Rechte und Interessen deutscher Nation. Unser Volk hat politisch vorderhand noch kein Dasein. In dieser provisorischen Lage ist der preußische Staat der natürliche Vertreter der Ansprüche der Gesammtheit und als solcher berechtigt, die Bedingungen zu dictiren, unter welchen er einen halbsouveränen Staat an der Eider dulden will. Werden diese Bedingungen verworfen — und sie sind verworfen worden durch die Selbstsucht des Herzogs und den Widerwillen der Bevölkerung gegen ein pflichtenreiches Staatsleben — so halten wir Preußen für berechtigt erobernd vorzugehen, wenn sich der Sieg des rohen Particularismus nicht anders verhindern läßt.

In dieser Ansicht beirrt uns nicht der Einwurf, die deutsche Frage dürfe nur mit Einem Schlage gelöst werden. Wir besitzen nicht die Vermessenheit, der Weltgeschichte ein „du darfst nicht“ zuzurufen. Stünde im politischen Leben alles Recht nur auf der einen, alles Unrecht nur auf der anderen Seite, dann freilich würde sich wohl selbst

*) S. oben S. 152 und 153.

der kindliche Sinn deutſcher Gemüthspolitiker zum Handeln entſchließen. Wer mit der Wirklichkeit rechnet, hat zumeiſt nur die Wahl zwiſchen zweien Uebeln. Die ſchrittweis vorgehende Vergrößerung Preußens entſpricht ſehr wenig unſeren Idealen, aber ſie ſcheint uns ein geringeres Uebel, ja ein Glück im Vergleiche mit Deutſchlands heutiger Lage. Jedenfalls liegt es heute in Preußens Hand, einen mächtigen Schritt vorwärts zu thun nach dem Ziele der Einheit des Vaterlandes, während kein Sterblicher ſagen kann, ob und wann ſich je die Gelegenheit bieten wird, durch eine Generalmediatiſirung unſere Zerſplitterung zu beenden. Kein Staatsmann darf über ſolchen Träumen von entfernten Möglichkeiten die Gunſt der Stunde verſäumen. Man ſage nicht: werden die Herzogthümer dem preußiſchen Staate einverleibt, ſo ſtehen die übrigen Kleinſtaaten der deutſchen Großmacht gegenüber wie Odyſſeus dem Kyklopen; ein bundesfreundliches Verhältniß iſt dann unmöglich. Nein, die Geſinnung der Höfe wird ſich nach der Annexion durchaus nicht ändern, denn Preußen hätte dann nur gethan, was alle kleinen Cabinette ihm längſt auf das beſtimmteſte zutrauten. Für das Volk aber wird die Ausſicht preußiſch zu werden ihre Schrecken verlieren, ſobald Preußens innere Zuſtände ſich glücklicher geſtalten. Wir gelangen hier abermals zu der Einſicht, daß die Wiederherſtellung des öffentlichen Rechts eine Machtfrage für Preußen iſt. Die ungeheuere Mehrheit der Deutſchen iſt in erſter Linie liberal geſinnt und denkt nur nebenbei an die Macht des Vaterlandes. Man mag dies beklagen, aber auch der conſervative Staatsmann darf dieſen Zuſtand der öffentlichen Meinung nicht außer Acht laſſen.

Das gewichtigſte und populärſte Bedenken gegen jede Vergrößerung Preußens lautet: auf ſolchem Wege gelangen wir dahin, Deutſchland zu theilen nach dem Laufe des Mains. Dieſe Warnung wird bereits von den gedankenloſen Hunderttauſenden nachgeſprochen; es wäre daher wunderbar, wenn ſich hinter dem Gemeinplatze nicht irgend eine Unklarheit verſteckte. Prüfen wir ſchärfer, ſo finden wir in der That, daß zwei grundverſchiedene Pläne unter dem Ausdruck „Project der Mainlinie“ begriffen werden, der eine verderblich, der andere ſehr verſtändig. Der Gedanke, unſeren Süden der mittelbaren oder unmittelbaren Herrſchaft Oeſterreichs auszuliefern, wird leider von einer ſtarken Partei preußiſcher Staatsmänner vertheidigt, doch er iſt undeutſch und ein Abfall von den ehrenhaften altpreußiſchen Traditionen. Schon als Friedrich der Große ſeinen Fürſtenbund ſtiftete, riethen kluge Leute

in Berlin: gönnen wir Oeſterreich ſeine Arrondirung im Süden und verſchlingen wir dafür den Norden! Der königliche Blick des Helden durchſchaute die Kleinheit ſolchen Sinnes. Im Jahre 1785 war die Eroberung Süddeutſchlands durch Oeſterreich vielleicht noch möglich, heute würde Alles was deutſch iſt im Süden ſich dawider empören. Daß Haugwitz im Jahre 1792 Baiern der Begehrlichkeit Oeſterreichs überlaſſen wollte, wird mit Recht als der unverzeihlichſte Fehltritt des unheilvollen Mannes getadelt. Wir danken dem Particularismus, daß er vor einigen Jahren den wohlgemeinten Vorſchlag der preußiſchen Regierung ſcheitern ließ, welcher den Oberbefehl über die ſüddeutſchen Truppen an Oeſterreich, die Führung im Norden an Preußen übertragen wollte. Jeder Plan, welcher einer fremden oder einer halbfremden Macht erhöhten Einfluß in Deutſchland gewährt, iſt für Preußen ein politiſcher Fehler. Mit dieſen ſelbſtmörderiſchen Theilungsplänen pflegt man indeß einen anderen, wohlberechtigten politiſchen Gedanken unter demſelben Namen zuſammenzufaſſen. Offenbar bieten die vergleichsweiſe wohlgeordneten Kleinſtaaten Süddeutſchlands für preußiſche Annexionsverſuche noch auf lange Zeit hinaus gar keinen Boden, während die Arrondirung Preußens im Norden von der Pflicht der Selbſterhaltung geboten und durch die inneren Zuſtände der dortigen Kleinſtaaten erleichtert wird. Niemand darf behaupten, daß die Freiheit leide, wenn Mecklenburg, Hannover, Kurheſſen dem preußiſchen Staate eingefügt werde. Dieſe Staaten liegen allerdings, wie das vielverhöhnte Wort lautet, in Preußens Machtſphäre, ſie ſind ſeit mehr denn hundert Jahren gern oder ungern den Weiſungen Preußens gefolgt. Die Bevölkerung macht ſich dort langſam mit dem Gedanken vertraut, daß der heimiſche Kleinſtaat ſich in eine preußiſche Provinz verwandeln werde. Ja, es iſt wohl denkbar — ſo lächerlich dies heute Vielen klingen mag — daß die Kurheſſen dereinſt ſelber von Preußen eine Eroberungspolitik verlangen, auf daß dem Treiben einer unverbeſſerlichen Dynaſtie ein Ziel geſetzt werde. Wenn ſich eine ſolche Gelegenheit zeigt, die weſtlichen und die öſtlichen Provinzen zu einer wohlabgerundeten Maſſe zu verbinden, ſo darf kein preußiſcher Staatsmann ſich zurückhalten laſſen durch den Weheruf: Ihr wollt Deutſchland theilen! Bleibt man in Berlin den alten ehrenhaften Ueberlieferungen treu, hegt man den feſten Willen, die föderative Verbindung mit den Bruderſtämmen des Südens unter keinen Umſtänden zu lockern, ſo iſt die Arrondirung Preußens im Norden unzweifel-

haft das wirksamste Mittel, die Zertheilung Deutschlands zu verhindern. Denn ein verstärktes Preußen wird sicherlich mit noch besserem Erfolge als heute die Einwirkung Oesterreichs oder Frankreichs auf den Süden bekämpfen. Uns scheint, ein mächtiges Bollwerk, das dem Süden wehrt sich vom Norden zu trennen, sei bereits vorhanden: — der Zollverein! Man erwäge ruhig die ungeheure Bedeutung der Volkswirthschaft für unser Jahrhundert, man frage sich, ob es angeht, daß Nürnberg künftig über Havre oder Triest seine Absatzwege suche — und man wird gestehen, daß doch ein sehr fester Kitt den Norden mit dem Süden verbindet und die Losreißung des Südens leichter gesagt als gethan ist. Lernen wir von der Weltklugheit der Italiener. Sie erkannten, daß die Verstärkung des kräftigsten Einzelstaates einem zerrissenen Volke unter allen Umständen zum Segen gereicht. Sie unterstützten daher Cavour's Pläne, welche zunächst nur auf ein subalpines Königreich gerichtet waren, und ließen sich nicht beirren durch die sehr ernste Gefahr, daß Süd-Italien dadurch den Napoleoniden verfalle.

Möglich, daß solche Arrondirungspolitik dem preußischen Staate zunächst durch eine unliebsame Nothwendigkeit aufgezwungen wird: die höhere Pflicht, ganz Deutschland zu einigen, darf dabei nie vergessen werden. Sobald die heutige Verfassungskrisis beendigt ist, werden sich dem preußischen Staate unzählige Mittel friedlicher Machterweiterung als ausführbar erweisen, welche heute sich von selber verbieten. Ein Vorschlag in dieser Richtung ward in patriotischen Kreisen schon oft besprochen. Er lautet: das preußische Staatsbürgerrecht sei unverlierbar und werde jedem Deutschen auf sein Ansuchen gewährt, zunächst mit ruhenden Rechten, aber mit dem Anspruche auf wirksamen Schutz durch Preußen. Durch eine ähnliche Einrichtung hat die Schweiz sich überall im Auslande einen festen Anhang treuer Bürger geschaffen. Wir Deutschen würden dadurch nicht nur einen halben Ersatz erlangen für das vorderhand unausführbare allgemeine deutsche Staatsbürgerrecht, sondern auch den zuverlässigen Kern einer preußischen Partei in den Kleinstaaten. — Der preußische Staat fahre fort, für Deutschland zu handeln und das Vaterland zu schützen; er kräftige sich durch Herstellung von Zucht und Frieden in seinem Innern; er arbeite unverdrossen durch Verträge mit den Einzelstaaten an der praktischen Einigung der Nation. Durch solche Verträge entsteht zunächst ein sehr widerspruchsvoller Zustand; der Zollverein verträgt sich streng genommen ebensowenig mit der folgerichtigen Durchführung des constitutionellen

Lebens in den Einzelstaaten, als gewisse Militärconventionen mit der bundesrechtlich garantirten Souveränität unserer Fürsten. Aber Deutschland ist überhaupt noch nicht im Stande, ganz klare Zustände zu ertragen; es gilt vorerst nur, daß die Interessen Preußens und der Kleinstaaten mehr und mehr zusammenfallen und dem Patriotismus der Phrase eine thatkräftige nationale Politik gegenübertrete. Preußen verzichte gelassen auf den Versuch, am Bundestage irgend etwas zum Heile deutscher Nation zu erlangen; denn wenn Friedrich Wilhelm IV. noch am Bunde eine halbe Reform des Bundeskriegswesens durchsetzen konnte, so sind heute, nachdem der Haß der kleinen Höfe gegen Preußen sich unendlich verschärft hat, selbst solche halbe Erfolge für Preußen in Frankfurt unerreichbar. Wenn Preußen also unablässig in der That und in Wahrheit eine deutsche Politik führt, dann darf es, sobald wieder einmal in einer großen europäischen Krisis die Grenzen aller Länder wanken, das erlösende Wort aussprechen: Trennung, Unabhängigkeit von Oesterreich! an die Kleinstaaten die Forderung stellen: Anschluß an Preußen! und dem großen Vaterlande eine Verfassung geben. Nicht mit zweifelloser Zuversicht schauen wir in diese Zukunft. Hinter dem beliebten Schlagworte: „Deutschlands Einigung ist Preußens Beruf, es wird ihn erfüllen" verbirgt sich ein Wust unklarer Begriffe. Auch andere deutsche Staaten meinten dereinst, zu so großen Dingen berufen zu sein, und doch sind sie schließlich in der Nichtigkeit der Kleinstaaterei verkommen. Auch Preußens Geschichte war in langen Zeiten nur eine Geschichte der versäumten Gelegenheiten; und doch ist es nicht ganz undenkbar, daß dem selbstmörderischen Gebahren reactionärer Parteipolitik gelinge, alle staatsfeindlichen Kräfte zu entfesseln und den ehrwürdigen Staatsbau zu zerstören. Nun gar, die im Norden landläufige Versicherung, die Herrschaft in Deutschland werde dem preußischen Staate wie eine reife Frucht in den Schooß fallen, beweist kindliche Unkenntniß der Geschichte. Nicht kampflos, fürwahr, geschehen die Wandlungen, welche das Geschick der Völker entscheiden. Wer aber neidlosen Auges das Werden des preußischen Staates überschaut, den führt über jede Entmuthigung des Augenblicks die ruhige Zuversicht hinweg: jene erhabene Vernunft, die aus der Streusandbüchse des heiligen Reichs durch so viel Noth und Arbeit, Blut und Heldenthum den ersten deutschen Staat erstehen ließ, sie hat so Großes nicht umsonst gethan. Uns ziemt nicht zu verzagen, weil heute der preußische Name einen bösen Klang hat im deutschen Volke. Haltlos, in krampfhafter

Hast schwankt und wechselt das Urtheil zerrissener Völker. In solchem Gewirr vermag nur Eine Macht die hadernden Gemüther zu versöhnen: die That. Vor dem wagenden Muthe nationaler Staatskunst muß Haß und Neid und Zweifel zuletzt verstummen. Wer in den zwanziger Jahren Italien durchreiste, dem klang von den Alpen bis gen Messina aus tausend Kehlen das Zornwort des Dichters entgegen: esecrato, o Carignano, va il tuo nome in ogni gente. Ein Menschenalter verging, Carlo Alberto wagte für Italien, was Preußen im Jahre 1813 für Deutschland that, er rief das kühne Wort: „es reifen die Geschicke Italiens," schrecklich brach Schuld und Verhängniß über ihn herein. Er starb im Elend; doch als auf der Höhe der Superga bei Turin die Tricolore wehte über dem Sarge des unglücklichen Königs von Italien, da betete ein Volk in Trauer dankbar an der Leiche des verfluchten Carignano.

Dahinaus also, ruft man uns zu, geht deine Meinung? das legitime Königthum in Preußen soll den Piemontesen folgen auf der schwindelnden Bahn ihrer Annexionspolitik?! — Gemach! Wir haben vorhin die charakteristischen Momente aus der Geschichte der drei großen Föderationen der modernen Welt hervorgehoben, um zu erkennen, ob unsere föderalistischen Theoretiker berechtigt sind, die Wandlungen des bündischen Lebens in der Schweiz und in Nordamerika als ein Vorbild für Deutschland aufzustellen. Schauen wir jetzt so ruhig als möglich den Thatsachen der Einheitsbewegung Italiens ins Angesicht, um zu ermessen, ob wirklich eine so nahe Verwandtschaft der deutschen und der italienischen Dinge besteht, wie die Unitarier behaupten. So ruhig als möglich — denn noch ist die Zeit nicht gekommen, da ein deutscher Patriot ohne tiefe Bewegung der Seele vor jenen glorreichen Kämpfen verweilen könnte, daraus das freie und einige Italien hervorging. Wer nicht über der allerunterthänigsten Ergebenheit gegen das Haus Habsburg jedes Verständniß für echte Menschengröße verloren hat, der muß mit hoher Freude das wunderbare Schauspiel betrachten, wie binnen fünfzig Jahren ein sittlich tief gesunkenes Volk sich zu ehrenhaftem Einmuthe und Opfermuthe hindurchrang und aus dem geographischen Begriffe Italien eine politische Wirklichkeit ward. Mit herzlicher Verachtung wird er schauen auf die von unserer Presse allzulange nachgebeteten k. k. Fabeln von der unverbesserlichen politischen Unfähigkeit der Italiener und auf die armseligen Gesellen, welche mit gleißnerischen Phrasen den größten Staatsmann der Gegenwart der Unsittlichkeit

zeihen. „Mag mein Ruf untergehen, mag mein Name untergehen, wenn nur Italien eine Nation wird!“ — in diesem einen Worte Camillo Cavour's liegt mehr reine Mannestugend als in ganzen Bibliotheken unserer Theologen. Cavour's Name wird auch dann groß und vielbewundert in der Geschichte dauern, wenn sein Königreich Italien dicht hinter ihm zusammenbrechen sollte. — Doch prüfen wir ruhig die Thatsachen.

Obgleich Italien nie einen Staatenbund bildete, so hat doch das Wesen unserer politischen Entwicklung dem italienischen Staatsleben jederzeit weit näher gestanden als den politischen Zuständen der Schweiz und Nordamerikas. Deutschland und Italien waren die zwei Mittelpunkte der theokratischen Staatengesellschaft des Mittelalters; beider Macht sank, da Kaiserthum und Papstthum ihre weltherrschende Stellung verloren. Beider Länder wurden, seit der transatlantische Verkehr die Bedeutung der Binnenmeere verringerte, der lange behaupteten Vorhand im Welthandel beraubt: Venedig hörte auf „der innere Hof der Welt“ zu sein in derselben Zeit, da unsere Hanse die Handelsherrschaft in den Meeren des Nordens aufgab. Hier wie dort bestand ein naturwüchsiger, mannichfach segensreicher Particularismus: in Italien der Municipalgeist tausendjähriger, mächtiger Städte, deren Blüthezeit zugleich die schönste Zeit der Nation war, in Deutschland der Sondergeist der großen Stämme. Doch in beiden Ländern wurden die politischen Bildungen dieses natürlichen Particularismus verdrängt durch neue, gewaltsam entstandene Territorien. Die neuere Geschichte beider Länder zeigt eine unendliche Reihe von Annexionen. Baden oder Hessen-Darmstadt sind nicht willkürlicher gebildet, als der Kirchenstaat war, der die Bürgerherrlichkeit von Bologna mit den adlichen Nepotenlanden der Campagna zu einem Ganzen zusammenfaßte. In Italien wie in Deutschland führte jede große Katastrophe der modernen Geschichte zu einer Verminderung der Anzahl der Staaten; die Politik der Restauration vermochte diese Entwicklung zu erschweren, nicht zu hindern. Hier wie dort wurden die Republiken vernichtet und ein loses Nebeneinander moderner Monarchien hergestellt. Beide Länder büßten schwer für die kosmopolitische Staatskunst der Kaiser und Päpste: sie waren durch Jahrhunderte ein Tummelplatz der Habsucht der Fremden, und der Proceß der nationalen Einigung ging schmerzhafter und langsamer von Statten als in den andern Ländern des Welttheiles. In beiden war die Größe der Nation gewissenlos dem Interesse der Dy-

naſtien geopfert. Während die Welt die beiden Nationen nur als Culturvölker, als Träger einer reichen geiſtigen Bildung ſchätzte, begann in beiden ſtätig anhaltend die politiſche Erſtarkung, in Deutſchland ſehr langſam ſeit Friedrich dem Großen, in Italien raſcher ſeit den Tagen Napoleon's. Hier wie dort geſchieht die politiſche Verjüngung von innen heraus, nach der Weiſe idealiſtiſcher Nationen. Das Heiligthum heimiſcher Sprache, Kunſt und Wiſſenſchaft, die freudige Erinnerung an die heldenhafte Herrlichkeit der Ahnen rettet beiden Völkern auch in den Tagen tiefſter Schmach einen geſunden Kern nationalen Stolzes. Hier wie dort beginnt die nationale Bewegung in einem kleinen Kreiſe hochgebildeter hochbegeiſterter Männner und erfaßt erſt ſpät die beſitzenden Klaſſen. Hier wie dort zeigt ſie anfangs alle Liebenswürdigkeit und alle Schwächen des politiſchen Idealismus. Es gilt zunächſt ein nationales Gemeingefühl groß zu ziehen: der Rauſch der Feſte, der Ernſt wiſſenſchaftlicher Verſammlungen und das Elend des Exils muß dieſem nationalen Zwecke dienen. In beiden Völkern verliert ſich der Patriotismus, bevor er den Ernſt des politiſchen Geſchäftslebens verſtehen lernt, in vage Phantaſterei: die Triaspläne und Bundesprojecte italieniſcher Patrioten ſind ein getreues Gegenbild deutſcher Gemüthspolitik. Hier wie dort bedarf es herber Erfahrungen, bevor die Gutmüthigkeit des Volkes an dem guten Willen der Mächtigen verzweifelt: auch Italien hat Tage geſehen, da man einen Leopold II. von Toscana zum Lohne für einige Reformen als König von Mittelitalien ausrief.

Beide Völker hegen den Todfeind ihrer ſtaatlichen Größe im eigenen Lager. Der unverſöhnliche Gegner unſeres Volkes iſt das Haus Habsburg-Lothringen und der dieſem Hauſe fröhnende vaterlandsloſe Adel; der unermüdliche Feind Italiens iſt das Papſtthum und der papiſtiſch geſinnte Theil des Clerus. Dieſe feindſeligen Mächte verſtanden mit unvergleichlichem Geſchick, den Stolz, die großen Erinnerungen der beiden Völker für ihre Zwecke auszubeuten. Das Haus Oeſterreich gebärdete ſich als Nachfolger der Staufer, das Papſtthum nährte den Wahn, Italien behaupte noch nach Martin Luther's Tagen die geiſtige Herrſchaft der Welt. Jahrhunderte lang haben die beiden Völker gearbeitet, bis dieſe theokratiſchen Wahngebilde die Herrſchaft über die Gemüther verloren. Schon der Genius Machiavelli's hatte das Papſtthum als den Fluch Italiens erkannt, dennoch konnte noch Gioberti die Lehre des Neo-Guelfismus aufſtellen, und ein Cäſar Balbo ſtimmte

ihm bei, wenn er redete von dem Berufe des heiligen Stuhls, die Civiliſation zu leiten — derweil ein Gregor XVI. die dreifache Krone trug. Indeß muß billiges Urtheil zugeſtehen, daß die Phantaſterei der Neo-Guelfen ſich leichter entſchuldigen läßt als die Träume der Großdeutſchen; denn das Papſtthum war die einzige welthiſtoriſche Macht, welche dem tiefgeſunkenen Italien geblieben, Deutſchland aber beſaß längſt eine rein-deutſche Großmacht. Erſt die Allocution Pius' IX. vom 29. April 1848 belehrte mit unvergeßlichen Worten die Italiener, daß das Papſtthum ihre nationale Größe nicht fördern will noch kann; dann rief der Papſt die Fremden zu Hilfe und bewies, daß der Kirchenſtaat ihm nicht als ein italieniſches Land gilt, ſondern als ein von der katholiſchen Chriſtenheit zu ſchützendes Beſitzthum der todten Hand. Seitdem vollendete ſich die heilſame Ernüchterung des italieniſchen Parteilebens. In Deutſchland hat ſelbſt die Politik Felix Schwarzenberg's nicht vermocht, dem unbelehrbar gutmüthigen Volke die Augen zu öffnen. Allein auch hier iſt ſeit den Tagen des Hippolithus a Lapide jene Partei fortwährend angewachſen, welche in Oeſterreich den Feind deutſcher Selbſtändigkeit erkennt.

Während alſo in beiden Völkern die legitimen Mächte, Papſtthum und Kaiſerthum, mit der Zeit ſich als Feinde der Nation erwieſen, wogten die Parteien phantaſtiſch, unklar durch einander. In beiden Ländern ſuchen Thatenſcheu und Anmaßung im Bunde das Bewußtſein der nationalen Erniedrigung durch leeres Prahlen zu übertäuben. Der Italiener träumte unter dem Schutze der k. k. Bajonette von dem „Primat Italiens auf Erden", der Deutſche unter dem Bundestage von dem Siebzigmillionenreiche. Endlich ward in beiden ein rauher Militärſtaat an der Grenze der Kern und Ausgangspunkt einer modernen Staatsbildung, einer realen Gruppirung der Parteien. Wie oft haben die Piemonteſen ihren Staat das Preußen Italiens genannt! Nach preußiſchem Vorbilde erſtand die tapfere Armee von Piemont, an der That Yorck's begeiſterten ſich ſeine Patrioten zu den Freiheitskriegen gegen Oeſterreich. Sogar chronologiſch treffen die Rangerhöhungen des Hauſes Savoyen — wie die Piemonteſen gern erinnern — faſt auf das Jahr zuſammen mit der Erwerbung des Kurhuts und der Königskrone der Hohenzollern und mit der Erwählung Friedrich Wilhelm's IV. zum deutſchen Kaiſer. Im Kampfe mit Oeſterreich wuchſen beide Staaten heran; und ſo tief liegt dieſer Gegenſatz in der Natur Piemonts und Preußens begründet, daß ſelbſt der ſtreng-katholiſche de Maiſtre ein Feind Oeſterreichs war, gleich-

wie auch der Freiherr von Manteuffel ſeinen Staat nicht gänzlich unter Oeſterreichs Willen beugen konnte. Als im J. 1825 die Fürſten Italiens zu Mailand den Kaiſer von Oeſterreich demuthsvoll begrüßten, fehlte nur einer in der erlauchten Schaar — König Karl Felix von Sardinien — und liberale Abneigungen waren es nicht, die ihn fern hielten. Wer vermöchte bei dieſem Hergang die Erinnerung an den Frankfurter Fürſtentag abzuweiſen? Beide Staaten hegen den Ehrgeiz des Eroberers, beider Staatskunſt zeigt oftmals jenen Charakter der Doppelzüngigkeit und Unentſchloſſenheit, welcher dem zwiſchen Uebermächtigen eingeengten Schwachen natürlich iſt. Beide ſind das Schwert ihrer Nation und erfechten die einzigen glorreichen Siege, deren ihre Nation in der neueren Geſchichte ſich ernſtlich rühmen darf. Beide ernten für die Waffenthaten ihres Heeres den unverſöhnlichen Haß des Radicalismus. Nur werden die beſcheidenen Erfolge des piemonteſiſchen Heeres weitaus übertroffen von den Triumphen des preußiſchen Adlers, während umgekehrt die Diplomatie der Piemonteſen der preußiſchen in der Regel überlegen war. In beiden Staaten erſcheint eine lange Epoche der Demüthigung und ängſtlichen Zögerns, bevor der tiefeingewurzelte militäriſche Abſolutismus ſich zur Annahme conſtitutioneller Staatsformen entſchließt. In beiden hegt und hütet eine verblendete reactionäre Tendenzpolitik durch lange Jahre den Todfeind im eigenen Lande: Piemont war der claſſiſche Boden des Ultramontanismus, Preußen der eifrige Frohnvogt der öſterreichiſchen Polizei, und erſt die bittere Noth führt beide zu der Erkenntniß, wer ihr Feind ſei. Hier wie dort beſteht ein Junkerthum, einflußreicher als in irgend einem anderen Staate des großen Vaterlandes, das noch lange der neuen Ordnung der Dinge grollt; in Piemont wie in Preußen ein mächtiges Beamtenthum, pflichteifrig, wohlgeſchult, aber gewöhnt den Bürger zu bevormunden und den Staat als eine mechaniſche Ordnung anzuſchauen. In beiden Ländern ſchien eine lange Zeit hindurch das Staatsideal des piemonteſiſchen Adels verwirklicht: „ein König, der regiert, ein Adel, der ihn umgiebt, ein Volk, das gehorcht.“

Hier wie dort lebt ein Volk, ausgezeichnet vor den Stammgenoſſen durch die Härte eines maſſiven Charakters, durch kriegeriſche Tüchtigkeit und Zucht, durch ſtreng-königliche und doch ſelbſtändige Geſinnung, und daneben in den neu-erworbenen Provinzen — am Rhein und in Genua — eine Bevölkerung mit grundverſchiedenen Traditionen, bewegt von radicalen Gedanken, die nur widerwillig ſich der Zucht des

Militärstaats fügt. Lange waren Piemont und Preußen mehr die Nachbarn als die Glieder ihres großen Vaterlandes, langsam werden sie in den Strudel der modernen nationalen Bewegung hineingezogen. Endlich wirft der gemäßigte Theil der nationalen Partei seine Hoffnungen auf das königliche Haus in beiden Staaten. Dieser rettende Gedanke unterliegt in Deutschland wie in Italien in der Revolution von 1848 — Dank der Schwäche der beiden Kronen und der Verblendung der extremen Parteien. Doch sofort, in den folgenden Jahren des Triumphes Oesterreichs, wirbt er immer neue Gesinnungsgenossen unter allen Parteien. Der Neo-Guelfismus, im Jahre 1848 noch sehr mächtig, verliert in Italien an Boden, wie in Deutschland das Großdeutschthum; unablässig wird der dynastische Ehrgeiz der beiden Kronen gestachelt und ermuthigt. Zuletzt überholt Piemont durch redlichen Ausbau seines Verfassungsstaates und durch eine verwegene nationale Staatskunst weitaus sein mächtiges Vorbild im Norden. — Man sieht, mannichfach und auffällig ist die Aehnlichkeit der Zustände in Deutschland und Italien. Kein Wunder, daß der vulgäre Radicalismus rasch bei der Hand ist mit der Lehre: Preußen muß in die Fußtapfen Piemonts treten. Uns gilt es, den Dingen auf den Grund zu schauen; betrachten wir auch die sehr wesentliche Verschiedenheit der deutschen und der italienischen Verhältnisse.

Ich wage die paradoxe Behauptung: die nationale Einheitsbewegung hat in Italien darum rascher als in Deutschland die bestimmte Richtung nach einem praktischen Ziele eingeschlagen, weil alle sittlichen, wirthschaftlichen und staatlichen Verhältnisse dort ungleich verzweifelter standen als bei uns. Als Victor Emanuel über das Schlachtfeld von Palestro ritt, da streckten ihm die lombardischen Freiwilligen, die zum Tode verwundet am Boden lagen, die Arme entgegen und riefen: **Sire, fate questa povera Italia!** Solche löwenherzige Leidenschaft, solche Begeisterung über den Tod hinaus entzündet sich in der Masse des Volks nur unter dem Drucke empörender Leiden. **Fate l'Italia** — die Einheitsbewegung der Italiener war zugleich ein Unabhängigkeitskampf gegen die Fremdherrschaft und konnte deshalb, wie die deutsche Bewegung im Jahre 1813, auf den Beistand aller sittlichen Kräfte der Nation zählen; denn „Resignation ist Feigheit für eine Nation unter fremdem Joche," sprach Daniel Manin im Namen der edelsten seiner Landsleute. Wohl haben übereifrige Satelliten des Wiener Hofes den Italienern dann und wann vor dem letzten Kriege versichert: Oesterreich

zählt 5,3 Millionen italienische neben 7,8 Millionen deutschen Unterthanen, ist also ebensowohl ein italienischer wie ein deutscher Staat. Doch Jedermann sieht, was von solchen Armseligkeiten zu halten sei. Italien und Oesterreich waren durch einen gräßlichen Nationalhaß geschieden; uns Deutschen steht der Kaiserstaat nur als eine halbfremde Macht gegenüber. Während in Deutschland Oesterreich sich vorläufig mit einem starken politischen Einflusse begnügt und nur zeitweise gewaltthätig auftrat, behauptete es in Italien fortwährend eine erbarmungslose Gewaltherrschaft. Noch kurz vor der Revolution von 1848 wiederholte eine Note des Fürsten Metternich den alten Hohn: „Italien ist nur ein geographischer Name," und die Welt weiß, wie selbst der wohlwollende Radetzky das stolze Mailand zwang, eine k. k. Offiziersdirne durch ein Geschenk zu ehren, und wie vortrefflich der Frauenpeitscher Haynau und die anderen Helden des k. k. Stocks verstanden, in jede Ader der Italiener glühenden Haß zu gießen.

Während unsere Dynastien deutschen Blutes und — was auch die Radicalen sagen mögen — mit der Geschichte unseres Volkes eng verwachsen sind, ward Italien, außer Piemont, seit die Este's ausgestorben, durchaus von fremden Fürstenhäusern beherrscht. Und was wollen alle Sünden deutscher dynastischer Staatskunst bedeuten gegen das blutdürstige Wüthen der fremden Söldner König Ferdinand's von Neapel oder gegen die systematische Verrätherei jener mittelitalienischen Herzöge, die den Feind des Vaterlandes durch Verträge zur Intervention berechtigten? Nach den Wiener Verträgen haben deutsche Fürsten eine so freche Annexionspolitik nicht mehr gewagt, wie Italien erdulden mußte, als die Kronen von Sicilien und Neapel gewaltsam zu dem Königreiche „beider Sicilien" verschmolzen wurden, und als Oesterreich den Plan hegte, die adriatischen Provinzen des Kirchenstaates in Gemeinschaft mit Neapel zu säcularisiren. Selbst Großherzog Leopold von Toscana, der mildeste der italienischen Dynasten, war doch durch die Waffen der Croaten auf den Thron zurückgeführt, er empfand nur als k. k. General, nannte den Kaiser von Oesterreich „seinen Herrn", und über den Genius, welchen jeder Florentiner mit überschwänglicher Liebe als einen Heiligen verehrt, konnte er sagen: „al diavolo Dante!" Mit Fürsten, die also zu ihrer Nation standen, war jede Versöhnung unmöglich. Dazu der Volkswohlstand gebunden durch eine tief verderbte Verwaltung, die Blüthe der Kunst und Wissenschaft eines genialen Volkes vorlängst verwelkt in der schwülen Luft pfäffischer Tyrannei. Auch der Gutherzigste

konnte sich nicht, wie bei uns, über das politische Elend trösten durch die Freude an dem socialen Gedeihen der Nation. Vierzig Jahre lang lebte Italien in beständigem Fieber; kaum irgendwo ward ein weitaussehendes wirthschaftliches Unternehmen gewagt; so tief war das Mißtrauen gegen das Bestehende. Fremdherrschaft, politische Unfreiheit, sociale Leiden überall. „Italien, erklärte Gioberti im Jahre 1843 wahrheitsgetreu, ist ohne Existenz als politischer Körper, als Nation eine Chimäre." Aus solcher Fülle des Elends erwuchsen dann jene verzweifelten Entschlüsse großherziger Kühnheit, welche den Deutschen durch die größere Gesundheit ihrer socialen Zustände erschwert werden, erwuchs das einfache Programm der nationalen Partei: „Unification Italiens! Zuerst laßt uns alle die Unabhängigkeit unseres Landes erfechten! Nachher wird sich entscheiden, ob das befreite Italien als Staatenbund oder als Einheitsstaat vereinigt bleiben soll!" Eben diese arge Verderbtheit der gegebenen Zustände erklärt auch, daß die Nation nach dem Frieden von Villafranca so rasch vorwärts schritt zur radicalen Zerstörung der bestehenden Zustände.

Die nationale Bewegung ward in Italien schneller, entschiedener, als dies in Deutschland möglich ist, auf das Ziel des Einheitsstaates hingelenkt; denn noch weniger als bei uns bestand dort eine historische Legitimität, die achtungsvolle Schonung heischte. — In jener großen Epoche der italienischen Renaissance, welcher die moderne Welt einen guten Theil ihrer Bildung verdankt, entstand auch der Name „Staat." Lo stato bezeichnete ursprünglich die Person des Herrschers und seinen persönlichen Anhang. In der That, das Interesse der Herrschenden ging Allem vor in diesen modernen Staaten Italiens, die sich aus der zusammenbrechenden Theokratie des Mittelalters erhoben. Condottieri, Bankiers, waghalsige Söhne der Fortuna vernichteten und schufen Staaten, gestützt auf ihr Schwert, ihr Geld, ihr Glück und ihren großen Ehrgeiz. Die eingeborenen Tyrannen unterlagen endlich fremdländischen Eroberern, die legitimen Republiken Genua und Venedig wurden vernichtet, und das tönende Wort „Legitimität" konnte nur noch in Piemont und im Kirchenstaate mit einigem Scheine des Rechts ausgesprochen werden. In solchen Zuständen, wo nur der Mächtige Recht hatte, ward nothwendig der Machiavellismus zur nationalen Sinnesweise. Die virtù, die entschlossene, bewußte Kraft, die zum Ziele vorgeht ohne die Reinheit der Mittel ängstlich zu erwägen, galt als höchste politische Tugend.

In dieſem Nebeneinander rein thatſächlicher Staatsbildungen hatten föderative Beſtrebungen niemals mehr ſeit Jahrhunderten eine erhebliche Macht erreicht. Wohl war die Halbinſel von je her durch eine gewiſſe Gemeinſamkeit der politiſchen Entwickelung verbunden. Ganz Italien zehrte von der großen Erinnerung an die avita grandezza der weltherrſchenden Roma. Alle Theile des Landes waren berührt worden von dem Lehnsweſen und von dem Kampfe des Papſtthums mit den Kaiſern. Allen gemein war das Emporkommen mächtiger ſtädtiſcher Gemeinweſen. Am Ende des Mittelalters ſtand ganz Italien unter dem Einfluſſe der Miethstruppen, der Bankiers, der ſtädtiſchen Tyrannen, man gelangte zu jenem Syſteme des Gleichgewichts unter den größeren Staaten, das ein Vorbild ward für den Welttheil. In der modernen Geſchichte endlich litt ganz Italien unter der ſpaniſchen, franzöſiſchen, öſterreichiſchen Fremdherrſchaft, und ſolche Gemeinſchaft der politiſchen Leiden und Schickſale hat den Einheitsgedanken mindeſtens ebenſo mächtig gefördert wie die Gemeinſchaft der Sprache und Bildung. Doch niemals ward die Halbinſel durch ein föderatives Band zuſammengehalten. Unbenutzt blieb der Zeitpunkt, da aus dem lombardiſchen Bunde vielleicht ein italieniſcher Städtebund emporwachſen konnte, und was auf verſchiedenſten Wegen Arnold von Brescia und Rienzi, Dante und Machiavelli, die Visconti und die Mediceer, Venedig und einzelne große Päpſte für die Einigung ihres Vaterlandes geplant und verſucht, hatte lediglich die Wirkung, daß der Gedanke der Einheit nicht unterging in dem unglücklichen Volke.

Unermeßlich gefördert ward die nationale Idee, als die lange mißachtete Nation der Welt den Herrſcher gab und in Napoleon der fleiſchgewordene Principe des Machiavelli erſtand. Der Name Italien ward eingeführt in das Staatsrecht, und in dem Königreiche Italien lernten verfeindete Nachbarn ſich als Staatsgenoſſen zu vertragen. Doch auch damals ward eine bündiſche Einigung nicht gewagt, und ſchlechthin unmöglich blieben ſolche Verſuche nach den Wiener Verträgen. Die Staatsmänner des Wiener Congreſſes, die Metternich und Caſtlereagh, erklärten ja mit dürren Worten, Italiens nationales Daſein müſſe der Ruhe des Welttheils geopfert werden. Ein Bund mit Oeſterreich ward von dem Grafen Vallaiſe im Namen Piemonts als „ein Zuſtand ewiger Knechtſchaft“ mit Recht zurückgewieſen; ein Bund ohne den Kaiſerſtaat, den man in den vierziger Jahren erſtrebte, konnte nie auf den Beitritt der von Oeſterreich beeinflußten Dynaſtien zählen.

Und wie schwierig, ja unmöglich war ein dauerndes Bündniß mit dem Papste, der sein Recht zu binden und zu lösen jederzeit auch in der weltlichen Politik unbedenklich gebraucht hat! Sogar der beabsichtigte Zollverein der Reformstaaten trat nicht ins Leben. Vollends nach der Schlacht von Novara verloren bündische Versuche jeden Boden, da tödlicher Haß das constitutionelle Piemont von den despotischen Dynasten schied. Die Mittelparteien, deren Häupter, die Gioberti und Rossi, im Jahre 1848 einen monarchischen Staatenbund erstrebten, wurden jetzt von den Höfen mit schwerer Verfolgung heimgesucht. In solcher Noth schritt zur Zeit des Friedens von Villafranca die praktische Staatskunst rascher vorwärts als die literarische Bewegung. Man kehrte zurück zu dem Gedanken des Einheitsstaates, den schon im Jahre 1814 einige verwegene Köpfe verkündet hatten; denn man stand vor der Alternative: Preisgeben der nationalen Politik oder — Annexionen, Einheitsstaat. So ersparte die offene Feindseligkeit der Dynastien und der übermächtige Drang der Stunde den Italienern jenes Durcheinander von föderativen und unitarischen Bestrebungen, welches den Deutschen das entschlossene Fortschreiten zur Einigung der Nation erschwert. Wenn Manin einen Bund von Monarchien kurzerhand als einen „Bund der Fürsten gegen die Völker" bezeichnete, so war dies für Italien unwiderleglich, für Deutschland nur halbwahr.

Auch ward Piemont durch ungleich stärkere, drängendere Beweggründe als Preußen auf die Bahn der nationalen Politik getrieben. Längst war Preußen eine selbständige Macht, Piemont nur ein zwischen übermächtigen Nachbarn hin- und hergeworfener Spielball, eine Macht dritten Ranges, ja, wenn wir scharf zusehen, sogar herabgesunken von der Bedeutung, die es vor Jahrhunderten behauptet. Der Wahn, der Staat könne sich selbst genügen, wird in Preußen mit leidlichen Scheingründen vertheidigt, in Piemont war er auf die Dauer unmöglich. „Waget die Krone von Piemont an die Krone Italiens," so durfte Pallavicino zu dem Hause Savoyen sagen; denn die Dynastie der Grafen von Maurienne, fremdländischen Ursprungs wie alle anderen Dynasten Italiens und von den Radicalen noch nicht anerkannt als ein italienisch gewordenes Geschlecht, ward zu einer Macht nur wenn sie sich rückhaltlos der nationalen Politik hingab. Entzog sich das Haus Savoyen dem Rufe der Nation, so mußte die nationale Partei die republikanischen Elemente, welche in Italien ungleich stärker, lebensfähiger und in der Geschichte des Landes besser begründet sind als bei

uns, entfesseln und auf die Vernichtung des Grenzlandes ausgehen. Ohne großen, nachhaltigen nationalen Ehrgeiz war Piemont ohnmächtig, belastet mit jenem Fluche der Lächerlichkeit, den im Jahre 1820 der unreife, verfrühte Versuch ein Königreich Italien zu schaffen auf das Haupt Carlo Alberto's von Carignan herabzog. Einem Staate in so verzweifelter Lage durfte man die Forderung stellen, er solle, in des Wortes vollem Sinne, in Italien aufgehen. Er mußte jedes Mittel für die nationale Politik benutzen. Cäsar Balbo's edler Wahlspruch l'Italia farà da sè ward von Cavour's genialer Nüchternheit alsbald als ein unmöglicher Idealismus durchschaut. — In Deutschland ist ein so radicales Verfahren nicht möglich. Unsere Einheitsbewegung wird, wie sie ruhiger begann als die italienische, auch langsamer zum Ziele kommen. Der preußische Staat ist ein zu köstlicher Besitz deutscher Nation, als daß wir seinen Königen zurufen könnten: „waget die Krone Preußens an die deutsche Krone!" Ein großer Staat entschließt sich, weil er Großes auf das Spiel setzt, schwerer zu revolutionären Schritten; das Königreich Italien befolgt heute eine vorsichtigere Politik als weiland das Königreich Sardinien. — Auch unsere Stellung zum Auslande ist schwieriger. Wir können weder auf den moralischen Beistand fremder Völker zählen — denn sie alle sehen mit Hohn oder mit Kälte auf unser Vaterland — noch auf die bewaffnete Hilfe fremder Kronen. Ein Staat wie Preußen kann nimmermehr, wie Piemont es mußte, sich dem Befehle des Auslandes fügen oder gar diesen Beistand durch demüthigende Bedingungen erkaufen.

Noch ein Verhältniß lag günstiger in Italien. Der Particularismus war dort allerdings tiefer gewurzelt als bei uns, einzelne Städte befehdeten sich mit einem gehässigen Neide, der an die hellenische Welt gemahnt. Aber der Particularismus erschien in dem größten Theile Italiens als stolzer Municipalgeist. Nun hatte sich der Genuese längst an „das fremde Joch" Piemonts, der Bolognese an die Verbindung mit dem gehaßten Kirchenstaate gewöhnen müssen; die bureaukratische Centralisation der modernen Staaten erstickte das municipale Selbstgefühl, und daß es in unserem Zeitalter der Flächen-Staaten unmöglich sei, Stadt-Staaten nach der Weise des Alterthums zu gründen, mußte zuletzt Jedem einleuchten. Lernte man aber zu verzichten auf den municipalen Dünkel, so war der Weg zum Einheitsstaate geebnet; denn jener territoriale Particularismus, welcher in Deutschland durch die Bureaukratie genährt wird, war in Mittel- und Oberitalien nicht vorhanden. Die schärferen Köpfe der

Partei des extremen Particularismus sahen klar voraus, daß die Bureaukratie, indem sie den Municipalgeist unterdrücke, ohne doch einen neuen Provinzialgeist schaffen zu können, dem Einheitsstaate in die Hände arbeite.*)

Man sieht, eine lange Reihe von historischen Thatsachen, welche in Deutschland nicht bestehen, erleichterte den Italienern den Uebergang zum Einheitsstaate. Doch vergessen wir nicht das folgenreichste Moment: die politische und sittliche Verjüngung des Volksgeistes. Welch eine Wandlung der Gemüther, seit Machiavelli an der Schwelle der modernen Welt der Staatskunst seines Landes ihre Bahnen wies mit dem großen Worte „ad ognuno puzza questo barbaro dominio!" Ein Volk, als feig verachtet, das noch durch die Revolution von 1820 die Welt in solcher argen Meinung bestärkte, findet den Muth zu einem heroischen Kampfe; die Nation, die den Namen des Dilettantismus erfunden hat, erlangt die Kraft zu nachhaltiger, aufopfernder politischer Arbeit; in dem Lande des politischen Mordes entsteht eine Revolution, ausgezeichnet durch sittliche Reinheit, ja unbegreiflich gemäßigt, wenn wir die Greuelthaten der Dynasten damit vergleichen; endlich in dem classischen Lande des „Sectenwesens", des Mißtrauens, unversöhnlichen Hasers vereinigen sich die edlen Elemente bitter verfeindeter Parteien zu gemeinsamem Wirken. Mit der Sicherheit der Naturgewalten ist die denkwürdige Bewegung vorgegangen. Sie verlegt ihr Lager langsam vorschreitend aus den zuchtlosen Provinzen des Südens in die Länder des Nordens, der reiferen politischen Bildung, sie streift zugleich der Parteicharakter ab und erhebt an der Stelle der Carbonarifarben die nationale Tricolore. Mit hellem Bewußtsein wächst Piemont in Italien hinein, nähert sich der Sprache und Sitte des großen Vaterlandes; und während vor sechzig Jahren noch „Italien am Garigliano aufhörte", beginnen jetzt auch in den verwahrlosten Landen des Südens alle edleren Gemüther der nationalen Idee sich zuzuwenden. Zur Zeit der Schlacht von Rieti berechneten klarblickende Patrioten die Zahl der entschlossenen Anhänger der Einheit auf neuntausend in ganz Italien. Im Jahre 1848 waren diese Gedanken bereits tief in das Volk hinabgedrungen. An der Bewegung von 1859 und 60 nahmen außer dem Landvolke alle Stände Theil; der beste Ruhm aber gebührt dem patriotischen Adel, der, einmal der Sache des

*) Vgl. die Denkschrift des Fürsten Canosa, welche Rodolphe Rey in seinem trefflichen Buche la renaissance politique de l'Italie (Paris 1864) p. 96 abgedruckt hat.

Vaterlandes gewonnen, für Machtfragen überall mehr Verſtändniß zeigt als der Mittelſtand. Die Schlacht von Novara ward von dem radicalen Piemonteſenhaß Mazzini's und der Genueſen noch mit wahnwitzigem Jubel begrüßt, doch nach dem tiefen Falle folgt jene heilſame Neubildung der Parteien, daran wir Deutſchen nie genug lernen können. Der Dictator von Venedig wirft ſeine demokratiſchen Sympathien über Bord, denn „theurer als die Republik iſt mir Italien," und arbeitet mit „ſeinem geliebten, treuen, tapferen, weiſen Statthalter" Pallavicino für den König von Italien*). Balbo verzichtet auf ſein „l'Italia farà da sè." Der Nationalverein beginnt ſein bedeutſames Wirken, und Garibaldi ſchließt ſich ihm an, die Abneigung des Radicalen großherzig überwindend. Den Verbitterten zeigt Manin die Niedertracht des Dolches, die Nothwendigkeit des offenen, geordneten Kampfes. Die phantaſtiſche Jugend lernt die Bedeutung der Macht begreifen, da Pallavicino ihr die kühle Wahrheit entgegenhält: „der Herzog von Modena iſt mächtiger als wir, er hat Geld und Kanonen." Derweil führt Camillo Cavour den Staat Piemont dem dreifachen Ziele zu, das ihm hell vor Augen ſtand. Er „wirft der Revolution einen Damm entgegen," indem er durch Thaten bewährt, wie trefflich Zucht und Freiheit ſich vertragen. Er geht den Weg, der eines conſtitutionellen Staatsmannes allein würdig iſt, indem er „die Charte mit allen ihren Früchten und Conſequenzen verwirklicht," der Welt „den Unterſchied despotiſcher und conſtitutioneller Staaten zeigt" und alſo die Macht Oeſterreichs und ſeiner Satrapen moraliſch erſchüttert. Er macht Piemont zum Mittelpunkte der nationalen Arbeit, eröffnet eine Freiſtatt allen Patrioten. „Hunderte von Millionen ausgegeben, darf er nach dem Krimkriege

*) Wie kommt es doch, daß die Lettere di Daniele Manin a Giorgio Pallavicino (Torino 1859) noch keinen deutſchen Ueberſetzer gefunden haben? Ohne dies Buch wird Niemand die große Wandlung der Geiſter recht verſtehen, welche in Italien um die Mitte der fünfziger Jahre von Statten ging. Und wer nicht einen Schwamm ſtatt eines Herzens im Buſen trägt, wird mit gehobener Seele leſen, wie Manin, landflüchtig, bettelarm, krank auf den Tod, derweil ihm Weib und Kind entriſſen wurden, in ſeinen ſchlafloſen Nächten zurückſchaute auf die Revolution von 1848, den Gründen des Mißlingens nachſann und jene ſtaatsmänniſchen Gedanken dachte, die ſeinem Lande die Befreiung brachten. „Dies mein ſchmerzvolles und unnützes Daſein wird mir unerträglich," ſchreibt er kurz vor ſeinem Tode, zwei Jahre vor der Schlacht von Paleſtro. An ſolches Leiden und Kämpfen eines ſtarken Mannesherzens ſoll man unſere Jugend führen, damit ſie verſtehen lerne, was große politiſche Leidenſchaft ſei.

sagen, Tausende braver Soldaten hingeopfert, und mit alledem nur Eines erkauft: daß wir das Recht haben, die dreifarbige Fahne als die unsere zu betrachten!" Und — seltsam es zu sagen — an der Erhebung Italiens haben auch die excentrischen Feinde Cavour's und Manin's ihren vollen Antheil. Man begreift, wie ein französischer Staatsmann urtheilen konnte: „Mazzini ist ein Narr, Manin ein politischer Kopf;" aber was auch der radicale Gemeise gesündigt hat durch seinen Haß gegen das monarchische Piemont, durch das Vergeuden edler Kräfte in unsittlichen, nutzlosen Verschwörungen: wer darf es denn leugnen, ohne das unablässige Hetzen und Drängen der Actionspartei wären die Gemüther der Masse doch nicht vorbereitet worden auf die Politik der That, das tiefgedemüthigte Volk doch nicht zu dem Entschlusse gelangt, mit dem Schwerte das Schwert zu schlagen.

Diese große Bewegung offenbart eine Reihe politischer Tugenden, die unser Volk erst lernen muß, bevor der Neubau unseres Staates gelingen kann. Von der selbstvergessenen Opferwilligkeit der italienischen Patrioten, von jenem Willen, der nur will und nicht zugleich nicht will, von jener nachhaltigen, fast nervösen Leidenschaft, die im Wachen und im Träumen nur das Eine zu denken vermag: „mein Land, mein Land" und immer nur „mein Vaterland!" — von alledem ist bei der großen Mehrzahl unserer Patrioten sehr wenig zu spüren. Sogar das Verständniß fehlt den Meisten unter uns für den Werth der harten Manneszucht der italienischen Parteien. Unser Philister lacht über die tausend kleinen, oftmals kindischen Demonstrationen, wodurch der Italiener den österreichischen Truppen seinen Haß bewies, er weiß die zähe Willenskraft, die politische Disciplin nicht zu schätzen, die in solchen Zügen sich offenbart. Noch bewunderungswürdiger ist die unwandelbare Sicherheit der Hoffnung, welche in den Patrioten Italiens lebte, jener unerschütterliche Glaube an die große Zukunft ihres Volkes, der auch über die Nüchternen etwas von der Weihe des Sehers ausgießt. In früher Jugend träumte Camillo Cavour, er werde der Minister des Königreichs Italien werden — und er ward es. Die köstlichste politische Tugend, welche das Volk Italiens in seiner jüngsten Erhebung, vornehmlich nach dem Frieden von Villafranca bewährte, ist leider unserem Volke noch fremd: die Italiener widerlegten das deutsche Vorurtheil, als ob leidenschaftliche Begeisterung und kalte weltkluge Berechnung einander ausschlössen, sie verstanden den günstigen Augenblick rasch entschlossen bei der Locke zu fassen, im Drange der Noth auf eigenrichtiges

Besserwissen zu verzichten. „Nicht Piemont soll uns annectiren, wir wollen uns durch Piemont vergrößern. Florenz will lieber Provinzialhauptstadt sein in einem glücklichen, unabhängigen, freien, ausschließlich italienischen Staate als die Hauptstadt eines unbedeutenden Herzogthums, das weder eine Gegenwart noch eine Zukunft hat" — mit solchen Gründen trieb Ricasoli den Particularismus der Florentiner zu Paaren. Kaum erwiesen sich die föderativen Pläne als undurchführbar, so ging die nur halb vorbereitete Nation rasch und sicher zu dem Gedanken des Einheitsstaates über, und verdienter Verachtung verfiel die letzte bethörende Warnung der Particularisten: „aus Annexionen entsteht nur ein Groß-Piemont, nicht ein italienischer Staat!" Nach dem Siege bewährte das Volk nicht nur den rechtschaffenen Willen, durch ernste Arbeit die Versäumnisse langer Jahrhunderte nachzuholen, sondern auch abermals seine politische Mannszucht. Man muß wissen, was der Name Rom den Romanen bedeutet, um die patriotische Klugheit der Staatsmänner zu würdigen, welche Florenz zur Hauptstadt des Reichs erhoben. Dieser sittliche Muth gefaßter Entsagung wiegt schwerer als kriegerische Tapferkeit. Durch solche Tugenden hat Italien sich jenen beneidenswerthen Zuruf der Franzosen verdient, der uns hadernden Deutschen wie das Schmettern himmlischer Posaunen ins Ohr klingt: „Wir grüßen Italien an seinem Geburtstage. Eine Nation wird geboren an dem Tage, da sie ihre Einheit erlangt!" — —

Fassen wir das Ergebniß kurz zusammen. Wenn wir uns an den Geist der Geschichte halten und uns nicht blenden lassen durch die leeren Namen „Staatenbund" und „Bundesstaat", so ist unbestreitbar, daß die Entstehung der Bundesstaatsverfassung in der Union und der Eidgenossenschaft für Deutschland kein Vorbild sein kann. Dort ruht der Föderativstaat auf dem Selfgovernment. Der deutsche Bund dagegen ist dynastisch, er ruht auf dem Grundgedanken, daß eine Anzahl fürstlicher Häuser von Gottes Gnaden die Befugniß haben, jede Beschränkung ihrer Souveränität zu verweigern. Dort ist der Bundesstaat wohlbegründet in der Demokratie, in dem bescheidenen Umfange der Staatsthätigkeit, in der Gleichheit der Macht der Einzelstaaten, endlich in dem durch eine lange Geschichte bewährten eidgenössischen Rechtsgefühle der Bürger. Deutschland hingegen ist monarchisch, es bedarf einer vielseitigen Staatsthätigkeit und enthält unter einer Fülle kleiner Staaten eine halbfertige Großmacht, welche den Anspruch auf die Hegemonie nicht aufgeben kann. Der erbkaiserliche Bundesstaat aber legt

dem Selbstgefühle der Stämme schwerere Opfer auf als der Einheitsstaat. Unsere Geschichte berechtigt nicht zu der Erwartung, daß die Dynastien die Schmälerung ihrer Souveränität, welche ein Bundesstaat fordern muß, freiwillig gewähren werden. Noch mehr, Deutschlands Entwicklungsgang ist nicht die Geschichte einer Föderation, er zeigt vielmehr, gleichwie die Geschichte Italiens, die nachhaltige, zuletzt immer erfolgreiche Tendenz, unbrauchbare Kleinstaaten zu größeren Staatskörpern zusammenzuschweißen. Endlich und vor Allem, wir sind eine Nation: die neuere Geschichte Europas aber, vornehmlich Italiens und der Niederlande, bewährt, daß eine Nation mit lebendigem Gesammtbewußtsein sich auf die Dauer nicht mit einer bündischen Einigung begnügen kann. Andererseits sind die politischen Gegensätze in Deutschland doch nicht ganz so grell und klar wie in Italien. Kein täglich fühlbarer unerträglicher Druck regt die Massen auf zu radicalen Entschlüssen. Noch erschrickt die Mehrzahl des Volkes in den Kleinstaaten vor dem Gedanken des Einheitsstaates. Noch ist die Nation nicht gewillt und vorderhand noch nicht berechtigt, die Dynastien kurzweg als Feinde anzusehen.

In dieser zweifelhaften Lage scheinen uns drei Wahrheiten sicher. Einmal: die volle Hälfte dieses großen Volkes verharrt zum Spotte Europas im Zustande politischer Ohnmacht, wenn nicht alle edlen Geister in unablässiger Arbeit in der müden Masse die Einsicht entzünden, daß unsere gegenwärtige Verfassung schmachvoll und unhaltbar ist, und den thatkräftigen Entschluß erwecken, diese Verfassung zu vernichten um jeden Preis. Sodann: die Nation hat das Recht, seit der deutschen Revolution sogar das urkundliche Recht, die einheitliche Leitung des Heerwesens, der auswärtigen Angelegenheiten und der Handelspolitik zu verlangen. Aber auch dies Allermindeste wird die Nation nicht erreichen, wenn sie nicht den unerschütterlichen Willen besitzt, im Falle hartnäckiger Weigerung die Dynastien als Feinde zu behandeln und den Einheitsstaat zu gründen. Sie muß den Muth jener Sibylle gewinnen, die vor den Augen des knausernden Römerkönigs ihre Bücher in die Flammen warf und dann kühnlich für den geringen Rest den gleichen Preis forderte. Nur ein solcher Wille kann die souveräne Selbstsucht bezwingen. Endlich: Preußen umschließt bereits in einem gesunden Staatswesen die Hälfte Deutschlands, und zwar, politisch betrachtet, die bessere Hälfte, denn sie ist ausgezeichnet durch eine ruhmvolle Geschichte und eine starke Staatsgesinnung, welche den

Kleinstaaten fehlen. Will die nationale Partei sich nicht in Utopien verirren, so muß sie, — weit entschiedener als die Kaiserpartei des Parlamentes — die bereits geeinigte Hälfte Deutschlands als den Kern des zu schaffenden deutschen Staates ansehen: sie muß weit preußischer werden denn bisher. Eine Agitation für die deutsche Einheit, welche den entscheidenden Punkt, die sogenannte „preußische Spitze", als eine offene Frage behandelt, versenkt die Nation tief und tiefer in das Meer der Phrasen, verzögert jene nothwendige Abscheidung der nationalen von der österreichischen Partei, welche nicht früh, nicht scharf genug erfolgen kann. Durch diese Verirrung, durch die gutmüthigen, niemals erwiderten Zugeständnisse an die preußenfeindlichen Vorurtheile der süddeutschen Demokratie ist der deutsche Nationalverein sittlich zu Grunde gegangen. Soll die große Erschütterung, welche früher oder später den Welttheil abermals heimsuchen wird, nicht wiederum unser Vaterland rathlos finden, so müssen der preußische Staat und die Patrioten außerhalb Preußens wohlgerüstet sein, zur rechten Stunde mit fühlbarem Nachdruck an die kleinen Höfe das Verlangen zu richten: Abtretung der Militärhoheit, der diplomatischen und handelspolitischen Befugnisse an die Krone Preußens, mit Einem Worte: Anschluß an Preußen, Anschluß an die bereits geeinte Hälfte Deutschlands! Wie dieser Anschluß erfolgen wird, ob Preußen — was dem Geiste unserer Geschichte am meisten entsprechen würde — erobernd vorgehen wird, oder ob die kleinen Kronen mit geminderter Souveränität erhalten bleiben: das wird abhängen von der Haltung der Dynastien und von dem Gange der Ereignisse, den keines Sterblichen Auge vorausschauen kann.

Zwar die Tage des Lehnswesens sind dahin; dem Geiste des Jahrhunderts widerstrebt die Erneuerung der alten Vasallenschaft; darum ist wenig wahrscheinlich, daß sich eine moderne, dauerhafte Form finden werde für die Unterordnung der kleinen Kronen unter Preußen. Aber die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Geschichte spottet jeder Voraussicht. Nicht die Logik ist das höchste Gesetz im Leben der Völker. Schon manche edle Nation hat innerhalb widerspruchsvoller Verhältnisse ein gesundes Leben voll Macht und Freiheit geführt. Wir Deutschen besitzen nächst den Polen wohl den zahlreichsten Adel in Europa, ja sogar einen vielfach bevorrechteten Adel, und doch sind wir ein Volk der bürgerlichen Sittlichkeit und Sitte. Ein großer Theil unserer Nation bekennt sich zum katholischen Glauben; und doch sind wir das

Volk der Reformation, und doch ist der protestantische Geist die Lebensluft, die wir alle athmen. Der Stuhl von Rom weiß sehr wohl, daß er die feste Burg des Protestantismus zu suchen hat nicht in dem ungemischt protestantischen England, sondern in der deutschen Wissenschaft, die von Bekennern beider Confessionen gepflegt wird. Nicht schlechthin undenkbar ist, daß auch unser Staatsleben sich in ähnlichen Widersprüchen und dennoch kraftvoll weiterbilden werde. Die Monarchie war allezeit der Proteus unter den Staatsformen. Sie hat, wie schon Bolingbroke ihr nachrühmte, die Fähigkeit bewährt, die Vorzüge anderer Staatsformen größtentheils in sich aufzunehmen, und also sich fort und fort verjüngt. Vielleicht gelingt ihr auch, sich einer bündischen Ordnung einzufügen, obgleich dies ihrem Wesen zu widersprechen scheint.

Die nationale Bewegung muß weit preußischer werden denn bisher: — sehr ungern werden in vielen Kleinstaaten solche Meinungen gehört. Sicherlich, die inneren Zustände sind augenblicklich in mehreren Kleinstaaten friedlicher, glücklicher als in Preußen, unvergeßlich hat Preußen in den letzten Jahrzehnten gesündigt durch Schwäche und gewaltthätige Tendenzpolitik. Aber mag sich unser nicht-preußisches Selbstgefühl noch so heftig dawider sträuben: von je her konnte jede praktische nationale Reform nur durch Preußen vollführt werden. Fördern mochten die süddeutschen Staaten den Gedanken des Zollvereins, verwirklicht ward er durch Preußen. Soll unsere Nation das klägliche Schauspiel des Jahres 1848 erneuern? Wer leugnet es: mit seiner Fülle geistiger Kräfte überragte das deutsche Parlament himmelhoch alle jene Politiker, welche im Sommer 1848 in Berlin sich bekämpften, und doch wurden Deutschlands Geschicke in Berlin, nicht in Frankfurt entschieden. Die deutsche Reform ist damals gescheitert allerdings zum guten Theile durch Preußens Schuld, aber wesentlich auch darum, weil das deutsche Parlament von Anfang an eine falsche Haltung gegen die preußische Krone annahm und überhaupt von Frankfurt aus die Neugestaltung Deutschlands nicht erfolgen kann. So gewiß nur die überlegene Macht eines Staates die Macht der Kleinstaaten bändigen kann, ebenso gewiß kann die Action der deutschen Reformpolitik nur von Preußen ausgehen. Oder sollen wir abermals der spottenden Welt die imaginäre „reindeutsche" Centralgewalt eines Erzherzogs vorführen? Solche Worte klingen hart und demüthigend, denn allerdings liegt darin das Geständniß, daß wir Nicht-Preußen die Verwirklichung unserer nationalen Hoffnungen vertagen müssen, bis Preußen, von schwerem

Siechthum geneſen, in der Lage iſt ſie zu erfüllen. Wir begreifen, daß dieſe Meinung allen denen ruchlos erſcheint, welche in der deutſchen Geſchichte ſeit dem Jahre 1517 eine große Krankheit, in Luther und Friedrich dem Großen die Störenfriede deutſcher Nation erblicken. Mit ihnen iſt nicht zu ſtreiten. Auch mit Jenen nicht, welche inmitten eines friedliebenden Volkes am hellen Tage träumen, irgendwo und irgendwie werde eine revolutionäre Macht erſtehen und den preußiſchen Staat in kleine Republiken zerſchlagen; ein Kind mag begreifen, daß eine zwiſchen centraliſirten eroberungsluſtigen Militärmächten eingezwängte Nation nicht in der Lage iſt ſich zu decentraliſiren. Wer aber zugeſteht, daß die nationale Reform mit Oeſterreich und ohne Preußen unmöglich iſt, wer ferner einſieht, ein großer Staat könne revolutionäre Entſchlüſſe nur nach ſeinem eigenen Ermeſſen faſſen, und dennoch zurückſchrickt vor der Möglichkeit eines deutſchen Parlamentes in Berlin oder vor der Silbenſtecherei: „aus einer preußiſchen Hegemonie entſteht ein Groß-Preußen, kein einiges Deutſchland“: — der krankt an jener Eigenrichtigkeit, die unter dem Segen der Kleinſtaaterei ſo fröhlich gedeiht; er will den Zweck ohne die Mittel, die Phraſen ſind ihm theuerer als die Sache, ſeine Abneigungen theuerer als das Vaterland.

Wir leben in einem Augenblicke des Niederganges vaterländiſcher Hoffnungen, in einem Zuſtande, wo Alles möglich ſcheint, weil Niemand Glauben hat an das Beſtehende. Wir wiſſen, daß die wache Eiferſucht aller Nachbarn uns Schritt für Schritt bei der Arbeit unſerer nationalen Einigung verfolgen wird, aber die einfachſten Rückſichten der Ehre und der Selbſterhaltung verbieten uns durchaus, die Hilfe der Fremden durch das Preisgeben unſerer Grenzlande zu erkaufen. Zudem iſt der Charakter dieſer Nation zwar unvergleichlich befähigt, in einem fertigen Staate ein tapferes, ſittliches, ehrenhaftes Daſein zu führen, aber wenig dazu angethan, mit kühnem revolutionärem Entſchluſſe einen Staat zu ſchaffen. Ein großer Theil ihrer beſten politiſchen Kräfte iſt in den Reihen des Beamtenthums enthalten und durch Pflicht und Intereſſe dem nationalen Gedanken verfeindet. Trotzdem beſtärkt uns eine ruhige Betrachtung unſerer jüngſten Geſchichte in dem Glauben, jene Unruhe und Unklarheit, die uns an dem heutigen deutſchen Staatsleben auffällt, ſei nichts Anderes als die zuckende Bewegung, die wir an den Queckſilberkugeln ſchauen, wenn ſie im Begriff ſind zu Einer Maſſe zuſammenzufließen.

Schon Napoleon I. fand die deutſchen Dinge „nur zu reif“ für

für eine einheitliche Ordnung, und welche Fortschritte gegen welche Hemmnisse sind seitdem der unitarischen Richtung gelungen: eine Bewegung stätig wie das Wachsthum der Bäume, mindestens ebenso normal wie die Einheitsbewegung in Italien! Selbst die unübertreffliche Unbrauchbarkeit der Bundesverfassung hat dem nationalen Einheitstriebe Vorschub geleistet. Nur in einem so losen Nebeneinander selbständiger Staaten konnte jene Welt überlieferter Vorurtheile und verjährten Hasses allmählich schwinden, welche noch in den Tagen Napoleon's manche Theile unseres Volkes einander entfremdete. Nur durch eine so ganz unbefriedigende Verfassung konnte eine geduldige, schwer bewegliche Nation zur Arbeit für ihre Einheit erweckt werden. Glücklichere Tage werden die Ausdauer eines Volkes loben, das an neunundreißig Stellen mit getheilter Kraft seine Hebel ansetzen mußte und doch nicht abließ, bis „die höchstgefährliche Lehre von der deutschen Einheit" vom Himmel auf die Erde stieg, bis aus dem Traumbilde einer Handvoll begeisterter Jünglinge die ernste Geschäftssache, die schwerste Machtfrage eines großen Volkes ward. Man vergleiche die verschwommene Unklarheit der zwanziger, den weltbürgerlichen Liberalismus der dreißiger Jahre, das weit bestimmtere Streben nach nationaler Einheit, welches in den Parteien der Reform um das Jahr 1840 beginnt, die Bewegung des Jahres 1848 und die Gründung der neuen Parteien, endlich die abermalige Klärung des Parteilebens seit dem Jahre 1859 — und man wird das anhaltende Fortschreiten nicht verkennen. Sehr segensreich wirkte sodann die stille geistige und wirthschaftliche Arbeit der fünfziger Jahre. Sie hat gefunden realistischen Sinn weithin im Volke verbreitet, die falschen Götzen der Börne'schen Zeit gestürzt und die Liebe des Volkes wieder seinen echten politischen Größen, den Stein und Scharnhorst, zugewendet. Der rohe Radicalismus, der unserem maßvollen Volke so gar widrig zu Gesicht steht, hat sichtlich an Macht verloren, und er wird noch mehr schwinden, wenn einst der Deutsche mit einigem Stolze auf das Ansehen seines Staates schauen kann.

Noch vor einem Menschenalter sahen die meisten Süddeutschen in Blücher und York nicht kurzweg ihre eigenen Helden, heute begegnen sich alle Stämme einträchtig in solcher Verehrung. Die Herrlichkeit ihres Schriftthums ist für unsere Nation noch weit mehr als für die Italiener ein rechter Jungbrunnen, daraus sie für und für das Bewußtsein ihrer Einheit stärkt; denn die Blüthe der Wissenschaft währt

fort, und die großen Tage unserer Dichtung stehen unserem Empfinden noch sehr nahe. Mit einigem Rechte nennen sich die Männer, welche an der Staatseinheit Deutschlands arbeiten, Erben der Ideen, welche die Helden unseres achtzehnten Jahrhunderts beseelten. Alle Welt würde lachen, wenn die Partei des Particularismus einen Schiller oder Fichte als den Ihren verherrlichen wollte. Mit Recht ward von einsichtigen Fremden als eine denkwürdige Erscheinung bezeichnet, daß die Erinnerungsfeste der jüngsten Jahre einen entschieden oppositionellen Charakter trugen und tragen mußten. Auf allen Gebieten des socialen Lebens ist die nationale Einheit bei uns gründlicher vorbereitet als in Italien. Seit nahezu hundert Jahren reden unsere Gebildeten jene gemeinsame Umgangssprache, welche Italien so noch nicht besitzt. In allen Gauen wird zum herrschenden Stande das Bürgerthum. Sein rühriges Schaffen hat uns beinahe wieder zurückgeführt auf jene Höhe des Wohlstandes, welche Deutschland vor dem dreißigjährigen Kriege erstiegen. Unvermeidlich wächst mit diesem Kerne der Nation männliches Selbstgefühl, echt-demokratische Gesinnung. Durch zahllose Bande hält die regsame Volkswirthschaft alle Stämme umschlungen. Der deutsche Particularismus durfte auf die Dauer nicht wagen, die wirthschaftliche Verbindung mit den Nachbarn zu hindern, während die italienischen Despoten den Bau der Eisenbahnen und dergleichen grundsätzlich hemmten. Jedes Werk nationaler Einigung hat sich bisher ausnahmslos als ein Segen für unser Volk erwiesen, wenn auch oft — wie bei der Gründung des Zollvereins — starke Bruchtheile der Nation anfangs widerstrebten. Jeder Fortschritt deutscher Geistesarbeit, jede verständige Reform in den Einzelstaaten hat zuletzt die politische Einheitsbewegung gefördert.

Auf so gesunden Grundlagen beginnt ein neues, kräftigeres Parteileben zu keimen. Wie oft hat ein Volk durch maßlosen Freiheitsdrang die Macht seines Staates zerrüttet, wie oft wiederum ging die Freiheit eines Volkes zu Grunde durch den unersättlichen Trieb der Machterweiterung! In Deutschland und Italien aber hat neuerdings der Liberalismus sich mit dem nationalen Gedanken verbündet; die Vertheidiger der Volksrechte erstreben zugleich eine starke Centralgewalt. Diese Verbindung ist in Deutschland erst halb vollendet — denn noch hat der Liberalismus die Bedeutung der Macht nicht nach Gebühr gewürdigt — immerhin bleibt sie ein sicheres Kennzeichen gesunden Parteilebens. Sie berechtigt zu der Hoffnung, daß Volksfrei-

heit und Staatsmacht — die beiden bewegenden Kräfte jedes gesitteten Staates — sich wechselseitig ergänzen und ermäßigen werden. Selbst die niederschlagenden Erfahrungen der letzten Monate stimmen uns nicht hoffnungslos. Ein schwer bewegliches, politisch unerfahrenes Volk findet sich in einer unerwarteten Krisis nicht leicht zurecht. Die Zeit wird kommen, da unsere Liberalen sich ihrer heutigen Verbindung mit Oesterreich ebenso schämen werden, wie sie sich heute schon ihrer geistigen Feldzüge gegen den Zollverein schämen. An der Staats-Einheit eines solchen Volkes verzweifeln ist Feigheit. Die noch geringe Zahl der bewußten und entschiedenen Anhänger des Einheitsgedankens darf uns nicht entmuthigen. Ueberall zeigt die Menge für die Freiheitsfragen ein helleres Verständniß als für die Einheitsfragen. Auch die Verfassung der nordamerikanischen Union ist das Werk einer einsichtsvollen Minderheit. Zur Zeit da sie geschaffen ward, schilderte Madison die Stimmung des Volkes also: die Masse sei unzufrieden mit dem Bestehenden, befasse sich jedoch nicht ernstlich mit Reformgedanken; unter den wenigen zum Nachdenken über die Frage Befähigten zähle der Plan der Föderalisten noch die meisten Anhänger. Fast dasselbe kann schon heute die preußische Partei in Deutschland von ihrem Plane sagen. Desgleichen erregte in der Schweiz die Bundesreform des Jahres 1848 eine weit geringere Theilnahme im Volke als der Sonderbundskrieg. So dürfen auch wir nicht lassen von der Hoffnung, daß die Ideen der denkenden Minderheit zum Heile der Nation ins Leben treten werden. Unberechenbaren Zauber übt der Drang der Stunde und die vollendete That. Die Frankfurter Reichsverfassung warb, einmal beschlossen, Tausende von Anhängern unter den Gegnern Preußens bis nach Altbaiern hinein, denn sie gewährte die Aussicht, den unhaltbaren Zustand gährender Tage zu enden.

Wohl müssen auch wir harren auf die Gnade des Geschicks, auf „die Erfüllung der Zeiten", wie Florestan Pepe zu den Patrioten Italiens sagte. Und doch werden alle stärkeren Geister sich lieber halten an das hochgemuthe Wort, das der feurige Wilhelm Pepe dem Bruder entgegenwarf: „Die Menschen sind die Zeiten!" Mag der Particularismus für und für seine wohlberechneten Fabeln künden; mögen allerhöchst concessionirte Capuziner beider Confessionen fortfahren den Namen Gottes zu mißbrauchen und die Ohnmacht dieses Landes als eine Gnade himmlischer Fürsicht preisen; mag jener Stumpfsinn, der im Staube kriecht, in Erwerb und Genuß die Schande seines Volkes ver-

gessen: wer ein Mann ist, wird darum das Wirken für Deutschlands Einheit nicht aufgeben. Ein Herz glühend von großer Leidenschaft, ein Hirn kalt und klar, die Machtverhältnisse der Staaten besonnen erwägend: das ist die Stimmung der Seele, welche dem Patrioten ziemt in einer Nation, die um ihr Dasein ringt. Noch aber krankt dies Deutschland an jener verwaschenen Sentimentalität, die eine übergeistige Epoche auf uns vererbte: man hegt eine gewisse lauwarme Begeisterung für das Vaterland, und die Wärme, welche in den matten Herzen keine Stätte findet, entweicht in die Köpfe, brütet dort über den phantastischen Grillen der Gefühlspolitik. Eine lange Arbeit politischer Erziehung liegt noch vor uns. Die Nation muß lernen, der Klarheit und Entschlossenheit des Particularismus entgegenzutreten mit einem gleich entschiedenen Willen, der die Einheit will und nichts weiter. Es thut noth, daß die Herzen heißer werden, die Köpfe kälter, daß die Wünsche der Patrioten sich zur Stärke persönlicher Leidenschaft steigern und der Verstand der Nation sich zu der nüchternen Einsicht erhebt: nur die Macht des größten deutschen Staates kann die Macht der kleinen Höfe zur Unterwerfung unter eine nationale Centralgewalt zwingen. Selbst den Bundesstaat — dies Geringste, was wir zu fordern berechtigt sind — werden wir nie erreichen, wenn die Nation nicht den Muth besitzt, im äußersten Falle kühnlich weiter zu schreiten und den Einheitsstaat zu schaffen, welchen beim Morgengrauen der Befreiungskriege Deutschlands größter Patriot, Carl vom Stein, für das Vaterland ersehnte.

Cavour.

(Heidelberg 1869.)

Der Gegenwart klingt es wie ein Märchen aus verſchollenen Tagen, daß einſt Goethe mit ſeinem Eckermann alles Ernſtes über die Frage ſtreiten konnte, ob Napoleon zu den productiven Menſchen zu zählen ſei. Doch als ein Nachhall aus jener reichen Zeit, da unſer Volk ſeinen Herrſcherthron in den Wolken ſuchte, beſteht noch heute in den Herzen der edleren Deutſchen die ſtille Neigung, das Leben, auch das politiſche Leben mit dem Maße des Schönen zu meſſen. Unter den Frauen vornehmlich lebt weit verbreitet der liebenswürdige Irrthum, als ob die reinſte Blüthe der Menſchlichkeit allein im Kreiſe der Dichter und Denker ſich entfalte. Wir verſtehen nicht leicht, daß das politiſche Talent eine von allen anderen menſchlichen Gaben weſentlich verſchiedene Kraft des Geiſtes iſt. Wir fühlen uns erkältet vor dem Bilde eines Staatsmannes, dem die politiſche That der ganze Inhalt des Lebens, nicht blos, wie unſerem Wilhelm Humboldt, ein Ringplatz war, darauf er die allſeitige Ausbildung ſeiner ſchönen Seele bewähren konnte. Dem Staatsmanne winkt, derweil er ſchafft, jeder Glanz des Daſeins; alle Leidenſchaften des Tages folgen ſeinen Spuren, ſein Name weicht nicht aus dem Munde der Menſchen. Sobald er die Augen geſchloſſen hat, dauert nur ein ſchwaches Abbild ſeines Weſens, verblaßt und oft entſtellt, in dem Gedächtniß der Nachwelt. Der Künſtler geht im Leben als ein geringer Mann daher, mit beſcheidenen Ehren begnügt; nach ſeinem Tode läßt er ſein Eigenſtes, ſein Beſtes zurück, er weilt leibhaftig unter den ſpäteſten Geſchlechtern, er redet zu ihnen, aus ihrer Seele heraus als ein Freund, ein Seher, ein Herzenskündiger. Wie viel tauſendmal hat deutſche Gefühlsſeligkeit dieſe Vergleichung ausgeſponnen, um einen Sophokles glücklich zu preiſen, einen Hannibal wohlwollend zu bemitleiden!

Es frommt nicht, ſolche Schwächen moderner Ueberbildung durch die Wiederbelebung altrömiſcher Rauheit zu bekämpfen. Jenem mann-

haften Adel Piemonts, der um das Daſein ſeines Volkes kämpfte, ſtand es wohl zu Geſicht, wenn Caeſar Balbo jede Stunde ſeines geſegneten ſchriftſtelleriſchen Schaffens für halbverloren, nur die Jahre ſeiner ſtaatsmänniſchen und kriegeriſchen Thätigkeit für fruchtbar anſah, wenn Maſſimo d'Azeglio verſicherte, ein mittelmäßiger Verwaltungsbeamter ſei ein nützlicheres Mitglied des Gemeinweſens als der größte Maler. Die freiere Geſittung der Deutſchen iſt für dies Römerthum unzugänglich, ſie verwirft die Frage des Plutarch: ob der Ruhm des Pheidias und Archilochos einen edelgeborenen Jüngling reizen könne? — mit vollem Rechte als eine Barbarei. Nur müſſen wir lernen, auch den Helden des nach außen gerichteten Willens gerecht zu werden, und ablaſſen von den ſpielenden Verſuchen das Unvergleichliche zu vergleichen, das Unwägbare zu wägen. Wir glauben alle an das tiefe Wort: „Genie iſt Fleiß," wir wiſſen längſt, daß jeder große Künſtler, jeder der ein Meiſter ward, von einer unzähmbaren Macht des Willens durchglüht war wie nur der tapferſte Kriegsmann. Warum ſollen wir nicht auch die einfache Wahrheit bekennen: der große Staatsmann legt ſich die Dinge dieſer Welt mit ebenſo urſprünglicher Kraft des Gedankens zurecht, wie ein Goethe oder Kant; er ſchaut auf die gemeine Luſt und Noth des kleinen Menſchenlebens ebenſo vornehm von beherrſchendem Gipfel herab wie der Dichter und der Denker. — In wenigen Geiſtern hat ſich der Ideengehalt der neueſten Geſchichte ſo treu und vollſtändig wiedergeſpiegelt, wie in dem Kopfe des Gründers der italieniſchen Einheit. Wer über Cavour urtheilt, der bekennt, wie er ſelber ſich zu den großen Problemen der modernen Geſellſchaft ſtelle. Die Gedanken, welche dieſen Geiſt bewegten, lagen ſchon den Zeitgenoſſen offen vor; denn Cavour erſcheint auch darum als ein rechter Sohn der neuen Zeit, weil er ſelbſt ſeine Verſchwörungen unter freiem Himmel trieb. Sein Bild unbefangen zu betrachten iſt ſchon jetzt dem Fremden nicht unmöglich. Der Abſtand der Zeit, deſſen das hiſtoriſche Urtheil bedarf, wird aufgewogen durch den Reichthum der jüngſten Jahre. Durch gewaltige Umwälzungen ward ſeit Cavour's Hingang das alte Gleichgewicht der Mächte verſchoben. Wir dürfen ruhig über den Todten ſprechen, er rechnete mit anderen Größen als der Staatsmann von heute.—

Die Zeit iſt nicht mehr, da in dem langen Wettkampfe der beiden Culturvölker Mitteleuropas um die Herſtellung ihrer alten Größe Italien den Preis davonzutragen ſchien. Der äſthetiſche Reiz, der die

Maſſenbewegung der Italiener vor den Schlachten des deutſchen Krieges auszeichnete, beginnt zu verblaſſen; die Gebrechen der vor der Zeit und mit fremder Hilfe errungenen Einheit Italiens liegen vor Aller Augen. Schon beneiden uns einzelne Stimmen jenſeits der Alpen um unſere ſtätige und ſelbſtändige Entwickelung, und unter den Deutſchen ſind manche geneigt, allzuniedrig zu denken von jener gewaltigen ſittlichen und politiſchen Arbeit, welche das letzte halbe Jahrhundert der italieniſchen Geſchichte erfüllt. Aus den Wirren des napoleoniſchen Zeitalters war der Nation nichts geblieben als einige mächtig aufregende Erinnerungen. Sie hatte geſehen, wie ihr größter Sohn den Herrſcherſtab der Welt in Händen hielt, wie der heilige Name des Königreichs Italien wieder auferſtand, wie ein modernes Gemeinweſen rüſtig aufräumte unter der heilloſen Erbſchaft der alten Despotien, entfremdete Nachbarn als Bürger Eines Staates verband. Ueber dem Widerſtreit der Gefühle, die ſolcher Zuſtand halber Fremdherrſchaft erweckte, ward der große Augenblick verſäumt, da Italien ſein Schickſal ſelbſt beſtimmen konnte. Jetzt lag die Halbinſel waffenlos, willenlos zu den Füßen des Wiener Congreſſes, Italien ward wieder ein geographiſcher Begriff. Kalt und ſchnöde wies die engliſche Diplomatie die klagenden Patrioten zurecht: Europas Ruhe fordere die Zerſtückelung des Landes. Eine Staatskunſt der nackten Willkür ſtellte die fremdländiſchen Dynaſtien, doch nicht die nationalen Republiken des vergangenen Jahrhunderts wieder her, erhob Oeſterreich zur herrſchenden Macht der Halbinſel. Auch Venedig, das einſt Bonaparte dem beſiegten Oeſterreich zugeworfen hatte, ward abermals dem Doppeladler preisgegeben und dergeſtalt eine Erinnerung erneuert, welche den Italienern jederzeit als die brennendſte Schmach ihrer neuen Geſchichte gegolten hat. Während nun das pfäffiſche Regiment der alten Zeit, gekräftigt durch die Machtmittel napoleoniſcher Bureaukratie und Polizei, an den Höfen ſich wieder einniſtete und in Lombardo-Venetien nach einigen Jahren der Milde der kaiſerliche Stock, il bastone tedesco, die Herrſchaft antrat, wucherte in dem unglücklichen Volke, dem eine Bühne für geſetzliches öffentliches Wirken verſagt blieb, jede Art von politiſcher Verderbniß empor.

Einen weſentlichen Charakterzug des italieniſchen Staatslebens, zugleich einen ſchneidenden Gegenſatz zu dem deutſchen Weſen, bildet die Macht und Berechtigung der republikaniſchen Ueberlieferungen in dieſem Lande der Städte. Wenn wir in der Kapelle von S. Lorenzo

zu Florenz jene wunderbaren Mediceergräber betrachten, die einſt der harte Republikaner Michel Angelo widerwillig ſeinem heimiſchen Tyrannenhauſe errichtete, und darauf den Blick wenden nach der Ecke der Kapelle, wo eine grell bemalte Krone das abgeſchmackte Grabmal des „beſten Fürſten" Ferdinand III. von Lothringen-Toscana deckt — dann empfindet auch der Deutſche mit Entrüſtung, wie roh ein Barbarengeſchlecht die Tempel eines hochgeſitteten Volkes geſchändet hat. Dann ahnen wir etwas von den Gefühlen, welche die Patrioten Italiens gegen ihre neuen Herrſcherhäuſer beſeelten. Die Epoche der Monarchie war dem Italiener das Zeitalter der Fremdherrſchaft und des Despotismus. Wie mochte dieſe öde Zeit des Schlummers ſich vergleichen mit jenen Tagen republikaniſcher Herrlichkeit, da der Löwe des heiligen Marcus die Häfen des Morgenlandes beherrſchte und das hochſinnige Künſtlervolk von Florenz zu ſeinem Arnolfo ſprach: „der Plan für unſeren Dom ſoll groß ſein wie die allergrößte Seele, wie die Herzen ſo vieler Bürger, die zu Einem Wollen vereinigt ſind" —? Tauſendjährige Städte, einer ſtolzen Geſchichte froh, umfaßten noch immer die größere Hälfte der Nation, beherrſchten das flache Land mit ihrer Geldmacht, ihrer Bildung; keinem Volke fiel es ſchwerer zu begreifen, daß die moderne Welt der monarchiſchen Flächenſtaaten nicht mehr Raum bietet für ſtädtiſche Republiken.

Die Macht der republikaniſchen Erinnerungen, der Druck der fremden Gewalthaber, die verwahrloſte politiſche Bildung einer Nation ohne Rednerbühne und Preſſe riefen einen verwegenen Radicalismus hervor, der nach der Weiſe unfreier Völker in Verſchwörungen ſich zuſammenfand und bald die Gegner zwang, ſich gleichfalls in Geheimbünde zu ſchaaren. Alle die häßlichen Züge, welche die arge Schule des ſpaniſchen Despotismus dem Charakter der Nation aufgeprägt, fanden in dieſem Sektenweſen, den sette, bereite Förderung: das Mißtrauen Aller gegen Alle, der Todhaß wieder die politiſchen Gegner, der aus den entſetzlichen Eiden der Carbonari wie der Sanfediſten ſo blutig hervorbricht, und vornehmlich jene Moral der Verzweiflung, welche, ſeit Machiavelli's Tagen auf dieſem Boden heimiſch, ſoeben in dem mannhafteſten Dichter des neuen Italiens, in Vittorio Alfieri, einen begeiſterten Apoſtel gefunden hatte. Hundertmal war die Ohnmacht des Meuchelmordes durch geſcheiterte Verſchwörungen erhärtet, und hundertmal kehrten die Fanatiker zu dem Dolche als der letzten Zuflucht des Geknechteten zurück. Gewiß ſprach Ugo Foscolo allen Denkenden

ein erlöſendes Wort aus der Seele, da er ausrief: um Italien zu ſchaffen, müſſen wir die Sekten vernichten! Und doch gebührt dieſen Wahnwitzigen der Ruhm, daß ſie zuerſt den Gedanken der Einheit Italiens, roh und unklar genug, in weiteren Kreiſen verbreiteten: ſchon die Carbonari träumten von einer Republik Auſonien, und noch beſtimmter trat die Idee der Einheit in jenem Geheimbunde des „jungen Italiens" hervor, der in Mazzini ſein ſichtbares Oberhaupt verehrte.

Während dergeſtalt köſtliche Jugendkräfte in dem ſchlechten Handwerke der Verſchwörer vergeudet wurden, ergingen ſich weichere Gemüther in unfruchtbaren ſentimentalen Klagen über die Schande ihres Vaterlandes. Sie beweinten Italien in jenem elegiſchen Tone, den einſt Felicaja anſchlug, da er ſein Land alſo anredete: „O wärſt du ſtärker oder minder ſchön, daß du die Gier der Mächtigen nicht reizteſt!" Wieder Anderen ward die große Vorzeit des Landes zum Fluche. Dies erſtgeborene Volk des neuen Europas weiß nichts, will nichts wiſſen von der tiefen Kluft, welche die moderne Zeit von dem Alterthume trennt. Die Italiener führen unbefangen ihre Geſchichte bis auf die römiſche Wölfin zurück, ſie ſehen in der Entwickelung der Jahrtauſende immer daſſelbe italieniſche Volksthum, das unheimiſcher Gewalten ſich erwehrt, und reden über die Völkerwanderung noch mit dem gleichen naiven Erſtaunen wie jener Machiavelli, der ſich verwundert, warum der Po und der Gardaſee ihren antiken Namen abgelegt und die Menſchen heute Pier-Giovanni und Matteo, nicht mehr Cäſar und Pompejus heißen. Sie haben in ihrer ſchönſten Zeit den Geiſt des Alterthums wieder aufgeweckt und ſchauen auf die Völker des Nordens noch mit derſelben Empfindung wie einſt Cicero's Römer auf die Germanen. Die Größe der weltherrſchenden Roma iſt Italiens Größe. Während die Deutſchen an ihrem Hermannsdenkmal bauten, ſchlug Niccolini ſeinen Landsleuten vor, nach der Vertreibung der Oeſterreicher auf dem Gipfel der Alpen ein Rieſenſtandbild des Marius zu errichten, das Schwert drohend gen Norden erhoben, darunter die Inſchrift: zurück ihr Barbaren! Wie ſchwer mußte die Nüchternheit des politiſchen Urtheils, die Klarheit der Selbſterkenntniß leiden, wenn in kleiner Zeit eine aufgebauſchte Rhetorik mit majeſtätiſchen Erinnerungen prahlte und bei der Phraſenſeligkeit der durch jeſuitiſche Erziehung verflachten Hörer nur allzu willigen Glauben fand!

Italien lebte wie Deutſchland ein übergeiſtiges Leben. Der Nordländer, der, begeiſtert von den Schilderungen der Kunſthiſtoriker, in

Italien den unverfälschten Adel der Renaissance zu finden hofft, entdeckt mit Ueberraschung, daß die meisten wälschen Städte auf den ersten Anblick den Charakter des Rococo zeigen. So massenhaft, so unablässig hat dies Künstlervolk gebaut, auch nachdem die Heroen seines Geistes dahingegangen. Doch wenn die Lust am Schauen und Bilden und am schönen Spiele niemals ausstarb, die schöpferische Kraft war tief gesunken. Die neue Wissenschaft der Italiener darf von sich rühmen, daß sie, mit Ausnahme der römischen Theologen, niemals den Mächten der Finsterniß, nie dem Despotismus gedient hat, aber sie konnte durch viele Jahre nur Weniges aufweisen, was sich den Werken deutscher Gelehrsamkeit vergleichen ließ. Die höheren Stände verkamen in überfeinerter geistiger Genußsucht, in schwächlichem Dilettantismus. Mit Ekel betrachteten ernste Patrioten, welche überschwänglichen Triumphe eine gewandte Ballerina oder Primadonna unter dieser entnervten Gesellschaft erringen konnte. „Italien erwacht," rief Azeglio jubelnd aus, als er endlich den Verfall der Kunst bemerkte und auf der Bühne zum ersten Male heulen hörte. Und wahrlich, sollte dies Volk gesunden, so mußte der ästhetische Müßiggang der Kenner und Dilettanten ausgetrieben werden durch die derbe hausbackene Prosa der stählenden wirthschaftlichen Arbeit. Als Richard Cobden mit einem italienischen Freunde von der Höhe des Monte Mario herniederschaute auf die majestätischen Trümmer des alten Roms, da sagte er kalt: „Alles das ist heute zu gar nichts mehr nutz" — und es lag ein tiefer Sinn in dem banausischen Worte des Manchestermannes. Die mächtige Entwickelung der modernen Volkswirthschaft war an der Halbinsel fast spurlos vorübergegangen. Der Bauer schaffte noch wie vor Alters mit bewunderungswürdigem Fleiß im Sonnenbrande der lombardischen Ebenen und der ligurischen Terrassen. Aber der Unternehmungsgeist der Reichen war gelähmt durch verkehrte Erziehung, durch die Sünden einer ungeheuerlichen Handelspolitik. Zöllinien, elende Straßen hemmten den Handel und Wandel, die Fremdherrschaft erschwerte grundsätzlich den Verkehr von Staat zu Staat. Niemand wagte ein weitaussehendes wirthschaftliches Unternehmen, weil Niemand Glauben hatte an die bestehende Ordnung, und in Europa ward das alte Märchen von der unverbesserlichen Faulheit der Italiener überall nachgesprochen.

Die hochbegabte Nation galt in der Welt als ein Volk von Knechten, reich an Witz und Arglist, unfähig zu freiem Bürgerleben;

die deutſchen Blätter vornehmlich verſündigten ſich ſchwer an dem Nachbarlande, beteten gläubig alle Lügen der öſterreichiſchen Preſſe nach. Tauſende von Fremden durchſtreiften alljährlich die Halbinſel, bildeten ſich ihr Urtheil nach dem geſchäftigen Völkchen der Facchini und Ciceroni, das ſie feilſchend umdrängte. Sie kamen in das Land der Myrten und Orangen, um auszuruhen von ihren ſchweren nordiſchen Gedanken, um die Pracht der Natur und der alten Kunſt zu bewundern. Für die fürchterliche Proſa der italieniſchen Gegenwart hatte Niemand ein Auge; höchſtens die Bettler in ihren maleriſchen Lumpen ließ man gelten als willkommene Staffage für die grauen Ruinen. Wenn dann und wann ein Byron oder Platen ein Lied der Klage ſang um die Niobe der Nationen, ſo hörte der Italiener aus dieſen Klängen ein herablaſſendes Mitleid heraus, das ihn noch tiefer verletzte als jene kalte Verachtung.

Unter den verkommenen Staaten der Halbinſel mußte das Königreich Sardinien dem oberflächlich Hinſchauenden als einer der kläglichſten erſcheinen. Nur zu begreiflich, daß Platen's freier Geiſt bei kurzem Verweilen angeekelt ausrief:

Unglückſeliges Land, wo ſtets militär-jeſuitiſch
Söldner und Pfaffen zumal ſaugten am Marke des Volks!

Fremd, wie durch ein Spiel des Zufalls zuſammengewürfelt, ſtanden die Provinzen des kleinen Staates neben einander. In den ſchönen Gartengeländen der Poebene, die der ſtrahlende Ring der Schneeberge umſchließt, wohnte das Mark des Reiches, ein derbes kernhaftes Bauernvolk, ein Miſchvolk in tauſend Schickſalsſtürmen erprobt, der **malo assuetus Ligur** der Römer. Daneben, durch die Alpen, durch Sprache und Sitten geſchieden, das Stammland des Königshauſes, das arme Bergland Savoyen, wo eine rührige demokratiſche Partei die Wiedervereinigung mit dem freien Frankreich erſehnte, und das halbfranzöſiſche Nizza. Als ein erſtorbenes Glied hing am Leibe des Staats die Inſel Sardinien, eine ſchlechthin barbariſche Welt, von dem Clerus und mächtigen zumeiſt ſpaniſchen Adelsgeſchlechtern beherrſcht; ihr Volk in Schmutz und Fieberluft verkommen, zu allen Werken der Cultur, oft ſogar zum Soldatendienſte unfähig. Der Wiener Congreß fügte noch die Häfen und Felsterraſſen des Genueſer Küſtenſaumes hinzu. Hier lag nach den wüthenden Parteikämpfen einer wirrenreichen republikaniſchen Geſchichte der Radicalismus gleichſam in der Luft. Der Stolz des Genueſen begriff nicht, wie Genova

la superba dem kargen Turin gehorchen ſolle; nur mit Widerſtreben betrat der Seemann die Kaſernen der Piemonteſen.

Ueber dies bunte Ländergemiſch brachen bei der Heimkehr Victor Emanuel's I. jene tollen Saturnalien der Reſtauration herein, die nur in Kurheſſen und Hannover ihres Gleichen fanden. Jede Spur der Herrſchaft der Franzoſen mußte verſchwinden. Selbſt die ſchöne Pobrücke von Turin, ein Werk Napoleon's, ſollte zerſtört werden, bis ſich der Stadtrath von Turin erbot eine Votivkirche an den Ausgang der Brücke zu bauen. Die Sorge für den Clerus ging Allem vor in dieſem „Paradieſe der Prieſter". Nicht umſonſt nannte ſich noch Karl Albert in ſeinem Civilgeſetzbuch den Beſchützer der Kirche; der Staat lieh den geiſtlichen Gerichten ſeinen Arm, führte als Frohnvogt ihre Urtheilsſprüche aus. Mehr als 100 Millionen Lire wendete das hergeſtellte Königthum in einem Vierteljahrhundert auf, um die Geiſtlichkeit mit liegenden Gründen auszuſtatten. Gotteslästerung und Kirchenſchändung, auch die unfreiwillige Verletzung der Ehrfurcht gegen das Allerheiligſte, ward mit dem Tode beſtraft. Wer dem Kirchenbanne verfiel, hatte ſein Amt verwirkt. Ueber die Ehen entſchieden die geiſtlichen Gerichte allein, dergeſtalt, daß eine Ehe nach jahrelangem Beſtande wieder aufgelöſt werden mußte, ſobald ſich eine kirchenrechtswidrige Verwandtſchaft der Gatten herausſtellte. Die Juden lebten in ihren ghetti eingeſperrt, der Proteſtant durfte vor Gericht kein Zeugniß ablegen wider einen Katholiken — und dies in einem Staate, der allein auf der Halbinſel eine namhafte proteſtantiſche Bevölkerung, in ſeiner Waldenſerhauptſtadt Torre ein kleines italieniſches Genf beſaß. Eine zwiefache Cenſur, eine geiſtliche und eine weltliche, behütete die Preſſe ſo ſorgſam, daß nicht einmal das Wort „Verfaſſung" in einem piemonteſiſchen Buche erſcheinen durfte. Unter der Führung ſaufter Abbati zog alltäglich das Cadettencorps ſittſam durch die Straßen von Turin.

Wie die Geiſter durch die Kirche, ſo ward die Staatsverwaltung durch ein überzahlreiches vielgeſchäftiges Beamtenthum geleitet. Die ſchwachen Gemeinden, darunter nur wenige ſich mit den ſtolzen Communen Mittelitaliens meſſen konnten, fügten ſich leicht den ſchleppenden Geſchäftsformen einer halb-militäriſchen Centraliſation. Der Kriegsminiſter war zugleich das Haupt des Polizeiweſens; die Commandanten der Provinzen und der Städte beſorgten gemeinſam mit den bürgerlichen Beamten die Verwaltung der Sicherheitspolizei. Das ge-

ſammte geiſtige Leben des Staates ſollte ſeinen Brennpunkt finden in der Hauptſtadt, wo faſt alle Bildungsanſtalten vereinigt waren; und wie leer, wie nichtig erſchien dies Darmſtadt Italiens mit ſeinen geraden reizloſen Straßen, das faſt allein durch die Bogengänge ſeiner Poſtraße an die Schönheit ſüdlichen Lebens erinnert, neben der Kunſtherrlichkeit, der bewegten Geſelligkeit von Mailand und Florenz! Ueber der Univerſität ſtand, ſeit der Aufſtand von 1821 die Krone zu ſchärferem Anziehen der Zügel bewogen hatte, meiſternd und ſpürend die Aufſichtsbehörde der Riforma. Die königliche Bibliothek hielt das Gift der Aufklärung wohlverſchloſſen in ihren Schränken; ſelbſt Gibbon und Montesquieu wurden vor dem März 1848 nicht ausgeliehen. Eine ſpaniſche Etikette beherrſchte den Hof, ſie beſtimmte ſorgſam, wer der Königin aus dem Wagen helfen dürfe, und erregte ſogar den Spott des Erzherzogs Stephan. Und wie zähe die Lehren de Maiſtre's, die Ideen der katholiſchen Monarchie von dem Hofadel feſtgehalten wurden, das bezeugt uns noch ein aus dieſen Kreiſen entſprungener Nekrolog auf Karl Albert: da werden die Zeiten Philipp's II. und Ludwig's XIV. kurzab als die Glanztage der modernen Geſittung geſchildert; denn der freche Menſchengeiſt bedarf eines feſten Zaumes, um ſeine volle Schöpferkraft zu entfalten. Auch die Volkswirthſchaft kränkelte. Nur der Ackerbau gedieh unter den fleißigen Reisbauern der Lomellina, aber Genuas Schiffahrt hob ſich nur langſam, und der Gewerbfleiß wollte trotz der Schutzzölle ſo wenig gedeihen, daß ſelbſt die gröbſten Baumwollenzeuge vom Auslande eingeführt werden mußten. Der Ertrag des Flachsbaues von Savoyen wanderte nach Frankreich, weil man ihn daheim nicht zu verarbeiten verſtand. —

Und doch wußte Fürſt Metternich wohl, was er ſagte, als er zur Zeit der Julirevolution dem franzöſiſchen Geſandten zurief: „Piemont iſt für uns die ganze italieniſche Frage". Dieſer Staat allein hatte ſich, umringt von erſchlafften und geknechteten Nachbarn, zwei unſchätzbare politiſche Güter bewahrt: ein tapferes Heer und ein nationales Königthum. Wenn unſere Friedensapoſtel in ihrer altklugen Selbſtgefälligkeit noch fähig wären von der Geſchichte zu lernen: aus den Schickſalen Preußens und Piemonts müßten ſie die Erkenntniß ſchöpfen, daß der Krieg ein Jungbrunnen iſt für die ſittliche Kraft der Völker. Italiens Unheil war der faule, würdeloſe Friede, die lange Entwöhnung der Nation von dem edlen Handwerk der Waffen. Auch Piemont hatte Zeiten geſehen, da ſein Volk mit angeſteckt war von der

friedensſeligen Erſchlaffung der Italiener, da das Volkslied ſpottete: Piemontese e Montferrin, pan e vin e tambourin! Aber ſchon Emanuel Philibert rühmte ſich, daß er ſo viel Soldaten habe als Unterthanen, und ſeitdem war in dem tapferen Stamme die erſte der bürgerlichen Tugenden, die Grundlage aller anderen, die kriegeriſche Tüchtigkeit, nicht wieder untergegangen. An dem Schmettern der ſavoyiſchen Trompete erfreute ſich in den Tagen Karl Emanuel's Jeder, der ein Mann war unter den Italienern; hier blieb noch eine Scholle italiſchen Landes, die ſich nicht knechtiſch den Winken des Hofes von Madrid unterwarf. Piemont allein hatte den Heeren der franzöſiſchen Revolution zu trotzen gewagt, ſieben Jahre lang ausgedauert in dem ungleichen Kampfe. Jetzt war die kleine Armee neu gegründet, die freilich mehr als ein Drittel der Staatseinnahmen verſchlang und von den öſterreichiſchen Nachbarn wegen der Ueberzahl ihrer Marſchälle und Generale verſpottet ward — immerhin eine tüchtige Truppe, deren Offiziere auch auf der hohen Schule ihrer Feinde, auf den Feldübungen Radetzky's um Verona, zu lernen wußten, und, was mehr bedeutet, ein nationales Heer, beſeelt von den Ueberlieferungen echten kriegeriſchen Ruhmes, gleich weit entfernt von der Lanzknechtsroheit der bourboniſchen Söldner, wie von der feigen Erbärmlichkeit der Schlüſſelſoldaten, treu ergeben dem angeſtammten Herrſcherhauſe.

Nur dieſer Winkel Italiens kannte den Segen der Monarchie. Ein hochſtrebendes Fürſtengeſchlecht hatte hier, eingepreßt zwiſchen übermächtigen begehrlichen Reichen, die Jahrhunderte hindurch das Grenzland vertheidigt, bald im offenen Kampfe, bald durch die Künſte einer verſchlagenen Diplomatie — wie jener Eiſenkopf Emanuel Philibert, der, ein Friedensſtifter und ein Held, auf dem Karlsplatze zu Turin gepanzert hoch zu Roſſe ſitzt und ſein ſiegreiches Schwert in die Scheide ſteckt. Unberechenbar treulos gegen die böſen Nachbarn ſtanden die Grafen von Savoyen feſt zu ihrem Volke als ſorgſame Herren. Sparſame Wirthe, ſtreng gegen ſich und ihr Haus, nüchterne Geſchäftsleute, die der Zauber der Kunſt kaum je berührte, bewahrten ſie, während das Schickſal in wunderlicher Laune den kleinen Staat auf und niederſchleuderte, unentwegt ihren dynaſtiſchen Stolz, ihr monarchiſches Pflichtgefühl. Es giebt Staaten, die das Geſetz ihres Lebens nicht durch eine geographiſche Nothwendigkeit, ſondern durch den freien Entſchluß ihrer Leiter empfangen. Wir ſehen ſie oft gleich einem Menſchen zögernd und wählend am Scheidewege ſtehen, und was ſie

erringen iſt ihr eigenſtes Werk. Hierin, in der bewußten Arbeit des Menſchenwillens, liegt der tiefe Grund der oft geſchilderten Verwandtſchaft zwiſchen Preußen und Piemont. Rittlings auf den Alpen ſitzend, fand der kleine Staat das Recht ſeines Daſeins vorerſt nur in der Eiferſucht der Nachbarmächte; es währte lange, bis er ſich ſelber ein feſtes Ziel ſeines Wirkens gab. Nachdem das Grafenhaus von Maurienne den Titel des Markgrafen von Italien annahm, vergingen acht Jahrhunderte, bis die Markgrafen zu Königen von Italien wurden. Viel Blut und Arbeit ward vergeudet an den unmöglichen Verſuch, die Herrſchaft Savoyens zugleich über Norditalien und über die franzöſiſch-ſchweizeriſchen Nachbargebiete auszudehnen; noch am Hofe Karl Albert's tauchte einmal der Plan das Wallis zu erobern auf als ein letzter Nachklang der alten burgundiſchen Politik des Hauſes.

Seit Emanuel Philibert die Penaten dieſes frommen Hofes, das heilige Schweißtuch, von Chambery über die Alpen nach der Kathedrale von Turin führte, tritt die Richtung auf Italien immer beſtimmter, zuletzt als der leitende Gedanke des Hauſes Savoyen hervor. Das Stammland ſinkt zu einem Nebenlande der Poebene herab. Es gilt jetzt eine ſelbſtändige ſubalpiniſche Macht zwiſchen die Reiche der Habsburger und der Bourbonen zu ſchieben und zunächſt die Lombardei wie eine Artiſchocke blattweis zu verſpeiſen. Im achtzehnten Jahrhundert verzehrte man das erſte Blatt — die Lomellina, das lombardiſche Land am rechten Ufer des Teſſin. Das alte Mißtrauen gegen die Nachbarmacht im Oſten ward ſehr bald zur unverſöhnlichen Feindſchaft, nachdem die herrſchende Poſition in Oberitalien, das mailändiſche Gebiet, von Spanien an Oeſterreich gekommen war. Der blaue Rock und die harte Manneszucht der Preußen — im Pothal wohlbekannt, ſeit die Grenadiere des alten Deſſauers die blutige Schlacht vor den Wällen Turins eröffnet hatten — wurden ſeit den Tagen des großen Friedrich's in dem Heere der Piemonteſen heimiſch, und bald ſtachelte die Dynaſtie der verlockende Gedanke, ob nicht das Kreuz von Savoyen den Herrſcherbahnen des preußiſchen Adlers folgen ſolle. Als Friedrich zum erſten Male verſuchte, die beiden natürlichen Gegner des alten Oeſterreichs durch ein Bündniß gegen Wien zu vereinigen, da fehlte in Turin nur die Macht, nicht der Wille; mit Freuden begrüßten die Staatsmänner Piemonts den deutſchen Fürſtenbund des großen Königs als einen „Schutzgott für die italieniſchen Staaten.“ Auch der Wiener Hof hatte ſeines Haſſes gegen den händelſüchtigen Kleinſtaat kein Hehl.

Derweil die auſtro-ſardiſchen Heere gemeinſam gegen die Schaaren der Revolution kämpften, hegte man in Wien die Abſicht, die Feſtungen des Verbündeten zu überrumpeln, ſeine Truppen den kaiſerlichen Regimentern einzuverleiben — ein boshaftes Ränkeſpiel, das dem größten politiſchen Kopfe des Turiner Hofes, dem Grafen de Maiſtre, unvergeſſen blieb.

Der Wiener Congreß bereitete hier wie in Deutſchland dem Nebenbuhler Oeſterreichs eine unhaltbare, ſchwer gefährdete Stellung. Piemont ward freilich durch die Erwerbung Liguriens eine Seemacht, und dergeſtalt, wie der Argwohn des particulariſtiſchen Genueſen Brignole-Sala augenblicklich errieth, von Neuem beſtärkt in ſeinen ehrgeizigen Plänen. Aber wie mochte man hoffen, die feindſelige neue Provinz mit dem kleinen Kernlande zu verſchmelzen? und wie frei aufathmen in dieſer furchtbaren Preſſung, umklammert von den Vaſallenſtaaten des Wiener Hofes und von dem öſterreichiſchen Gebiete, das jetzt vom Teſſin bis zur türkiſchen Grenze reichte? So hatte einſt Preußen neben dem Rheinbunde geſtanden. Auf eine friedliche Aenderung der unleidlichen Lage war nicht zu hoffen. Wenn das Geſchlecht der Bourbonen in Parma ausſtarb und das Herzogthum Piacenza kraft alter Erbverträge an Sardinien kam, dann ſollte die Feſtung Piacenza, der große die Oſtgrenze Piemonts beherrſchende und jetzt ſchon mit kaiſerlichen Truppen beſetzte Waffenplatz, ganz an Oeſterreich fallen. Unabläſſig beſtürmten die gewandten Diplomaten aus der Schule de Maiſtre's, die Aglié und Brufasco, die großen Mächte mit ihren Klagen; es gelang, den alten Gönner der Kleinſtaaten Italiens, Rußland, zu überreden und mit ſeiner Hilfe die nächſte Gefahr, die Bildung eines italieniſchen Bundes unter Oeſterreichs Führung, abzuwenden. In den Tagen der heiligen Allianz erſchien Piemont als der beſorgte Anwalt der kleinen Staaten; man faßte ſogar den phantaſtiſchen Gedanken, alle Mittelſtaaten Europas von der Nordſee bis zum liguriſchen Meere durch ein großes Bündniß zu ſichern. Nach der Revolution von 1821 erlahmte die Turiner Politik. Aber ſelbſt der träge Karl Felix dachte zu ſtolz, um theilzunehmen an den Huldigungen, welche die italieniſchen Satrapen dem Kaiſer Franz bereiteten, und in Wien wollte man nie ein herzhaftes Zutrauen faſſen zu dieſem Geſchlechte, das freilich mit dem Kaiſerhauſe eng verſchwägert, aber — die einzige italieniſche Dynaſtie der Halbinſel und ſeit dem Untergange der Republik Venedig der einzige Vertreter einer nationalen Staatskunſt war.

Während dergeſtalt der Staat langſam in das italiſche Land hineinwuchs, begann in ſeinem Volke noch langſamer und folgenreicher eine Wandlung der Geiſter, ſie hebt an mit dem großen Namen Vittorio Alfieri. Mit der Kraft und Kühnheit ſeiner ſchweren piemonteſiſchen Natur hat dieſer Dichter des Willens zuerſt unter den neueren Italienern den Gedanken der Einheit Italiens aufgegriffen; er macht Ernſt mit dem Traume, arbeitet daran ſein Piemonteſenthum abzulegen (**spiemontizzarsi**), er wirft den rauhen Dialekt ſeiner Heimath hinweg, lernt die ſchöne Sprache von Toscana, wird ein Italiener ſchlechtweg. Einſam unter den Zeitgenoſſen, klagt er oft: bin ich allein von Stahl und die Italiener von weichem Thone? Nach ſeinem Tode begann ſein Beiſpiel Früchte zu tragen. In ſtiller Arbeit, mit hellem Bewußtſein ſind die Piemonteſen zu Italienern, mit den fremden Gütern der alten nationalen Bildung vertraut geworden. Das verſpottete Böotien Italiens, deſſen Volksmaſſe noch lange die Lombarden als „Italiener", als eine fremde Nation mißtrauiſch betrachtete, ward endlich in den vierziger Jahren einer der Mittelpunkte der geiſtigen Bewegung der Halbinſel, ſchenkte der Nation in Gioberti und Balbo, Azeglio und Durando ihre beſten politiſchen Schriftſteller. Von hier, aus Caeſar Balbo's Mund, erklang das erweckende Wort: die Unabhängigkeit iſt für ein Volk was die Schamhaftigkeit für ein Weib. Und eher nicht hat Italiens politiſche Arbeit Kraft und Stätigkeit und Haltung gewonnen, als bis ſie von den zuchtloſen Stämmen des Südens hinüberdrang in das ſtrenggeſchulte Volk von Piemont.

Nur langſam konnte dieſe Entwicklung ſich vollziehen; der herrſchende Stand von Piemont, der Adel, ſtand ihr lange fern. Die Söhne dieſer ſtolzen und zumeiſt armen Geſchlechter verbrachten ihre jungen Tage am Hofe, im Heere, in den Aemtern und ſchloſſen ihr Leben mit einem patriarchaliſchen Regimente auf ihren Gütern. Es war eine enge Welt von unbeſchreiblicher Armſeligkeit der Bildung, eine Hölle für jeden freien Geiſt, unerträglich ſelbſt für den milden und bequemen Sinn Maſſimo d'Azeglio's. Der „Cavajer" ſprach franzöſiſch oder am liebſten den rohen Dialekt des Landes, faſt niemals italieniſch; er lebte und webte in den Leiden und Freuden der Vetterſchaft, ehrte die Kirche und den König, ſah auf den „Bourgeois" mit einem Junkerſtolz hernieder, den die Patricier von Mailand und Bologna nicht kannten. Nicht der Schimmer einer Idee drang in dieſe harten Köpfe. „Es giebt nur zwei wahre Freuden auf Erden, die Liebe und den Krieg" — ſagte

Caesar Balbo diesem Adel aus der Seele. Aber wie aus Azeglio's goldenem Buche i miei ricordi durch allen Spott hindurch immer wieder die Liebe zu den Standesgenossen hervorbricht, so darf auch das historische Urtheil den sittlichen Kern dieser Aristokratie hinter der widerwärtigen, oft lächerlichen Hülle nicht verkennen. Dieser Stand war der einzige politische Adel, den Italien noch besaß. Er hatte ein Vaterland, er arbeitete für den Staat, er war hundertmal für sein Königshaus in die Schlacht gezogen. Welch ein Abstand von Rom, wo der Adel in geilem Prasserleben verkam, wo ein Schweif von amanti, patiti und galanti jeder gefeierten Schönheit nachzog, wo Schmarotzer und Improvisatoren sich schmeichelnd an die üppigen Tafeln der Vornehmen drängten, wo das System des galanten Müßiggangs sich zu einer wohlgegliederten Hierarchie ausgebildet hatte! In dem derberen und gesunderen Leben der Aristokratie von Piemont erwuchsen Charaktere wie der Vater Azeglio's, der strenge makellose Mann, der um seines Königs willen das Brot der Verbannung gegessen hatte und dann jahrelang ohne Klagen als ein treuer Unterthan die unverdiente Ungnade desselben Königs ertrug. Die alten Herren, die selber für die blaue Kokarde und das Kreuz von Savoyen gekämpft und geduldet, sie sollten dereinst, auf des Königs Ruf, willig ihre Söhne unter die gehaßten dreifarbigen Fahnen stellen und mit der Fassung spartanischer Bürger ertragen, daß das alte Piemont für das neue Italien blutete.

In diesem Geiste der Pflichttreue und des patriotischen Stolzes lag die Gewißheit der Heilung für die Gebrechen des Staates. Die Krone hatte bei all ihrer Frömmigkeit niemals einen Uebergriff des römischen Stuhles geduldet, der Adel bei all seinem Hochmuthe nie gepraßt von dem Schweiße des Volkes. Die Verwaltung arbeitete so langsam und pedantisch, daß man die affari interni spottend affari eterni nannte, doch sie bewährte eine in Italien unerhörte Redlichkeit. Der Staatshaushalt war so wohl in Ordnung, daß die Regierung vor der Revolution von 1848 hoffen konnte, den Eisenbahnbau zwischen Turin und Genua — die großen Brücken über den Po und Tanaro, den weiten Tunnelweg durch die Päſſe der Bocchetta — ohne eine Anleihe, allein aus den baaren Mitteln des Staates zu vollenden. Das Volk des oberen Pothals glaubte an sich und an seinen Staat, stand neben den höher gebildeten Nachbarn mit einem Selbstgefühl, das diesen unbegreiflich schien. Schon Napoleon fand, hier sei gar kein Stoff für eine Revolution; und noch in unseren Tagen gelangten mißgünstige

Fremde, wie Graf Rayneval, wenn ſie die ſtrengen monarchiſchen und militäriſchen Ueberlieferungen der Piemonteſen mit der Schlaffheit und dem verworrenen Radicalismus der übrigen Italiener verglichen, zu dem voreiligen Schluſſe, dies kräftige Sonderleben gehöre nicht zu Italien. Wie einſt in den Wettkämpfen von Sparta und Athen, von Rom und Griechenland, von Venedig und Florenz, ſo ſollte auch in Italiens neueſter Geſchichte ſich bewähren, daß in den großen Entſcheidungsſtunden des Völkerlebens nicht das Genie den Preis davonträgt, auch nicht die Tugend, ſondern der Charakter. Nur von dieſem Gemeinweſen — dem einzigen, das ein Staat war — konnte Italiens Rettung ausgehen, und der Mann, der das adliche Piemont in die ſteilen Bahnen revolutionärer Staatskunſt hineinreißen wollte, mußte ſelber ein Ariſtokrat ſein.

In ſolchen Umgebungen iſt Camillo Cavour aufgewachſen. Das alte Haus Benſo aus Chieri führte ſeinen Grafentitel von dem Städtchen Cavour, deſſen Name in der Geſchichte Piemonts einen guten Klang hat; denn von hier erließ einſt Emanuel Philibert das Toleranzedict für ſeine Waldenſer. Von den proteſtantiſchen Erinnerungen, welche der Name erweckt, war indeß in der Haltung der Familie nichts zu ſpüren; die Grafen ſtanden alleſammt feſt zu dem Throne und der römiſchen Kirche, rühmten ſich ihrer Verwandtſchaft mit dem heiligen Franz von Sales. Nur einmal, in der napoleoniſchen Epoche, hielt die royaliſtiſche Geſinnung des Hauſes nicht Stand; Camillo's Vater trat in den Hofſtaat des Fürſten Borgheſe, der als Vertreter ſeines Schwagers Napoleon in Turin Hof hielt. Die Gemahlin des Fürſten hob den kleinen Camillo aus der Taufe, der am 10. Auguſt 1810 als franzöſiſcher Unterthan geboren war. Nach der Rückkehr des Königshauſes ſuchte der alte Graf durch den Eifer ſeiner royaliſtiſchen Ergebenheit den Fehltritt zu ſühnen; er wurde ſpäterhin Vicar von Turin, das will ſagen: zweiter Polizeiminiſter des Königreichs, ſpürte fleißig den Umtrieben der Demagogen nach. In ſeinem Palaſte verkehrten täglich der öſterreichiſche Geſandte und die Führer der klerikalen Partei, der Cattolica. Für Cavour, wie für die meiſten ungewöhnlichen Männer, iſt das Vorbild der Mutter bedeutſamer geworden als der Einfluß des Vaters. Durch die geiſtreiche Frau, eine Genferin

aus dem Hauſe Sellon, und ihre proteſtantiſchen ſchweizer Verwandten drangen einzelne moderne freie Ideen in das ehrenfeſte Grafenhaus. Der ſtrenge Sinn des Vaters und der frühreife freie Geiſt des Sohnes ſind wohl oft heftig an einander gerathen; ſo ſchwer waren dieſe häuslichen Kämpfe doch nicht, daß ſie den leichten frohen Muth des jungen Grafen verdüſtert hätten. Er lernte im Verkehr mit andersdenkenden Verwandten früh, was vollſtändig nur die perſönliche Erfahrung lehrt, die Gewohnheit der Duldung. Die Erbſünde des gemäßigten Liberalismus, die doctrinäre Rechthaberei, blieb ihm fremd; mit ſeinem ſtrengkatholiſchen älteren Bruder Guſtav ſtand er ſein Lebtag in herzlichem brüderlichem Verkehr.

Der Knabe trat nach adlicher Sitte in die Militärakademie; hier ward ihm als einem vornehmen Herrn die Auszeichnung, daß er als Page bei dem Prinzen von Carignan Dienſt leiſten ſollte. Aber ſeinem Stolze, ſeiner unbändigen Lebhaftigkeit war der Zwang der Etikette unleidlich, er zog ſich die Ungnade ſeines Prinzen zu, der über den Formen höfiſcher Sitte mit feierlicher Strenge wachte, und wurde endlich vom Hofe weggewieſen. So war der Grund gelegt zu jener tiefen Abneigung, welche König Karl Albert und der mächtige Miniſter ſeines Sohnes einander immer bewahrt haben. Auch in der Armee war ſeines Bleibens nicht; ein unvorſichtiges Wort der Freude über die Julirevolution zeigte den jungen Ingenieurleutnant als einen unruhigen Kopf, brachte ihm eine Strafverſetzung in die Berge Savoyens. Nun nimmt er ſeinen Abſchied, wirft ſich auf die Landwirthſchaft mit einer bürgerlichen Arbeitsfriſche, die ſeine ſteifen Standesgenoſſen erſchreckt. Er iſt früh mit ſich im Reinen, nach der Weiſe thatkräftiger Naturen, und wie glücklich, wie harmoniſch erſcheint er in ſeiner Einſeitigkeit — einer jener ſeltenen Menſchen, die nichts wollen, was ſie nicht können. Ein mathematiſcher Kopf, militäriſch gebildet, hat er die alten Sprachen nie verſtanden, die Gedichte Dante's und Arioſto's nie geleſen; die Fragen der Politik erſchienen ihm wie Probleme der Integralrechnung. Während Gioberti ſeine Landsleute ermahnte, durch andächtige Verſenkung in das claſſiſche Alterthum zum Bewußtſein ihres Volksthums, zur italianità ſich hindurchzuarbeiten, ſtand dieſer Mann mit jeder Kraft ſeines Geiſtes in der modernen Welt, ganz der Gegenwart und einer großen Zukunft zugewendet. Er kannte die geſunde Proſa ſeiner Natur, lachte gern über die Armuth ſeiner Phantaſie, meinte ſpäterhin, er könne leichter die Einheit Italiens zu Stande bringen als ein Sonett.

Und weil er ſich ſelber von Grund aus kennt, weil kein Trieb ſeiner Seele dem anderen widerſpricht, darum redet aus jedem ſeiner Worte jene Heiterkeit im Verſtande, welche das Kennzeichen harmoniſcher und reicher Begabung iſt. Das Grübeln über Ich und Nichtich überließ er lachend ſeinem Bruder, und die ſchwermüthigen Verſe, die ſein träumeriſcher Freund Pietro di Santa Roſa ihm zuſang: „gemeinſam zu klagen, Camillo, ſei jetzt der Troſt für die niedergeſchlagene Seele,“ paßten wenig für ſeine friſche Lebensluſt.

Dieſe goldene Laune, dieſe derbe Natürlichkeit machen das Bild des Mannes uns modernen Menſchen raſch vertraut; denn keine Epoche der Geſchichte hat auf den fröhlichen Lebenshumor, auf die kurz angebundene Einfachheit größeren Werth gelegt als die Gegenwart, die mit Bewußtſein aus einer Zeit ſentimentaler Ueberſchwänglichkeit herauswächſt. Sah man den unterſetzten lebhaften Mann mit dem behaglichen Lächeln auf dem breiten Geſichte, wie er ſich in den Seſſel warf, beide Hände in den Hoſentaſchen, die Beine faſt nach Türkenart verſchränkt, und unter ſchmetterndem Gelächter übermüthige Witze herausplauderte; beobachtete man dieſe lockeren Junggeſellenſitten, die Luſt am hohen Spiele und die galanten Abenteuer, die noch in ſpäten Jahren, wenn ein Redner leiſe darauf anſpielte, die Heiterkeit des Parlamentes erregten — ſo wähnte man leicht, nur einen glänzenden Lebemann vor ſich zu haben. Nichts von der Kälte, der zugeknöpften Behutſamkeit des Piemonteſen; niemals lernte Cavour jene Feierlichkeit der Amtsmiene, die ſeine Landsleute, mit einem ihren ſpaniſchen Herren entlehnten Worte, sussiego nennen. Er liebte noch als Miniſter im Kreiſe der Freunde das Pathos ſeiner Gegner durch groteske Gebärden nachzuahmen, durch neckiſche Schelmenſtreiche die Genoſſen in Athem zu halten, und iſt oft, wenn er eine Depeſche geſchrieben, pfeifend und die Hände reibend im Zimmer umhergelaufen wie ein Schulbube, der ſein Penſum glücklich abgethan. Und welche Meiſterſchaft der Menſchenkenntniß und Menſchenbehandlung offenbarte ſich doch in dieſer beſtrickenden Liebenswürdigkeit, die ſich nie langweilte, Jedem etwas zu ſein und bei Jedem da anzuklopfen verſtand, wo auch aus der trockenſten Seele ein Quell ſpringt! Auch ſeine geſprächige Offenherzigkeit, die doch kein Wort zu viel ſagte, erwies ſich bald als eine furchtbare Waffe gegen die gemeine Mittelmäßigkeit der Diplomatie, welche ſolcher Keckheit ungewohnt hinter jedem Worte eine Falle fürchtet. Wie raſch und ſicher faßt der Mann, der ſo übermüthig mit dem

Leben ſpielt, ſich alsbald zuſammen im Bewußtſein ſeines Werthes, ſobald ein bedeutender Gegenſtand ihn erregt: dann lagert ſich ein tiefer Ernſt über die breite Stirn, die Klarheit eines mächtigen Verſtandes redet aus den ſtechenden, tiefliegenden Augen, er wird nicht müde zu fragen und zu forſchen, entfaltet im leichten Geſpräche eine Fülle ſelbſtändiger Gedanken, ein erſtaunliches Wiſſen. Denn bis zu den Romanen engliſcher Blaufrümpfe herab las er Alles, was ſeinem Kopfe einen thatſächlichen Stoff bot; auch die Kunſt, auch die alte Geſchichte lernte er kennen, nicht als ein Gelehrter, ſondern als ein Mann der That, der das Treiben der Menſchen überſehen und beherrſchen will.

Sein beſtes Wiſſen dankte er dem Leben; auch an ihm bewährte ſich die alte Erfahrung, daß der Realismus des Heerweſens und der Landwirthſchaft die beſte Vorſchule für den Staatsmann bildet. Glücklicher als in dem ſchönen Parke des Familiengutes Santena, wo heute ſeine Leiche ruht, ward dieſem Arbeitsmanne zu Muthe in der weiten baumloſen Ebene, wo ſein neuerworbenes Landgut Leri lag. Dort in den feuchten Reisfeldern, unter fleißigen Tagelöhnern und ſtattlichen Heerden ſchaltete er als Meiſter; da wurden neue Untergrundpflüge verſucht und Rieſenſpargel gepflanzt, ganze Schiffsladungen voll Guano aus England verſchrieben — denn „ich kann nichts halb thun“ — und der mäßig bemittelte jüngere Sohn des Grafenhauſes ward durch eigene Arbeit Millionär. Bald hatte er ſeine Hand in allen den induſtriellen Unternehmungen, welche ſich in jenen ſchläfrigen Tagen hervorwagten, errichtete Zuckerſiedereien und Düngerfabriken, ward ein Mitgründer der Bank von Turin, der Paketbootfahrt auf dem Langenſee und verdiente ſich abermals das Mißtrauen der Regierung. Man ahnte in Turin dunkel die Verwandtſchaft des neuen Großgewerbes mit dem Liberalismus.

In der That, nicht als eine Kunſt reich zu werden erſchien dem Grafen die Volkswirthſchaftslehre, obwohl er willig zugab, daß ſie nur die jüngere Schweſter der moraliſchen Wiſſenſchaften ſei. Er erkannte, welchen Schatz von pſychologiſchem Tiefſinn und werkthätiger Menſchenliebe ihre trockenen Sätze bergen, und wünſchte die einſeitig literariſch-philologiſche Erziehung der Italiener durch eine tüchtige techniſche Bildung zu ergänzen. Cavour hatte mit eiſernem Fleiße die geſammte Literatur der Nationalökonomie ſich zu eigen gemacht; dieſe Studien blieben ſein Liebling; ſtatiſtiſche Berichte und technologiſche Abhandlungen bedeckten noch in ſeiner Todesſtunde ſeinen Schreibtiſch. Er

ward ein begeisterter Freihändler, weil er ein Staatsmann war, weil er in der Entfesselung der Arbeitskräfte die Voraussetzung der politischen Freiheit sah. Das sociale Leben galt ihm so sehr als die Grundlage aller Politik, daß er später dem russischen Gesandten sagen konnte: „der communistische Gemeindebesitz Eurer Bauern ist uns gefährlicher als alle Eure Heere.“ Er begünstigte die Kleinwirthschaft freier Bauern als ein sittliches Gegengewicht gegen die einseitige Ausbildung des städtischen Lebens in Italien. Sein vornehmer Sinn, der die Dinge im Großen überschaute, hatte nur ein Lächeln für jene subalternen Praktiker, welche, auf örtliche, zufällige Erfahrungen sich berufend, die Theorie für eine Feindin der Praxis erklären. Ihm ist kein Zweifel, daß jede richtig gedachte Theorie in der Anwendung unfehlbar die Probe halten müsse, er redet mit Zuversicht von der „unbesiegbaren Macht der Wahrheit.“ Ihn durchglüht der frohe Optimismus der Thatkraft, alle seine Fehler sind Fehler der Kühnheit. Und was die Macht des Glaubens auch im Staatsleben bedeutet, wie überlegen in den großen Tagen der Völker die Männer auftreten, welche zu glauben vermögen an sich und ihre Sache, das sollte eine nahe Zukunft in Deutschland und Italien abermals erhärten.

Als das höchste Ziel von Cavour's politischen Gedanken erscheint schon früh die Befreiung Italiens. Er besaß das historische Gefühl der Aristokratie, fühlte sich und sein Haus fest verwachsen mit dem Staate Piemont — ein Vorzug des Adels, der von den italienischen Demokraten williger anerkannt wird als von den deutschen. Von blondem Haar und heller Haut, wie die meisten seiner Stammesgenossen, hatte er in seinem Aeußern nur das Feuer des Auges mit dem ungemischten italischen Blute gemein; er sprach mit Vorliebe französisch, sein Italienisch wollte dem reizbaren Ohre der Männer von Toscana nie ganz gefallen. Wie war er stolz auf dies Grenzvolk, das an den Vorzügen der Germanen und der Romanen zugleich Antheil habe; seine ernste und schmucklose Vaterstadt behagte ihm besser als das ewige Rom, das er nie betreten mochte. Er lebte in den großen Erinnerungen des Hauses Savoyen, schwärmte für die rücksichtslose Thatkraft des ersten Karl Emanuel, den er gern neben Friedrich und Napoleon stellte, und nannte selbst Karl Emanuel III., der dem Fremden wenig bedeutend erscheint, einen großen König, in dankbarer Erinnerung an die wirthschaftlichen Reformen des aufgeklärten Despoten. Schon seine ersten Schriften preisen „die glorreiche Politik, welche die savoyische

Dynaſtie zur erſten in Italien gemacht hat und ſie in Zukunft zu noch höheren Geſchicken erheben wird." So fallen ihm der Stolz des Piemonteſen und die Hoffnung des Italieners in Eines zuſammen; auch er nimmt Theil an der ſtillen Umbildung ſeines Stammes, wird mit hellem Bewußtſein ein Italiener. Hart laſtet auf ihm der Gedanke, daß ſeine Nation die letzte ſein ſoll unter den großen Culturvölkern. „Sagen Sie Ihren Landsleuten," ſchreibt er in ſeinem neunzehnten Jahre flehend an einen engliſchen Freund, „daß die Italiener der Freiheit nicht unwürdig ſind." Die Schaaren kunſtſinniger Fremder ſind ſeinem nationalen Stolze peinlich; dann erſt ſollen ſie ihm willkommen werden, „wenn wir gelernt haben die Fremden auf dem Fuße vollkommener Gleichheit zu behandeln." Seine Hoffnung bleibt „die Vertreibung der Barbaren", und ſei es auch mit Frankreichs Hilfe. „Ach; ruft er im Jahre 1832, wenn Frankreich im vergangenen Jahre das Schwert gezogen hätte!"

Auf Augenblicke regt ſich ihm wohl das dämoniſche Ahnungsvermögen des Genius. „Ich habe einen ungeheuren Ehrgeiz", geſteht er nach ſeiner Entlaſſung aus der Armee. „Glauben Sie mir, ich werde meinen Weg machen. In meinen Träumen ſehe ich mich ſchon als den Miniſter des Königreichs Italien." Doch es beſtraft ſich ſchwer, wenn der Hiſtoriker, nach der Weiſe der Dramatiker, die Menſchen und ihre bewußten Pläne überſchätzt, die Macht der Ereigniſſe unterſchätzt; am allerwenigſten bei dieſem praktiſchen Genius, der mit ſeinem Volke wuchs, dürfen wir eine beſtimmte Rechnung für die unberechenbare Zukunft ſuchen. Jenem einen übermüthigen Briefe ſtehen hundert andere entſagungsvolle Worte gegenüber, welche bezeugen, daß Cavour darauf verzichten mußte, in dem alten Piemont als ein Staatsmann zu wirken. Vertreibung der Oeſterreicher durch das gute Schwert der Piemonteſen — das iſt die einzige beſtimmte Hoffnung, die wir aus den patriotiſchen Träumen ſeiner Jugend herausleſen; an ihr hat er feſtgehalten mit der nachhaltigen Gluth eines großen Herzens, mit einer Macht der Leidenſchaft, die ſich unendlich ſelten verrieth, wenn plötzlich aus dem leichten Geſpräche des Weltmannes der Todhaß gegen die Unterdrücker ſeines Vaterlandes hervorblitzte. Durch welche Menſchen und auf welchen Wegen ſeiner Nation die Erlöſung kommen werde, das maßte er ſich nicht an vorherzuwiſſen. Er ſpottete der eigenſinnigen Kinder, die der erhabenen Vernunft der Geſchichte den Plan ihres eigenen Hirnes unterſchieben. Er war bereit, wenn das Schickſal rief,

für die Unabhängigkeit seines Landes zu kämpfen mit jedem wirksamen Mittel, auch die Mittel und die Männer zu wechseln, dem politischen Gegner zum gemeinsamen Werke die Hand zu reichen, denn „in der Politik ist nichts abgeschmackter als der Groll". Durch solche Beweglichkeit der Thatkraft erscheint er als ein echter Italiener; seine politische Moral, obschon geläutert durch menschenfreundlichen Sinn und hohe Bildung, läuft doch hinaus auf das vermessene Sprichwort, das einst im Getöse der bürgerlichen Kämpfe zu Florenz aufkam: cosa fatta capo ha. „Er bekannte — so sagte mir einer seiner Freunde — die Philosophie des Möglichen, die trefflichste praktische Philosophie, die es giebt." Ein listiger Zug schlauer Berechnung tritt auf den besten Bildern in seinem Gesichte sehr stark hervor; lächelnd pflegte er zu sagen, für umsichtig zu gelten sei in der Politik noch wichtiger als umsichtig zu sein. Die Mehrzahl seiner heimischen Biographen preist an ihm nichts so freudig wie die meisterhafte Kunst der Verstellung; sie erkennen darin die Ueberlegenheit des italischen Genius, des antico senno italiano, gegenüber der Plumpheit der Barbaren.

Während Cavour vermied für die noch im Nebel verschwimmende italienische Frage sich ein Programm zu bilden, hatten ihn die greifbaren Fragen der inneren Politik seiner Heimath sehr bald zu einer bestimmten Parteimeinung geführt. Er hatte früh gebrochen mit den Vorurtheilen seines Standes, gründlicher gebrochen als selbst Massimo d'Azeglio, der häufiger als Cavour die Unsitten des Adels geißelte und dennoch den stolzen Edelmann nie verleugnen konnte. Schon das Lakaienkleid des Pagen machte den jungen Mann erröthen, und auf den Flittertand, der an dem höfischen Leben haftet, sah er stets mit Spott und unverhohlener Verachtung. Doch er blieb Aristokrat in allen Lebensgewohnheiten, unfähig, ungeneigt auf die Massen unmittelbar zu wirken. So erklärt sich, warum dieser freie Geist schon in dem Alter, das den kühnen Abstractionen zufliegt, bedächtig in eine mittlere Richtung einlenkte. Er war constitutioneller Monarchist von der Stunde an, da er selbständig zu denken vermochte, nannte sich gern einen Mann des juste-milieu. Nicht daß er als ein ängstlicher Eklektiker die Extreme zu vermeiden suchte: er wußte schon in seiner Jugend, daß die Politik nur relative Gegensätze kennt, nur durch Compromisse vorwärts schreitet, und wählte sich von links und rechts die lebensfähigen Gedanken. „Ueber alle wesentlichen Punkte der Politik, schreibt er im Jahre 1843 an Santa Rosa, über alle großen socialen Fragen

haben ſich meine Anſichten nicht geändert, und ſie werden ſich niemals ändern. Ich war im Jahre 1831 ein Anhänger des gemäßigten Fortſchritts, wo er möglich war. Wo er unmöglich war, da, glaubte ich in jener Zeit, könne man ihn durch gewaltſame Mittel zu erreichen ſuchen. In dieſer Hinſicht hat ſich mein Urtheil erheblich umgewandelt; ich geſtehe, daß ich heute ſehr viel weniger geneigt bin die Gegenwart den ungewiſſen Wechſelfällen der Zukunft zu opfern." Die Verſchwörungen der Radicalen erregten ſchon in jungen Jahren den Widerwillen ſeines ſittlichen Gefühles, den Widerſpruch ſeines Verſtandes. Er fand, die unreife Empörung von 1821 habe den Tag der Freiheit nur hinausgeſchoben, und ſelbſt die harten Maßregeln der Cabinette nach der Julirevolution entſchuldigte er mit dem Gebote der Selbſterhaltung. Die Republik ſcheint ihm in den Großſtaaten Europas unmöglich, denn ſie ſetze einen Grad der Maſſenbildung voraus, den wir erſt zu erſtreben haben. Das ungehemmte Spiel der ſocialen Kräfte iſt das Weſen der Freiheit, nur die Monarchie ſtark genug, ſolche Freiheit zu ſchützen.

Und wie hoch und vielſeitig faßt er dies humane Ideal! Er weiß nichts von jener Selbſtſucht des franzöſiſchen Liberalismus, die den Zwang wider die Gegner im Namen der Freiheit fordert; er will das gleiche Recht auch für den Feind und vor Allem für die Kirche. Der kirchenfeindliche Sinn der Liberalen Frankreichs hat wohl bei der Maſſe der italieniſchen Patrioten, die zwiſchen Unglauben und Aberglauben haltlos ſchwankte, vielen Anklang gefunden, niemals bei ihren Führern. Silvio Pellico und Manzoni, Gioberti und Balbo, Roſſi und Bon-Compagni, ſie alle erkennen in dem römiſchen Stuhle eine gloria italiana, das letzte Vermächtniß einer großen Zeit, da Italien die Herrſchaft der Erde behauptete. Selbſt Alfieri, der den Hohenprieſter gern zu der Hütte und dem Fiſchernetze des heiligen Petrus zurückführen wollte, verdammt unbarmherzig die deutſchen Proteſtanten wie die Pariſer Vernunftanbeter als zügelloſe Ungläubige; und Niccolini, der unter allen Patrioten Italiens dem heidniſchen Alterthum am nächſten ſteht, redet doch über Gott und göttliche Dinge mit einer frommen Scheu, die ein franzöſiſcher Freigeiſt verſpottet hätte. Auch auf dieſem Gebiete erſcheint Cavour als ein Sohn ſeines katholiſchen Volkes. Zu grübeln über religiöſe Dinge lag ſeinem weltlichen Sinne fern; immerhin ward er, wie die meiſten Staatsmänner, von dieſen Fragen ungleich ſtärker angezogen als durch die Welt der Kunſt. Er hörte

mit Achtung, wenn ſein Bruder und deſſen Freunde, der fromme Dichter Manzoni, der ſchwärmeriſche Abbate Rosmini, über die höchſten Geheimniſſe ſprachen, wenn Santa Roſa die weihevolle Feier des römiſchen Oſterfeſtes mit brünſtiger Begeiſterung ſchilderte. Die Kirche der Autorität galt ihm als die natürliche Freundin des Liberalismus; nur zufällige hiſtoriſche Umſtände ſollten verſchulden, daß bisher die Freiheit des Staates in proteſtantiſchen Völkern am glücklichſten gediehen iſt. Er ſah mit Kummer, wie die Kirche durch die Ausſchweifungen der Revolution dem Despotismus in die Arme getrieben ward, und jubelte auf, als er in Paris den Abbé Coeur von der Kanzel herab den Glauben und die Freiheit zugleich vertheidigen hörte. „Sobald dieſe Lehren," verſprach er ſeinem Santa Roſa, „von der Kirche allgemein angenommen ſind, bin ich bereit ein ebenſo glühender Katholik zu werden wie du." Tocqueville's Werke, von den Franzoſen kaum verſtanden, waren dem jungen Italiener recht aus dem Herzen geſchrieben; er glaubte mit dem franzöſiſchen Denker, nur eine freie Kirche werde dem Vaterlande, nur eine mit ſelbſtändigem Grundbeſitz ausgeſtattete Kirche werde der bürgerlichen Geſellſchaft Verſtändniß und Treue entgegenbringen. Belgien erſchien ihm als ein Staat des idealen Glückes; noch berührte ihn kaum das Bedenken, ob nicht eine Kirchenpolitik, welche der Kirche zugleich die abſolute Selbſtändigkeit eines Schachclubs und die bevorrechtete Stellung einer öffentlichen Corporation verleiht, ſtatt der Freiheit einen Staat im Staate gründen müſſe.

Zur Reife gelangten die Ideen Cavour's erſt, da es ihn hinaustrieb aus der Finſterniß des alten Piemont, um auf Reiſen eine kosmopolitiſche Bildung zu erwerben. In Italien leider konnte ein politiſcher Kopf ſeine Nahrung nicht finden; ſelbſt ob er es durfte, ſchien zweifelhaft. Den ſorgenden Blicken der k. k. Polizei war auch dieſer unbedeutende junge Mann nicht entgangen; ſchon im Jahre 1833 warnte ſie ihre Werkzeuge vor dem Grafen, „der trotz ſeiner Jugend ſchon ſehr weit vorgeſchritten iſt in der Verderbniß ſeiner politiſchen Grundſätze." Gleich allen Liberalen der dreißiger Jahre bewunderte Cavour die berufene „große Conception" Lord Palmerſtons, er ſah in den Weſtmächten die Beſchützer der europäiſchen Freiheit, in Italien und Polen die zwei Unglückskinder des Welttheils, die von einer Revolution das Größte zu hoffen hätten. Die Schickſalsverwandtſchaft der beiden „liberalen und katholiſchen" Duldervölker rührte ſein Herz, er hörte gläubig die Märchen der polniſchen Flüchtlinge und ſtellte den

Götzen des modernen Sarmatenthums, Mickiewicz, dicht neben Shakespeare und Dante. Die Westmächte aber, deren Zwietracht er als der Uebel größtes, als den Anbruch eines neuen Zeitalters der Barbarei fürchtete, wurden ihm vertraut wie eine andere Heimath. Die Neigung seines halbfranzösischen Blutes zog ihn nach Paris. In den Salons von Molé, Pasquier, Broglie lernte er den ganzen Zauber seiner Liebenswürdigkeit entfalten und ein hochaufgeregtes geistiges Leben als eine Segnung des Repräsentativsystemes schätzen. Er schwelgte in den Reizen dieser „geistigen Hauptstadt der Welt" und bekehrte durch sein Entzücken selbst den Franzosenhasser Santa Rosa: „man lebt hier ein sehr weltliches Leben, aber man berührt auch die ernstesten Seiten der Welt." Auch daheim wollte er den anregenden Umgang der Franzosen nicht missen; wie oft hat er mit seinem Freunde, dem Grafen Haussonville von der französischen Gesandtschaft, über den Parlamentarismus gestritten, wie oft den Gesandten, Herrn von Barante, nach Tisch in ein Seitenzimmer geführt, um durch unablässiges Fragen die Geheimlehren der neuen Freiheit zu ergründen. Begreiflich, daß er im Verkehre mit Barante und Broglie eine sehr günstige Meinung von den Pariser Doctrinären faßte. Erst die wirthschaftliche Unfruchtbarkeit des Julikönigthums und vornehmlich Guizot's klägliche Politik gegen Italien offenbarte dem Piemontesen die Gebrechen dieses Systems.

Ungleich wichtiger ward ihm der wiederholte Aufenthalt in England. Im Jahre 1835 ging er mit Santa Rosa zum ersten Male über den Canal. Der schwärmerische Freund vermißte schmerzlich in dem Nebellande die Sonne seiner Heimath, stahl sich oftmals abseits, um über den Werken der englischen Dichtung zu träumen. Der junge Volkswirth aber durchstöberte unermüdlich unter der kundigen Führung des Technikers W. Brockedon Fabriken und Banken, Docks und Bahnhöfe, fand des Schauens kein Ende unter den Wundern des Weltverkehres. Später lernte er englisch, kehrte wieder, saß als andächtiger Zuhörer im Hause der Gemeinen, um die Technik der Geschäftsordnung, das Wesen parlamentarischer Beredsamkeit zu ergründen. Noch wenige Jahre vor seinem Tode ist er einmal mit einem Agenten der geheimen Polizei durch die verrufensten Winkel von London gezogen, um von den Nachtseiten der modernen Gesellschaft eine lebendige Anschauung zu gewinnen. Wie bewunderte er „diese Erstgeborene der Freiheit, diese Königin der Meere," die überall in der Welt „die

Feinde der Freiheit und die Revolutionäre zu ihren bitterſten Gegnern zählt!“ Hier erſt, inmitten der Selbſtverwaltung der Grafſchaften, ging ihm das Weſen eines freien Staates auf, er haßte jetzt die napoleoniſche Centraliſation als die letzte Quelle der meiſten Leiden der modernen Geſellſchaft, als die Mutter des Communismus. Cavour bezeigte in Brüſſel dem verbannten Patrioten Gioberti ſeine Verehrung, lernte die Schweiz kennen durch wiederholte Beſuche in dem verwandten Hauſe der de la Rive am Genfer See, ſtand mit den Staatsmännern aller Länder des Weſtens in lebhaftem Verkehr. Der Umgang mit den Fremden war ihm, wie den Beſten ſeiner Landsleute, zugleich ein Mittel um für ſein Land jene warme Theilnahme der öffentlichen Meinung zu erwecken, welche dereinſt das Werk der Befreiung fördern ſollte. Nur mit unſerem Vaterlande und ſeiner Sprache ward Cavour niemals ganz vertraut. Ein glücklicher Inſtinct indeß ließ ihn auch manche ſchwer verſtändliche Erſcheinungen des widerſpruchsvollen deutſchen Staatslebens durchſchauen: die Lehren F. Liſt's erſchienen ihm ſogleich als die Frucht eines krankhaft und einſeitig entwickelten Nationalſtolzes.

Die ſocialen Bewegungen in Großbritannien boten dem Volkswirth den erſten Anlaß, ſich als Schriftſteller zu verſuchen. Er gab eine Flugſchrift heraus über Irland, ſchrieb, noch bevor Cobden's Agitation geſiegt hatte, eine Abhandlung über die engliſchen Korngeſetze, dann nach dem Triumphe der Freihändler einen hoffnungsvollen Aufſatz über die Einwirkung der neuen Handelspolitik Englands auf Italien. Wohl mochte er jubeln, als ſeine Weiſſagung in Erfüllung ging und gerade in dem Lande der praktiſchen Leute, der Feinde der Doctrin, die wahren volkswirthſchaftlichen Lehren, die rotte dottrine, den erſten vollſtändigen Sieg erfochten: nun wird die Schutzzolltheorie, die Tochter aller Vorurtheile, der bequeme Vorwand für ſelbſtſüchtige Intereſſen, überall ſo unfehlbar fallen, wie einſt die Aſtrologen den Aſtronomen das Feld räumen mußten. Cavour ſchreibt den Stil des praktiſchen Mannes, ſchlicht, ſcharf und klar; man erkennt den Geiſt, der gewohnt iſt ſchwere mathematiſche Aufgaben im Kopfe zu löſen. Er wirft manchmal, wo er nicht Zeit hat zum Verweilen, achtlos einen trivialen Satz hin, gleich dem verwandten Genius Friedrich's des Großen, und wie dieſer geht er ſtets gradeswegs auf den Kern der Frage los, findet immer einen greifbaren ſicheren Schluß. Weit entfernt, nach der Weiſe geiſtreicher Dilettanten blendende Paradoxen aufzu-

ſtellen, wiederholt er unbefangen die erprobten Sätze der engliſchen Schule: Smith's Freihandelstheorie, die Bevölkerungslehre des Malthus, deren Härte dieſen logiſchen Kopf keineswegs abſchreckt, und mit beſonderer Vorliebe die mathematiſche Schlußfolge der Grundrentenlehre Ricardo's. Carey's ſchillernde Halbwahrheiten hat er nie eines Wortes gewürdigt. Neu und bedeutend erſcheint er nur in der Anwendung jener Sätze auf das Leben.

Seit die Mittelſtaaten Italiens endlich langſam in die Bahn der Reformen einlenkten, ſtand ihm feſt, daß an die politiſche Auferſtehung auch das resorgimento economico ſich anſchließen müſſe; denn „die Bedingungen des politiſchen und des wirthſchaftlichen Fortſchrittes ſind identiſch.“ Dies Wort erinnert an manche verrufene Ausſprüche Napoleon's III. und ſteht doch im ſchärfſten Gegenſatze zu der materialiſtiſchen Staatsweisheit der Bonapartes. Cavour will nicht durch den Lärm der Arbeit und der Schwelgerei die Völker für den Verluſt der Freiheit tröſten; er würdigt ruhig den untrennbaren Zuſammenhang von Leib und Seele, ſieht in den nahe verwandten ſchutzzöllneriſchen und communiſtiſchen Irrlehren der Franzoſen einen weſentlichen Grund der Unfreiheit ihres Staates, in der gereiften Volkswirthſchaftslehre den beſten Bundesgenoſſen des Liberalismus: „der Despot verhandelt mit dem Demagogen, dem Nationalökonomen verzeiht er nie.“ Von der Anglomanie, die Cavour's Gegner in dieſen Schriften zu finden meinten, wird der ruhige Beurtheiler nichts entdecken. Der humane Italiener erkennt ſcharf die ſchwerſte Sünde der engliſchen Ariſtokratie, die Vernachläſſigung der niederen Klaſſen. Er fordert entſchieden ſociale Reformen für Irland — Volksunterricht, mildere Behandlung der Pächter, unbedingte Gerechtigkeit gegen die katholiſche Kirche: — nur die volle Selbſtändigkeit der grünen Inſel verwirft er als eine Utopie. Selbſt die wirthſchaftliche Ueberlegenheit Englands giebt er mit nichten zu: die kunſtvolle Kleinwirthſchaft der Lombardei ſteht höher als der Großbetrieb des engliſchen Landbaus; auch die Lehren Adam Smith's haben ſchon vor dem großen Schotten auf italieniſchem Boden in Verri, Galiani, Carli ihre prophetiſchen Bekenner gefunden. Die Tage ſollen wiederkehren, da der Gewerbfleiß von Venedig, Genua, Florenz der weiten Welt voranleuchtete. Der Geſchäftsmann giebt einige praktiſche Fingerzeige, weiſt hin auf die Vortheile, welche die Nachbarſchaft der Getreideländer des ſchwarzen Meeres der Rhederei von Genua bietet; er räth einzelne künſtlich gepflegte Gewerbe auf-

zugeben, dafür die nationale Seidenweberei mit neuen Maſchinen und größerem Capitale zu betreiben, er warnt vor dem ausſichtsloſen Verſuche mit den franzöſiſchen Tiſchweinen in Mitwerbung zu treten, und empfiehlt die Pflege der Liqueurweine nach dem Vorgang der Händler von Marſala. — Bedeutſamer iſt ſeine Begeiſterung für den jüngeren Pitt wie für Wellington und Peel. Er preiſt jenen, weil er vermochte in den Wirren der Revolutionskriege auf längſt gehegte Reformpläne zu verzichten, dieſe, weil ſie den Ruf der verwandelten Zeit verſtanden, zur rechten Stunde alte Freunde, theure Grundſätze aufgaben und die unvermeidlichen Neuerungen ſelber mit entſchloſſener Hand durchführten. Das Programm ſeines eigenen Wirkens liegt in dieſem Lobe.

Unterdeſſen hatte ſeit dem Anfang der vierziger Jahre die nationale Bewegung auf der Halbinſel einen neuen glücklichen Aufſchwung genommen. Dann geſchah das Unglaubliche: ein menſchenfreundlicher Papſt empfing die dreifache Krone. Mit namenloſem Entzücken begrüßte das heißblütige Volk das Nahen einer ſchöneren Zeit, mit ſchlecht verhehlter Angſt der Wiener Hof den Revolutionär auf dem heiligen Stuhle. Der Nachfolger der Gregore, der die Verſchwörer von den Galeeren befreite, mußte ein Liberaler, ein Italiener ſein. Blindgläubig, wie der Pöbel Roms, welcher in feſtlichem Getümmel den Wagen des Papſtes umringte, bauten ſich auch denkende Patrioten ein Idealbild von dem neuen Hohenprieſter auf, dem die Worte und die Werke Pius' des Neunten niemals entſprachen. Italien vertraute wieder ſeinen Gewalthabern, der rohe Radicalismus verlor ſichtlich an Boden. Giuſeppe Giuſti ſah mit Freuden das alte Geſchlecht der radicalen Banditen dahingehen und ein neues Volk von freien Bürgern aufſteigen; er athmete auf, ſo oft die Glocken des Domes von Mailand zum Begräbniß oder zur Taufe läuteten, und zeichnete in dem Verſe

Muore un brigante e nasce un liberale

mit einem Meiſterſtriche die Stimmung dieſer hoffnungsſeligen Tage.

War ſolche Ermäßigung der rohen Leidenſchaften unzweifelhaft ein Segen, ſo trieb doch die vertrauensvolle Schwärmerei der Zeit neue Verirrungen hervor: die Träume der Neo-Guelfen. Die große Vorzeit übte nochmals ihren bethörenden Zauber auf die Enkel. War dieſer Pius nicht der Meſſias, den der Prophet Gioberti geweiſſagt? Man ſchwärmte mit dem verbannten Denker von einer gewaltigen Zukunft, da das Land des Statthalters Chriſti den Primat in der Welt

wieder übernehmen werde; denn jede ſchöpferiſche Kraft unter den Menſchen gehöre Italien an. Auch Balbo, zu nüchtern um der Kometenbahn Gioberti's ganz zu folgen, verherrlichte doch begeiſtert das Papſtthum, das einſt den Dante und Machiavelli und allen hellen Köpfen bis in das ſiebzehnte Jahrhundert hinein als der Urquell der Leiden Italiens gegolten hatte. Vergeblich fragte der klarblickende Riccolini: Wollt ihr wegen eines Traumes von achtzehn Tagen die Geſchichte von achtzehn Jahrhunderten ſtreichen? Wollt ihr verfinſterten Köpfe die Wahrheit auf einem Kirchhofe ſuchen? — Noch immer trug die nationale Bewegung einen überwiegend literariſchen Charakter: die Schriftſteller Gioberti, Balbo und der weltlichere Azeglio behaupteten die oberſte Stelle in der Volksgunſt, auf Gelehrtencongreſſen und Feſtmahlen feierten ſchwungvolle Reden Italiens Auferſtehung. Auch die Verehrung für die Helden der italieniſchen Kunſt mußte der nationalen Erhebung dienen. Längſt hatte Florenz, „die Mutter von geringer Liebe," ſich reuig vor ihrem größten Sohne niedergeworfen, in ihrem Weſtminſter Santa Croce dem verbannten Dante ein Grabmal errichtet. Allmählich verbreitete ſich der Cultus des Dichters weithin über das Land, ſein Name ward ein Symbol für die Einheit der Nation. Immer vernehmlicher tönte aus dem verworrenen Chor dieſer begeiſterten Stimmen der drängende Ruf hervor: Krieg gegen Oeſterreich! In dieſen Tagen ſang Giuſti ſein mächtiges Lied **delenda Carthago**, in tauſend Herzen widerhallte der donnernde Kehrreim: „wir wollen keine Oeſterreicher." Wenn Riccolini's Arnold von Brescia über die Bretter ſchritt, dann dröhnte das Haus, die Hörer ſtimmten mit ein in den Zurnf: „ein Blitz vom Himmel ſtiegſt du hernieder, um zu zerſtören Italiens Schmach." Die liberale Schwärmerei der Zeit hatte den Papſt, wider ſeinen Willen, ſich zum Führer und Vertreter auserſehen. Die nationalen Hoffnungen bedurften des Schwertes, ſie wendeten ſich dem König von Sardinien zu.

Der aber war ſich ſelber und der Welt ein Räthſel. In der napoleoniſchen Kriegsſchule erzogen, von Haus aus ein Schwärmer für die Einheit ſeines Landes, hatte der junge Prinz ſchon nach dem Wiener Congreſſe den König Victor Emanuel zu offenem Kampfe gegen Oeſterreich ermahnt; dann war er kopfüber hineingeſtürzt in die toſende Bewegung von 1821, in der Hoffnung den König mit ſich fortzureißen. Als dieſe Erwartung trog, verſchmähte der Fürſtenſohn den Aufruhr, gab die verlorene Sache preis. Seitdem laſtete der Haß und

das Mißtrauen der Patrioten ſchwer auf dem „Verräther“. Aber wenn ihn die Pfeile der Verleumdung ſchmerzten, die in dichtem Hagel aus den Reihen der Radikalen auf ihn niederſchoſſen, unvergeßlicher blieb ihm doch das Hohnwort, das die öſterreichiſchen Offiziere in jenem Jahre ihm zuriefen: da kommt der König von Italien! Haß gegen Oeſterreich wurde der große Gedanke ſeines Lebens, und der herriſche Uebermuth des Kaiſerhofes verſäumte nichts, dieſe Empfindung zu nähren. Mehrmals verſuchte die Hofburg dem Prinzen von Carignan die Erbfolge zu rauben; nur das heilige Verſprechen, niemals eine Verfaſſung zu gewähren, rettete ihm die Krone. Als er den Thron beſtieg, begrüßte ihn ſogleich eine wilde Verſchwörung der Radikalen; mit unbarmherziger Härte ſtellte er das Anſehen ſeiner Krone her. Alſo ſtand er jetzt — er ſelber ſprach es aus — zwiſchen dem Dolche der Demagogen und der Chocolade der Jeſuiten. Alle Inbrunſt ſeiner katholiſchen Frömmigkeit vermochte nicht das tiefe Mißtrauen der öſterreichiſchen Prieſterpartei zu beſchwichtigen. Wenn die Erinnerung an eine wüſte Jugend dieſen düſteren Geiſt übermannte, wenn er tagelang faſtete, die lange Nacht hindurch in ſeinem Betſtuhl weinte und ſeinen Leib in grauſamer Kaſteiung zerſchlug — um ſo beſſer für die frommen Väter am Hofe. Sie nährten mit teufliſcher Berechnung die Selbſtquälerei des Königs: in einem ſiechen Leibe konnte die friſche Willenskraft nicht wohnen, deren die geheimen Pläne des Fürſten bedurften. Karl Albert gab der Verwaltung moderne, ſchlagfertigere Formen, der Rechtspflege ein neues Geſetzbuch, aber den Liberalen und ihrer Aufklärung blieb er fern, ja er hoffte für den ſchweizeriſchen Sonderbund das Schwert zu ziehen. Er lebte und webte in den großen Erinnerungen ſeines Hauſes und ſeines Heeres, ehrte ſeine Ahnen durch prächtige Denkmäler, ließ die Grabkapelle zum heiligen Schweißtuch königlich ſchmücken; und auch dem ſchlichten Soldaten Pietro Micca ward ein Standbild — dem Retter der Hauptſtadt, der einſt durch das Sprengen einer Pulvermine den Franzoſen den Eintritt in die Citadelle verſperrt hatte. Der König nährte ſeinen kriegeriſchen Ehrgeiz an den Werken von Thiers, und Prati dichtete in ſeinem Auftrage für die Armee das verheißende Kriegslied: „Jede Trompete der Piemonteſen wecke ein Echo am Fels und am Meer. Carlo Alberto und ſeine Beſtimmung, das ſei der Schlachtruf von unſerem Heer!“ Wie groß er ſelber dachte von dieſer ſeiner Beſtimmung, das verbarg er in verſchloſſener Bruſt. Er haßte, nach der Weiſe unentſchiedener Geiſter, die laute

Berathung, er allein wollte befehlen — das Volk ſollte vertrauen auf den geheimnißvollen Wahlſpruch des Fürſten j'attans mon astre. Selbſt Balbo, ein Liebling Karl Albert's, durfte ſein Buch über die Hoffnungen Italiens wohl mit Vorwiſſen des Königs, doch nicht in ſeinen Staaten drucken. Nur Wenigen ward vergönnt, aus einem aufgeregten Ausrufe dieſes kämpfenden Herzens zu errathen, daß Italien keinen treueren Sohn beſaß als ihn. Als Azeglio, aus der unruhigen Romagna heimkehrend, in dunkler Morgenſtunde auf das Schloß berufen ward, da fielen die Worte: „Sagen Sie den Herren, daß ſie ſich ſtill halten. Wenn die Stunde kommt, dann wird mein Leben, das Leben meiner Kinder, meine Waffen, mein Heer, mein Schatz, mein Alles geopfert werden für mein Vaterland Italien!" Und faſt zur ſelben Stunde ſchrieb der Miniſter La Margherita den deutſchen Höfen, ſein Herr verwerfe Azeglio's böswillige Gedanken. So brütete der König dahin, halb Mönch, halb Soldat, ſchwankend zwiſchen Wollen und Nichtwollen, zwiſchen Fürſtenſtolz und Herrſchergröße, unliebſam überraſcht von dem Erwachen der liberalen Gedanken und doch zu fromm, um dem neuen Papſt zu widerſprechen — ihm gegenüber die ſchreckliche Uebermacht Oeſterreichs und die herriſche Erklärung des Czaren, jeder Angriff auf die Lombardei ſei ein Kriegsfall für Rußland.

Uns Nachlebenden wird ein herzliches Mitleid rege, wenn wir dieſe rieſige Soldatengeſtalt mit dem düſteren unſicheren Auge betrachten, den tief unglücklichen und doch hochherzigen Fürſten, der ſo ſchwer litt unter eigener Schuld und dem Unglück ſeines Landes. Den Mitlebenden und Mitkämpfenden lagen andere Empfindungen näher. Außerhalb Piemonts war die wahre Kraft des wohlgeordneten Militärſtaates Wenigen bekannt, da die geknechtete Preſſe grundſätzlich die piemonteſiſchen Dinge im übelſten Lichte darſtellte. Der König galt noch immer als der verrätheriſche Carignano von 1821. Wenn Azeglio die Patrioten des Kirchenſtaats mit der Hoffnung auf Karl Albert als den König und das Schwert Italiens vertröſtete, ſo begegnete er überall erſtauntem Lächeln; man begann erſt zu glauben, ſobald er ſeinen letzten Trumpf ausſpielte: „wir erwarten ja keine edle That von dem Könige, wir verlangen von einem Räuber, daß er raube." In Piemont, wo die Verdienſte des Fürſten beſſer gewürdigt wurden, regte ſich doch oft die Ungeduld; man ſang Spottlieder über den Rè Tentenna, den König Zauderer. Cavour am wenigſten konnte ſich mit dieſer kränkelnden Staatskunſt des Hinhaltens befreunden; der geiſt-

reiche Weltmann liebte zu ſagen: „das Reglement macht aus jedem Beamten einen Dummkopf,“ ihm widerſtand die militäriſche Steifheit des Fürſten. Indeß hielt er für Pflicht, theilzunehmen an der beſcheidenen und fruchtbaren Agitation, welche in jenen Jahren der Erwartung die denkenden Köpfe von Turin bewegte und heute von den Italienern gern als das erſte Kindergeſchrei — i primi vagiti — ihrer Freiheit geprieſen wird. Seine Stellung in dieſen geräuſchloſen Kämpfen blieb die ſchwierigſte: dem Hofe galt er als ein Demagog, ein verkappter Proteſtant, die Liberalen wollten dem Sohne des Vicars von Turin nicht trauen, und der Feinfühlende verſchmähte, ſeinen Ruf auf Unkoſten des Vaters zu retten. Der demokratiſche Neid verfolgte mit boshaftem Spotte den reichen Grafen. Und noch war ſeine Seele nicht gepanzert wider die böſen Zungen, noch wußte er nicht, daß die Gemeinheit der Demokratie auch die perſönlichſten Geheimniſſe, auch die Leibesgebrechen des Gegners mit ihrem Kothe bewirft. Zum Danke für einen trefflichen Aufſatz Cavour's über die Handelsfreiheit ſchrieb ein demokratiſches Blatt höhnend: ſiehe da die Freiheit des Handels vertheidigt durch das Monopol! — und der heftige Mann nahm ſich den Unglimpf ſo zu Herzen, daß er den Aufſatz nicht fortſetzen wollte.

Die erſten Regungen eines freieren Geiſtes zeigten ſich in der Wirthſchaftspolitik der Regierung. Im Jahre 1839 wurde eine ſtatiſtiſche Commiſſion gegründet, und hier verſuchte ſich Cavour als freiwilliges Mitglied zuerſt in amtlichen Arbeiten. Bald darauf ward an der Turiner Hochſchule ein Lehrſtuhl der Nationalökonomie errichtet. Dann ſtifteten die Grundbeſitzer einen landwirthſchaftlichen Verein, und Cavour führte in der Vereinszeitſchrift einen ſcharfen Federkrieg wider die bureaukratiſche Bevormundung; nicht einmal die Gründung eines Muſterlandgutes wollte der Verfechter der Selbſthilfe dem Staate erlauben. Sociale Vereine in unfreien Staaten werden in bewegter Zeit unvermeidlich zum Herde politiſcher Parteiung; bei den Jahresfeſten dieſer Ackerbaugeſellſchaft verſammelten ſich alle Elemente der Oppoſition, außer der Partei des rohen Umſturzes. Schon beſprach man den Plan, die Geſellſchaft über die ganze Halbinſel auszudehnen und ihr die ſociale Erhebung der ackerbauenden Claſſen Italiens zur Aufgabe zu ſtellen; und ſchon führte die trockene Geſchäftsfrage, ob der Schwerpunkt des Vereins in der Hauptverſammlung oder in dem Vorſtande liegen ſolle, zu der erſten leiſen Trennung der politiſchen Parteien. Cavour und die Ariſtokraten ſprachen für den Vorſtand,

der gewandte Demokrat Lorenzo Valerio verfocht auch in dem Vereine das Recht des ſouveränen Volkes. Noch deutlicher war der politiſche Zweck der neuen Kleinkinderbewahranſtalten, welche, von dem wackeren Abbate Aporti gegründet, die Jugend den Händen der Jeſuiten entziehen ſollten. Cavour trat aus dem Vorſtande zurück, weil er fürchtete, ſein mißliebiger Name werde den Haß der Regierung auf das Unternehmen lenken. Währenddem hetzte und klagte am Hofe die öſterreichiſche Partei. Wie ſtrahlte der alte Graf Cavour, als er dem Könige das neue Spottlied der Liberalen zuſtecken konnte: „Wanken und gaukeln, ſchwanken und ſchaukeln, das Schaukeln iſt ſüß!“ Der Sohn aber verkehrte fleißig mit dem patriotiſchen Grafen Petitti, dem alten noch immer nicht machtloſen Vertrauten des Fürſten, und fehlte ſelten in den Verſammlungen des liberalen Adels bei dem ſtolzen hochſinnigen Grafen Sclopis. Karl Albert verfiel dem Schickſal aller Geheimnißkrämer, er wurde mit ſeinen eigenen Waffen geſchagen: die Patrioten brachten aufregende, auf den Stolz des Fürſten klug berechnete Artikel in ausländiſche Zeitungen, ſpielten ſie dem Könige in die Hände; ſo ward er getrieben, während er Alles zu leiten wähnte.

Bald nach der Thronbeſteigung des neuen Papſtes begannen die Höfe von Turin, Florenz und Rom zu wetteifern um die Palme der Volksgunſt. Preußens Vorbild reizte nochmals zur Nachfolge: der Plan eines italieniſchen Zollvereins wurde zwiſchen den drei Reformſtaaten lebhaft verhandelt, Cavour's ſachverſtändiger Rath von den Patrioten oftmals eingeholt. Schon hofften Viele, dieſen italieniſchen Zollverein dereinſt mit dem deutſchen zu verbinden. Aber die Aufhebung der Zollſchranken mußte unfruchtbar bleiben in einem verwahrloſten Lande, dem noch die Elemente moderner Verkehrsmittel mangelten. Das Eiſenbahnnetz Italiens beſtand aus den kurzen Linien Mailand-Monza und Neapel-Caſtellamare. Mit überſchwänglichen Hoffnungen wendeten ſich die Patrioten dieſen Gedanken zu; Graf Petitti gab ein gediegenes Buch über die Frage heraus. Man gedachte die Alpen und die Apenninen zu überſchienen und dergeſtalt die Ueberlandspoſt über Genua zu leiten, Trieſt, das Schooßkind des Wiener Hofes, durch den liguriſchen Hafenplatz zu überflügeln. Il n'y a plus d'Alpes! hieß das zuverſichtliche Schlagwort des Tages. Unter ſolchen Eindrücken ſchrieb Cavour die bedeutendſte ſeiner Schriften, die Abhandlung über die italieniſchen Eiſenbahnen (in der Revue nouvelle 1846). Die Erfindung der Dampfmaſchinen iſt ihm ein Ereigniß,

das wir mit seinen unermeßlichen Folgen ebenso wenig ganz überschauen können, wie den Buchdruck oder die Entdeckung von Amerika. Die Eisenbahnen werden nicht blos den Reichthum der hochgesitteten Völker erhöhen, sondern auch die Erniedrigung der zurückgebliebenen Zweige der großen christlichen Familie aufheben; hierdurch erscheinen sie als „ein Werkzeug der Vorsehung". Nun entwirft er in großen Zügen ein Bild von der dem modernen Verkehr eröffneten Halbinsel: Turin soll eine Weltstadt, ein Platz der Vermittlung zwischen Nord- und Südeuropa, Brindisi wieder wie in den Tagen der Römer der Schlußpunkt der via Appia, der glänzende Hafenplatz werden für den morgenländischen Handel. Auch die Eisenbahn zwischen Wien und Mailand ist willkommen; hinweg mit dem thörichten Bedenken, daß sie dem Wiener Hofe bei einem Aufstande zu Statten kommen werde. „Die Zeit der Verschwörungen ist vorüber. Die Befreiung der Völker kann weder durch Umtriebe noch durch eine Ueberraschung erreicht werden, sie ist das nothwendige Ergebniß der fortschreitenden christlichen Gesittung geworden." Höher als der volkswirthschaftliche Segen der Eisenbahnen steht ihre politische Bedeutung, sie sollen mithelfen die Unabhängigkeit der Nation zu erobern, ein lebendiges Gemeingefühl im Volke wachzurufen. „Das Leben der Masse bewegt sich in einem engen Ideenkreise. Die edelsten und erhabensten Ideen aber, welche sie erringen kann, sind nächst der Religion die Gedanken des Vaterlandes und des Volksthums. Ohne diese kann das Gefühl der persönlichen Würde nur in einzelnen ausgezeichneten Menschen bestehen." So giebt der trockene Stoff dem Grafen Anlaß, den ethischen Grundgedanken seiner Politik auszusprechen. Nicht als eine Machtfrage erscheint ihm die Freiheit Italiens, sondern als ein sittliches Gebot: es gilt die Seele der Nation mit einem neuen reicheren Lebensinhalt zu erfüllen.

Der König erschrak über die kühnen Worte, befahl dem Verfasser eine längere Reise außerhalb Piemonts anzurathen, ließ sich mühsam beschwichtigen. Noch wurden mehrmals die friedlichen Bürger von Turin, wenn sie, allesammt mit der blauen Kokarde des königlichen Hauses geschmückt, Abends auf den Straßen sich versammelten, durch rohe Angriffe der bewaffneten Macht aus einander gesprengt. Der Offizier, der zum letzten male diesen häßlichen Auftrag vollführte, war jener General Bava, der einige Monate später die dreifarbigen Banner Italiens über den Tessin führen sollte. Es war das letzte Aufflackern

despotiſcher Launen, das alte Syſtem lag im Sterben. Die Sprache des öſterreichiſchen Geſandten lautete ſchroffer von Tag zu Tag. Bereits war man im Zollkriege mit dem Nachbarlande; unter frivolen Vorwänden verbot Oeſterreich die Einfuhr piemonteſiſcher Weine, die Patrioten aber veranſtalteten Sammlungen, um den Winzern über die Noth hinwegzuhelfen. Wie die Dinge lagen, war ein Zugeſtändniß an die Liberalen unvermeidlich, wenn der König im Kampfe mit Oeſterreich auf ſein Volk zählen wollte. Auch Lord Palmerſton ließ zum Einlenken mahnen; der König von Preußen aber ſchrieb kummervoll einem Vertrauten: „der engliſche Geſandte in Piemont ſcheint mir, um recht höflich zu ſein, zum Tollhaus reif, überreif.“ Endlich wurden die Miniſter Villamarina und La Margherita entlaſſen, und am 29. October 1847 begrüßte unermeßlicher Volksjubel die „Reformen“ Karl Albert's. Gewählte Gemeinderäthe ſollten fortan an der Spitze der Gemeinden ſtehen, die mißhandelte Preſſe gegen die Willkür der Cenſoren geſichert werden durch ein nach Preußens Muſter eingerichtetes Obercenſurcollegium. Damit war der offenen geſetzlichen Oppoſition eine freie Bahn geöffnet. Der König hatte die Liebe ſeiner Piemonteſen wiedergewonnen, doch nicht die Treue der Radikalen von Genua, nicht das Vertrauen der Italiener.

Mit dem Tage der albertiniſchen Reformen ward Cavour ein Politiker von Beruf. Ueberall in den Staaten der Reform trieb die junge Hoffnung neue Zeitſchriften hervor. Wie La Farina in Florenz das „Morgenroth“ der Freiheit mit ſeinem Blatte l'Alba begrüßte, ſo gründete der liberale Adel Piemonts eine Zeitung unter dem verheißenden Namen il Risorgimento. Ihr Programm lautete: „Unabhängigkeit Italiens, Eintracht zwiſchen den Fürſten und den Völkern, innere Reformen, Gründung eines italieniſchen Fürſtenbundes.“ Zu den alten Freunden Balbo, Santa Roſa, Boncampagni traten bald neue Genoſſen hinzu, vor Allen der gelehrte Caſtelli, der treue Mann, der die ſtaatsmänniſche Kraft des vielgeſcholtenen Grafen raſch erkannte und ihm fortan ein unerſchütterlich gleichmüthiger Tröſter blieb, eine feſte Stütze in den Tagen des Kampfes. Noch lagen die Parteien unſchuldig, unklar durch einander, wie in Preußen zur Zeit des Vereinigten Landtags; auch Cavour wiegte ſich noch in holden Täuſchungen.

Voll Hoffnung ſchaute er auf den Clerus, welcher — Dank ſei dem sommo Pio — auf die Gewiſſensfreiheit und alle anderen großen Anliegen der modernen Welt bereitwillig eingeht. Nur die Beſitzenden hegen die liberale Bewegung, die Maſſen ſtehen gleichgiltig abſeits; der unruhigen Köpfe ſind wenige, und ſelbſt Valerio's Concordia unterſtützt die wohlmeinenden Abſichten der Regierung ſo ſanft und achtungsvoll wie nur unſer Riſorgimento. Bei ſolcher Stimmung der Gemüther ſchien dem Grafen eine demokratiſche Revolution ausſichtslos, nur die eine Gefahr bedenklich, daß die hochgehende nationale Leidenſchaft den Kampf mit Oeſterreich allzufrüh eröffne, den friedlichen Ausbau der freien Inſtitutionen unterbreche. Um dies zu verhindern wollte er um die Fahne des Riſorgimento eine gemäßigte liberale Partei verſammeln. Er traf als Journaliſt ſehr glücklich den Ton der ruhigen Belehrung, den einzig fruchtbaren für eine junge Preſſe und ungeſchulte Leſer, ſchilderte ſorgfältig und mit vernichtender Kritik die Armſeligkeit der Politik Guizot's. Während an Oeſterreich kein Wort der Ermahnung verſchwendet wurde, verſicherte das Riſorgimento den italieniſchen Höfen gefliſſentlich ſeine vertrauensvolle Treue; auch das letzte der größeren Cabinette der Halbinſel ſollte für die Sache der drei Reformſtaaten gewonnen werden. Noch im December 1847 ging, von Cavour mit unterzeichnet, eine Petition nach Neapel ab, welche den König Ferdinand beſchwor, „eine Politik der Vorausſicht, der Verzeihung, der Civiliſation und der chriſtlichen Barmherzigkeit" einzuſchlagen — das alles in jenem myſtiſchen Stile, den Pius IX. und Gioberti in dieſen neoguelfiſchen Tagen großgezogen hatten. Aber mit jedem Schritte vorwärts auf dem Wege praktiſcher Politik trat der verborgene Gegenſatz der Parteien ſchärfer hervor. Schon murrte Balbo über den jungen Grafen, der unentwegt dem conſtitutionellen Staate zuſteuerte; der Heißſporn, rief er aus, wird das Werk unſerer Mäßigung über den Haufen werfen." In den Spalten der Concordia erklang immer neidiſcher der Adelshaß; umſonſt hatten Azeglio der Edelmann und Farini der Bürgerliche verſucht, die grollende Verſtimmung des lange zurückgeſetzten Bürgerthums von Turin zu beſchwichtigen. Bald offenbarte ſich auch die fundamentale Verſchiedenheit der Staatsauffaſſung, welche Liberale und Demokraten zu allen Zeiten trennen wird: der Rationalismus der Concordia ſah nur Freiheitsfragen, den Patriciern des Riſorgimento galt Macht und Sicherheit des Vaterlandes als das Höchſte.

Der Starrſinn Oeſterreichs trieb die Patrioten weiter und weiter. „Auch Karl Albert iſt den Feſſeln der Volksherrſchaft verfallen, klagte Fürſt Metternich, nur der König von Neapel ſteht noch aufrecht!“ Kurz nachher gab die Hofburg ihre Antwort auf die Turiner Reformen: ſie ſchloß mit Modena den berufenen Decembervertrag, der ihr geſtattete, jederzeit nach Belieben Truppen in den Vaſallenſtaat zu werfen. Die feilen Federn der k. k. Preſſe leugneten noch nach Jahren die feindſelige Bedeutung des Vertrages, dem auch Parma bald beitrat. Fürſt Metternich aber ſchrieb insgeheim befriedigt dem Grafen Trautmannsdorff in Berlin: „wir haben die Form eines Vertheidigungsbündniſſes gewählt, um das von den Cabinetten ſo ſtreng verdammte Wort Intervention zu vermeiden.“ Mit Recht erblickten fortan die Patrioten ſchon in dem Daſein der beiden verfaulten Kleinſtaaten der Emilia eine nationale Schmach. So war Piemonts Grenze vom Nordoſten bis zum Süden durch öſterreichiſche Provinzen umklammert; an jedem nächſten Tage mochten die weißen Röcke von den Gipfeln des Apennins in die unbeſchützten Häfen Liguriens niederſteigen. Das Volk in den Städten der Lombardei und Venetiens zitterte der Stunde der Befreiung entgegen; ſchon war Blut gefloſſen im Straßenkampfe. Verheißungsvoll klang aus Turin und Florenz, aus Rom und Bologna über die Grenze hinüber das Lied: O ihr geliebten Brüder, auch euer Tag wird tagen!

In Genua wogte eine zielloſe unſtäte Bewegung; der Stadtrath beſchloß endlich, den beiden lauteſten Schlagworten des Tages gerecht zu werden, ſchickte Abgeſandte nach Turin, um die Bildung einer Nationalgarde und die Vertreibung der Jeſuiten von dem Könige zu erbitten. Man hoffte auf den Beiſtand der Turiner Preſſe. Doch die Männer des Riſorgimento waren nicht gemeint, ſo unreife Volkswünſche, die in einem Athem zu viel und zu wenig verlangten, zu unterſtützen. Als am 6. Januar 1848 die Vertreter der Preſſe im Europäiſchen Hofe zuſammentraten, da erhob ſich Cavour im Namen der Genoſſen: Wozu eine Nationalgarde, die in einem Lande ohne Parlament nur zu Wirren führen kann? Warum den König reizen durch Wünſche, die ſeine kirchliche Geſinnung beleidigen? Will man bitten, ſo gehe man weiter und fordere — eine Verfaſſung oder wenigſtens eine Conſulta! *)

*) Cavour hat das Verlangen nach einer Verfaſſung zum erſten Male öffentlich ausgeſprochen; aber er hat nicht, wie gemeinhin erzählt wird, ſeine eigenen Freunde durch einen genialen Einfall überraſcht. Die Männer vom Riſorgimento waren einig; Cavour ſprach lediglich in ihrem Namen. Die Biographien von

Es war der Rath eines Staatsmannes. Denn trat der König, als der Erſte unter den Fürſten der Halbinſel, zu dem conſtitutionellen Syſtem über, ſo ward er das Haupt Italiens, das tiefe Mißtrauen der Nation mit Einem Schlage beſeitigt. Aber die unfertige öffentliche Meinung verſtand den Ernſt der Stunde nicht, ſelbſt die Journaliſten in der Europa blieben uneins. Lorenzo Valerio widerſprach: ſollte ein Edelmann liberaler ſein als die Demokratie? und welcher Fallſtrick mochte ſich nicht hinter dem kühnen Vorſchlage des Grafen verbergen?

Nach wenigen Tagen war der vermeſſene Gedanke der Männer des Riſorgimento ein unabweisbares Gebot der Noth. Am 12. Januar wehte die Tricolore auf den Wällen von Palermo. Am 29. brach die letzte Hoffnung des Fürſten Metternich zuſammen, der bourboniſche Despot verſprach ſeinem Volke eine Verfaſſung; zwei Tage darauf folgte der Großherzog von Toscana dem Beiſpiel des Königs Ferdinand. Cavour warf unter dem Rufe „es lebe die Verfaſſung“ jubelnd den Hut in die Luft, als ihm ein junger Freund die Nachricht aus Neapel brachte, und ſchrieb nun in das Riſorgimento hoffnungsfreudige Worte, die den perſönlichen Gefühlen des zaudernden Königs galten. Was ſei denn zu fürchten von dieſer maßvollen Bewegung, die ſich des Segens der Kirche erfreut? Wir haben nicht, wie einſt die Franzoſen, furchtbare ſociale Fragen zu löſen. Wir treten nicht wie die Spanier, als ein unerfahrenes Volk, von Parteien zerriſſen, in dieſe neue Zeit. Bei uns beſteht nur Eine, mächtige Partei, die nationale; ſie hegt „ein unbegrenztes Vertrauen in die Tugend, die Einſicht, die Hochherzigkeit unſerer Fürſten.“ In denſelben Tagen wagte der Turiner Stadtrath, von Santa Roſa geleitet, den König um die Verleihung einer Verfaſſung zu bitten. Doch erſt mußte ein Biſchof dem Verzweifelnden geiſtlichen Troſt ſpenden, ihm beweiſen, daß ein unſittliches Verſprechen nicht binden könne; da endlich, nach einer Nacht voll fürchterlicher Kämpfe, entſchloß ſich Karl Albert ſein dem Wiener Hofe gegebenes Wort zu brechen. Am 7. Februar verhieß er die Verfaſſung, einige

---

Bonghi, de la Rive u. A. haben ihre Nachrichten über den Vorfall erſichtlich aus zweiter und dritter Hand. Auch Fr. Predari (i primi vagiti della libertà italiana in Piemonte S. 247 ff.) war freilich in der Europa anweſend, doch von den Berathungen in den Redactionszimmern des Riſorgimento nicht unterrichtet. Der wahre Hergang ergiebt ſich unzweifelhaft aus dem Berichte, den der Augenzeuge Santa Roſa an Gioberti erſtattete (mitgetheilt in der vita di Pietro di Santa Rosa vom Grafen Saraceno S. 158 ff.).

Wochen ſpäter bildete Caeſar Balbo das erſte conſtitutionelle Miniſterium. So hatte die Charte des Julikönigthums die Runde gemacht durch Italien, einen Augenblick bevor ſie in ihrer Heimath unterging. Cavour verſuchte im Riſorgimento, die Grundſätze des neuen Staatsrechts den unkundigen Leſern zu erklären. Er verwirft das allgemeine Stimmrecht als den verdächtigen Liebling der extremen Parteien. Das Zweikammerſyſtem iſt nöthig, nicht um das Gleichgewicht zu erhalten, wie die Doctrinäre ſagen, ſondern um die Bewegung, die Thatkraft des Staates zu erhöhen. Nur ein Senat entſpricht der demokratiſchen Geſellſchaft Italiens; eine erbliche Pairie künſtlich zu ſchaffen wäre „der Gipfel der Unvernunft".

Den Piemonteſen war nicht vergönnt, ſich friedlich einzuleben in die neue Freiheit. Die Windsbraut der Revolution warf den Thron des Bürgerkönigs und das alte Oeſterreich zu Boden. Auf die Kunde von dem Sturze Metternich's brach der Aufſtand in Mailand aus. Ein großer Augenblick, wie er den Deutſchen im Frühjahr 1813 winkte, ſchien für Italien gekommen, und wieder war es Cavour, der den Piemonteſen die Zeichen der Zeit deutete. Am 23. März ſchrieb er in ſeine Zeitung die majeſtätiſchen Worte: „Die große Stunde für die ſavoyiſche Monarchie hat geſchlagen, die Stunde der kühnen Entſchlüſſe, die Stunde, von der das Daſein der Reiche und das Schickſal der Völker abhängt. Wir Männer von kaltem Verſtande, gewöhnt mehr auf die Gebote der Vernunft als auf die Wallungen des Herzens zu hören, wir wägen heute ſorgſam das Gewicht eines jeden unſerer Worte und bekennen frei: ein einziger Weg iſt offen für die Nation, für die Regierung, für den König — der Krieg, der Krieg augenblicklich und ohne Verzug!"

Das Geſtirn, das der König in den Träumen langer Jahre erharrt, war aufgeſtiegen. Karl Albert überſchritt den Teſſin, und ſchon ſein Aufruf an die Lombarden gab Zeugniß von den Täuſchungen, welche die hochherzige Politik Caeſar Balbo's beherrſchten und dem gerechten Kriege ein jammervolles Ende bereiten mußten. Der König hoffte „auf den Beiſtand des Gottes, der unſerem Lande einen Pius geſchenkt hat und heute Italien durch wunderbare Ereigniſſe in den Stand ſetzt aus eigener Kraft zu handeln." Ein Feldzug von wenigen Monaten lehrte, daß das ſtolze l'Italia farà da sè eine Unmöglichkeit und ſelbſt das zerrüttete Oeſterreich der Wehrkraft Italiens vollauf gewachſen war. Noch früher wurden die Hoffnungen zu Schanden, die

Italien auf seinen Kirchenfürsten gesetzt; durch die Allocution vom 29. April legte der Papst Verwahrung ein gegen den Mißbrauch, der mit seinem Namen getrieben werde. Der Statthalter Gottes, der Friedensfürst konnte den Krieg gegen ein katholisches Volk nicht aufnehmen, kaum ihn mit seinem Segen begleiten. Er hatte längst im Stillen gegen die von den neuen Verfassungen gewährte Gleichstellung der Glaubensbekenntnisse protestirt und den Höfen erklärt, daß er nur an einem Vertheidigungsbündniß theilnehmen könne; jetzt fand er den Muth, sich öffentlich zu seiner Pflicht zu bekennen. Nach dieser heilsamen Enttäuschung erschien das Papstthum wieder in seiner wahren Gestalt, als die kosmopolitische Macht, die den Gedanken der Nationalität nicht fassen kann. Die Hoffnungen der Neoguelfen lagen platt am Boden; in der stillen Arbeit der folgenden Jahre sollte dann der gesunde weltliche Kern, der in den neoguelfischen Lehren lag, aus der geistlichen Hülle herausgeschält werden. Für den Augenblick wurde der Abfall des Papstes ein Anlaß des Verderbens: er entfesselte die wilden Kräfte des Radicalismus.

Das Idealbild der politischen Reife, der maßvollen Besonnenheit der Italiener, das in den Träumen der Patrioten gelebt, erwies sich bald als ein Wahn. Ein so krauses Durcheinander von föderalistischen und unitarischen, republikanischen und monarchischen Bestrebungen, wie es nun hereinbrach, kam selbst der Nüchternheit Cavour's unerwartet. Noch bestand kaum der Schatten eines festen Planes für die Neugestaltung der Halbinsel, kaum ein Anfang ernsthafter Parteibildung; selbst das unauflösliche Band, das die Höfe, den Turiner allein ausgenommen, an die Interessen der Hofburg kettete, war der Nation noch verborgen. In solchem Gewirr fand das Toben der Demagogen bereiten Boden; bald flog der Ruf al tradimento! bethörend und verwirrend durch das Land. Unter dem wilden Hafenvolke von Genua und Livorno schlug Mazzini sein Lager auf, selbst die ernsten ruhigen Männer von Piemont unterlagen der Herrschsucht seiner Abgesandten. Was dies Wüthen der Demagogen für die Einheit der Nation bedeutete, das sagte Giusti schon im Herbst mit männlichem Spott voraus: „Siebenhundert Republiklein reißen unser Land in Stücklein, recht nach Hahnemann's System. Schneiden wir das Brod bei Zeiten, dann wird's um so leichter gleiten in des Oesterreichers Maul!“ Der Radicalismus fand seinen natürlichen Bundesgenossen in dem Municipalgeist der großen Städte, seinen Todfeind in dem hochherzigen Monarchen, der

das alte Wappenſchild des Hauſes Savoyen ſoeben in die neue Tricolore Italiens einfügte und mit ſeinen Söhnen die Schlachten ſeines Landes ſchlug. Dem tapfern Straßenkampfe der Mailänder war allzuraſch der Sieg gefolgt; das trunkene Volk wähnte den Krieg beendet, da er kaum begann. Karl Albert erſchien den lauten Rednern, die in Clubs und Kaffeehäuſern ihr prahleriſches Handwerk trieben, als ein Unberufener, der ſich in fremdem Neſte wärme. Jede Waffenthat der Piemonteſen war Verrätherei, Mazzini verdammte feierlich „den königlichen Krieg.“ Die einzig mögliche Politik, welche die verworrene Bewegung zum Ziele führen konnte, ward als Albertismus verhöhnt und verfolgt.

Cavour und wer ſonſt in dieſem Taumel die politiſche Denkkraft ſich bewahrt hatte, hoffte auf ein ſubalpiniſches Königreich bis zur Adria. In Briefen und Zeitungsartikeln verlangte er unabläſſig die raſche bedingungsloſe Einverleibung der Emilia und der öſterreichiſchen Provinzen. Die idealiſtiſche Unklarheit, das unentſchloſſene Zögern der Politik Balbo's entging ſeinem Tadel nicht, doch jetzt ſchien ihm nicht an der Zeit, das Anſehen der Krone durch ſyſtematiſche Oppoſition zu ſchwächen. Am allerwenigſten wollte der ſtolze Piemonteſe die Ausfälle gegen ſein Heimathland ertragen, welche als das Probſtück der Geſinnungstüchtigkeit galten. Ein Platz im Parlamente ward ihm erſt bei den Nachwahlen unter lebhaftem Widerſtand erobert, und bald galt er der Demokratie als das Haupt der Particulariſten Piemonts. Als ein radikaler Genueſe ſich eine hämiſche Bemerkung über die laue Freiheitsliebe der Piemonteſen erlaubte, da ſprang der Graf zornig auf: „Die Piemonteſen beweiſen ihren Freiſinn auf dem Schlachtfelde; ich verlange, daß der Verleumder zur Ordnung gerufen werde.“ Die Preſſe der Radikalen ſpottete mitleidsvoll über dieſe komiſche Perſon, den Mylord Camillo, der ſein armes Wiſſen allein aus ausländiſchen Zeitungen ſchöpft und den Abgott der Demokratie, Vincenzo Gioberti, zu bekämpfen wagt: communiſtiſch nennt er jedes Geſetz, das den Armen nicht neue Laſten zum Vortheil der Reichen auflegt, die Blöße ſeines Geiſtes verdeckt er durch triviale Späße und zahlloſe Körner nichtattiſchen Salzes! Mehrmals mußte Cavour den ſchwachen Präſidenten erinnern, daß er ſein Anſehen gebrauche gegen die lärmenden Gallerien: „wer mich unterbricht, beleidigt die Kammer, nicht mich!“ Es ſchien, als ob der ſtolze Mann ſeine Luſt daran fände, die Wuth des unverſtändigen Haufens herauszufordern. Er ſcheute ſich nicht, die Progreſſivſteuer, den Lieblingstraum der begehrlichen Maſſen, als einen

reactionären Gedanken zu entlarven, denn sie hindere die Capitalansammlung und damit jeden wirthschaftlichen Fortschritt; er wünschte spöttisch der Demokratie Glück zu der Freundschaft der Ultramontanen, und wenn die Linke wider den Volksfeind murrte, sagte er wohl gleichmüthig: „ich werde Ihnen meine Behauptung mit mathematischer Sicherheit beweisen.“ Und doch empfand er tief, was die Volksgunst in einem freien Staate gilt: der Vorschlag Santa Rosa's, Cavour mit der Leitung der Finanzen zu betrauen, blieb unausführbar bei dem Hasse, der auf diesem Namen lastete. Auch im Parlamente sprach der Graf die ersten zwei Jahre über nur selten und ohne starke Wirkung: kaum daß die Versammlung bei Finanzfragen ihrem ersten Fachmanne einige Aufmerksamkeit schenkte. Unterdessen war das Ministerium Balbo zurückgetreten, da die doctrinäre Demokratie des Parlaments zwar die Vereinigung der Lombardei mit Piemont, aber zugleich die Einsetzung einer souveränen Constituante in Mailand beschloß.

Zur selben Zeit brach das Verhängniß über den König von Italien herein. Sein tapferes Heer erlag der Feldherrnkraft Radetzky's, und als der Geschlagene in Mailand ankam, entlud sich die Unzucht der Demokratie in scheußlicher Roheit: der rasende Pöbel bedrohte das Leben des Königs, der sein Alles für Italien hingegeben, er allein handelnd inmitten der Schwätzer. Und welch' eine entsetzliche Verwirrung nun, da ein Waffenstillstand dem Kampfe ein Ende machte! Die Ehre des königlichen Hauses fast erliegend unter dem Hohngelächter der Fremden, leider auch der Deutschen — die Blüthe der Finanzen für immer vernichtet — das Heer entmuthigt und nahezu aufgelöst — der Adel empört über jene ruchlosen Auftritte in Mailand, wie über die Frechheit der Demagogen daheim, gern bereit um jeden Preis den aussichtslosen Krieg zu beendigen — in Genua die Herrschaft der Clubs, überall in den Massen eine unbeschreibliche Erbitterung. Zweitausend Flüchtlinge aus der Emilia und der Lombardei forderten gebieterisch die Erneuerung des Krieges, schürten den Haß wider den königlichen Verräther. Es war, als fühlte die Nation die Wahrheit der vorwurfsvollen Worte des Königs: „Italien hat der Welt noch nicht bewiesen, was es für seine Freiheit zu leisten vermag“ — als wollte sie die Stimme ihres Gewissens durch wüthendes Geschrei übertäuben. Cavour hatte in dem Treffen von Goito den geliebtesten seiner Neffen verloren; der durchlöcherte Waffenrock des Todten hing fortan über dem Schreibtisch des Oheims, mahnte ihn täglich an entschwundene

Freuden und an die Stunde der Vergeltung. Er ſelbſt war nach jenem Unglückstage als Freiwilliger unter die Fahnen geeilt, und ſtemmte nun ſeine ganze Kraft wider die hereinbrechenden Wogen des Radicalismus, er wurde die mächtige Stütze, der beinah einzige unermüdliche Vertheidiger des neuen gemäßigt-liberalen Cabinets Perrone-Pinelli.

Während die Clubs wider die Feigheit der Regierung donnerten, Brofferio unter brauſendem Jubel ſein Kraftwort „Verwegenheit, Verwegenheit, Verwegenheit!“ in die Maſſen ſchleuderte und ein Convent, eine italieniſche Conſtituante, Tauſenden als der einzige Weg der Rettung galt, zeichnete das Riſorgimento mit unbarmherziger Nüchternheit den despotiſchen Charakter der neu-franzöſiſchen Freiheit. Am 16. November ſchildert Cavour die „Männer der energiſchen Maßregeln, vor denen wir nur elende Gemäßigte ſind,“ alſo: „Setzet Euch einen Plan in den Kopf, bildet Euch eine Kette von willkürlichen Vorausſetzungen, löſet ſie ab von der Wirklichkeit, die ſie umgiebt und ermäßigt, verachtet die Hinderniſſe, erboſt Euch darüber, ſchlagt ſie nieder und bahnt Euch einen Weg hindurch — das iſt das ganze Syſtem in ſeiner Nacktheit; es iſt ein Zug des menſchlichen Uebermuths, dem die Natur beſtändig die augenblickliche Unmöglichkeit oder die Strafe baldiger Enttäuſchung entgegenſtellt. — Die Natur hat gewollt, daß das menſchliche Herz einen Schauder empfindet vor vergoſſenem Blute und ſich empört wider den Mörder. Marat und Robespierre dagegen glaubten ein großes revolutionäres Mittel entdeckt zu haben ... Es fielen Tauſende von Köpfen, und was erntete die franzöſiſche Revolution davon? Das Directorium, das Conſulat, das Kaiſerreich!“ — Aus jedem Worte klingt hier die ſittliche Entrüſtung des ehrlichen Mannes heraus, aber der Politiker erträgt nicht lange den pathetiſchen Ton des Sittenpredigers; ihm gilt es die Unfruchtbarkeit, den Mißerfolg der politiſchen Gewaltthätigkeit zu zeigen. Er erweiſt ſie an Napoleon, „dem großen Meiſter der energiſchen Maßregeln“, und vor Allem an der Februarrepublik. „Warten wir noch einen Augenblick, und wir werden den letzten Erfolg der revolutionären Mittel ſehen: Ludwig Napoleon auf dem Throne!“ Wie läſterlich mußten ſolche Ausſprüche prophetiſcher Verſtandesklarheit dem phantaſtiſchen Führer des Clubs der Concordia klingen, jenem Gioberti, der noch im Jahre 1850 an die Ewigkeit der franzöſiſchen Republik glaubte!

Der Graf war gerichtet in den Augen der Demokratie, da er auch in der auswärtigen Politik die Sprache des Verſtandes redete. Der

neidiſche Kleinſinn, der das freie Frankreich gegen Piemont beſeelte, entging Cavour's Augen nicht; wollte doch die franzöſiſche Republik nicht einmal die Sicherheit des altpiemonteſiſchen Gebiets verbürgen, als Karl Albert im Herbſt mit dem Plane umging, Modena und Parma vor den Oeſterreichern zu ſchützen! Aber da die Vermittlung der Weſtmächte von dem Turiner Hofe angenommen war, ſo konnte nur die Thorheit jetzt durch plötzliche Erneuerung des Krieges die einzigen nicht ſchlechthin feindlich geſinnten Cabinette beleidigen. Cavour rieth den Erfolg der Vermittlung abzuwarten und der Regierung zu überlaſſen, wann ſie den Wiederbeginn des Kampfes für geboten halte. Die Strafe ereilte den Feigling ſchnell: bei den Neuwahlen im Januar 1849 triumphirte die lärmende Mittelmäßigkeit, Cavour unterlag einem dunklen Ehrenmanne Panſoha, der auf das Wahlprogramm Gioberti's ſchwor. Auch das Cabinet Perrone-Pinelli war gefallen, Gioberti bildete eine demokratiſche Regierung, und nun erfolgte was gegen alle Regel läuft: der hochgeſinnte doctrinäre Myſtiker bewährte als leitender Staatsmann mehr praktiſches Geſchick denn vordem als Parteiführer. Er ſah voraus, daß die Frevel des rothen Radicalismus die Ueberfluthung der Halbinſel durch die Oeſterreicher herbeiführen mußten, und bot daher dem Papſt und dem Großherzog von Toscana die Hilfe Piemonts an: italieniſche Truppen ſollten die Ordnung in Rom und Florenz herſtellen, die Verfaſſungen retten, die fremden Heere fern halten. Cavour bewies jetzt, wie ernſt er als ein echter Liberaler das Wort nahm „measures not men.“ Er ahnte wohl, daß der Papſt und der Großherzog lieber den Fremden als dem König von Italien die Herſtellung ihrer Macht verdanken würden, doch er wollte dieſen letzten Verſuch zur Rettung der Unabhängigkeit der Nation nicht aufgeben, er vertheidigte laut die italieniſche Politik ſeines Gegners. Als auch dieſe Hoffnung zerbrach, als Gioberti's Pläne an dem böſen Willen der Höfe von Florenz und Rom zu Schanden wurden, als die demokratiſche Regierung abtrat und die Helden der Clubs ihren weiland verherrlichten Führer mit Füßen traten, da war es wieder Cavour, der ſich allein des geſtürzten Mannes ritterlich annahm. Er mochte dem Denker nicht grollen, deſſen beredte Feder einſt die Ideen des primato d'Italia verkündet hatte.

Der Vermittlungsverſuch der Weſtmächte war geſcheitert. Ohne Bundesgenoſſen, mit ſeinem geſchwächten Heere ſah Piemont einer gewiſſen Niederlage entgegen; und doch drängten gebieteriſche Mächte zur Wiederaufnahme der Waffen — vor Allen der König ſelbſt. Dem

düſteren, für das Unglück geſchaffenen Manne erwachten in dieſen argen Tagen alle edlen Kräfte der Seele. Er hatte die Huldigung empfangen von den Lombarden und wollte noch einmal ſeine Königspflicht üben, ſeine ſchirmende Hand ausſtrecken über das mißhandelte Land; ein gläubiger Fataliſt dachte er in Gottes Namen zu ſiegen oder zu fallen. Und wo war ſonſt noch ein Ausweg aus der entſetzlichen Zuchtloſigkeit der Geiſter? Nur der Ernſt des Krieges, nur der Anblick der Thaten des Königs konnte das wüſte Geſchrei wider den verrätheriſchen Hof zum Schweigen bringen. Die Lage, dem aus ruhiger Zeit Zurückſchauenden ſchier räthſelhaft, drängte den Lebenden ihre Forderungen unabweisbar auf; ſelbſt der Adel, auch der ſtrengconſervative Graf Revel, auch Cavour wünſchte jetzt den Krieg herbei als den Herold des inneren Friedens. So begann zum zweiten Male der ungleiche Kampf. Die Schlacht von Novara warf Italien zu Boden; der König legte ſeine Krone nieder, um ſeinem Lande einen milderen Frieden zu verſchaffen.

Ein dumpfes Schweigen lag auf der Hauptſtadt, als der neue König einzog. Ein Feldzug von fünf Tagen hatte das Heer abermals der Auflöſung nahegebracht, den Staatsſchatz ſo gänzlich erſchöpft, daß in den nächſten Monaten der reiche Finanzminiſter große Summen aus ſeinem eigenen Vermögen entnehmen mußte, um die Staatsgläubiger zu befriedigen. Und ſelbſt dieſe ſchrecklichen Erfahrungen waren an der verhärteten Parteiwuth der Radikalen ſpurlos vorübergegangen. Mit lauter Schadenfreude begrüßten die Clubs von Genua die Niederlage von Novara. „Italien ganz frei oder wenigſtens ganz geknechtet!“ ſo lautete der neue Orakelſpruch der Teodemocrazia Mazzini's. Durch Ueberrumpelung und Waffengewalt mußte die unbotmäßige Hafenſtadt dem Staate wiedergewonnen werden. Und beſtätigte nicht jeder Auftritt in dem letzten Acte der italieniſchen Tragödie die Weiſſagungen des radikalen Sehers? War „die Nichtigkeit und vollendete Impotenz“ des conſtitutionellen Piemont, die Mazzini ſo oft gegeißelt, nicht durch die klägliche Kriegführung von Novara erwieſen? Wie glorreich erſchienen neben der Niederlage des königlichen Heeres die letzten verzweifelten Kämpfe der Sicilianer, die heldenhafte Ausdauer der Republikaner von Rom und Venedig! Während alſo das Schickſal ſelber die Nation in ihren republikaniſchen Träumen zu beſtärken ſchien, hielt eine Handvoll beherzter Männer unentwegt den Glauben feſt an die Zukunft des Hauſes Savoyen. Azeglio ſchrieb bald nach dem Tage von Novara ſein hochgemuthes Wort nous recommencerons! — und Cavour richtete ſich auf

an der Erinnerung, daß einſt nur vierzehn Jahre nach der Zerſtörung Mailands die Schlacht von Legnano geſchlagen ward.

Sobald man anfing in ſich zu gehen, das Dauernde und Echte aus den Wirren des letzten Jahres auszuſcheiden, blieb doch ein großer Gewinn für die gedemüthigte Krone zurück. Die Lage war geklärt, die alten kindlichen Hoffnungen auf die italieniſche Geſinnung der anderen Höfe von Grund aus zerſtört. Croaten hatten das alte Regiment in Toscana und der Emilia wiederhergeſtellt, durch ſchweizeriſche Söldner war Sicilien den Bourbonen wieder unterworfen, der Papſt hatte Zuflucht geſucht bei jenem Ferdinand, den er vor einem Jahre noch einen Schurken genannt, den Kirchenſtaat zurückempfangen aus den Händen der Franzoſen und der Oeſterreicher. Nur auf dem Königsſchloſſe von Turin wehte noch die Tricolore, nur dort lebte noch ein italieniſcher Herrſcher, der ſich nicht losgeſagt von ſeinem Volke. Turin war die Hauptſtadt der Italiener, bevor es die Hauptſtadt Italiens ward. Kraft des Friedensſchluſſes nahm Piemont die vertriebenen Lombarden als Bürger auf, und wenn von den Flüchtlingen einige den inneren Unfrieden, den Groll der Preſſe ſchürten, ſo traten andere als Apoſtel der italieniſchen Bildung in die Lehranſtalten ein: die Verſchmelzung des Grenzlandes mit der Cultur Italiens wurde jetzt erſt ganz vollendet. Als die gehäſſigen Anſchuldigungen, die jeder Niederlage folgen, endlich ſchwiegen, harte Kriegsgerichte der erbitterten öffentlichen Meinung ein Opfer dargebracht hatten, da ward man doch endlich deſſen inne, wie oft das ſchlecht geleitete Heer mit dem Heldenmuthe der Väter gewetteifert, und mit wie gutem Grunde der alte Radetzky geſagt: „dieſe Teufel von Piemonteſen ſind immer dieſelben.“ Il nostro glorioso esercito war bald auf Aller Lippen, Schriften und Bildwerke verherrlichten die Tage von Goito und Governolo. Dann kam die Kunde von dem Ende des Königs von Italien: ihm war das Herz gebrochen durch das Unglück ſeines Vaterlandes, die letzten Wünſche des landflüchtigen Mannes galten der Heimath, er hoffte noch einmal als Soldat für Italien zu kämpfen. Vor dem Adel dieſes Todes verſtummte die Wuth der Parteien, ein Parlamentsbeſchluß gab dem Könige den Namen des großherzigen; und als die Leiche beigeſetzt ward in jener ſtolzen Kuppelkirche der Superga, die von dem Gipfel der Collina weithin „das Land am Fuß der Berge“ überſchaut, da ſtrömten die andächtigen Wallfahrer herbei, und um den Sarg erklangen die Gebete und Schwüre von Tauſenden.

Der blinde Haß der Oesterreicher hatte den gebrochenen Mann zur Abdankung gezwungen; jetzt stand an der Spitze des Staates ein junger tapferer Fürst — ein rauher und roher Soldat, von Jesuiten erzogen, ohne Bildung, ohne Freiheit des Geistes, aber eine derbe massive Kraft, ein treuer Sohn, entschlossen den beleidigten Vater zu rächen. Auch patriotische Männer vom Adel verlangten die Beseitigung der Verfassung, die doch nur Unheil über das Land gebracht; ein absoluter Herr mußte von Oesterreich leichtere Friedensbedingungen erlangen als ein constitutioneller Fürst. Wären nur die despotischen Gelüste der Hofburg nicht gar so roh und zudringlich hervorgetreten! Selbst der besonnene Radetzky hatte den Kampf als einen Bürgerkrieg geführt: ich will, schrieb er dem Großherzog von Toscana, die Demagogen in Turin zur Vernunft bringen. Felix Schwarzenberg vollends, der geschworene Feind Preußens und Englands und alles dessen was der Freiheit glich, der kurzsichtige Vertreter der politischen Roheit, der seine Gedankenarmuth hinter dünkelhafter Hoffart verbarg und nur einer ganz verkommenen Epoche als ein großer Mann gelten konnte — er verlangte die Besetzung Alessandrias durch kaiserliche Truppen, auf daß entweder sofort mit Oesterreichs Hilfe der Umsturz der Verfassung erfolge oder die Demagogen, zur Wuth gereizt, eine neue Schilderhebung und schließlich einen Staatsstreich herbeiführten. — Sollte wirklich der stolze Sohn des Hauses Savoyen wie der armselige Großherzog von Toscana sich's bieten lassen, daß der österreichische Feldmarschall ihm schriebe: „der Kaiser unser Herr" —? Ein Vasall Oesterreichs, mit dem Scheine der absoluten Macht getröstet, oder ein constitutioneller unabhängiger König — so stand die Wahl. Vergebens warnten die Gemahlin und die Mutter des Königs, Beide Erzherzoginnen. Victor Emanuel berief Massimo d'Azeglio an die Spitze der Geschäfte, das Statut war gerettet. Wie das gute Gewissen der Nation erschien dieser „Ritter Italiens," der schöne, unwiderstehlich liebenswürdige, geistvolle Mann, der Beherrscher aller Weiberherzen, der als Maler und Dichter, als Soldat und Schriftsteller auf den mannichfachen Wegen eines vielseitigen Talents der Größe seines Landes gedient hatte, treu seinem Wahlspruch: „die Vaterlandsliebe ist ein Opfer, nicht ein Genuß" — freilich eine läßliche Künstlernatur, leicht gelangweilt, unfähig die Pflichten des Beamten mit Pünktlichkeit zu erfüllen, ohne den derben Ehrgeiz, ohne die rastlose Thätigkeit des großen Staatsmannes. Geraden Sinnes und warmen Herzens, wie geschaffen das

deutſche Vorurtheil wider die Argliſt der Wälſchen Lügen zu ſtrafen, lebte er des Glaubens, ſein alter treuer Diener Johann werde dereinſt beſſer vor der ewigen Gerechtigkeit beſtehen als der Welteroberer Alexander. Er gab dem neuen Syſteme den Namen, da er lächelnd zu ſeinem Fürſten ſagte: „es hat ſo wenig Könige gegeben, die Ehrenmänner waren, es wäre wahrhaftig ſchön die Reihe anzufangen.“ — „Das Statut, nichts mehr, nichts weniger“ ſo lautete ſein Rath; er war der Mann der Lage, ſo lange die Politik der Ehrlichkeit genügte.

Monate ſollten noch vergehen, bis die erhitzten Köpfe ſich beſchwichtigten und das Land „den Fortſchritt auf den Wegen des Möglichen“ guthieß, den Victor Emanuel bei ſeiner Thronbeſteigung empfohlen hatte. Auch in dem neuen Parlamente, das im Juli zuſammentrat, überwog die Demokratie; der Abſchluß des Friedens mit Oeſterreich bot der Oppoſition eine bequeme Handhabe. Der Mailänder Friede ſtellte die alten Grenzen von Piemont wieder her — das Glimpflichſte, was ſich nach ſolchen Niederlagen erwarten ließ. Auch die Ehre des Königshauſes war gewahrt, da Oeſterreich den Lombarden, die für Karl Albert gekämpft, Amneſtie gewähren mußte. „Sehen denn dieſe Menſchen nicht, rief Azeglio verzweifelnd, wie ſchwer es gehalten hat auch nur das Statut zu retten, wie leicht ſie alle nach Feneſtrelles auf die Feſtung wandern können? Heute heißt es: après nous les Croates!“ Cavour, der jetzt wieder bei den Wählern Gnade gefunden hatte und vom nächſten Jahre an bis zu ſeinem Tode der Vertreter der Hauptſtadt blieb, beſchwor die Kammer das Nothwendige zu wollen: durften dieſe proviſoriſchen Zuſtände ſich ins Unendliche hinſchleppen? Die Kammer zog vor, ein Spektakelſtück demokratiſcher Geſinnungstüchtigkeit aufzuführen, ſie verweigerte die bedingungsloſe Genehmigung des Friedens. Mag das Statut untergehen, rief Broſſerio, mag die Freiheit untergehen, nur nicht unſere Ehre! Man ſtelle dieſen Kraftſpruch neben die Worte, die Cavour ſpäter in den Tagen ſeiner ſchwerſten Kämpfe ausſtieß: „mag mein Name untergehen, mag mein Ruf untergehen, wenn nur Italien eine Nation wird!“ — und ein Gegenſatz der Staatsgeſinnung, der, in wechſelnden Formen ewig derſelbe, auch das deutſche Parteileben durchzieht, tritt uns durchſichtig vor die Augen. Die Politik des Bekenntniſſes ſchwelgt im Genuß der eigenen Größe, indem ſie ihre Glaubensſätze mit der Seelenruhe des kirchlichen Märtyrers unabänderlich vom Blatte abliest; die Politik der That beſcheidet ſich, dem Vaterlande ein wenig zu nützen.

Der König hatte sein Wort verpfändet für den Mailänder Frieden, er sah den Bestand der Verfassung, vielleicht des Staates selber gefährdet durch den Widerspruch des Parlaments. Er löste die Kammer auf und wendete sich mit der Proclamation von Moncalieri (20. Nov. 1849 persönlich an sein Volk: „Wenn das Land, wenn die Wähler mir ihren Beistand versagen, so wird nicht auf mich die Verantwortung für die Zukunft fallen . . . Noch niemals hat sich das Haus Savoyen vergeblich gewendet an die Treue, den Verstand, die Liebe seiner Völker." Die Demokratie tobte, sie hat dem Colonello (so hieß ihr der militärische Ministerpräsident) diesen Streich nie vergessen. Aber in den Wählern der Poebene erwachte endlich wieder der monarchische Sinn der Piemontesen. Die Mehrheit des neuen Parlamentes genehmigte den Frieden. So war ohne jeden Gewaltstreich der Boden gewonnen für ein gesichertes Staatsleben. Denn nicht um eines Fingers Breite wollte Cavour, der dem Cabinette seinen Beistand lieh, das Gesetz übertreten sehen; jetzt schon wie noch auf seinem Todtenbette bekannte sich der Liberale zu dem Worte „mit dem Belagerungszustande kann Jeder regieren." Wie er während des Krieges alle Ausnahmsgesetze entschieden bekämpft hatte, so schrieb er sogleich nach dem Manifeste von Moncalieri in das Risorgimento die Warnung: rühret nicht an die Presse! Der Rath ward befolgt, doch die Reform an Haupt und Gliedern, deren der kranke Staat bedurfte, blieb aus. Azeglio hielt sich als Minister allzutreu an die Weisheit, die er einst den heißblütigen Verschwörern der Romagna gepredigt: „mit der Hand in der Tasche könnt Ihr am sichersten für Italiens Wiedergeburt wirken!" Der Handelsminister Santa Rosa hörte wohl in Detailfragen gern auf den Rath seines Jugendfreundes; doch für die schöpferischen Gedanken, die in Cavour's Kopfe gährten, war in dieser Regierung keine Stätte.

Und wahrlich, das Zusammenbrechen der Mächte der Bewegung weitum in der Welt ermuthigte wenig zu einer kühnen Politik des Liberalismus. Der Beherrscher Europas, der Czar, hatte nach seiner brutalen Weise längst den Verkehr mit dem demokratischen Cabinet von Turin abgebrochen. Der Hof des Prinzpräsidenten von Frankreich schwankte noch unstät zwischen entgegengesetzten Gedanken. Ludwig Napoleon brütete zuweilen über dem Plane für Piemont das Schwert zu ziehen; er trat mit dem Turiner Hofe jener wahnwitzigen großdeutschen Politik Schwarzenberg's entgegen, welche Deutschland und Italien durch einen ewigen Bund an Oesterreich zu ketten suchte; dann schmeichelte

er wieder dem Kaiser von Oesterreich als einem Helden der „Ordnung," sein Gesandter in Turin forderte zudringlich eine starke Regierung. Die deutsche Nation hatte mit Hohn und mit Kälte geantwortet, als Karl Albert vor dem Feldzuge von Novara die Hoffnung aussprach, Deutschland werde in Oesterreich den Feind seiner Einheit erkennen; jetzt beugte sie sich ermüdet unter Oesterreichs Joch, beflissene Poeten brachten den „jugendlichen Heldenkaiser" und die „ewig grünen Lorbeerreiser" in jammervolle Reime. Freiherr von Manteuffel rieth, man solle in Turin wie in Berlin auf die Träumereien der nationalen Staatskunst verzichten. Selbst England, das einzige befreundete Cabinet, mahnte zur Vorsicht. Zudem hatte Karl Albert den Senat durchweg aus strengconservativen Männern gebildet, und am Hofe schaarte sich um den Prinzen von Carignan eine erbitterte reactionäre Partei. General d'Aviernoz forderte im Parlamente die blaue Kokarde des Hauses Savoyen zurück, in Genua zerstörten noch weit später junge Offiziere die Druckerei einer radikalen Zeitung, alle Heißsporne vom Adel schalten auf die constitutionelle Unordnung. In solcher Lage war es schon rühmliche Kühnheit, wenn der kleine Staat fest hielt an seinem öffentlichen Rechte. Weiter zu gehen, Neues zu schaffen schien dem Cabinet Azeglio nur da räthlich, wo unerträgliche Uebelstände, schreiende Widersprüche in der Verfassung selber augenblickliche Abhilfe verlangten.

Das Statut, in wilden Tagen rasch auf das Papier geworfen, verrieth auf jeder Seite die Spuren seines Ursprungs; sein schwerstes Gebrechen lag in der unklaren Ordnung der kirchlichen Dinge. Die Verfassung erklärte in ihrem ersten Artikel die römische Kirche für die einzige Religion des Staates — darauf hatte das geängstete Gewissen Karl Albert's bestanden — sie gewährte den Bischöfen die Censur über den Druck der Bibeln und Gebetbücher; und doch sollten die Waldenser der vollen Freiheit des Cultus genießen. Sie bestimmte, daß alle Bürger vor dem Gesetze gleich seien, alle Gerichtsbarkeit vom Könige ausgehe; und doch hielt der Clerus seine geistlichen Gerichte noch aufrecht, gab den Verbrechern ein Asyl in seinen Kirchen. Schon im Herbst 1848 verhandelte der Hof von Turin über die Lösung dieser Widersprüche mit dem römischen Stuhle; der Papst aber verlangte, er selber wolle der höchste Richter sein für die Verbrechen der Geistlichen Piemonts, stellte unmögliche Forderungen, die sogar der bigotte Karl Albert nur durch Stillschweigen beantworten konnte. Mehrmals

wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen, doch selbst der fromme Balbo vermochte kein Zugeständniß von der Curie zu erreichen. Seitdem war der hohe Clerus mit dem Papste in das Lager der Reaction übergetreten; den Staat im Staate länger zu ertragen ward unmöglich. Graf Siccardi, ein ausgezeichneter Richter, der auf Cavour's Rath das Portefeuille der Justiz erhalten hatte, entwarf jetzt das „ketzerische und pestilenzialische" Gesetz, das die geistliche Gerichtsbarkeit beseitigte. So begann ein Kampf um die Elemente des modernen Staatslebens. Die Wiener Presse spottete: da ringt das liberale Piemont um Güter, die Oesterreich schon seit Joseph dem Zweiten besitzt! In Wahrheit bezeichnete diese bescheidene Reform den Bruch mit uralten Traditionen des savoyischen Hauses.

Cavour übersah rasch die Bedeutung des Augenblicks. „Gerade in ruhigen Zeiten," rief er aus, „denkt der wahre Staatsmann an Reformen." Die katholische Kirche, meint er zuversichtlich, hat immer verstanden sich in die Zeit zu fügen, und wieder verherrlicht er den unauflöslichen Bund der Religion und der Freiheit. „Schreitet hochherzig vorwärts auf der Bahn der Reformen, dann wird dieser Thron in unserem Lande so feste Wurzeln schlagen, daß er nicht blos dem Sturme der Revolution widerstehen kann, sondern, alle lebendigen Kräfte Italiens um sich versammelnd, unsere Nation zur Vollendung ihrer erhabenen Bestimmung führen wird!" Als diese Worte unter dem Jubel der Gallerien verhallten, da fragte Mancher, ob das noch der reactionäre Graf des Jahres 1848 sei? Und doch war nur ein Zerrbild zerstoben, das der Unverstand des Parteihasses aufgebaut. So lange die auswärtigen Fragen im Vordergrunde standen, bekämpfte Cavour, mit den Conservativen vereint, die phantastischen Pläne des Radicalismus, die bei den Dilettanten der liberalen Partei allzuleicht Eingang fanden. Jetzt war nicht er bekehrt, sondern die besseren Liberalen hatten verzichtet auf ihre föderalistischen Träume, und seit die Fragen der inneren Reform das Land beschäftigten, ergab sich sogleich, daß der gescholtene Anglomane den Ideen der Liberalen sehr nahe stand. Darum durfte Cavour den oft wiederholten Vorwurf des Gesinnungswechsels frohen Muthes verlachen. Als späterhin der Radikale Asproni dem Ministerpräsidenten mit Selbstgefühl zurief: „damals erst, im Jahre 1850, hat der Graf, als ein kluger und geschickter Mann, sich unseren Ansichten genähert" — da erwiderte Cavour nur mit der Miene possierlichen Erstaunens: „Ihren Ansich-

ten?“ — und ein ſchallendes Gelächter des Hauſes folgte dem abgeſchlagenen Angriff. Allerdings lockerte ſich jetzt Cavour's Verhältniß zu den Conſervativen. Er ſtand ihnen nahe durch Geburt und perſönliche Neigung, wie durch die lange Waffengemeinſchaft im Kampfe mit den Radikalen; doch er konnte ihren Widerwillen gegen jede Reform und vornehmlich ihre hoffnungsloſe Anſicht über Italiens Zukunft nicht theilen. Nicht einen Augenblick hörte Cavour auf, an eine neue Erhebung ſeines Volkes zu glauben. Graf Revel hingegen, der bisher mit ihm die Rechte geführt — ein echter Sohn des altpiemonteſiſchen Adels, ehrenhaft und geſchäftskundig, hochangeſehen bei der Rechten als ein Miniſter der weiland abſoluten Krone, bei der Linken nicht unbeliebt, da ſein Name unter dem Statut ſtand — verwarf die Hoffnung auf die terza riscossa als einen Wahn der Italianiſſimi; er verlangte ein ſtrenges Regiment der Selbſtbeſchränkung, um das verlorene Zutrauen der Cabinette wieder zu gewinnen. Auch Caeſar Balbo widerſprach; er fürchtete, das Siccardiſche Geſetz werde die Gewiſſen des katholiſchen Volkes beirren.

Zwei Tage nach Cavour's Rede, am 9. März 1850, wurde die Siccardiana von dem Abgeordnetenhauſe angenommen. Der Nuntius proteſtirte, der heilige Vater „hob ſeine Hände gen Himmel und betete, der Gott der Barmherzigkeit möge von dem Volke Piemonts die durch ſeine Gottloſigkeit verdiente Strafe abwenden.“ Nun brauſte über das Land die vendetta pretina dahin, das demagogiſche Toben des erbitterten Clerus; der Erzbiſchof Franzoni von Turin, ein ſtörriſcher Vertreter adlicher und prieſterlicher Hoffart, forderte ſeine Geiſtlichen offen zum Ungehorſam auf. Der Maſſe des Volkes kam der Ernſt des Kampfes erſt zum Bewußtſein nach dem erſchütternden Ende Santa Roſa's (5. Auguſt 1850). Mit der tiefen Herzensſehnſucht eines gläubigen Katholiken verlangte der ſterbende Miniſter nach den letzten Gnadenmitteln ſeiner Kirche, er war bereit zu jeder Erklärung; nur einen Widerruf wollte er nicht leiſten, nur die Unterſchrift nicht zurückziehen, die er mit Bedacht unter das Siccardiſche Geſetz geſtellt. Tagelang ward Cavour's Freund und ſein frommes Haus auf Befehl des Erzbiſchofs gemartert; noch als der letzte Kampf begann, trat der Pfarrer von S. Carlo an das Bett und drohte mit der Verweigerung des chriſtlichen Begräbniſſes. Heiliger Gott, rief der Kranke, ich habe vier Söhne, ſie ſollen von ihrem Vater nicht einen geſchändeten Namen erben! So ging er dahin, und welches menſchliche Gefühl ſollte kalt

bleiben bei diesen empörenden Scenen pfäffischer Rachsucht, unchristlicher Bosheit? Keine Stadt im Lande, die „dem in seinem politischen Glauben Gestorbenen" nicht eine Todtenfeier bereitete. Heftiger von Tag zu Tag erklangen die Angriffe der liberalen Presse wider die Schacherbude der Clerisei (la Bottega). Der Erzbischof von Cagliari verlor sein Amt, weil er die Befreiung des Bodens von den grundherrlichen Lasten als Kirchenraub verdammte. Erzbischof Franzoni wurde zweimal als Unruhstifter zur Haft verurtheilt; dann ging er nach Lyon, schleuderte aus der Ferne seine Verwünschungen wider die ketzerische Hauptstadt, die eine Waldenserkirche, eine Bibelgesellschaft in ihren Mauern entstehen sah. Die Clericalen überreichten ihrem trotzigen Führer einen Hirtenstab; in Turin aber erhob sich auf dem savoyischen Platze ein Obelisk, den die Städte Piemonts zur Verherrlichung der Siccardiana errichteten. Savoyen, das schon dem Kriege gegen Oesterreich gleichgültig zugeschaut, wurde durch diese kirchlichen Wirren den Piemontesen gänzlich entfremdet. In den stillen Alpenthälern herrschten die Priester; sie blickten jetzt, wie einst die Radikalen, verlangend hinüber nach dem stammverwandten Frankreich und seiner ultramontanen Herrlichkeit. Das Volk des Pothals jedoch war seit dem Tode Santa Rosa's der liberalen Sache gewonnen.

Cavour sah längst, daß die unfruchtbare Politik, die sich begnügte den Buchstaben der Verfassung streng festzuhalten, nicht mehr ausreichte, am wenigsten in der Finanzverwaltung. In einer von fröhlicher Zuversicht strahlenden Rede vertheidigte er am 5. Juli die Thaten der Regierung, um ihre Unterlassungssünden desto schärfer zu geißeln. Wir müssen vorwärts — das war der Kern seiner Worte — die Freiheit ist festgewurzelt im Lande, sie hat die extremen Parteien nicht mehr zu fürchten. Der Haushalt eines kleinen Staates, der soeben 250 Millionen für den Krieg aufgewendet, bedarf einer gründlichen Umbildung. Es geht nicht mehr mit den alten Steuern, die den kleinen Mann unbillig drücken — „man erlaube diese Bemerkung einem Manne, der nicht gewohnt ist gewaltsame oder dramatische Worte zu gebrauchen." — Wenn wir durch Ermäßigung der Zölle der Volkswirthschaft freien Spielraum gewähren und die Steuerkraft an den rechten Stellen anzupacken wissen, so kann das Land, das heute mit Mühe zehn Franken zahlt, leicht 25 Franken für den Kopf aufbringen. So zeichnete er in großen Umrissen den Plan seiner eigenen Finanzpolitik. Der Graf hielt seine „Ministerrede"; das fühlte die Regie-

rung, als er drohte ſich zur Oppoſition zu ſchlagen, wenn in dem neuen Budget das Gleichgewicht des Staatshaushalts nicht hergeſtellt würde. Nach Santa Roſa's Tode ſchlug Azeglio vor, Cavour mit dem Handelsminiſterium zu betrauen. „Ich will wohl, meinte der König lachend, aber der Mann wird Euch alle aus dem Sattel heben!“ Azeglio ahnte daſſelbe und ſagte, nachdem er den neuen Genoſſen eine Weile im Amte wirken geſehen: „Mit dieſem Kerlchen muß ich's machen wie Ludwig Philipp; ich trage nur die Krone und darf nicht regieren.“ Am 11. October trat der Unvermeidliche in das Amt.

Auch Cavour's leichter Sinn war während der grimmigen Parteikämpfe der jüngſten Jahre dann und wann vom Mißmuth überwältigt worden. „In ſolchen Zeiten,“ ſchrieb er einmal, „werden die politiſchen Männer raſch vernutzt; ich bin es ſchon halb, bald werde ich es ganz ſein.“ Als Miniſter fand er raſch ſeine friſche Spannkraft wieder. Mit ſeinem Eintritt in das Cabinet begann die Wiedergeburt des Staates — eine Zeit der Sammlung und Erhebung, die ihrem Leiter zu noch höherem Ruhme gereicht als der offene Kampf, und ſich als ein beſcheidenes Gegenbild neben die Epoche Stein's und Hardenberg's ſtellen darf. Eine Politik des Freihandels im großen Stile ſollte der ermatteten Volkswirthſchaft Erſtarkung bringen; Piemont wurde mit der Schweiz der erſte Staat des Feſtlands, der dem Vorgange R. Peel's entſchloſſen folgte. „Unſer Gewerbfleiß muß endlich hinauswachſen aus ſeiner ewigen Jugend, aus dem zarten und intereſſanten Alter, das Schutz und Pflege fordert; keine Nation der Welt hat jemals durch Schutzzölle gewonnen!“ — Warum doch wagte, der ſo zuverſichtlich ſprach, als Miniſter nicht, mit Einem Schlage durch ein Geſetz das Syſtem des freien Handels einzuführen, wie er es ſo oft gefordert hatte als Abgeordneter? Warum zog er vor, Handelsverträge mit Belgien, England, Frankreich, ſogar mit Oeſterreich abzuſchließen und ſo auf weitem Umwege zur Herabſetzung der Zölle zu gelangen? — Die Kühnheit ſeiner freihändleriſchen Ueberzeugung ward von den Landsleuten noch kaum verſtanden; ſelbſt Gioberti klagte, durch dieſe Experimente Cavour's werde Piemont erniedrigt zu einem anderen Portugal, einem Brückenkopfe Englands. Obgleich Ligurien allein dem Handel und der Schiffahrt, das Pothal vornehmlich dem Ackerbau lebte, der Freihandel alſo durch die Natur der Dinge geboten ſchien,

ſo erklang doch von allen Seiten der Hilferuf der Producenten — am lauteſten unter den Tuchfabrikanten, die heute Cavour's Andenken ſegnen, und unter den Kaufleuten von Genua, die zehn Jahre ſpäter dem Neugründer ihres Wohlſtandes eine Bildſäule in ihrer Börſe errichteten. In dem Parlamente wuchs allmählich ein tüchtiger Stamm ernſter, berufsmäßiger Politiker heran; mancher Dilettant verſchwand aus dem Hauſe, da die Abgeordneten keine Taggelder bezogen. Bei der Mehrheit herrſchte ein wohlmeinender Liberalismus, eine warme nationale Geſinnung, welche den patriotiſchen Sinn des Gegners ritterlich anerkannte. Aber die volkswirthſchaftliche Bildung ſtand ſelbſt hier ſo niedrig, daß der Miniſter einmal einen Zweikampf mit einem ſchutzzöllneriſchen Abgeordneten durchfechten mußte. Da endlich auch die Clericalen die wirthſchaftliche Angſt Savoyens für ihre Parteizwecke ausbeuteten, ſo mußte der Vorſchlag einer allgemeinen Zollerniedrigung unfehlbar ſcheitern an dem gemeinſamen Widerſtande der Fabrikanten, der Käſe- und Oelproducenten, der unzähligen aufgeſcheuchten örtlichen Intereſſen. Die Handelsverträge dagegen, die immer einzelnen Provinzen, einzelnen Zweigen der Production Gewinn verſprachen, boten dem klugen Miniſter den Vortheil, die Gegner zu theilen.

So gelangte das Parlament zur Freihandelspolitik, ohne es recht zu merken, und als die Verträge mit einer in dem alten Piemont unerhörten Schnelligkeit zum Abſchluß gelangt waren, konnte der Graf, zum Entſetzen vieler Hörer, triumphirend rufen: „wir ſind zu Ende gekommen mit einer der gründlichſten Zollreformen, die je in Europa geſehen ward.“ Auch dieſer Erfolg wurde nur möglich durch die eindringende Beredſamkeit des Handelsminiſters, durch eine Reihe von Reden, welche als ein umfaſſender Lehrcurſus der Handelspolitik der Ueberſetzung ins Engliſche wohl würdig waren. Ein mächtiger Geiſt verbreitet hier ſein Licht über die Grundfragen der Volkswirthſchaft. Er ſpricht mit unumwundener Offenheit — das lo dico schiettamente bleibt fortan ein ſtehender Ausdruck in Cavour's Reden — und mit der alten hoffnungsvollen Friſche: die beſchränkte Selbſtſucht der Induſtriellen wird der beſſeren Einſicht in den eigenen Vortheil weichen, und ſollte der Haß gegen das Cabinet uns über den Kopf wachſen, ſo bleibt noch ein unfehlbares Mittel: „man wechſelt die Miniſter und hält die Reformen aufrecht!“ Aber auch einen politiſchen Zweck verfolgte und erreichte Cavour durch den Umweg der Handelsverträge: zwiſchen den Piemonteſen und den Völkern des Weſtens entſtand ein

regerer Austauſch der Waaren und Gedanken, der vereinſamte und verfehmte Turiner Hof wurde wieder eingeführt in die Staatengeſellſchaft, die Geſinnung der Weſtmächte freundlicher geſtimmt. Fürſt Schwarzenberg ſchrieb zornig: Piemont will den Beiſtand Englands für Italien durch ſeine Handelspolitik erkaufen — und gründete ſeinen Zollverein mit Modena und Parma als einen Damm wider die Turiner Propaganda.

Cavour arbeitete an dem Eiſenbahnnetze, das den ganzen Staat bedecken ſollte, prüfte die gewaltigen Pläne für die Ueberſchienung des Mont-Cenis und des Apennins, erklärte ſich kühn ſogleich für den Bahnbau mit zwei Gleiſen. Das Capital der Nationalbank wurde verdoppelt, dann vervierfacht; denn jeder Staat mit ſchwunghaftem Verkehr, erklärte der Miniſter, bedarf einer centralen Creditanſtalt, nur ſoll ſie die Entſtehung kleiner Privatbanken eher fördern als verhindern und nie zur Staatsanſtalt werden. Mit Vorliebe ſorgte Cavour für den Handel Liguriens: „Genua ſoll uns bald zu reich werden, um noch an Aufſtände zu denken.“ Er faßte den allzu kecken Plan, eine directe Dampfſchiffahrt zwiſchen Genua und Amerika einzurichten, hoffte ſogar einen Theil der deutſchen Auswanderung über die liguriſchen Häfen zu leiten. So ſollte die Heimath des Columbus mit ihrer ſtarken Rhederei im transatlantiſchen Verkehr eine Beſchäftigung finden, die ihr das enge Hinterland nicht bot, die Ueberzahl der kleinen liguriſchen Fahrzeuge verdrängt werden durch die großen Schiffe, welche der moderne Handel liebt. — Piemont war endlich, allein unter den Staaten der Halbinſel, eingetreten in das bewegte Treiben der modernen Volkswirthſchaft; auch die Speculationswuth des Bonapartismus ſchlug oftmals in ungeſtümen Wogen nach Turin hinüber. Der Handelsminiſter aber verſchmähte, den Arzt für dies Fieber zu ſpielen, er ſagte oft: Präventivmaßregeln müſſen, ſo lange nicht Engel regieren, mehr Gutes unterdrücken als Böſes verhindern. Zu allererſt die Selbſthilfe der Bürger ſollte die ſocialen Leiden heilen; kaum in's Amt getreten, fragte der Miniſter bei den Bürgermeiſtern an, ob ſie die Brotſteuer in ihren Gemeinden nicht abſchaffen wollten; vor einem Befehle ſeien ſie ſicher. Er erwartete beſtimmt von dem neu erwachten wirthſchaftlichen Leben die Heilung der zerrütteten Finanzen; „ich fordere den klügſten und ſparſamſten Steuerpflichtigen heraus, ſein Einkommen zu vermehren, ohne daß ein entſprechender Theil davon in die Staatskaſſen fließt!“

Im Auslande sprach man längst von dem Ministerium Cavour. Der Mann aber, der allein durch schöpferisches Wirken den Ruf des Cabinets in der Welt aufrecht hielt, empfand täglich schwerer, wie wenig er auf die Mehrheit seiner Amtsgenossen zählen konnte. Die Nation erwachte langsam aus tiefer Entmuthigung; die Patrioten daheim, die tausend Verbannten in der Fremde arbeiteten wieder an einer neuen Erhebung, mit jener glühenden, nervösen Leidenschaft, jener unbedingten Hingebung, die diesen Jahren der Vorbereitung ihre Weihe gab. Und daß zu der Leidenschaft auch die Einsicht nicht fehlte, das bewährte Gioberti's letztes und größtes Werk, das Rinuovamento (1851). Kein Wunder, daß die beiden unförmlichen Bände von Tausenden verschlungen wurden; denn aus mystischem Schwulst, aus pathetischen Standreden wider „den kosakischen Gegenpapst und den Nachfolger Barbarossa's," aus den Prahlereien einer rechthaberischen Eitelkeit, die für Cavour nur einige herablassende Worte halben Lobes übrig hatte, trat doch überwältigend der leitende Gedanke hervor: auf das schwache Morgenroth der „Auferstehung" soll der lichte Tag der „Erneuerung" folgen, auf das Parteiengewirr des Jahres 48 eine geordnete Bewegung, die in fester Mannszucht der Dictatur Piemonts zu gehorchen hat. So war das Neuguelfenthum verweltlicht, sein Prophet übergegangen in das piemontesische Lager. Cavour hat dem mystischen Abbate diesen Muth der Selbstverleugnung nie vergessen und späterhin oft geäußert: „wir wollen Italien die von Gioberti zuerst erdachte Erneuerung geben." Aber derweil die Ansprüche der Patrioten an die Krone von Savoyen sich steigerten, ward in Paris der Staatsstreich vollzogen. An allen Höfen erhob die reactionäre Partei frohlockend ihr Haupt. Die Wiener Hofburg forderte, im Verein mit ihren Vasallenstaaten, die Beseitigung des liberalen Unwesens in Piemont; von Azeglio stolz zurückgewiesen, schlug sie den Tuilerien vor, durch gemeinsame Einmischung den gefährlichen Nachbarstaat zur Ruhe zu bringen, und Ludwig Napoleon versprach zum mindesten, sein Gesandter Butenval solle in Turin strenge Aufsicht üben. Wie konnte der kleine Staat gegen solche Mißgunst der Nachbarn sich behaupten, so lange er selber dastand als ein unfertiges Gemeinwesen, das vom constitutionellen Staatsleben nicht viel mehr besaß als eine Verfassungsurkunde? Sollte man den Genossen Mazzini's auch fernerhin überlassen, sich als die einzigen Vertreter des nationalen Gedankens zu gebärden? Und war nicht in solcher Zeit die Rachsucht der mächtigen Reaction

ungleich mehr zu fürchten als die Thorheit der zu Boden geworfenen Demokratie?

Auf wen hatte die Regierung zu zählen in dem begonnenen Kampfe mit dem römiſchen Stuhle? Graf Revel, der Führer der Rechten, war von Cavour ſoeben nach England geſchickt worden, um eine Anleihe abzuſchließen. Er hatte, obwohl ein Gegner der neuen Handelspolitik, den Auftrag geſchickt und ehrenhaft wie immer vollzogen, aber er brachte aus der Fremde die Ueberzeugung heim, eine Aenderung des Wahlgeſetzes und des Preßgeſetzes ſei durch die reactionäre Stimmung der großen Mächte geboten. Hinter ihm ſtanden die bigotten Savoyarden Devitz und Beauregard und jener La Margherita, der einſt die Lehren des Mariana, den Vernichtungskrieg wider ketzeriſche Könige, vertheidigt hatte. Hinter dieſen redlichen Gegnern gar die wilde Meute der pfäffiſchen Demagogen, welche deſſen kein Hehl mehr hatte, daß ſie die Unordnung wolle, um zur rechten Ordnung zu gelangen. In ſeinen frommen Zeitungen las der Savoyard ſchaudernd, 60 Millionen ſeien ſpurlos aus den Staatskaſſen verſchwunden. Noch hielt Azeglio's Anſehen die Fractionen der Rechten nothdürftig zuſammen; doch bei den Debatten über die Handelsverträge ſtand ein großer Theil der miniſteriellen Rechten gegen die Miniſter, das Cabinet ſiegte nur durch den Beiſtand der Oppoſition.

Sollte dieſe verkehrte Welt fortdauern? Man regiert nicht auf der Spitze einer Nadel, meinte Cavour unwillig; die Bildung zweier ſtarker regierungsfähiger Parteien nach engliſcher Weiſe galt ihm ſein Lebtag als die Vorausſetzung geſunden parlamentariſchen Lebens. Man bedurfte einer ſtarken zuverläſſigen Mehrheit, um gegen Rom und Oeſterreich, gegen Savoyen und Genua, gegen Ultramontane und Radicale zugleich den ungleichen Kampf zu wagen, und dieſe Mehrheit war nur zu gewinnen durch die Verſtändigung mit dem linken Centrum, das unter Rattazzi's Führung ſtand. Zwiſchen Cavour und dieſer Partei des liberalen Turiner Bürgerthums lag die tiefe Kluft, welche den ſelbſtändigen Staatsmann von dem vulgären Liberalismus trennt. Er hatte oft der Oppoſition unter dem Beifall der Rechten zugerufen: Ihr wollt nach franzöſiſcher Weiſe die Unterdrückung der Kirche! — oft ihr vorgehalten: Ihr macht die Regierung für jeden Uebelſtand in der Geſellſchaft verantwortlich; heißt das nicht der Staatsallmacht in die Hände arbeiten? Er kannte die innige Verwandtſchaft, die den flachen Liberalismus mit der Bureaukratie verbindet. Die ariſtokratiſchen Liberalen,

die Freunde der Selbſtverwaltung, wie Karl Alfieri und Bon-Compagni, ſtanden der Ueberzeugung des Miniſters näher als dieſe Bourgeoiſie, der jede ſelbſtändige örtliche Gewalt leicht als ein Trümmerſtück des Feudalismus verdächtig wurde. Und wie viel würdiger erſchien der ritterliche Azeglio als dieſer glatte Rattazzi, der alle Fechterkünſte des Advocaten im Parlamente entfaltete, der ſich einſt ſchmiegſam den Launen Karl Albert's gefügt, dann als ein unterthäniger Hofmann den neuen König und ſeine Unſitten gewähren ließ. In dieſen Kreiſen galt das Wort: il est de la bande, il faut le pousser! Hier ſprang man über ſittliche Vorurtheile mit einer Keckheit hinweg, welche bald, nach Rattazzi's Heirath, noch unbefangener auftreten ſollte. „Faſt noch als Kind“ hat Frau Rattazzi die Soirées d'Aix les Bains geſchrieben, und wahrhaftig, die helle Kinderunſchuld des zweiten Kaiſerreichs lächelt aus dieſen Blättern. Gleichviel — die Partei des linken Centrums war die ſtärkſte in dem Parlamente, ſie vertrat die öffentliche Meinung in dem Kernlande des Staates, nur durch ſie konnte Cavour das Haus beherrſchen; ſie war bereit den Kampf mit Rom entſchloſſen weiterzuführen und bekannte ſich zu dem Programme des Handelsminiſters: „das Statut mit allen ſeinen Früchten und Conſequenzen!“ Ihr Führer blieb eine Macht auf der Rednerbühne wie in der Preſſe, und die Lobſprüche ergebener Federn liefen zuletzt ſtets auf den Satz hinaus: „die Regierungsgewalt kommt zu Urban Rattazzi, nicht er zu der Regierungsgewalt!“ Nichts iſt verſtändlicher als das leiſe Anwinken der beſcheidenen Größe. Cavour näherte ſich dem gewandten Parteiführer, und nur Einer ſeiner Amtsgenoſſen ſtand ihm bei ſolcher Schwenkung feſt zur Seite: der unermüdliche Romagnole Farini, ein bekehrter Demokrat, durch den Grafen in das Cabinet eingeführt.

Ein ſeltſamer Anlaß brachte die Verſchiebung der Parteien an den Tag. Der Pariſer Staatsſtreich erweckte Cavour's vaterländiſche Hoffnungen; er ahnte, dieſe That werde Bewegung bringen in das Stillleben des Welttheils. Die Maſſe der Liberalen dagegen, in Piemont wie überall, überhäufte den neuen Despoten mit lauten Verwünſchungen. Das Volk freute ſich der zügelloſen Heftigkeit ſeiner Preſſe, ſah darin ein Zeichen der ſtolzen Unabhängigkeit des kleinen Landes. Der Hof aber ſollte alsbald die Empfindlichkeit des Napoleoniden kennen lernen. Wenige Tage nach dem Staatsſtreiche kam ein Miniſter zu dem piemonteſiſchen Geſandten in Paris, verſicherte feierlich, daß Piemont und ſeine Verfaſſung auf Frankreichs Beiſtand zählen könne, und

forderte als ein Unterpfand der Freundschaft strenge Maßregeln wider die Flüchtlinge und die Presse; zuletzt erboten sich die Tuilerien freundnachbarlich, den gefährlichsten Demagogen Italiens eine Zufluchtsstätte in Cayenne anzuweisen. Diese Zumuthung wies Azeglio stolz und fest zurück; doch brachte er endlich einen Gesetzentwurf ein, wonach künftighin die Presse, wenn sie fremde Souveräne beleidigt hatte, vor rechtsgelehrten Richtern, nicht mehr vor Geschworenen Rede stehen sollte. Darin lag — was auch die Minister betheuern mochten — ein Bekenntniß der Abhängigkeit vom Auslande; indeß die Nothwendigkeit des Schrittes, die Unmöglichkeit, mit den beiden mächtigen Nachbarstaaten zugleich in Feindschaft zu leben, war unverkennbar. Sofort schöpften die Conservativen frische Hoffnung; General Menabrea schloß mit der Consequenz des Mathematikers, auf diese erste beschränkende Maßregel müsse die Beseitigung des Preßgesetzes folgen. Am 5. Februar 1852 hielten die Minister am Bette des erkrankten Azeglio ihren Rath; Cavour zog ungeduldig einen Collegen abseits an das Fenster: „dieser Menabrea wird mir langweilig, ich habe Lust auf seinen Beistand zu verzichten." Von da ging man in die Sitzung des Parlaments, und hier wagte Cavour einen kecken Handstreich. Er vertheidigte die Vorlage der Regierung; auf die Klage der Opposition: „man verletzt die Principien," gab er die Antwort: „die großen Phrasen, die großen Grundsätze haben oft die Staaten zu Grunde gerichtet." Aber zugleich versprach er eine entschlossene Politik der Reformen und erklärte, daß er auf Rattazzi's Beistand hoffe: „diese Hilfe wird unseren Weg ebenen!" So war, wie Graf Revel entrüstet bemerkte, Cavour's Scheidung von der Rechten (das divorzio) vollzogen, die Ehe (das connubio) mit dem linken Centrum abgeschlossen. Für einige Wochen beschwichtigte der Ministerpräsident den Unfrieden unter den Genossen. Doch schon im April, bei den Debatten über den französischen Handelsvertrag, wiederholte Cavour seine Erklärung. „Ich weiß," rief er den Savoyarden auf der Rechten zu, daß wer in so schwierigen Zeiten in das politische Leben eintritt, auf die größten Enttäuschungen gefaßt sein muß. Sollte ich auch verzichten auf alle Freunde meiner Kindheit, sollte ich auch meine liebsten Bekannten sich in bittere Feinde verwandeln sehen — niemals werde ich die Grundsätze der Freiheit aufgeben, denen ich meine Laufbahn gewidmet habe." Im Mai, als das Haus sich einen neuen Präsidenten wählte, lenkte Cavour — abermals hinter dem Rücken der Minister — die Stimmen auf Rattazzi.

Es ging nicht ab ohne jene rückſichtsloſe Gehäſſigkeit, welche ſich unvermeidlich einſtellt, ſobald politiſche Freunde ſich trennen. Azeglio wurde von der Wunde, die er einſt bei dem Kampfe um Vicenza empfangen, immer wieder auf das Lager geworfen; ermüdet ſchrieb er einem Freunde: Gott bewahre Sie davor leitender Miniſter zu werden!" Doch „dieſe Ohrfeige" wollte er ſich nicht bieten laſſen. Eine Miniſterkriſis erfolgte; die fremden Geſandten verlangten dringend eine conſervative Regierung. Azeglio bildete, auf des Königs Wunſch, ein neues Cabinet ohne Cavour und Farini.

Der Graf verſchmähte, klug und edel, gegen die verlaſſenen Freunde eine ſyſtematiſche Oppoſition zu beginnen. Er reiſte in den Weſten, traf in Paris mit Rattazzi zuſammen, und nach einem Geſpräche der Beiden mit Ludwig Napoleon ſtand Cavour's Urtheil feſt: das neue Regiment wird dauern, nur von der Wildheit der ultramontanen Reaction droht ihm Gefahr; die gerühmte Friedensliebe des Bonapartismus wird uns kund werden durch eine ausgreifende europäiſche Politik! Als er im Herbſt heimkehrte, fand er die Patrioten hochaufgeregt durch den Tod des Propheten Gioberti, den Verkehr mit Rom abgebrochen, die katholiſche Partei tobend wider den Geſetzvorſchlag über die Civilehe, der den Liberalen nicht genug that. Azeglio, bei Hofe als ein unerſchrockener Tadler unbeliebt, mußte dulden, daß die Erziehung des Thronfolgers einem Schüler des vertriebenen Erzbiſchofs, Pillet, anvertraut wurde. In Rom verhaßt ſchon ſeit ſeinem ſchönen Buche über die Romagna, verfeindet mit dem franzöſiſchen Geſandten, gebot er daheim, ohne den Beiſtand des linken Centrums, nicht mehr über die Mehrheit des Parlaments. Das Riſorgimento, das lange zwiſchen den hadernden Freunden geſchwankt, verkündete jetzt: Cavour wird durch das öffentliche Gewiſſen gerufen die conſtitutionelle Partei herzuſtellen! Da gab Azeglio den unhaltbaren Poſten auf. Der König berief Cavour zu ſich, beauftragte ihn ein neues Cabinet zu bilden und die Verſöhnung mit der Curie herbeizuführen. Aber der wackere Erzbiſchof Charvaz von Genua erklärte dem Grafen offen, ein Miniſterium Cavour werde, bei der tiefen Verſtimmung des Papſtes, den kirchlichen Frieden nicht wiederherſtellen. Nun verſuchte Victor Emanuel, gedrängt von den beiden Königinnen, durch ein Miniſterium Balbo-Revel den Papſt milder zu ſtimmen; doch Graf Revel ſelbſt geſtand, ſeine Partei habe keine Stütze im Lande, und dem Vatican war auch jetzt noch kein Zugeſtändniß zu entreißen. So blieb nur übrig den Weg der

Reformen muthig weiter zu verfolgen. Die Verblendung des römiſchen Stuhls führte den Grafen an das Ruder des Staats; am 4. Novbr. bildete Cavour ſein Cabinet. Der entlaſſene Miniſter aber antwortete luſtig, als der König ihm den Annunciaten-Orden und damit den Rang eines Vetters der Dynaſtie anbieten ließ: „Ich finde es nicht paſſend, daß Seiner Majeſtät Verwandte Bilder verkaufen.“ Frohen Muthes griff er wieder zu ſeiner geliebten Palette und ſchrieb: „Ich verlaſſe meinen Wachtpoſten: ein Anderer zieht auf. Dieſer Andere iſt von einer teufliſchen Thätigkeit, ſehr aufgeweckt an Leib und Seele, und dann macht es ihm ſo viel Vergnügen!“ —

Der Andere, dem das Regieren ſo viel Vergnügen machte, ſprach den leitenden Gedanken ſeiner Verwaltung in dem Satze aus: „Es iſt unmöglich, eine nationale, italieniſche Politik dem Auslande gegenüber zu verfolgen, ohne im Innern liberal und reformatoriſch zu ſein.“ Sein „Unionsminiſterium“ ſollte der Revolution einen Damm entgegenwerfen, der Welt den Unterſchied despotiſcher und conſtitutioneller Staaten zeigen; dergeſtalt hoffte er das moraliſche Anſehen Oeſterreichs und ſeiner Vaſallenſtaaten zu erſchüttern und „das alte Märchen“ zu widerlegen, als könnten die Italiener weder Ordnung noch Freiheit ertragen. Für die Leitung der Verkehrsanſtalten fand Cavour ein glänzendes techniſches Talent in dem venetianiſchen Flüchtling Paleocapa, einem alten Soldaten des napoleoniſchen Königreichs Italien. In dem Kriegsminiſterium ſchaltete La Marmora etwas pedantiſch und langſam, doch mit einer Willenskraft, die er als Feldherr nicht bewährt hat; die Einheit der Armee wurde durch die Aufhebung der Provinzial-Regimenter befeſtigt, das Aufrücken in die höchſten Stellen auch den bürgerlichen Talenten geſtattet, das Offiziercorps von allen unbrauchbaren Elementen geſäubert. Das kleine Heer ſtand bald in Mannszucht und Ausbildung weit höher, als die heutige italieniſche Armee. Der Juſtizminiſter Rattazzi gründete Handelsgerichte, ſchuf eine Neuordnung des Civilproceſſes, ſtand dem Präſidenten als ein geſchickter entſchloſſener Kamerad zur Seite, alſo daß Rattazzi's Herolde, die Migliotti, Berti, La Varenne, von der innigen Freundſchaft der Beiden erzählen konnten und der Juſtizminiſter ſelber in ſeiner Beſcheidenheit ſich für die Seele des Cabinets hielt. Aus der Verwaltung verſchwanden die letzten Spuren des Militärſtaats, die Polizei fiel ausſchließlich den Civilbeamten anheim, aber die von dem Grafen verabſcheute Centraliſation blieb aufrecht. Denn noch erſtarrlicher als

die Kühnheit dieſer Reformpolitik iſt ihre vorſichtige Mäßigung; in ihrem Leiter verkörperte ſich jene Miſchung grundverſchiedener, ja entgegengeſetzter Geiſteskräfte, welche den großen Staatsmann macht. Umgeben von radikalen Himmelsſtürmern begnügten ſich die Liberalen Piemonts nur an einige wunde Stellen des Staates die heilende Hand zu legen; Viele empfanden, daß man in proviſoriſchen Zuſtänden lebe, forderten eine ſtramme bureaukratiſche Verwaltung, um die Kräfte zu ſammeln für den nahen Krieg. Auch für die Hebung des Volksunterrichts geſchah wenig; man fühlte ſchmerzlich, daß dem großen Volkswirth dieſe Intereſſen fern lagen.

Von allen inneren Staatsfragen hingen die kirchlichen Händel am feſteſten mit der nationalen Politik zuſammen. Es war längſt kein Geheimniß mehr, daß der Abfall des Papſtes von der Sache Italiens ſo ſchnell nicht erfolgt wäre, wenn nicht die Hofburg verſprochen hätte alle Anſprüche der Kirche zu befriedigen. In den folgenden Jahren verſtändigten ſich alle italieniſchen Staaten durch Verträge mit Rom; die Solidarität der conſervativen Intereſſen ſchloß ein feſtes Band um die Hofburg und ihre Vaſallen. Welche ſchneidige, mit gewandter Bosheit gehandhabte Waffe gewährten dieſe Concordate den Piemonteſen! Wie war doch das ſtille Turin der altköniglichen Tage verwandelt! Auf den Gallerien im Palaſte Carignan drängten ſich die Hörer, in allen Kaffeehäuſern eifrige Zeitungsleſer. Man verſchlang die geiſtreichen Sonntagspredigten des Pfaffenfeindes in der „Unione“, durchwühlte noch lieber „den ſchwarzen Sack“ der Turiner Volkszeitung, worin alle möglichen und unmöglichen Unſauberkeiten der Cleriſei ſorgſam aufgeſammelt lagen. Ueberall erklang der Ruf: „Krieg den Pfaffen, Einziehung der geiſtlichen Güter, die von Rechts wegen dem Volke gehören!“ Cavour ahnte tief bekümmert, wie ſchwer dieſer Kirchenſtreit die Sittlichkeit der Nation zu gefährden drohte. Er erblickte mit Sorge unter den Kämpfenden freche Materialiſten, radikale Schwärmer, die den Clerus zu der Einfachheit eines erträumten Urchriſtenthums zurück zuführen dachten. Ihm war kein Zweifel, dies katholiſche Volk müſſe, losgeſagt von der alten Kirche, der Verwilderung verfallen. Aber ſo lange die Kirche die Unabhängigkeit des Staats nicht zugeſtand, wollte der Staatsmann auch die unbedingte Kirchenfreiheit, die ſein Ideal blieb, nicht gewähren, nicht verzichten auf das Recht der Oberaufſicht, das der Staat gegen den Mißbrauch geiſtlicher Gewalt in Handen hielt. Ueber die ſchwebende Kirchenreform hatte der Graf ſchon vor Jahren

geurtheilt: ſolche Verſuche ſchneiden ſo tief ein, daß ſie, einmal begonnen, bis zum Ende durchgeführt werden müſſen. Darum hielt er tapfer aus, obgleich die europäiſche Meinung, und mit ihr die Börſe, noch für den Papſt Partei nahm. Die Civilehe, die er einſt hatte vermeiden wollen, erkannte er jetzt als unentbehrliches Mittel, gehäſſige Händel zwiſchen den beiden Gewalten abzuſchneiden; doch der Senat, eingeſchüchtert durch die Drohungen Roms, verwarf das Geſetz.

Dann rückte Rattazzi in's Feld gegen die todte Hand und die Ueberzahl der geiſtlichen Genoſſenſchaften. Auch Piemont krankte an den Folgen der Politik der Päpſte, die im Mittelalter den italieniſchen Epiſkopat vermehrten und vermehrten, um auf den Concilien mit einer ſtarken zuverläſſigen Mannſchaft auftreten zu können. 41 Erzbiſchöfe und Biſchöfe regierten die Heerde des kleinen Königreichs; unter 214 Einwohnern war Einer geiſtlich, auf der Inſel ſchon unter 127 Einer. Man zählte 1417 Canonicate und an 18,000 Kloſterinſaſſen. Das Einkommen der Kirche betrug über 17 Millionen, mehr als der geſammte Ertrag der Grundſteuer im Staate, und doch konnten Hunderte armer Pfarrer nur durch Staatszuſchüſſe ihr Leben friſten. Jetzt verlangte der Staat: Beſteuerung der todten Hand; Unterdrückung aller kirchlichen Genoſſenſchaften, die nicht der Erziehung, der Predigt, der Krankenpflege dienen; Beſeitigung aller Pfründen, denen kein geiſtliches Amt entſpricht, desgleichen aller Canonicate in den kleinen Städten. Aus dem alſo gewonnenen Kirchengute wird eine Kirchenkaſſe gebildet, welche, vom Staate verwaltet, den Mitgliedern der aufgehobenen Stiftungen eine Penſion, den armen Pfarrern ein genügendes Einkommen gewährt. Der Papſt bedrohte mit der Excommunication Jeden, der für dieſe Geſetze ſtimme oder ſie ausführe. Unter den frommen Aelplern im Thale von Aoſta brachen Unruhen aus; Cavour's Bruder Guſtav nannte den Entwurf communiſtiſch. Selbſt unter den Liberalen fragten Einzelne: wo denn das Vereinsrecht der freien Piemonteſen bleibe? Die Demokratie ſchalt auf die Halbheit des Miniſteriums, verlangte die Unterwerfung der Geiſtlichen unter die Wehrpflicht und ähnliche Schritte der Rache. Cavour bewährte in langen ſiegreichen parlamentariſchen Kämpfen den vornehmen Sinn des Staatsmannes, der die Leidenſchaften der Parteien überſieht. Keinen Schritt wich er ab von ſeinem Mittelwege: die Einziehung ſämmtlicher Kirchengüter ſchafft entweder einen ſervilen Clerus, wie der ruſſiſche, oder eine fanatiſche Secte; blickt nur hinüber nach Savoyen, wo die Jacobiner längſt

mit dem geiſtlichen Gute aufgeräumt haben! Wie die Turiner Univerſität endlich frei von geiſtlicher Bevormundungen der Unterrichtsfreiheit genießt, ſo ſoll auch der Staat die theologiſchen Seminare mit ſeiner Aufſicht verſchonen; denn „wo iſt die Freiheit, die keine bitteren Früchte bringt? Iſt es den Clericalen einſt, da ſie über die weltliche Gewalt geboten, nicht gelungen den Triumph der liberalen Ideen zu verhindern, um wie viel minder heute, da wir ſie mit der Schule, der Preſſe und dem freien Worte bekämpfen können?“ — Und wie er vormals, da die Revolution die Geſellſchaft Jeſu vertrieb, für die polniſchen Jeſuiten als für die Märtyrer einer mißhandelten Nation ſein Fürwort eingelegt hatte, ſo erklärte er jetzt, eher wolle er ſeinen Miniſterpoſten verlaſſen, als die ſegensreiche Genoſſenſchaft der barmherzigen Schweſtern aufheben. Die Staatskirche blieb aufrecht. Nur in Turin und Genua genoſſen die Nichtkatholiken unbedingter Freiheit des Gottesdienſtes; in den Provinzen mußte eine milde Praxis aushelfen.

Die Curie wollte nichts ſehen von allen dieſen Beweiſen der Mäßigung. Sie ſtellte maßloſe Forderungen, ſie verlangte, daß ſelbſt das letzte Sicherheitsmittel des Staats gegen den Clerus, der Recursus ab abusu, fallen müſſe, tadelte laut, daß man den Mauritiusorden einem Proteſtanten verliehen habe. Auch den Municipalgeiſt wußte die katholiſche Partei gewandt auszubeuten: Piemont, rief man, gehört nicht mehr den Piemonteſen, ſondern den Farini und Paleocapa und den journaliſtiſchen Schreiern aus der Fremde. Und gerade jetzt, in den erſten Monaten des Jahres 1855, wurde das königliche Haus ſchwer heimgeſucht. Raſch nach einander ſtarben die beiden Königinnen hinweg und der Herzog von Genua, der ritterliche Bruder Victor Emanuel's, der oftmals vor der Ueberſtürzung der Liberalen gewarnt hatte. Abermals ſchwankte der König; ſein unfreies Gemüth zitterte vor dem Finger Gottes, der drohend aus den Wolken winkte; gleich ihm Tauſende im Lande. Tiefe Trauer lag über dem treuen Volke, wie einſt nach dem Tode Karl Albert's. Eine neue Miniſterkriſis erfolgte, die Prieſter hofften auf einen Staatsſtreich. Da trat Azeglio mannhaft ein für die Sache der Reform, zuerſt als Schriftſteller, dann in perſönlicher Anſprache an den König. Soll ein mönchiſches Ränkeſpiel, ſchrieb er entrüſtet, in einem Tage das Werk Ihrer ganzen Regierung zerſtören? — Der König kämpfte und überwand. Die Geſetze Rattazzi's brachten das Werk Siccardi's zum Abſchluß. Im Frühjahr 1855 ſtand das Miniſterium feſter denn je.

Die theilweise Einziehung des Kirchenguts gereichte der Volkswirthſchaft zum Vortheil, aber die Finanzen litten, da die Kirchenkaſſe ſteigende Zuſchüſſe vom Staate verlangte. Auf daſſelbe Ergebniß lief die geſammte Wirthſchaftspolitik des Miniſters hinaus. Mit raſtloſer Thätigkeit wurden die alten Pläne wieder aufgenommen, die Eiſenbahnen in der Ebene und im Apennin vollendet, der Tunnelbau am Mont-Cenis begonnen. Auch das auffäſſige Savoyen erhielt ſeinen Schienenweg, Nizza und die Inſel ein neues Straßennetz. Ein unterſeeiſcher Telegraph verband Ligurien mit Cagliari. Die Wuchergeſetze waren beſeitigt, das Briefporto um faſt 40% herabgeſetzt. Selbſt dem Kleinen und Kleinſten galt die Aufmerkſamkeit des Miniſters: er ruhte nicht, bis ſeine Tabaksregie eine rauchbare Cigarre für das arme Volk zu Stande brachte — die Cavourina, die jedem Nordländer ebenſo unvergeßlich bleibt wie die Mücken Italiens. Die Induſtrie-Ausſtellung im Schloſſe Valentin bezeugte, wie rüſtig in den ſechs Jahren ſeit 1850 der Gewerbfleiß vorgeſchritten war; ein halbes Jahrzehnt ſpäter, als das einige Italien zum erſten male in Florenz ſeine Gewerbserzeugniſſe ausſtellte, ſchlug Piemont, zum Erſtaunen der Welt, alle anderen Provinzen aus dem Felde. Der Arbeitslohn ſtand hoch, die Verzehrung der wichtigſten Rohſtoffe in Savoyen hatte ſich verdreifacht. Der Ackerbau verwendete, ſtatt der alten unförmlichen Geräthe, tüchtige im Lande gefertigte eiſerne Maſchinen, verbrauchte jährlich gegen 8 Millionen Tonnen Guano, während noch vor wenigen Jahren der Miniſter allein auf ſeinen Gütern das neue Dungmittel verſucht hatte. Die Ausfuhr der Seidenwaaren war in 22 Jahren von 366,000 auf 925,000 Kilogramm, die Einfuhr der zur Verarbeitung beſtimmten Baumwolle von 28,000 auf 120,000 Quintal geſtiegen; die Eiſenbahnen brachten einen Rohertrag von 16 Millionen.

Trotzdem fand ſich die Nation nur langſam in das freie Verkehrsleben. Die Bevölkerung ſtieg in zehn Jahren blos um eine Viertelmillion; Auswanderungen und Bankrotte bekundeten die zweiſchneidige Wirkung des neuen Speculationsgeiſtes. Noch im Herbſt 1853 bedrohte eine tobende Maſſe den Palaſt des Miniſters, dem man die hohen Kornpreiſe ſchuld gab. Die Beſeitigung der Kornzölle kam vornehmlich der liguriſchen Küſte zu Statten, und als der neue mächtige Hafendamm mit ſeinem Leuchtthurme das majeſtätiſche Halbrund des Hafens von Genua erweiterte, da durfte Cavour ſich rühmen, ſeine Regierung habe Größeres für die Wohlfahrt der Stadt geleiſtet als

weiland die Republik. Dennoch verharrte Genua in ſeinem unbändigen Trotze. Ein engliſcher Ingenieur mußte die Unterſuchung des Hafens vornehmen, da die Stadt ſich deſſen weigerte, und bei der Einführung der neuen Trankſteuer ſah ſich der Miniſter gezwungen, den Gemeinderath aufzulöſen. Faſt ebenſo raſch wie der Volkswohlſtand wuchſen die Auflagen des Staates und der Gemeinden. Cavour wußte, daß jede Steuer ein Uebel iſt: der gewiegte Volkswirth verwarf den Vorſchlag der Dilettanten, die eine rationelle Umgeſtaltung des geſammten Steuerweſens forderten. Doch die theilweiſe Steuerreform, die er wagte, drückte die Maſſen als eine ungewohnte Laſt. Wohl gelang dem Miniſter mit ſeiner genauen Kenntniß der Börſenwelt, ſeiner ſeltenen Gewandtheit im Unterhandeln, die Anleihen des Staats unter leidlichen Bedingungen abzuſchließen und Oeſterreich immer auf's Neue zu beſchämen. Aber ſeine herkömmliche Verſicherung: „die Finanzen ſind beinah wiederhergeſtellt", erwies ſich wieder und wieder als ein Irrthum. Unleugbar traten in den Finanzfragen die Schwächen ſeiner Tugenden zu Tage. Dieſelbe Kühnheit, die ihn befähigte, die ſchwerfällige alte Bureaukratie in neue Bahnen zu treiben, hieß ihn auch den Staatshaushalt mit einer Leichtfertigkeit behandeln, welche noch heute in dem Königreich Italien verhängnißvoll fortwirkt.

Der ganze Tiefſinn der Staatskunſt Cavour's ſteht und fällt mit dieſen unvermeidlichen Schwächen des Staatshaushalts. Alle Reformen im Innern waren ihm nicht ein Selbſtzweck, ſondern lediglich ein Mittel, Piemont zum Führer Italiens zu erheben. Längſt bildeten die Verhandlungen des Turiner Parlaments die hohe Schule für alle Patrioten der Halbinſel, darin ſie Beſonnenheit, ſtaatskundige Mäßigung lernten; und bald vergönnte die Thorheit der Hofburg dem Miniſter, vor der Welt als der Vertreter der Nation zu reden. Eine ruchloſe Schilderhebung der Mazziniſten zu Mailand (6. Febr. 1853) bewog den Wiener Hof, alle Güter der lombardiſchen Flüchtlinge mit Beſchlag zu belegen, obgleich die Ausgewanderten in Turin völlig ſchuldlos waren an dem Aufſtande. Sofort verwahrte ſich Piemont gegen dieſe unzweideutige Verletzung des Mailänder Friedens. Oeſterreich antwortete durch heftige Anklagen wider die Preſſe Piemonts und die Umtriebe der in Turin geduldeten Flüchtlinge; zwiſchen den Zeilen las man die Frage, ob nicht Graf Cavour ſelber den Mailänder Banditen die Dolche geſchliffen habe. Der aber verwies ſtolz auf die im Statut gewährte Freiheit ſeines Landes, bat das Parlament um Unterſtützung

für die Beraubten, rief ſeinen Geſandten aus Wien ab, alſo daß fortan der diplomatiſche Verkehr nur nothdürftig durch Geſchäftsträger vermittelt ward. Nun fluchte der heilige Vater auf die Kirchenräuber in Turin, wie nur ein Papſt zu fluchen verſteht. Der k. k. Hofpreſſe verſagte ſchier der Athem bei den unfläthigen Schimpfreden wider den „aufgeblaſenen piemonteſiſchen Froſch“.

Um ſo mächtiger ſtieg das Anſehen des kühnen Miniſters bei ſeinem Volke: der Mann, der ſo oft ſein ſtrafendes Auge gegen die tobenden Gallerien gerichtet, mußte jetzt von der Prieſterpartei den Vorwurf hören, er ſchrecke das Haus durch den Jubel der Maſſen. Aller Blicke hingen an ihm, wenn er durch die Poſtraße ſchritt, Alles lächelte befriedigt, wenn der Graf ſich behaglich die Hände rieb. Nicht lange, ſo begannen die Doctrinäre des Parlamentarismus in der Stille zu klagen: wir haben ein Statut, eine Regierung, ein Parlament, und das alles heißt Cavour! Noch über ein Kleines, und der allmächtige Miniſter durfte ſchon vor entſcheidenden Abſtimmungen ſein unfehlbares Hausmittel anwenden: dann ſteckte er beide Hände in die Taſchen und erklärte achſelzuckend, wenn das Parlament ihn diesmal nicht unterſtütze, müſſe er das Regiment geſchickteren Händen übergeben. Unbedingtes Vertrauen oder ein Miniſterwechſel — das war die Wahl, die er ſtets der Volksvertretung ſtellte. Während gewöhnliche Menſchen im Genuſſe der Macht erſchlaffen, hob ſich der Freiſinn Cavour's, ſeit er regierte, zu immer kühneren Flügen. Mit jeder neuen größeren Aufgabe ſchien ſeine Arbeitskraft zu wachſen, desgleichen das Talent, das von Gajus Gracchus und Julius Cäſar bis herab auf Mirabeau allen großen Staatsmännern eigen war — die Gabe, Andere für ſich arbeiten zu laſſen. Nach der Weiſe herriſcher Naturen zog er jüngere Männer vor, die willig ſeinen Plänen folgten. Treffliche diplomatiſche Kräfte wie Nigra und jener Auguſt Blanc, der ſpäter bei dem Abſchluſſe des preußiſch-italieniſchen Bündniſſes ſeine Tüchtigkeit erproben ſollte, wurden durch Cavour emporgehoben. Seine nächſten Vertrauten blieben: Graf Villamarina, der ſtets auf die gefährlichſten Geſandtſchaftspoſten geſtellt wurde, Caſtelli, der alte Freund vom Riſorgimento, und der raſtlos thätige junge Geheimſecretär Artom. Freilich nicht in allen Fällen bewährte ſich die Menſchenkenntniß, deren der Miniſter ſich gern rühmte; unter den Flüchtlingen, die ſich zum Palazzo Cavour drängten, war mancher zweideutige Geſell. Schadenfroh jubelte das ultramontane Lager, als der Parmeſane Gallenga plötzlich aus der Geſell-

ſchaft des Miniſters verſchwinden mußte; es ſtellte ſich heraus, daß der Cavourianer vor Jahren als ein Spießgeſell Mazzini's Mordanſchläge gegen Karl Albert geplant hatte. Auch die romaniſchen Unſitten, Cliquengeiſt und Aemterſucht, blieben der von der Linken ſchändlich verleumdeten Conſorteria des Grafen nicht immer fremd. Ein kecker Ton übermüthiger Laune herrſchte in dieſen Kreiſen. Der Graf ſelber wurde der Poſſen nicht müde, lachte gern über die Zerrbilder der Witzblätter und hing ein Bild, das ſeinen Liebling Boggio als Alkibiades mit dem Augenkneifer darſtellte, hochachtungsvoll in ſeiner Fenſterniſche auf. In früher Morgenſtunde gab er ſeine Audienzen, im bequemen Hauskleid, auf dem Kopfe eine Sammetkappe mit langer Quaſte; wer ſeinen Mann kannte, mochte aus dem raſchen oder langſamen Auf- und Niedertanzen der Troddel die Stimmung des Miniſters errathen. Wie behaglich heiter erſchien er am Tiſche ſeiner Nichte, der Gräfin Alfieri, wie geiſtreich in den Salons ſeiner liebenswürdigen Freundin, der Gräfin San Germano, und wie einfach gutherzig, wenn er plötzlich insgeheim in eine ärmliche Dachkammer hinaufſtieg, um zu helfen und zu ſpenden! Er freute ſich des Erfolges ſeiner Freunde; wer aber mit ihm ging, durfte einen Schlag vor den Kopf nicht ſcheuen, denn der geniale Realismus des Miniſters rechnete ſtets nur mit den Feinden und den Schwankenden, nie mit den bewährten Genoſſen. Wie viele Gegner hat er durch ſeine Schmeichelei gewonnen, indem er ſie befliſſen um Rath fragte!

Auch als Redner war er durchaus eigenthümlich, weder mit Fox zu vergleichen, der durch die Gewalt ſeiner Beredſamkeit den Piemonteſen weitaus übertraf, aber zuerſt ein Redner war, dann erſt ein Staatsmann — noch mit Palmerſton — denn der gewandte Brite verſtand durch frivole Späße auch eine ſchlechte Sache zu bemänteln, bei dem Italiener ſchaut hinter ſcharfen Witzen und einzelnen ſophiſtiſchen Wendungen immer der tiefe heilige Ernſt hervor. Tage lang pflegte er den Reden im Hauſe zu folgen. Ungeduldig hämmerte ſein Falzbein auf das Pult, wenn leere Worte ihn langweilten; doch nichts entging ſeinen ſpähenden Blicken, und während er horchte, lachte, gähnte, entſtand ihm ſein Plan. Den Mann der That reizte nicht die Schaurede, nur die Debatte. Dann trat er auf mit wohldurchdachten Worten, die er oft vorher einem Freunde daheim herzuſprechen pflegte, führte die geſchloſſene Schaar ſeiner Gründe und Einwände in's Feld, und es bewährte ſich, daß die beherrſchende Klarheit des Verſtandes

ebenſo hinreißend wirkt wie der Schwung rhetoriſcher Begeiſterung. In ſeinen letzten Jahren gelang ihm oft das Höchſte, was der parlamentariſche Redner erreichen kann: er gab den Hörern das Gefühl, daß ſich nichts mehr ſagen laſſe; bald nachdem der Miniſter geſprochen, pflegte man die Verhandlungen zu ſchließen. Das alles mit geringen äußeren Mitteln, die den hohen Anſprüchen der verwöhnten Italiener keineswegs genügten: mit einer ſcharfen, wenig wohllautenden Stimme, einem zerhackten Vortrag, den dann und wann ein willkommener Huſten unterbrach. Der Redner ſuchte nach unſchädlichen Worten; ihn beengte die Verantwortlichkeit des Staatsmannes um ſo ſchwerer, da ſein kleiner Staat, unfähig eine europäiſche Verwicklung zu ſchaffen, ſie gelaſſen abwarten mußte.

Der orientaliſche Krieg brachte endlich dieſe erſehnte Verwicklung. Cavour wollte die Nation an den Gedanken gewöhnen, daß ſie nicht im Stande ſei ohne fremde Hilfe das Joch Oeſterreichs abzuwerfen, und er hatte ſchon Farini, den eifrigen Vertheidiger des l'Italia farà da sè, für ſeine nüchterne Erkenntniß gewonnen. Er wollte ferner, indem er Piemont zu einer geachteten Stellung in der Staatengeſellſchaft emporhob, die mazziniſtiſchen Lehren der Verzweiflung bekämpfen, die Geiſter mit ſtolzer Zuverſicht erfüllen. Für eine ſolche Politik ergab ſich von ſelbſt die Nothwendigkeit, in dem ruſſiſchen Kriege auf Frankreichs Seite zu treten. „Piemont", ſprach der Graf im Parlamente, „durch die Hochherzigkeit ſeiner Könige an eine entſchloſſene Staatskunſt gewöhnt, hat ſich oft ſeiner Bündniſſe, niemals ſeiner Neutralität zu erfreuen gehabt." Die Weſtmächte warben um Oeſterreichs Beiſtand; Frankreich war bereit, dem Wiener Hofe ſeinen Beſitzſtand und die Aufrechterhaltung der „Ordnung" in Italien zu gewährleiſten. Ging Oeſterreich darauf ein, ſo ſah ſich Piemont gezwungen, durch raſchen Beitritt zu der großen Allianz mindeſtens die völlige Knechtung Italiens zu verhindern. Wenn die Hofburg dagegen in das ruſſiſche Lager übertrat, ſo hatte für Italien die Stunde der Befreiung geſchlagen. Kam Oeſterreich endlich zu keinem feſten Entſchluß — ein Fall, den Cavour's Scharfblick von vorn herein als wahrſcheinlich anſah — um ſo beſſer für das tapfere Piemont, das dann auf dem Friedenscongreſſe unverhohlen ſeine Klagen ausſprechen konnte wider den Staat, der Niemands Freund geweſen. Eben dieſes, die unſchätzbare Gelegenheit, Italiens

Lage vor der amtlichen Welt Europas zu schildern, erschien dem Grafen und dem Minister des Auswärtigen Dabormida als das wichtigste Ergebniß des Krieges. Aber Frankreich weigerte sich, bestimmt zu versprechen, daß die italienische Frage auf dem Congresse verhandelt werden solle. Dabormida nahm seinen Abschied. Nur Cavour hielt aus, in der stillen Zuversicht, der rechte Augenblick zum Reden werde und müsse sich finden. Im fernen Hintergrunde sodann erschloß sich eine weite unbestimmte Aussicht. Schon Caesar Balbo hatte einst in seinen „Hoffnungen Italiens" behauptet, die Lösung der orientalischen Wirren werde das Mittel bilden um Italiens Unglück zu enden, und jahrelang den Spottvers der Gedankenlosen hören müssen: „Der Balbo sagt: von Oestreichs Quälereien kann nur der Türke uns befreien!" An diese Ahnungen des Freundes knüpfte Cavour wieder an. War es so ganz undenkbar, Oesterreich wieder zu der großen orientalischen Politik des Prinzen Eugen zurückzuführen? den Wiener Hof oder die Erzherzöge Mittelitaliens in den Donauprovinzen zu entschädigen für den unhaltbaren italienischen Besitz? —

Am 26. Januar 1855 trat Piemont dem Bunde der Westmächte bei, als der erste unter den Staaten zweiten Ranges und als eine selbständige Macht — denn Cavour durfte dem stolzen Heere keine Demüthigung bieten und wies den Vorschlag Englands, Subsidien für die 15,000 Mann zu zahlen, weit von sich. Die Welt erdröhnte von den Zornrufen des Liberalismus wider den nordischen Despoten; man fand in England selbstverständlich, daß ein liberaler Staat dem heiligen Bunde der Freiheit sich anschloß, und ahnte wenig von den italienischen Plänen des Grafen. Noch weniger ahnten vorerst die Italiener. Selbst Rattazzi und La Marmora widersprachen, erst des Königs kriegerischer Eifer gewann sie für die Gedanken Cavour's. Viele Offiziere forderten ihre Entlassung. Die Kaufleute von Genua zürnten, weil der Getreidehandel mit Odessa zu Grunde gehe; als der Friede zurückkehrte, mußten sie bekennen, daß ihre Rhederei seit den großen Transportgeschäften dieses Krieges einen neuen Aufschwung genommen habe. Die Masse murrte laut, denn die Ausgaben des Staats, die noch vor zwei Jahren 143 Millionen betrugen, waren schon im Jahre 1854 auf 192 Millionen gestiegen, und nun die Aussicht auf einen schweren Krieg! Die Debatten im Palaste Carignan dauerten eine volle Woche und bezeugten abermals, wie schwer ein Parlament einen weit angelegten Plan der auswärtigen Politik zu fassen vermag. Kein Schimpf, kein Hohn blieb dem Minister

erſpart. Der Vertrag iſt ein Abfall von dem italieniſchen Volksthum — er macht uns mitſchuldig an der Unterdrückung der Völker! Fluch, rief Tecchio, Fluch über Jeden, der Italiens Namen ausſpricht auf einem Congreſſe, wo Oeſterreich mitſtimmt! Noch vielſeitiger fluchte Broſſerio in ſeiner Revue: das Bündniß iſt wirthſchaftlich betrachtet ein großer Leichtſinn, militäriſch betrachtet eine große Dummheit, politiſch betrachtet ein großes Verbrechen. Und mußte nicht dieſer Vertrag, geſchloſſen ohne jede Bedingung, durch die Drohungen der Weſtmächte erzwungen ſein? Nicht einmal zu Gunſten der lombardiſchen Flüchtlinge, für die Befreiung ihrer mit Beſchlag belegten Güter hatten die Verbündeten ein feſtes Verſprechen gegeben. Wenn nun Rußland ſiegt, ſchalt man weiter, dann hat das Mittelmeer drei Herren ſtatt zweier; was gilt das uns? — Darauf Cavour: „Ich kann nicht glauben, daß ſolche Anſichten in dieſem Saale Widerhall finden. Das hieße unſere Hoffnungen auf die Zukunft aufgeben!“ Alle die verblaßten orientaliſchen Erinnerungen ſeines Staates beſchwor der Graf herauf, die ritterlichen Fahrten des grünen Grafen und die Herrſcherſtellung, die einſt Genua in Kaffa behauptete: „das Kreuz von Savoyen und das Kreuz von Genua kennen den Weg nach dem Oſten.“ Der friſche Odem einer neuen Zeit weht durch dieſe Reden; ihr kühner Schwung erſcheint um ſo bewunderungswürdiger, da der Miniſter ſein letztes Wort nicht ſagen durfte. „Der Vertrag iſt nicht ein Abfall, ſondern eine Verſtärkung der liberalen Grundſätze, die wir als ein köſtliches Erbſtück von Maſſimo d'Azeglio hegen. — Dies neugeſtaltete Banner, das Karl Albert erhob, dies Banner, das ſchon geheiligt iſt durch unermeßliches Unglück, wird im Oſten die Taufe des Ruhmes empfangen und dann ſicher der Zukunft, die ihm beſtimmt iſt, entgegengehen!“ — Durch eine ſchwache Mehrheit wurde der Vertrag angenommen; auf dem Felde von Marengo vertheilte der König die Fahnen an das abziehende Heer.

Immer bänger und düſterer ward die Stimmung im Volke, als der Creſo, ein großes Tansportſchiff, auf hoher See verbrannte, die Cholera das kleine Heer in der Krim furchtbar heimſuchte und zur ſelben Zeit daheim der Kirchenſtreit, den Beſtand des Cabinets nochmals gefährdend, in wilder Heftigkeit tobte. Nur in der Lombardei und unter jenen denkenden Flüchtlingen, welche, wie La Farina, von dem Municipalgeiſt und dem verbiſſenen Widerſpruchseifer der Piemonteſen nicht berührt wurden, hatte der verwegene Plan des Miniſters

von Haus aus Billigung gefunden. Endlich kam die Kunde von dem Kampfe an der Czernaja: heldenhaft, würdig der Väter, die Victor Amadeus auf die Wälle von Belgrad führte, waren die Truppen in das Feuer gegangen, ſtolz und gemeſſen hatte General La Marmora im Lager, Cavour im Cabinet die Ueberhebung des engliſchen Befehlshabers Lord Raglan zurückgewieſen. Nun erwachte in dem Soldatenvolke der kriegeriſche Stolz, heller Jubel brach aus, jeden Widerſpruch erſtickend: die Schmach von Novara war geſühnt, das neue aus allen Ländern Italiens zuſammengeſtrömte Offizierscorps hatte das Vertrauen des piemonteſiſchen Soldaten gewonnen.

Der Wiener Hof, der nach dem Tode der beiden nahe verwandten Königinnen den Nachbarfürſten nicht einmal einer Beileidsbezeigung gewürdigt hatte, ließ ſeine Preſſe, im ſchönen Bunde mit den Mazziniſten, beharrlich verkünden: Piemont iſt abgefallen von der Sache Italiens. Er rühmte ſich in frivoler Prahlerei ſeiner Undankbarkeit gegen den Bändiger Ungarns, doch das Anſehen ſeiner thatloſen Staatskunſt ſank und ſank. Cavour aber redete laut von dem nahen Tage der Rache; auch der König ſprach in einer vertraulichen Unterhaltung, die raſch bekannt ward, ſeine kühnen Hoffnungen aus, und ſeit dem Spätſommer 1855 galt in der diplomatiſchen Welt die Feindſchaft der beiden Nachbarn als unverſöhnlich *). Um den Oeſterreichern und den Radikalen die neugewonnene Machtſtellung Piemonts zu zeigen, reiſten der König und Cavour im Herbſt nach Paris und London. Auch Azeglio war in dem glänzenden Gefolge — „als Blitzableiter", meinte er lachend, damit man ſieht, daß wir nicht angeſteckt ſind von der Seuche der Revolution. Der Graf wünſchte die Höfe des Weſtens für ſeine Anſchauung der italieniſchen Dinge zu gewinnen. In der That ließ der ſchweigſame Napoleonide errathen, welche Pläne in ſeinem Kopfe gährten. Er richtete eines Tags nach Tiſch an Cavour und Azeglio die Frage: „was kann man für Italien thun?" Sofort packte ihn der Graf beim Worte, bat um Erlaubniß, die ſchwierige Frage eingehend zu beantworten.

Die ausführliche Denkſchrift, die er nun für den Kaiſer entwarf und im Februar abſandte, wird immer ein erſtaunliches Denkmal durch-

*) Die Entfremdung der beiden Höfe wird Schritt für Schritt verfolgt in dem lehrreichen „Promemoria, die italieniſchen Verhältniſſe betr.", das der preußiſche Miniſter des Auswärtigen unter'm 8. April 1859 als Handſchrift drucken ließ.

triebener Menſchenkenntniß bleiben*). In breiten Umriſſen entwickelte er eine Anſicht der neuen Geſchichte, die freilich ſeiner eigenen Herzensmeinung nicht geradezu widerſprach, doch erſichtlich zurecht gelegt war um den Lieblingsgedanken napoleoniſcher Geſchichtsphiloſophie zu ſchmeicheln: Frankreich wird ſeit 1793 bedroht durch eine Coalition der Oſtmächte, die ſich ſeitdem nie wieder aufgelöſt hat. „Die Staaten des Weſtens ruhen, trotz der Verſchiedenheit der Staatsformen, auf demſelben Grundgedanken, für Oeſterreich aber iſt der Weſtwind — der Tod.“ Alsdann ſchildert er Italiens Noth und die vergeblichen früheren Vermittlungsverſuche der Weſtmächte. In Zukunft ſollen die Geſandten Englands und Frankreichs an den italieniſchen Höfen laut und offen Reformen für Italien fordern „im Geiſte des weſteuropäiſchen Staatsgedankens“, ſie ſollen unter ſich und mit den Patrioten der Halbinſel in Verkehr treten, damit die Italiener endlich aufhören zu klagen: „Dieſe Aerzte wollen immer Italien heilen ohne ihm den Puls zu fühlen.“ Noch einige Fragen, ob es nicht möglich ſei das unentbehrliche Piacenza an Piemont zu geben, Oeſterreich an der unteren Donau zu vergrößern. Dann ſchließt der Schlaue inbrünſtig: „Welches Schickſal auch die Vorſehung uns vorbehalten mag, jeder treue Italiener wird ſich in Ewigkeit erinnern, daß der Kaiſer der Franzoſen der Erſte war, der uns fragte: was kann man für Italien thun?“ — Es war die erſte Lehrſtunde die der Meiſter dem langſam faſſenden Schüler gab.

Die raſche Beendigung des Krieges erregte in Italien allgemeine Beſtürzung: zweitauſend tapfere Soldaten und 80 Millionen Lire geopfert für ein Nichts? Nur Cavour verlor den Muth nicht, er überwand ſeine Abneigung gegen das Handwerk des Diplomaten und ging als Bevollmächtigter auf den Pariſer Friedenscongreß, wenngleich mit herabgeſtimmten Hoffnungen, mit der bangen Ahnung, er werde ſeinem eigenen Begräbniſſe beiwohnen. Seine kecke Zuverſicht lebte wieder auf, als er dort die Stimmung der großen Mächte über Erwarten günſtig fand. Die Bevollmächtigten Oeſterreichs, Buol und Hübner, Beide durch häßliche perſönliche Erinnerungen tief erbittert gegen die Italiener, ſtießen überall an mit ihrer hoffärtigen Schroffheit. England war unzufrieden mit dem Abbruch des Feldzugs und darum, ſo ſchien es, bereit, einen kühnen Schritt für Italien zu wagen. Rußland, das während

*) Soeben zum erſten male mitgetheilt in dem gehaltreichen ſiebenten Bande von Bianchi's storia documentata della diplomasia Europea in Italia, S. 568 ff.

des Krieges den König von Neapel mit Auszeichnungen überhäuft, hatte jetzt mit Oesterreich gänzlich gebrochen, näherte sich den Tuilerien. Selbst der Freiherr von Manteuffel murrte über den habsburgischen Dünkel, und Graf Hatzfeldt gestand dem Piemontesen vertraulich, er glaube an die natürliche Freundschaft der beiden Nebenbuhler Oesterreichs. Am französischen Hofe trat der Prinz Napoleon mit gewohnter rücksichtsloser Derbheit für das leidende Italien auf. Auch der Kaiser verrieth, daß er die Träume seiner Jugend, die italienischen Ueberlieferungen seines Hauses nicht vergessen habe; vergeblich beschworen ihn die österreichischen Diplomaten, er solle verhindern, daß Englands liberale Grundsätze auf Italien angewendet würden. Nur die Rücksicht auf den Papst beengte seinen Willen, eben jetzt stand die Freundschaft des Kaisers mit dem Kirchenfürsten in ihrer Blüthe. Durch solche Gunst der großen Höfe wurde Piemont, gegen Oesterreichs Widerspruch, als gleichberechtigte Macht unter die Mitglieder des Congresses eingeführt. So lange über die orientalische Frage verhandelt ward, hielt sich Cavour vorsichtig zurück und vermied jeden weitgreifenden Vorschlag. Er wußte, daß nichts einen Staatsmann in den Augen der Diplomatie so unfehlbar zu Grunde richtet, als der Ruf eines Utopisten, gab seinen jungen Freunden oft den Rath, der Staatsmann müsse zurückhaltend sein mit Worten, entschlossen mit der That. Nur als man über die Bändigung der radikalen Presse berieth, traten Piemont und England für die Preßfreiheit ein. Unterdessen stellte Cavour schon im Januar in einer Denkschrift an den Kaiser die dringendsten Beschwerden Italiens zusammen, forderte Reformen für Rom, Neapel, Venetien, und den Abzug der fremden Truppen. In vertraulichen Gesprächen regte er auch nochmals den Gedanken an, die kleinen Despoten der Emilia an die Mündung der Donau zu versetzen. Napoleon stimmte zu, doch der Widerwille der Mächte gegen jede starke Aenderung ließ den Plan scheitern.

Die Zeit verstrich, das Friedenswerk näherte sich dem Abschluß. Da lenkte eine Verbalnote Cavour's vom 27. März, von dem Romagnolen Minghetti entworfen, die Augen des Kaisers nochmals auf den Kirchenstaat. Mit feiner Berechnung weiß der Italiener hier wiederum auf alle dynastischen, nationalen und conservativen Neigungen Napoleon's III. zu wirken. Er geht aus von den Reformplänen, die einst der Prinzpräsident in seinem Briefe an Edgar Ney ausgesprochen, doch er verzichtet auf das Unmögliche, auf die Selbstvernichtung der

Theokratie. Nur der Theil des Landes, den allein Oeſterreichs Waffen dem Papſte erhalten, nur die Romagna ſoll dem Joche des Kirchenregiments entriſſen werden. Nun ſchildert er, wie Oeſterreich die Romagna in Wahrheit als ſeine Provinz behandle, wie das conſervative Volk durch den Druck der fremden Beſatzung der Umſturzpartei zugeführt werde, wie das Land nur Einen Wunſch hege: Herſtellung jener geordneten weltlichen Regierung, die ihm einſt der erſte Napoleon geſchenkt. Die Verwaltung der Romagna muß ſäculariſirt, von dem Kirchenſtaate getrennt, durch einen weltlichen Statthalter des Papſtes geleitet werden. Der Vorſchlag entſprang aus der Natur der Dinge; er war ſchon auf dem Wiener Congreſſe von dem Miniſter des Königreichs Italien, dem Grafen Aldini, faſt mit denſelben Worten aufgeſtellt worden. Aber mit Recht fragten die beſorgten Gegner: welch eine unabſehbare Bewegung wird ſich entfeſſeln, wenn jetzt in Bologna ein Parlament zuſammentritt!

Die Note wirkte; der Kaiſer erlaubte, daß Graf Walewski am 8. April in der Sitzung des Congreſſes die italieniſchen Dinge zur Sprache brachte. Damit war für den Grafen das Spiel gewonnen; denn die unhaltbare Lage ſeines Landes ſprang in die Augen, ſelbſt eine hochconſervative Diplomatenverſammlung konnte die gräulichen Mißſtände nicht verkennen. Cavour ſprach mit Schonung über Neapel; noch war die Hoffnung, die Bourbonen für die nationale Sache zu gewinnen, nicht gänzlich aufgegeben. Zudem ſpannen die Murats ſeit dem orientaliſchen Kriege vielgeſchäftig ihre Ränke — Beſtrebungen, welche Napoleon heimlich begünſtigte. Der Piemonteſe aber warnte die engliſchen Diplomaten vor den Umtrieben der Murats und wendete alſo die volle Wucht ſeines Angriffs gegen Oeſterreich und den Papſt; die römiſche Frage galt ſeit Jahrzehnten in der diplomatiſchen Welt als der Kern der italieniſchen Verwicklung, und an ihr hing untrennbar die Herrſcherſtellung Oeſterreichs. In erregter Debatte trat Cavour als Ankläger gegen die Hofburg auf, und Niemand von den Anderen wagte die Haltung Oeſterreichs offen zu vertheidigen. Selbſt Graf Buol mußte die unleidliche Lage Italiens mit halben Worten zugeſtehen; ſein Auftreten ward ohnedies beengt durch die ſtille Hoffnung, Frankreich zu Oeſterreich hinüberzuziehen. Im Uebrigen ſtand er feſt auf dem Boden der Verträge, verſchmähte auch ſophiſtiſche Erbärmlichkeiten nicht: wenn Piemont das Städtchen Mentone des Fürſten von Monaco mit fünfzig Mann beſetzt halte, warum ſolle Oeſterreich ſein Heer aus der Romagna zurückziehen? — Man ging aus einander ohne

einen Beſchluß. Dann faßten Cavour und ſein Amtsgenoß Villamarina noch einmal die Klagen Italiens zuſammen in einer Zuſchrift an Lord Clarendon und Graf Walewski, die alsbald zum Befremden der Weſtmächte veröffentlicht wurde. Zu welchen Verirrungen werde die Gluth der Südländer ſich hinreißen laſſen, wenn das Syſtem der Unterdrückung und gewaltſamen Reaction fortwähre! Piemont allein ſei unabhängig von Oeſterreich und ein Bollwerk wider die Revolution; mit ihm müſſen ſich die großen Mächte verſtändigen, um dem drohenden Umſturz vorzubeugen.

Inzwiſchen verbrachte der Graf lange Stunden in vertrautem Zwiegeſpräch mit den Staatsmännern der Weſtmächte. Lord Clarendon hatte vor dem verſammelten Congreſſe das Regiment des Papſtes eine Schmach für Europa genannt und zornig ausgerufen: mit der Verweigerung jedes Zugeſtändniſſes an Italien wirft Oeſterreich dem geſammten liberalen Europa den Handſchuh hin! Unter vier Augen ſprach er noch rückſichtsloſer. Solche Worte erweckten dem hoffnungsvollen Piemonteſen den Wahn, das Cabinet von St. James ſei zu bewaffneter Hilfe bereit, ſei von ebenſo lebhaftem Eifer für Italien beſeelt wie ſein Geſandter in Turin, Cavour's Freund Sir James Hudſon. In Cavour's feurigem Weſen lag, gleichwie in der Natur Friedrich's des Großen, eine ſtarke Neigung zu übertriebenen Hoffnungen — ein nothwendiger Fehler, ohne den er nie der Befreier ſeines Volkes geworden wäre. Noch jetzt baute er zuweilen Luftſchlöſſer und hielt für möglich, daß Oeſterreich gegen eine Summe Geldes ſeine italieniſchen Provinzen abtreten werde. Offenbar hatte er den Briten gründlich mißverſtanden. Ich laſſe dahingeſtellt, ob der Lord im Eifer des Geſprächs ein Wort zu viel geſagt oder ſchlau verſucht hatte, durch freundliche Vorſpiegelungen dem Piemonteſen Geſtändniſſe zu entlocken. Genug, der weitere Verlauf beweiſt, daß die Staatsmänner Europas — mit Ausnahme der Piemonteſen und des Kaiſers Napoleon — von der nahenden großen Umwälzung gar nichts ahnten. Ein Abſtecher nach England, auf den Rath des Kaiſers unternommen, belehrte den Grafen ſchnell, wie wenig er von der Thatenſcheu dieſes Hofes zu erwarten habe. Seine Hoffnung ſtand fortan auf Frankreich allein. Er hatte mit dem Vertrauten Bixio lebhaften Umgang gepflogen und von dem Kaiſer ſelber ermuthigende Zuſicherungen erhalten — ſoweit ſich bei dem phlegmatiſchen Zauderer von Zuſicherungen reden läßt. Er war überzeugt, daß Napoleon einen neuen italieniſchen Krieg wünſche, und

gedachte der kaiſerlichen Worte: „ich habe eine Ahnung, daß dieſer Friede nicht dauern wird; die Befreiung Italiens wird ſich in fünf Aufzügen vollziehen, heute ſtehen wir im dritten!“

So kehrte er heim, „ohne das mindeſte kleine Herzogthum in der Taſche,“ und doch gehobenen Muthes. War es ein Nichts, daß dies kleine Piemont, ſoeben noch als der Herd der Revolution von allen Seiten beargwohnt, jetzt als der Wortführer Italiens, als Kläger wider Oeſterreich unter dem Beifall ſelbſt der ruſſiſchen Staatsmänner auftreten durfte, und Italiens Klagen feierlich in das Protokoll des europäiſchen Rathes eingetragen wurden? Dem toscaniſchen Miniſter „gerann das Blut in den Adern“, wenn er die ſchamloſen Reden des Piemonteſen las. Vergeblich ſprach der neapolitaniſche Geſandte zu Turin mit erheuchelter Geringſchätzung von dem überſchuldeten, durch Parteien zerriſſenen Staate. Oeſterreich verſtand den Ernſt des Augenblicks; ein Rundſchreiben der Hofburg an die italieniſchen Höfe verwarf feierlich die Anmaßung Piemonts, das den Beſchützer Italiens ſpielen wolle, behielt dem Kaiſerhauſe das Recht vor, jederzeit auf Anrufen der verbündeten Höfe ſeine Truppen in die Nachbarſtaaten zu ſenden. Deutſchland dagegen ließ ſich nichts träumen von der gewaltigen Verſchiebung aller Machtverhältniſſe, die in der Stille ſich vollzog. Man lachte des vielgeſchäftigen kleinen Miniſters: was ſei er denn anders als ein Staatsmann der Ultimo-Abrechnung, gleich den Schwindlern des zweiten Kaiſerreichs? Selbſt einer unſerer kundigſten Publiciſten, C. F. Wurm, erklärte ſpöttiſch, Piemont ſei betrogen um den Lohn ſeiner Kriegsthaten. Auch die Partei Mazzini's blieb unbelehrt; ſoeben machte eine ſchwülſtige Ode Victor Hugo's die Runde durch ihre Blätter: „ſeid auf der Hut, auf der Hut, daß nicht im Kleide des falſchen Propheten Kain herniederſteigt von den Quellen des Po!“ Die ungeheure Mehrheit der Patrioten aber bewies ein wunderbar feines Verſtändniß für die Pläne des Miniſters. Unermeßlicher Beifall erklang, ſelbſt Graf Revel ſtimmte für die Regierung, nur La Margherita und eine Handvoll unverbeſſerlicher Reactionäre widerſprachen, als Cavour im Mai dem Parlamente Rechenſchaft ablegte von ſeinem diplomatiſchen Feldzuge und mit Worten, die einer Kriegserklärung gleich kamen, verſicherte: ich habe mich von dem Grafen Buol getrennt mit der Ueberzeugung, daß die Grundſätze der beiden Höfe unvereinbar ſind! Die begeiſterte Jugend grüßte den Miniſter als den Zauberer, der dieſem Volke den verheißenen principe des Machiavelli ſchenke.

„Die Italiener Toscana's" ſendeten dem „Redner Italiens" ſeine Büſte mit den Worten ihres Dante: „ihm, der Italien vertheidigt mit offenem Viſier!" — und als ob man nicht genug erinnern könne an die Propheten der Einheit, ſchrieben die Patrioten auf den Ehrenſäbel, den ſie an La Marmora überreichten, jene Verſe des Petrarca, die den verheißenden Schluß von Machiavelli's Principe bilden: „iſt doch die alte Mannheit noch nicht erſtorben in italiſchen Herzen."

Schwerer denn all dies wog die Bundesgenoſſenſchaft eines Mannes, der, eine Macht für ſich ſelber, jetzt wieder in das politiſche Leben eintrat. Daniel Manin trug den Namen des letzten Dogen von Venedig; die Herrlichkeit der Lagunenrepublik zu erneuern war der Traum ſeiner Jugend. Ihm ward beſchieden was er geträumt; er durchglühte als Dictator von Venedig ſein weichliches Volk mit dem Feuer ſeiner eigenen großen Seele, lenkte durch lange Monate namenloſer Leiden das Ruder des kleinen Freiſtaats mit ſicherer Kraft, als ſeien die Tage der Foscari und Coleoni wiedergekehrt. Niemand in Italien durfte mit beſſerem Rechte als er an die Ewigkeit des republikaniſchen Gedankens glauben. In Paris ſodann ging der landflüchtige Mann abermals durch eine Schule des Elends: Weib und Kind ſtarben ihm hinweg, er ſelber mußte als Sprachlehrer kümmerlich ſein Brod verdienen, ward von ſchwerer Krankheit daniedergeworfen. Aber die Leiden des Exils, die den gemeinen Menſchen verbittern und in ſeinem Wahn beſtärken, wurden dieſem lichten Geiſte ein Quell der Selbſterkenntniß: auf ſeinem Siecheubett in ſchlafloſen Nächten ging ihm die Einſicht auf, daß die Erhebung Venedigs geſcheitert war durch eigene Schuld — durch den Particularismus der Republikaner. Als er im Jahre 1854 zuerſt wieder ſeine Stimme erhob und dem Lord Ruſſel, der den Italienern Mäßigung predigte, kurzab erwiderte: „Reſignation iſt Feigheit für ein Volk unter fremder Herrſchaft; wir fordern von Oeſterreich nicht daß es mild regiere, wir fordern daß es gehe!" — da ſtimmten alle Heißſporne unter den Flüchtlingen jauchzend ein in dies ſtolze qu'elle s'en aille! Doch welch ein Wuthgeſchrei unter den Anhängern Mazzini's, als Manin darauf mit erhabenen Worten die Niedertracht des politiſchen Mordes verdammte und mit der grauſamen Folgerichtigkeit eines ſcharfen Realiſten die Sätze ſeiner neuen Erkenntniß entwickelte: Die Republik iſt unmöglich, da Piemont von ſeiner Krone nicht laſſen will; ein monarchiſcher Staatenbund wäre ein

Bund der Fürſten wider das Volk; darum bleibt nur Eines, der monarchiſche Einheitsſtaat. „Schaffet Italien, ihr Fürſten des Hauſes Savoyen, und ich bin mit Euch; wo nicht, nicht! Unabhängigkeit und Einigung (unificazione) ſei unſer Wahlſpruch!“ Damit hatte der Venetianer die alte unheilvolle Politik des Entweder-Oder aufgegeben, die nur mit der ſofortigen unbedingten Einheit des Landes ſich begnügen wollte; er erkannte jetzt, daß auch die ſchrittweis vorgehende Vergrößerung Piemonts zum Ziele führen könne. Die radikale Preſſe lärmte wider den beſtochenen Verräther, der ſich bald den beſtverleumdeten Mann Europas nennen durfte und ſelbſt ſein Leben durch die Dolche der fratelli Mazzini's bedroht ſah. Auch die ſtillvergnügten Particulariſten in Piemont zuckten die Achſeln: Manin iſt allein, eine nationale Partei, wie er ſie erſehnt, beſteht nirgends! Der Apoſtel des Einheitsſtaats fand daheim einen thätigen Helfer von höchſter Uneigennützigkeit in dem Marcheſe Giorgio Pallavicino, der vormals in den Kerkern des Spielbergs unter der väterlichen Fürſorge des guten Kaiſers Franz geſchmachtet hatte und jetzt ſeinen reizbaren unſtäten Sinn dem überlegenen Genoſſen unterordnete. Die Flugſchriften Manin's, Meiſterwerke gedrungener, einſchneidender Beredſamkeit, überſchwemmten das Land. Sein Anhang wuchs mit dem Vertrauen, das durch Piemonts kühne Staatskunſt erweckt ward.

Alſo wurde durch Manin's Lehre und Cavour's Beiſpiel die neue nationale Partei gebildet, und ſeltſam, die beiden Bundesgenoſſen verkehrten nicht mit einander. Der Dictator von Venedig baute ſeine Hoffnungen lediglich auf den offenbaren Gang der Turiner Politik, auf vereinzelte Mittheilungen aus dritter Hand und auf einige deutliche Winke, die von oben kamen: ſo erſchien bald nach dem Congreß eine halbamtliche Schrift aus den Tuilerien „Italien und Frankreich im Jahre 1848,“ die für die neue Erhebung ein feſtes Bündniß zwiſchen den beiden großen romaniſchen Völkern verlangte und bereits Savoyen als den Preis des Bundes nannte. Unheimliche Gerüchte, von den Mazziniſten emſig verbreitet, hochgefährlich für das alte böſe Mißtrauen der Nation, beirrten die Patrioten. Auch Cavour wird uns verrathen, ſchrieb der Tollkopf Montanelli, wie weiland Karl Albert, „der Meineidige von 21, der Schlächter von 33, der Verſchacherer Venedigs von 48.“ Für erwieſen galt, daß der Turiner Hof die Umtriebe der Murats begünſtige. Nur Manin blieb unentwegt in ſeinem Vertrauen: Cavour

ist zu klug, zu ehrgeizig, um dem Rufe der Nation sich zu versagen; eine Regierung muß anders reden als wir, die wir die Revolution sind.*)

Bald fand sich zu Manin und Pallavicino noch ein dritter Erwecker der Geister hinzu: der Sicilianer Giuseppe La Farina — ein erprobter Kämpe der Republik gleich dem Venetianer. Der gewandte Vielschreiber hatte soeben in seiner „Geschichte Italiens seit 1815" den Ernst seiner Vaterlandsliebe, die Nüchternheit des bekehrten Radikalen bekundet; doch erst in der praktischen Politik wuchsen seinem Talente die Schwingen. Denn wie kein Zweiter verstand der schöne Mann mit dem milden und festen Wesen die Herzen zu gewinnen. Treu und wahrhaft, rein und uneigennützig in seiner bitteren Armuth, setzte er den letzten Hauch des Leibes und der Seele für sein Vaterland ein — eine ungeheure Arbeitskraft, die ihm ermöglichte, die gesammte Correspondenz des Nationalvereins außerhalb Piemonts allein zu schreiben und dergestalt drei Jahre lang die Wachsamkeit der österreichischen Polizei zu täuschen. Im September 1856, als Kossuth und die Genossen Mazzini's mit höchster Bestimmtheit von den muratistischen Ränken des Grafen erzählten, faßte sich der Sicilianer ein Herz und fragte gradeswegs bei dem Minister an, wessen man sich zu versehen habe von seinen geheimen Plänen. Eine frohe Enttäuschung erfolgte, der Bund ward geschlossen zwischen dem Minister und den Patrioten. Durch den neuen Freund empfing der Graf genaue Kunde von den geheimen Arbeiten der nationalen Partei, die er wenig, und von der erregten Stimmung jenseits der piemontesischen Grenze, die er gar nicht kannte. Um Sonnenaufgang, zu der Stunde, die in Italien die verschwiegenste des Tages ist, pflegte fortan La Farina im Palaste Cavour's vorzusprechen; dort tauschten die Beiden rauchend Gedanken und Pläne aus, und beim Abschied hieß es wohl: „Thun Sie was Sie können. Aber vor der Welt werde ich Sie verleugnen wie Petrus seinen Heiland!" Jedermann glaubte dem Sicilianer, wenn er in seinen Schriften beharrlich versicherte, die Absichten der Regierung seien ihm gänzlich verhüllt. Und nicht bloß vor der Welt, selbst vor den nächsten Freunden und Amtsge-

*) Cavour hat keineswegs zur Zeit des Pariser Congresses mit Manin sich verständigt, wie man aus einer unklaren Redewendung Henri Martin's (Daniel Manin, Paris 1861, p. 363) schließen könnte. Die obige Darstellung beruht auf den Lettere di Daniele Manin (Torino 1859) und auf dem Epistolario di Giuseppe La Farina, edt. A. Franchi (Milano 1869), namentlich Bd. II. S. 22 und S. 426 ff.

noſſen Cavour's blieben dieſe Zuſammenkünfte durch viele Monate verborgen. Auch die Partei Rattazzi's im Parlamente, welche ſich rühmte, daß der Graf ihr diene, wurde vielmehr von ihm an unſichtbaren Fäden gelenkt.

Im Auguſt 1857 entſtand der Nationalverein, unter dem Vorſitz Pallavicino's und Garibaldi's, in Wahrheit geleitet durch den Secretär La Farina — die erſte große politiſche Geſellſchaft in Italien, die alles Sektenweſen gänzlich verwarf. Der Verein wirkte öffentlich, der piemonteſiſchen Freiheit froh, und auch in den geknechteten Ländern Italiens, wo er gezwungen war geheim zu arbeiten, mahnte er ab von Verſchwörungen und Aufläufen, gewöhnte die Nation, auf den Krieg, auf geordnete militäriſche Kräfte zu hoffen. Er ſtachelte den nationalen Stolz durch die bittere Frage: „wozu nützt uns der italieniſche Genius, wenn Talente zu beſitzen in vier Fünfteln Italiens ein Unglück, ſie zu gebrauchen ein Verbrechen iſt? Was frommt es uns der Welt einen Caeſar und Bonaparte geſchenkt zu haben, wenn die Soldaten Italiens als Hilfstruppen der Croaten dienen müſſen?“ Das Programm des Vereins ſagte vorſichtig nur: für die Erreichung ſeiner Ziele ſei nothwendig die Thätigkeit des italieniſchen Volks, nützlich die Hilfe der piemonteſiſchen Regierung. Doch die Führer wußten längſt, daß ohne den Staat und das Heer Piemonts die Bewegung im Sande verlaufen mußte. „Was ſoll, ſchrieb La Farina zur Belehrung der Phraſenhelden, was ſoll das harmloſe Kälbchen Italien beginnen unter ſo vielen gewappneten Adlern, Löwen und Leoparden, wenn es ſich in die Unmöglichkeit verſetzt ſeine Hörner zu gebrauchen? Wir glauben an den Fortſchritt des Guten, nicht an das Ende des Böſen auf der Welt.“

Der Dictator Venedigs ſollte die Früchte ſeines Thuns nicht ernten; bald nachdem er das erſte Manifeſt des neuen Vereins unterzeichnet, unterlag Manin der furchtbaren Arbeit, die ihm den Schweiß des Hirns, das Blut des Herzens entpreßte. Und gleich ihm ſollten in wenigen Jahren faſt alle Führer dieſer herzerſchütternden Bewegung dahingehen: La Farina, Farini und Cavour ſelber. Denn auch aus Cavour's leichten Umgangsformen brach dann und wann ſchreckhaft die wilde Gluth, die ſein Herz verzehrte, hervor. Er erbleichte, als man ihm erzählte, wie die Knechte der Barclayſchen Brauerei den k. k. Frauenpeitſcher Haynau mißhandelt hatten, und rief mit zitternder Stimme: „ich ſage Ihnen, dieſe Brauer von London haben Italien eine Lection gegeben!“ Wie arm erſcheint neben ſolcher dämoniſchen Leidenſchaft der Patrioten

des Südens jene ſatte, behagliche Verzweiflung am Vaterlande, die zur ſelben Zeit unter den deutſchen Liberalen vorherrſchte! Wie erbärmlich vollends die deutſche Phraſenſeligkeit neben dem klaren entſchloſſenen Realismus der Südländer! Der Verein La Farina's behandelte alle kirchlichen, ſocialen, politiſchen Streitpunkte als offene Fragen und verfocht nur die eine Loſung: Krieg gegen Oeſterreich, Victor Emanuel König von Italien! Sein deutſches Gegenbild faßte Reſolutionen über Erbfriedriche und öſterreichiſche Schmerzenskinder, über Alles was da kreucht und fleucht zwiſchen Himmel und Erde, und betrachtete nur das Eine, daran Deutſchlands Zukunft hing, die ſogenannte preußiſche Spitze, als eine offene Frage. Darum ward der Nationalverein der Italiener eine Macht in der Geſchichte ſeines Landes, der deutſche Nationalverein hat ſeinen Lohn dahin.

Der alte Wunſch Cavour's, es ſolle fortan nur zwei Parteien geben, Particulariſten und Nationale, näherte ſich der Erfüllung; die vollſtändige Vereinigung aller Patrioten unter einem Banner ward freilich hintertrieben durch den eitlen Uebermuth Mazzini's. Nimmermehr mochte der Gründer des „jungen Italiens" ertragen, daß jetzt ein wirkliches junges Italien ſich erhob, begeiſtert für die Ideale einer neuen reiferen Zeit. Er hatte kein Ohr für die Bitte Manin's: „ich erkenne dem Genueſen den Namen des großen Italieners zu, aber jetzt beſchwöre ich ihn ſich zurückzuziehen." Er witterte Verrath, da La Farina ſich dem Parteiterrorismus der Rothen entzog und die nüchterne Wahrheit bekannte: „zuerſt muß Italien daſein, leben; dann erſt kommt die Frage, wie es ſein Leben einrichten will". Als nun die Mehrzahl der denkenden Radikalen, die Flüchtlinge in Turin faſt ſämmtlich, zu dem Nationalverein übertraten, da beſchloß er zu zerſtören wo er nichts ſchaffen konnte — nach dem brutalen Brauche ſeiner Partei, der ſchwachen Köpfen als Kühnheit gilt. Er ſtiftete in Genua einen Geheimbund, welcher mit nichtswürdigen Ränken den Briefwechſel des Nationalvereins zu durchkreuzen ſuchte. Bald ging die Saat des Unheils auf: in Modena erwachte wieder der alte reactionäre Geheimbund der Sanfediſten. Unerſchrocken kämpfte der piccolo corriere d'Italia, das Sonntagsblatt des Nationalvereins, gegen die Thorheit von rechts und links. La Farina wußte, daß Revolutionen immer nur das Werk einer Minderheit ſind, doch er wiederholte auch unabläſſig die Lehre: eine Verſchwörung vermag den Boden zu ebnen für eine Umwälzung, niemals eine Revolution zu ſchaffen.

Cavour ſcherzte oft: „es giebt einen Stand der Gnade für Miniſter und Ehemänner; ſie merken es nicht, wenn die Liebe ſchwindet.“ Er ſelber hat ſolchen Gnadenſtand nie gekannt, er folgte wachſam jedem Wellenſchlage der öffentlichen Meinung, empfand mit tiefem Kummer, der ſtill an ſeinem Leben nagte, die raſenden Schmähreden der Rothen. Der Graf ließ um dieſe Zeit die Briefe de Maiſtre's herausgeben; denn Mark und Bein erſchütternd klang aus dem Munde des frommen Katholiken der Hannibalshaß wider Oeſterreich. Doch benügte er ſich die Bewegung der Geiſter aus der Ferne zu leiten. Der Nationalverein blieb in ſtolzer Unabhängigkeit, verſchmähte jede Unterſtützung von der Regierung — um dem Miniſter Verlegenheiten, ſich ſelber arge Nachrede zu erſparen — empfing nur durch La Farina die Rathſchläge des Meiſters. Cavour's freier Sinn duldete nicht einmal eine officiöſe Zeitung; die feſte Mannszucht der Patrioten erlaubte ihm auf die Treue der unabhängigen Parteiblätter zu bauen. Behutſam wahrte er ſelbſt gegen La Farina die verantwortliche Stellung des handelnden Staatsmannes. „Gewiß, ſagte er dem Vertrauten, Italien wird eine Nation werden nach den Plänen Ihres Vereins; doch ob in zwei, in zwanzig oder hundert Jahren, das weiß ich nicht.“ Von hohem Werthe war ihm die derbe formloſe Soldatenart des Königs, welcher noch manchmal in ſeine bigotten Gewiſſensbedenken zurückfiel und dennoch mit den Männern der Linken, ſogar mit Broſſerio, als guter Kamerad verkehrte: auch die radikalen Piemonteſen bauten auf den Rè galantuomo.

Noch bei Manin's Lebzeiten gaben die Flüchtlinge dem Turiner Hofe ein erſtes Zeichen des Vertrauens. Sie veranſtalteten eine große Sammlung, um die Feſtung Aleſſandria zu rüſten, und die Namen Boſton und Philadelphia auf den neuen Kanonen bekundeten, daß ringsum in der Welt die verſprengten Söhne des Vaterlandes an die Zukunft des Hauſes Savoyen glaubten. Eine Gegendemonſtration, die Mazzini verſuchte, ſcheiterte kläglich. Seitdem häuften ſich die Beweiſe des Zutrauens. Ein reicher Venetianer der Terra ferma vermachte dem Grafen ſein ganzes Vermögen zum Beſten der Volksſchulen Piemonts. Mit erſtaunlicher Geduld ließ die Nation ihren Staatsmann gewähren; Jedermann, ſagten die Italiener ſpäter, Jedermann war ſtolz, der Mitwiſſer eines ſo großen Geheimniſſes zu ſein. Garibaldi ſchrieb kurz vor dem Kampfe: „Cavour kann Alles — nun thue er auch Alles und noch etwas mehr!“ Allein Neapel rechtfertigte noch immer den Namen des Regno, der

ſchon im Mittelalter die träge Selbſtgenügſamkeit dieſes großgriechiſchen Sonderlebens bezeichnete. Der Süden blieb ſtumm, die übrige Nation war einig, und Cavour ſelbſt ſchilderte am Ende ſeiner Laufbahn den Muth und Einmuth dieſer glorreichſten Jahre der Italiener alſo: „Ja, zwölf Jahre lang war ich ein Verſchwörer mit allen meinen Kräften, um meinem Vaterlande die Unabhängigkeit zu ſchaffen. Aber ich war ein eigenthümlicher Verſchwörer, ich verkündete mein Ziel im Angeſichte des Parlaments und an allen Höfen von Europa. Ich führte mit mir das ganze oder faſt das ganze ſubalpiniſche Parlament, in den letzten Jahren waren faſt alle Mitglieder des Nationalvereins meine Adepten und Genoſſen, und heute verſchwöre ich mich mit 26 Millionen Italienern.“ Nicht leere Eitelkeit hieß den Miniſter die Männer der nationalen Partei ſeine Adepten nennen; denn ſo gewiß im Leben der Völker die That ſchwerer wiegt als das Wort, ebenſo gewiß war Cavour der Meiſter dieſer Revolution.

In Wien war man den Verhandlungen des Congreſſes mit ſchwerer Sorge gefolgt. Kaiſer Franz Joſeph verſuchte endlich, durch Milde ſeine italieniſchen Unterthanen zu gewinnen, gab im December 1856 die Güter der lombardiſchen Flüchtlinge frei, kam im folgenden Monat ſelber nach Mailand, ermahnte den Papſt und die Bourbonen zur Mäßigung. Aber die Zeit der Verſöhnung war vorüber; auch der neue Statthalter, der wohlmeinende Erzherzog Max, konnte die Wunden, die der kaiſerliche Stock geſchlagen, nicht mehr heilen. Während der Kaiſer in Mailand weilte, ſandte die lombardiſche Hauptſtadt ein reiches Geſchenk nach Turin, auf daß vor dem Palaſte des ſubalpiniſchen Parlaments dem glorreichen Heere Italiens ein Denkmal errichtet werde. Mit Schadenfreude ſah Cavour dem verſpäteten ſchwächlichen Beſſerungsverſuche zu. In der That fiel die Wiener Politik alsbald in ihr altes Unweſen zurück. Herriſcher denn je verlangte die Hofburg im Februar 1857 die Bändigung der piemonteſiſchen Preſſe und forderte Rechenſchaft wegen der Kanonen von Aleſſandria. Abermals verwies Cavour trotzig auf die Freiheit des einzigen glücklichen Staates der Italiener; er fragte höhniſch, ob Piemont ein Vertrauenszeichen der Italiener abweiſen ſolle. Da brach Oeſterreich den diplomatiſchen Verkehr mit Turin gänzlich ab, und Cavour ließ auf die Drohungen der Mailänder Zeitungen unzweideutig erwidern: „in den Kämpfen, welche um die großen Grundſätze der Civiliſation und der Gerechtigkeit begonnen werden, entſcheidet heute nicht mehr allein die Zahl der Sol-

daten noch die Ausdehnung des Gebietes!“ Ein Vermittelungsverſuch, von Preußen unternommen, offenbarte nur die tiefe Kluft zwiſchen den beiden Cabinetten.

Der Graf feierte ſodann den Triumph, daß Oeſterreich den Zollvertrag mit Modena auflöſen mußte, weil Piemont kraft des Mailänder Friedens dieſelben Begünſtigungen wie Modena forderte. Seitdem ſteuerte Cavour geradeswegs dem Kriege entgegen. Die neuen Feſtungswerke, die Oeſterreich auf fremdem Boden in Piacenza errichtete, gaben dem Turiner Hofe willkommenen Vorwand, für die Sicherung des eigenen Landes zu ſorgen. Niemand ſprach mehr von dem vielgerühmten usbergo di Savoia der alten Zeit, von den kleinen Feſten, welche die Klauſen der Alpenthäler gegen Frankreich deckten. Der neue Schild Piemonts ward gegen Oſten gekehrt. Caſale, deſſen Verſtärkung der Kriegsminiſter ſchon vor Jahren eigenmächtig begonnen hatte, ſollte mit Aleſſandria und Valenza durch Eiſenbahnen verbunden werden, und dergeſtalt zwiſchen Po und Tanaro ein Feſtungsdreieck entſtehen, das dem kleinen heimiſchen Heere geſtatte, die Ankunft fremder Hilfe abzuwarten. Mit unerhörter Offenheit bekannte Cavour dieſen Zweck dem Parlamente; der Plan ward genehmigt, obgleich die Geſinnungshelden der Linken weihevoll klagten: „nicht feſte Mauern vertheidigen das Vaterland, ſondern die ſtarken Herzen ſeiner Bürger.“ Im Jahre 1850, als Cavour den Vorſchlag ausſprach, die herrliche Bucht von La Spezzia zu einem Kriegshafen erſten Ranges zu erheben, hatte Gioberti höhniſch gefragt: „das kleine Piemont wird doch nicht einen grandioſen Gedanken des erſten Napoleon verwirklichen wollen?“ Jetzt wurde ernſtlich Hand an's Werk gelegt, und der Graf antwortete nur mit ſeinem ausgelaſſenen Gelächter, als man bedenklich meinte: wie können wir dicht an den Grenzen Modena's ein ſo koſtbares Werk, den Oeſterreichern eine leichte Beute, errichten?

Was gab dem Grafen den Muth, dies hohe Spiel zu ſpielen, das mit dem Bankrott oder dem Kriege endigen mußte und ſelbſt manchem ſeiner Freunde eine Tollheit ſchien? Er hatte immer an die natürliche Gemeinſchaft der romaniſchen Völker geglaubt und als ein echter Italiener die Bewunderung für ſeinen größten Landsmann, für den Schöpfer des Code Napoléon nie verleugnet. Seit dem Congreſſe wußte er, daß der Erbe dieſes Namens den Hoffnungen der Italiener ungleich näher ſtand als das franzöſiſche Volk. Es fehlte zwar nicht an bedenklichen Anzeichen, die von dem zaudernden Schwanken des Kaiſers

ſucht hatte ſich dem Grafen zu nähern? Ungeſtüm verlangte der Kunde gaben. Graf Walewski tadelte mit ſcharfen Worten den unnützen Lärm, den das kleine Piemont in der Welt errege. Bald nach dem Congreſſe begannen Oeſterreich und Frankreich tiefgeheime Verhandlungen mit dem Papſte wegen der Verwaltung des Kirchenſtaats — Unterhandlungen, die der Wiener Hof ſelbſt vor den preußiſchen Diplomaten in Abrede ſtellte. Das Ergebniß war — eine noch innigere Verbindung der Curie mit der Hofburg; Napoleon aber rief ſeinen ultramontanen Geſandten Rayneval aus Rom zurück, erſetzte ihn durch den Herzog von Grammont. Cavour empfing unterdeſſen von dem treuen Villamarina beruhigende Berichte über die Abſichten des Kaiſers und bald ſtand er ſelber im Briefwechſel mit den Tuilerien. Er hörte gelaſſen die Vorwürfe der franzöſiſchen Diplomaten an; nur einmal, da der Geſandte Talleyrand in ſeinen friedfertigen Ermahnungen allzu eifrig ward, ging der Graf an ſeinen Schreibtiſch und zeigte dem Erregten die Handſchrift ſeines Kaiſers. Der Herzog von Grammont klagte einſt: „Cavour iſt toll geworden; von England kann er doch unmöglich ſo feſte Zuſicherungen haben.“ Da erwiderte eine Freundin des Miniſters: „iſt es denn noch nie geſchehen, daß ein Souverän hinter dem Rücken ſeiner Diplomaten ſeine Fäden ſpinnt?“ Der Franzoſe aber fuhr erſchreckt in die Höhe: „da können Sie ein wahres Wort geſprochen haben.“

Seit dem letzten Kriege war die Gruppirung der Mächte gänzlich verſchoben. Rußland und Frankreich ſtanden in gutem Einvernehmen, die Zuſammenkunft der beiden Kaiſer zu Stuttgart (Septbr. 1857) galt ſicherlich auch der italieniſchen Frage. Von England hoffte Cavour nichts mehr ſeit jener Londoner Reiſe; auch die Patrioten Siciliens, die das engliſche Cabinet oftmals mit ihren Aufſtandsplänen behelligt, gaben jetzt den Lord Fenerbrand auf, und nachdem gar die Torys an das Ruder gelangt, ſtand England entſchieden auf Oeſterreichs Seite. Daher mußte Cavour in allen Händeln, die dem orientaliſchen Kriege entſprangen, in den Streitigkeiten über Rumänien, Serbien, Montenegro, die Meinung Frankreichs und Rußlands unterſtützen. Auch auf Oeſterreichs innere Feinde mußte er zählen, wie Jeder, der einen Entſcheidungskampf gegen das Völkergemiſch des Donaureiches wagt. An den Nationalverein erging die Weiſung, man ſolle beim Ausbruch des Krieges die ungariſchen Regimenter zu gewinnen ſuchen. Die Diplomatie Piemonts, deren verſchlagene Umſicht mit dem alten Ruhme

der Venetianer wetteiferte, ſtand längſt in Verkehr mit der gemäßigten Partei des magyariſchen Adels; dringend beſchwor Cavour den getreuen La Farina, der alte Unheilſtifter Koſſuth, der plötzlich in Italien auftauchte, müſſe fern bleiben, dürfe nimmermehr Garibaldi's leicht beſtimmbares Gemüth bethören.

Die Furcht vor patriotiſchen Uebereilungen, welche den Verbündeten in den Tuilerien abſchrecken könnten, blieb unter den Sorgen dieſer drangvollen Jahre die ſchwerſte. Faſt in keinem der Briefe, die der Graf den Verſchworenen ſendet, fehlt die Mahnung: „jetzt iſt nicht die Zeit für Straßenkämpfe, für proviſoriſche Regierungen und ähnliche Thorheiten von 48". Cavour's Politik hätte in jedem anderen Lande als tollkühner Radicalismus gegolten; neben den Geheimbünden Italiens erſchien ſie hochconſervativ. Der Beweis ihrer Größe liegt in der Fülle widerſprechender Anklagen, welche aus Wien und Genua wider ſie geſchleudert wurden. Als Pallavicino einmal ſchwankte und im Parlamente den ohnmächtigen Künſten der Diplomatie den Frieden aufkündigte, da tröſtete der Miniſter: „in Paris und in der Krim iſt ein Same ausgeſtreut, den die Zeit und die Weisheit der Italiener zur Reife bringen werden;" dann verwies er auf „den großen Improviſator, die Geſchichte". Doch die Ungeduld der Radikalen griff der Geſchichte vor. Im Sommer 1857 brachen zu Genua und Livorno Unruhen aus, von Mazzini angezettelt; zu Parma herrſchte, ſeit der geheimnißvollen Ermordung des Herzogs, harter Kriegszuſtand, unheimliche Gährung im Volke; bald folgten Aufſtände in Neapel und Sicilien, wilde Bewegungen in den großen lombardiſchen Städten. Der Graf verſuchte auch von der Thorheit der Gegner Gewinn zu ziehen: Europa, ſagen ſeine Noten, hat den Hilferuf Italiens nicht hören wollen; jetzt bewährt ſich, was ich in Paris weiſſagte!

Im Januar 1858 ſollte das Seherwort abermals in Erfüllung gehen, ſchrecklicher als der Prophet geahnt. Felix Orſini unternahm den wahnſinnigen Mordanfall wider den Kaiſer; Napoleon, gewaltſam aufgeſcheucht aus ſeiner phlegmatiſchen Ruhe, verhängte die Schrecken des Sicherheitsgeſetzes über ſein Land. Wer durfte noch hoffen, daß der Kaiſer den Landsleuten Orſini's ſeine Hilfe leihen werde? Jetzt endlich, jubelte Graf Buol, müſſe der revolutionäre Staat ſeine Lection empfangen. War denn nicht allbekannt, daß der Mörder keineswegs zu der wildeſten Partei der Italiener gehörte und vor Kurzem noch ver-

Tuilerienhof von den gaſtfreien Staaten England, Belgien, Piemont und der Schweiz ſtrenges Einſchreiten wider die Flüchtlinge. Er forderte in Turin, daß Mazzini's Organ Italia e popolo verboten, eine Anzahl der gefährlichſten Flüchtlinge ausgewieſen, allen aber unterſagt würde in piemonteſiſche Zeitungen zu ſchreiben; gehorche man nicht, ſo werde der Kaiſer verzichten auf ſeine italieniſchen Pläne. Abermals, wie nach dem Decemberſtaatsſtreich, empfand der kleine Staat ſchwer ſeine Abhängigkeit von dem anmaßenden Nachbar. Ein radikales Blatt, das die That Orſini's geprieſen, wurde von den Geſchworenen freigeſprochen; die Preſſe Mazzini's predigte wieder das Evangelium des Tyrannenmordes, ſie hörte nicht, wie der Miniſter flehend ſchrieb: um Gottes willen, greifet mich an, aber ſchonet des Kaiſers!

Es war, nach Cavour's Geſtändniß, die ſchwerſte Gefahr, die jemals ſeiner Regierung gedroht. Doch das Anſinnen einer offenbaren Verfaſſungsverletzung empörte den Stolz des Piemonteſen. „Karl Albert, ſchrieb er an Villamarina, ſtarb in Oporto, um ſein Haupt nicht vor Oeſterreich zu beugen. Unſer junger König wird in Amerika ſterben oder nicht einmal, nein hundertmal am Fuße unſerer Alpen kämpfend fallen, ehe er mit einem einzigen Flecken die alte makelloſe Ehre ſeines edlen Hauſes beſudelt.“ Indem er alſo die Verfaſſung wahrte, betheuerte er zugleich lebhaft ſeine Entrüſtung über die Mordthat. Auf Napoleon's Wunſch erſchien ſodann im Turiner Staatsanzeiger der letzte, wahrſcheinlich apokryphe Brief Orſini's, der die Reue des Fanatikers, ſein Vertrauen auf den Kaiſer ausſprach. Cavour ſelber ermahnte in einigen einleitenden Worten die Jugend ſeines Landes, nach dem Vorbild jenes Verirrten feſte Zuverſicht zu hegen zu jenem erhabenen Willen, der Italien günſtig ſei. Wie die Dinge lagen, ward noch ein weiteres Zugeſtändniß an den erzürnten Freund in Paris unvermeidlich. Die Regierung ſchlug vor, daß Verſchwörungen gegen fremde Souveräne in Zukunft als Verbrechen beſtraft, die Geſchworenen nicht mehr ausgelooſt, ſondern durch den Bürgermeiſter und zwei Richter ernannt werden ſollten. Wohl klang es ſtattlich, wenn der Graf verſicherte: „wir gehorchen allein dem Drange unſeres eigenen Gewiſſens“; das ganze neugewonnene Anſehen des Staates beruhte ja auf ſeiner geſetzlichen Freiheit. Und gewiß ſprach Cavour ein tiefſinniges und wahres Wort, da er erklärte: die Preßfreiheit, ein Segen für alle inneren Fragen, werde leicht verderblich für die auswärtige Politik. Dennoch fühlte Jedermann, daß der Miniſter nur

die halbe Wahrheit ſagte, daß Napoleon jenes Geſetz gefordert hatte.

Die Stimmung im Hauſe ſtand ohnedies bedenklich. Die letzte Schilderhebung Mazzini's in Genua hatte die Beſitzenden beunruhigt, auch manche Behörden in das Lager der Reaction geführt. Und da Rom, wie der Miniſter vergnügt erzählte, bei den Wahlen im Herbſt 1857 ſeinen Prieſtern einen unbeſchränkten Credit auf die beſſere Welt eröffnete, ſo ging die clericale Partei beträchtlich verſtärkt aus dem Wahlkampfe hervor. Cavour mit der unverſieglichen Kraft ſeines Hofſens nahm die Schlappe leicht; er freute ſich, daß der fromme Adel jetzt in das parlamentariſche Leben hineingezogen werde: „die Meiſten, die als Clericale eintreten, werden als Conſervative hinausgehen.“ Der große Haufe dagegen ward — kraft einer Uuart, die mit der Sicherheit eines Naturgeſetzes in allen ähnlichen Kriſen wiederkehrt — durch die halbe Niederlage weiter nach links gedrängt. Man ruhte nicht, bis Rattazzi zurücktrat; er hatte jene Künſte der Wahlbeherrſchung, welche in dem freien Piemont nach romaniſcher Weiſe ſehr rückſichtslos angewendet wurden, allein gegen die Radikalen ſpielen laſſen und alſo den Ultramontanen in die Hände gearbeitet. Nur nach ſchweren Kämpfen ſtimmte dieſe argwöhniſch-liberale Mehrheit der neuen Freiheitsbeſchränkung zu. Eine verſchrobene, aufgeregte Debatte hob an, wobei die gemäßigten Liberalen als die Vertheidiger des Preßzwanges erſchienen. Erſt Farini traf den Kern des Handels mit den Worten: Oeſterreich iſt der Schwerpunkt des alten Europas, Frankreich der Schwerpunkt des neuen. Noch aufrichtiger bekannte Graf Mamiani, ein alter liberaler Miniſter des Papſtes, der jetzt dem Turiner Cabinet ſeinen treuen Beiſtand lieh: Ich habe einſt den Prinzen Ludwig Bonaparte mit unſerer Tricolore geſchmückt geſehen; heute muß unſere Selbſtverleugnung den Kaiſer feſthalten bei den Träumen ſeiner Jugend.

Trotz ſolcher ermuthigenden Zurufe blieb die Stimmung der Patrioten niedergeſchlagen. Wie ein gebrochener Mann ſchrieb Azeglio im Juni aus ſeiner Villa Cannero am Langen See: „Der Zweck meines Lebens iſt verfehlt. Ich werde dies feindliche Ufer mir gegenüber nie mehr italieniſch ſehen.“ Doch unerſchütterlich, als ſei nichts geſchehen, verharrte der Turiner Hof bei ſeiner aufreizenden nationalen Politik; er überhäufte im Frühjahr den Papſt mit Vorwürfen wegen der zahlloſen Verbannungen und der Mißverwaltung im Innern, klagte bei

den großen Mächten über den unendlichen Belagerungszuſtand in Modena. Denn während die klugen Leute in Deutſchland den Proceß Orſini's, die leidenſchaftlichen Bitten, die der Verurtheilte in ſeinem erſten, echten Briefe an den Kaiſer gerichtet, und die klug berechnete Vertheidigungsrede Jules Favre's vornehm als ein Gaukelſpiel belächelten, wußte Cavour längſt, wie tief die Worte des Verſchwörers in der Seele Napoleon's haſteten. Die Blutthat wurde dem Napoleoniden eine Mahnung, durch entſcheidende Thaten ſeinen Thron ſicherzuſtellen vor den Angriffen italieniſcher Banditen.

Auch diesmal, wie einſt da das Connubio geſtiftet ward, entſprang aus einem um Frankreichs willen vollzogenen reactionären Geſetze eine neue ſchwungvolle Epoche der italieniſchen Politik. In demſelben Augenblicke, da Azeglio jene verzweifelten Worte niederſchrieb, erſchien zu Turin Napoleon's Vertrauter, der Arzt Conneau, im tiefſten Geheimniß, alſo daß ſelbſt der franzöſiſche Geſandte nichts ahnte, und lud Cavour ein, in dem lothringiſchen Plumbersbade mit dem Kaiſer zu verhandeln. Italien frei bis zur Adria, ganz Oberitalien zu einem Königreiche vereinigt, Frankreich vergrößert durch Savoyen — ſo lautete die mündliche Abrede am 20. Juli. Ueber die Zukunft von Nizza, Toscana, Neapel gingen die Meinungen noch aus einander. Doch das Weſentliche, der Bund mit Frankreich zur Befreiung Norditaliens, war beſchloſſene Sache; im November wurde das Bündniß förmlich abgeſchloſſen. Nur die beiden Souveräne, Cavour und Villamarina, aber — bezeichnend genug für den Napoleoniden — kein Franzoſe kannte das Geheimniß. Mit erſtaunlicher Keckheit ſprach der Graf, da er aus Plombieres durch die Schweiz heim reiſte, von dem nahen Kriege.

Oeſterreich ſchöpfte Verdacht, verſuchte umſonſt durch geheime Verhandlungen an den kleinen deutſchen Höfen durchzuſetzen, daß der deutſche Bund ihm die Herrſchaft in Mailand und Venedig gewährleiſte. Cavour hatte unterdeſſen erfahren, daß die Garantie, welche der preußiſche Hof während des Krimkrieges für Oeſterreichs italieniſchen Beſitz übernommen, nicht mehr zu Recht beſtand. Er genehmigte im Oktober einen von La Farina entworfenen Operationsplan, wonach die Erhebung in Oberitalien durch regelmäßigen Krieg, in der Emilia durch revolutionäre Kräfte begonnen werden ſollte. Im December traf er mit Garibaldi zuſammen und gewann das Herz des treuen Patrioten. Er bedurfte der Freiſchaaren, um die beſſeren Elemente der Radikalen an ſich zu ziehen; die drohende Uebermacht der Actionspartei blieb immer

ein wichtiger Factor in seiner Rechnung. Noch näher lag die Gefahr, daß Italien das Joch Oesterreichs nur abwerfe, um Frankreichs Ketten zu tragen. Darum wünschte der Graf einen langen schweren Krieg, der alle Glieder der Nation in seine Wirbel hineinreiße und die Franzosen verhindere sich als die Befreier Italiens zu gebärden. Darum wagte er noch in der elften Stunde wiederholte ehrlich gemeinte Versuche, die Kronen von Neapel und Toscana für die Sache Italiens anzuwerben. Schnöde zurückgewiesen rief er dem Hofe der Lothringer zu: „nicht aus der vernünftigen und bescheidenen Ausübung einer maßvollen Freiheit entspringen die Aufstände und Unruhen.“ Er durfte Rußland nicht beleidigen, das mit Neapel und Turin zugleich in Freundschaft lebte, und nahm daher keinen Theil an den diplomatischen Feindseligkeiten, wodurch die Cabinette von Paris und London nach dem Congresse den Bourbonenstaat belästigten. Auch der Hof von Florenz schien noch nicht ganz verloren, hatte er doch in den jüngsten Jahren oft die Hofburg durch schwache Regungen selbständigen Willens gekränkt. Cavour mußte um so mehr wünschen solche Gesinnung zu kräftigen, da ihm bekannt war, daß eine Partei in den Tuilerien eifrig an der Gründung eines napoleonischen Königreichs Etrurien arbeitete, und der Kaiser selbst diese Gedanken begünstigte. Darum wurde der gewandte liebenswürdige Bon-Compagni nach Florenz gesendet, um den Hof für die große Sache zu gewinnen. Darum sollte auch der Nationalverein in Toscana — so verfügte die Weisung des Ministers — sich auf ein gemäßigtes Programm beschränken, das selbst loyale Bürger, selbst Offiziere unterschreiben konnten; lediglich die militärisch-diplomatische Vereinigung mit Piemont, die Auflösung aller mit Oesterreich geschlossenen Verträge durfte man fordern. Nur in der Romagna, in Modena und Parma war alles Bestehende faul bis in's Mark; hier half allein die offene Empörung, und der Reformer in Turin säumte nicht sie vorzubereiten. Doch unterschied Cavour scharf zwischen der Romagna und dem Patrimonium Petri; die Unverletzbarkeit des eigentlichen Kirchenstaates blieb die unabwendbare Bedingung, davon Napoleon's Beistand abhing.

Ueberdenken wir diese diplomatische Verwicklung, die furchtbar bedrängte Lage eines Mittelstaates, der eine europäische Umwälzung zu beginnen wagte, so brechen die gellenden Anklagen der Actionspartei wider die Zahmheit der Pläne Cavour's alsbald zusammen. Italien frei von fremdem Einfluß, neu geordnet durch eine starke subalpinische

Macht — das blieb noch immer der einzige helle Punkt in den Nebeln der Zukunft. Und doch lebte in der Seele des verwegenen Mannes, der so vorsichtig mit dem Möglichen rechnete, das Vorgefühl ungeheurer Dinge. Cavour glaubte, so freudig wie nur ein Heißsporn unter den Jüngern Mazzini's, an die dämonischen Kräfte der Revolution, welche einmal aufwogend in unabsehbare Fernen sich ergießen mußten. Er ahnte, was nach dem Ausbruch der Bewegung selbst der ängstlichere Azeglio aussprach, daß in großen Tagen das Reich des Möglichen, gleich allen Reichen, seine Grenzen zu erweitern strebt. Ihm entging nicht, wie leicht der Starrsinn der Höfe die beiden einzigen treuen Freunde Italiens, Piemont und den Geist der Nation, in die Bahnen des Einheitsstaates treiben konnte. Darum kehrt in den Briefen seiner Genossen immer die Warnung wieder: Hütet Euch der Zukunft vorzugreifen (l'avvenire rimanga intatto)!

Am Neujahrstage 1859 verkündete die schroffe Anrede Napoleons III. an den österreichischen Gesandten — deutlicher als der Kaiser selber wünschte — das Nahen des Krieges. Augenblicklich warf die Hofburg frische Regimenter in die Lombardei. Der König von Sardinien, durch den Nationalverein über jede Truppenbewegung jenseits des Tessin genau unterrichtet, eröffnete am 10. Januar sein Parlament mit den unzweideutigen Worten: „Der Horizont, an dem das neue Jahr heraufsteigt, ist nicht ganz heiter. Wir sind nicht unempfindlich für den Schmerzensschrei, der aus so vielen Theilen Italiens uns entgegenschallt." Nochmals, wie vor vierzig Jahren, da die Creolen ihren Schmerzensschrei erhoben, übte der pathetische Ausdruck seinen Zauber auf die Herzen der Romanen. In Massen waren die Lombarden herbeigeeilt die Thronrede zu hören, der Palast erbebte von ihrem Jubel, trunken von Freude kehrten sie heim. Noch im selben Monat zahlte der König den ersten Preis, den der schlaue Rechner an der Seine für seine Hilfe sich ausbedungen, vermählte sein geliebtes Kind mit dem rothen Prinzen Napoleon. Cavour übergab inzwischen dem Parlamente einen Gesetzentwurf über die Nationalgarde, welcher die älteren, verheiratheten Mannschaften auf den Garnisonsdienst verwies, nur die wahrhaft kriegstüchtigen Truppen für die Feldschlacht bestimmte. Noch einmal, nun die große Entscheidung nahte, warnte der Graf,

nicht durch dilettantiſche Spielerei den ſchweren Ernſt des kriegeriſchen Handwerks zu verderben: „die Vorſehung iſt die Freundin der ſtarken und noch mehr der guten Bataillone.“ Dann offenbarten die Verhandlungen über das vorgeſchlagene Kriegsanlehen, wie ſchreckhaft gewaltig der eine Mann mit ſeiner breiten luſtigen Behaglichkeit den Zeitgenoſſen erſchien. Hatte ihn ſchon vor vier Jahren das Geſchichtswerk Antonio Gallenga's ohne Widerſpruch den erſten der lebenden Staatsmänner genannt, ſo erklang jetzt aus den Reden der Oppoſition oftmals jene Empfindung des Schauders, welche der Anblick echter Menſchengröße erweckt: wohin treiben wir, rufen ſie aus, wenn dieſer Titane den Pelion auf den Oſſa thürmen darf? Aber auch das häßliche Geheimniß, das Aller Herzen bang bedrückte, warf ſeinen Schatten in die Verhandlung. Die Abgeordneten Savoyens erklärten, ihre franzöſiſche Heimath ſage ſich los von dem Kampfe für ein fremdes Volksthum. Wollt Ihr uns von Euch weiſen, rief Coſta di Beauregard, ſo wird die tapfere Brigade Savoia (die erprobte Lieblingstruppe des Königs) gleich uns zu ſtolz ſein, Euch ein Wort des Bedauerns nachzurufen. „Mögen Sie nie bereuen, daß Sie die Bedeutung unſerer Berge, den Werth unſerer Herzen ſo niedrig ſchätzten!“ — „Savoyen iſt zu hochherzig, um am Tage der Gefahr ſeinen Beiſtand zu verkaufen“, erwiderte der Miniſter, der weder leugnen noch bekennen durfte. Beide Geſetze wurden mit überwältigender Mehrheit genehmigt; dann verlautete im Parlamente zwei Monate lang, bis in den April hinein, kein Wort mehr über die nahende Erhebung.

Der Graf hatte nach Rattazzi's Rücktritt auch das Miniſterium des Innern und damit die ſchwere Aufgabe übernommen, die unter Rattazzi's Leitung erſchlaffte ſittliche Haltung der Verwaltungsbehörden wiederherzuſtellen. „Nehmen Sie nur auch dies Portefeuille,“ lachte der König, „es wird nicht ſchlechter gehen.“ Jetzt gab der Miniſter dem Hauſe gelaſſen Auskunft über die Gefängniſſe, erörterte geläufig den Begriff des **adem**privio, der auf der Inſel Sardinien hergebrachten Grundlaſten. Derweil das Parlament alſo ſein Alltagsgeſicht zeigte, leitete Cavour aus der Stille ſeines Cabinets den verwegenen Federkrieg, welcher den Kampf der Waffen vorbereitete, und zugleich den unaufhaltſamen Gang der Rüſtungen. In Schaaren ſtrömten die Freiwilligen herbei. Vergeblich, daß Oeſterreich die Grenzen Piemonts mit einer Poſtenkette umzog; die begeiſterte Jugend von Venedig, Mailand, Toscana fand die Schlupfwinkel durch die Reihen der Feinde,

Hunderte vom Adel traten als Gemeine in die Regimenter. Auch die Linie — so war Cavour's Meinung — darf nicht mehr den Piemonteſen allein angehören; von Freiſchaaren nur ſo viel als nöthig, um die Theilnahme der radikalen Partei zu erwecken, ihre meiſterloſen Glieder zu bändigen; hebt der Krieg an, dann muß das Heer gleich der Lawine wachſend vorwärts treiben, in jeder eroberten Landſchaft alle waffenfähigen Italiener an ſich ziehen und dergeſtalt durch ſeine Maſſe dem übermächtigen Verbündeten verbieten, daß er ein Herr werde.

Welch' ein Gegenſatz der Zeiten und des Volksthums, ſobald wir dieſe **terza riscossa** der Wälſchen mit unſerem Jahre 1813 vergleichen! Hier eine Nation von Dichtern und Denkern, die allzu lange mit ihren Träumen in den Wolken ſchweifte und nun, da ſie den Muth findet, ihren Fuß feſt auf die Erde zu ſtemmen, alle die vertrauten Mächte des Himmels anruft, ihr beizuſtehen: die Tröſtungen des Glaubens, den ſittlichen Ernſt einer weltverachtenden Philoſophie, die Heldengeſtalten ihres neuentdeckten Alterthums, die glänzenden Bilder einer gottbegeiſterten Kunſt. Dort eine rein politiſche Bewegung; alle geſunden Kräfte des Volks ſo ganz verſenkt in die Händel des Staats, daß noch auf Jahre hinaus allein Parteiſchriften die Geiſter zu entzünden vermögen. Kein Fichte, kein Schleiermacher, die das Pathos und das Ethos des Krieges vertreten; keine Hochſchule, welche, der Berliner gleich, den Muth des Wiſſens in der Jugend ſtählt, um ihr den Muth des Handelns zu erwecken. Und wie leer, wie erkünſtelt, wie arm erſcheint das Lied vom rothen Hemde, das va fuori d'Italia, neben der brauſenden Jünglingsdichtung der Deutſchen: Laßt wehen, was nur wehen kann, Standarten weh'n und Fahnen! Hier ein Volk ohne Preſſe, ohne öffentliches Leben. In tiefer Stille ſchreitet der Gedanke der Befreiung durch die Hütten und die Paläſte, grollend ſchaut der Bauer auf die ausgeplünderte Hofſtatt, auch an der Wand des Kleinbürgers hängt, ein beredter Mahner, das Bild des großen Königs; feſt wie ein Mann erheben ſich die Hunderttauſende, treu und ſchlicht, als wüßten ſie's nicht anders, opfern und wagen ſie das Ungeheure. Jede That des wundervollen Kampfes erzählt von der beſcheidenen Größe, die in alle Wege des deutſchen Geiſtes köſtliches Kleinod bleiben wird. Dort ein hoch entwickeltes parlamentariſches Leben, eine laute Preſſe, die mit überſchwänglichen Reden die Wunder italieniſcher Tapferkeit voraus verkündet; die planvolle Arbeit der Parteien gewinnt den Adel, die gebildete Jugend, zuletzt auch die ſtädtiſche Maſſe, nur

das Landvolk bleibt dem Kampfe fern. Aber wenn die Erhebung der Italiener mit der edlen Leidenſchaft, der ſchönen Schwärmerei des deutſchen Krieges ſich nimmermehr meſſen kann, ſo ward ſie doch geleitet von einer ſcharfen politiſchen Berechnung, die jenem Unſchuldsalter unſeres Volkes verſagt blieb: ſie wollte und erreichte mit der Vertreibung der Fremden zugleich den nationalen Staat.

Wunderbar ſchnell begriff der ſcharfe politiſche Verſtand der Nation das Nothwendige. „Ich ſtreite nicht mehr, ich gehorche," ſchrieb Azeglio dem Grafen; dann ging er nach Rom, die Patrioten vor unzeitigen Aufſtänden zu warnen, darauf nach Paris und London als Geſandter ſeines Nebenbuhlers. Die Denkenden aller Parteien, Niemand eifriger als Garibaldi, ſchworen auf die alte Lehre Manin's: der Krieg muß geführt werden unter der Dictatur des Königs. La Farina's Befehl an die Verſchworenen lautete: jede Stadt, die ſich gegen die Fremden erhebt, hat ſich in ſchweigendem Gehorſam dem Vertrauensmanne zu unterwerfen, der im Namen des Königs die Verwaltung übernimmt; kein Club, keine Zeitung wird während des Krieges geduldet. Der Nationalverein löſte ſich auf, ſobald der Kampf begann, auf daß die Einheit der Leitung nicht geſtört werde. Der König ſelbſt überwand die Eiferſucht gegen ſeinen großen Miniſter, den geheimen Groll wider den freimüthigen Mahner. Dem derben Jäger, dem ſchon die Regierungsſorgen des kleinen Piemont oft läſtig fielen, lag nichts ferner als maßloſer Ehrgeiz; doch den tapfern Degen, den treuen Italiener reizte der Krieg, und da der Kampf entbrannte, ward der König wirklich, wie er verheißen, „der erſte Soldat der italieniſchen Freiheit". Auch die Hingebung der Jugend Norditaliens war der Größe des Augenblicks gewachſen; ſie bewährte in unvergeßlichen Thaten, daß dieſes Volk nicht untergehen könne. Oft ward der Feuereifer der Freiwilligen dem Grafen bedenklich; denn nicht vor dem März durfte er wagen, ſein Heer durch lombardiſche Kräfte zu verſtärken. Für's Erſte mußte er durch ein verſchlagenes diplomatiſches Spiel Oeſterreich vor den großen Mächten in das Unrecht ſetzen.

Dem Urtheile der Wiſſenſchaft, das die unveräußerlichen Rechte des Volksthums anerkennt und den großen Zuſammenhang der hiſtoriſchen Dinge höher anſchlägt als die Zufälle des Augenblicks, erſcheint Oeſterreich im Frühjahr 1859 ebenſo gewiß als der Angreifer, wie Napoleon im Frühjahr 1813. Oeſterreichs Herrſchaft war der letzte Quell der Leiden Italiens. Seine Beamten regierten nicht in der Lom-

barbei, ſie ſtanden im Feldlager. Seine Truppen bedrückten die Romagna durch einen zehnjährigen Belagerungszuſtand, ſein Gebot ſchaltete nach Willkür in Modena, Parma, Florenz. Mit erfinderiſcher Bosheit verhöhnten die k. k. Landsknechte jedes menſchliche Gefühl der Italiener. Kein Romagnole verzieh, daß die Oeſterreicher, als ſie den Banditen il Passatore erlegt zu haben glaubten, die leibliche Mutter des Getödeten herbeiholten, damit ſie die verſtümmelte Leiche des Sohnes erkenne. Kein Mailänder durfte vergeſſen, daß einſt Radetzky die Lombardenſtadt gezwungen hatte, einer kaiſerlich geſinnten öffentlichen Dirne ein Ehrengeſchenk darzubringen. — Aber jeder Uebergriff der Hofburg berief ſich auf rechtsgiltige Verträge, auf die Zuſtimmung der ergebenen kleinen Höfe; und das alte Völkerrecht wußte nur von den Cabinetten, kannte Italien lediglich als einen geographiſchen Begriff. Noch mehr, ward Oeſterreich den Wünſchen der Italiener gerecht, ſo erhoben augenblicklich auch die anderen geknechteten Völker des Reiches ihre Stimme; der centraliſirende Despotismus, ſeit zehn Jahren der Stolz und Ruhm der Hofburg, brach zuſammen. Denn unter mannichfach wechſelnden Formen blieb die Regierung des Kaiſers Franz Joſeph von ihrer erſten bis zur heutigen Stunde immerdar daſſelbe Syſtem des Schwindels, der ernten will, wo er nicht geſät, eines Schwindels, der ſo dreiſt und lügenhaft ſelbſt an dem Hofe des dritten Napoleon nicht gedieh. Während Italiener, Magyaren, Czechen in die Zügel knirſchten, ſogar unter dem herrſchenden deutſchen Stamme jeder freie Mann ſich angeekelt abwandte von dem entgeiſterten Staate, eine ſcheußliche Fäulniß der Sitten die Grundlagen der Geſellſchaft zerfraß, verkündeten die feilen Federn der k. k. Hofpreſſe in die Welt hinaus wunderbare Mären von dem verjüngten Oeſterreich, von den unerſchöpflichen Hilfsquellen des Reiches, welche der erbliche Unverſtand des Hauſes Habsburg doch nie zu benutzen vermochte. Wie ſollte man jetzt den erſchlichenen Ruhm des Fürſten Schwarzenberg und ſeiner Nachfolger dem Hohngelächter Europa's preisgeben, vor aller Welt geſtehen, daß dies Oeſterreich die ſittlichen Mächte der Vaterlandsliebe, der Staatsgeſinnung nicht kenne? Daſſelbe politiſche Geſetz, das Philipp den Zweiten zwang, die niederländiſchen Rebellen zu bekämpfen, verbot dem neuen Habsburger, den Piemonteſen zu weichen.

Nur die Gewandtheit der gallo-ſardiſchen Diplomatie, die unſägliche Verblendung der Hofburg ſelber hat den Wiener Hof aus ſeiner rechtlich unangreifbaren Stellung hinausgeſchleudert. Oeſterreich rüſtete

zuerſt; mit gutem Scheine konnte Cavour verſichern, die Kriegsbereitſchaft, das Kriegsanlehen Piemonts ſei nur die Antwort auf die gleichen Maßregeln des Nachbarſtaates. — Das Cabinet von St. James, das ſoeben die Macht Rußlands am Pontus durch Verträge beſchränkt hatte, mußte darum auch die Verträge von 1815 vertheidigen. Seit Frankreich für die Italiener Partei nahm, erwachte ſelbſt unter den Whigs der alte Argwohn wider den napoleoniſchen Ehrgeiz; alle Parteien des engliſchen Parlaments verlangten die Wahrung des Rechtsbodens. Grundes genug für den Grafen Buol, um blindlings auf Englands Hilfe zu bauen. Schon im Januar ließ er dem engliſchen Hofe ein gemeinſames Eintreten der großen Mächte vorſchlagen, das den Störenfried in Turin bändige. Am 25. Februar geſtand er gar mit ſtaunenswürdiger Thorheit, in einer Depeſche an den Grafen Apponyi, den geheimen Hintergedanken ſeines Hofes: Italiens Unglück iſt bewirkt durch die Einführung von Verfaſſungen, „welche weder dem Geiſte, noch der Geſchichte, noch den ſocialen Verhältniſſen des Landes entſprechen.“ So verließ er ſelber den Boden der Verträge, forderte Einmiſchung in die inneren Verhältniſſe eines ſouveränen Staates, bekannte laut, daß ein Kreuzzug des Abſolutismus wider das liberale Europa bevorſtehe. Je ſchärfer fortan die Anſprüche Oeſterreichs dem Völkerrechte widerſprachen, um ſo lauter tobte die legitimiſtiſche Raſerei in Wien. Die Flugſchrift Laguerroniere's war erſchienen, ſie hatte der Welt verkündet, daß Europa dem italiſchen Lande als der Heimath der Cultur zu Dank verpflichtet ſei. Sobald die Pläne des Napoleoniden ſich entſchleierten, träumte man an der Donau von der Wiedereinſetzung der Bourbonen. Hatte doch ſchon vor Jahren eine Denkſchrift des allergetreueſten Herzogs von Modena den Siegeszug wider das revolutionäre Frankreich gepredigt und kurzab gefordert: wenn einſt die Fahnen des auſtro-italiſchen Bundes auf dem Montmartre wehten, dann müſſe die Hauptſtadt Frankreichs aus dem radikalen Paris hinweg verlegt, die Bevölkerung der franzöſiſchen Binnenprovinzen nach Amerika deportirt werden! — Wahnwitzige Verirrungen, unglaubhaft nur für jene frommen Seelen, welche ſich noch immer nicht befreien können von dem alten Aberglauben, als ob die Vernunft, die Wohlfahrt des eigenen Staates bei den Berechnungen der öſterreichiſchen Staatskunſt irgendwie in Betracht käme!

Meiſterhaft wußte Cavour ſolche Hoffart der Gegner auszubeuten, er ſpielte mit ihr wie die Katze mit der Maus — wenn anders

dies triviale Bild auf den Schwachen paßt, der nur stark war durch die Macht der Ideen. In einer Denkschrift vom 1. März übergiebt er dem englischen Cabinet, auf dessen Wunsch, seine Vorschläge für die Rettung Italiens. Stolz und sicher verkündet er die Lehren eines neuen menschlicheren Völkerrechts: die Welt hat schon schlechtere Verwaltungen gesehen als gegenwärtig in der Lombardei, aber vor der modernen Gesittung gelten nur jene Regierungen als legitim, „welche von den Völkern mit Dankbarkeit oder doch mit Ergebung angenommen werden." Die Uebel der Fremdherrschaft heilt nur die Revolution oder die Neugestaltung der europäischen Verträge. Will der englische Hof durch sanftere Mittel helfen, so schaffe er den Lombarden die von Oesterreich vor fünfundvierzig Jahren verheißene nationale Verwaltung, den Völkern Mittelitaliens die Befreiung von den fremden Garnisonen, den Staaten Parma, Modena, Toscana eine Verfassung nach dem Vorbilde Piemonts, dem Kirchenstaate die schon auf dem Pariser Congresse geforderte gründliche Reform. „Dann wird Italien erleichtert und befriedet Englands Namen segnen." — Noch dreister packt Cavour den Stier bei den Hörnern in einer an Azeglio gerichteten Depesche vom 17. März. Gewiß, sagt er hier zur Antwort auf Buol's Anklagen, die Verfassung Piemonts ist eine Drohung gegen Oesterreich; dem Wiener Hofe bleibt nur die Wahl, auch diese Verfassung zu vernichten oder seine Herrschaft über das gesammte übrige Italien auszudehnen, damit die liberalen Ideen die Grenzen Piemonts nicht überschreiten. Will Oesterreich entwaffnen, schließt er höhnisch, so wird Piemont sich beschränken auf eine friedliche Propaganda, welche die Lösung der italienischen Frage vorbereiten soll. — Dem Grafen ward die Genugthuung, daß die Wiener Hofpresse die großartige Offenheit dieser Sprache brandmarkte als „ein Denkmal der Verächtlichkeit und Verworfenheit der Gesinnung, eine bübische Keckheit".

Endlich am 18. März schlug Rußland, unzweifelhaft im Einverständniß mit dem Kaiser der Franzosen, das alte Auskunftsmittel diplomatischer Verlegenheit, einen Congreß der großen Mächte, vor, und noch feindseliger denn vorher prallten jetzt die alte und die neue Zeit auf einander. Der Turiner Hof verlangte Zutritt zu dem Rathe der Pentarchie, wie einst nach dem orientalischen Kriege: wir vertreten Italien, auf uns ruht das Vertrauen des unglücklichen Volkes. In der Hofburg fand man kaum Worte scharf genug, diesen Einbruch in die alte aristokratische Verfassung des Staatensystems zurückzuweisen.

Welche offenbar abgeſchmackte Anmaßung! — ſchrieb der toscaniſche Geſandte aus Wien — jeder andere Staat Italiens darf mit beſſerem Rechte an dem Congreſſe theilnehmen, denn Piemont allein iſt nicht durch Specialverträge an Oeſterreich gebunden. Gerade die Aufhebung dieſer Verträge, welche den kaiſerlichen Truppen den Einmarſch in die Nachbarlande geſtatteten, ſollte nach Cavour's Anſchauung die Aufgabe des Congreſſes bilden. Graf Buol dagegen wollte die Spitze des Congreſſes gegen die Verfaſſung Piemonts kehren; er wiederholte den einſt zu Aachen und Laybach von dem Fürſten Metternich aufgeſtellten Grundſatz der Interventionspolitik: der Congreß darf über die inneren Verhältniſſe der Staaten Mittelitaliens nur dann berathen, wenn die betheiligten Souveräne ihn anrufen. Das will ſagen: er darf gar nicht darüber berathen. — So trieb man im Kreiſe umher. Preußens wohlmeinender Vorſchlag, in Mittelitalien einen Staatenbund, unabhängig von Oeſterreich wie von Piemont, zu ſchaffen, erſchien dem Herrſcherſtolze des Wiener, den Hoffnungen des Turiner Cabinets gleich unerträglich.

Während dieſe Händel ſchwebten und zugleich die Streitfrage, wer zuerſt entwaffnen ſolle, die Höfe erregte, war auf den ſchweigſamen Verbündeten in Paris noch immer kein Verlaß. Der Kaiſer ſah mit Sorge den mangelhaften Zuſtand ſeiner Heeresrüſtung. Prinz Napoleon, der Freund Italiens, wurde plötzlich von ſeinem Miniſterpoſten entlaſſen, Baron Hübner und die ſpaniſche Damenpartei in den Tuilerien triumphirten. Da eilte Cavour am 25. März ſelber nach Paris, um den Kaiſer zu ſprechen. Beruhigt kehrte er nach einigen Tagen heim. Unterdeſſen arbeiteten die Getreuen in der Emilia: kam der Congreß zu Stande, ſo ſollten bewegliche Adreſſen, von Hunderttauſenden unterzeichnet, dem Rathe Europas betheuern, wie feſt das Volk von Mittelitalien zu dem Hauſe Savoyen ſtehe. Noch einmal ſtellte Napoleon das Vertrauen des Piemonteſen auf eine harte Probe. Nach dem Scheitern aller anderen Vermittelungspläne beantragte England ſchließlich: Zulaſſung ſämmtlicher Staaten Italiens zu dem Congreſſe und gleichzeitige Entwaffnung aller ſtreitenden Theile. Ein kurzes befehlendes Telegramm des Kaiſers gab dem Turiner Hofe die Weiſung, den engliſchen Vorſchlag anzunehmen. Cavour ſchwankte von furchtbaren Zweifeln gequält; in fieberiſcher Erregung faßte er bereits den Gedanken, allein mit ſeinem kleinen Staate eine zweite Schlacht von Novara zu wagen. Da kam ihm von den Genoſſen aus Neapel die

ſichere Nachricht, daß Oeſterreich den Krieg wolle; auf die Verblendung des Feindes bauend, trat der Graf am 17. April dem engliſchen Vorſchlage bei. Und wirklich, faſt im ſelben Augenblicke fügte Oeſterreich an die lange Kette ſeiner Thorheiten die letzte und ſchwerſte. Die Hofburg ſtellte am 19. April ihr Ultimatum: Piemont ſoll entwaffnen, ſofort und allein, widrigenfalls beginnt der Krieg. So war der Zwingherr Italiens aus der denkbar günſtigſten Stellung in die allerbedenklichſte hinübergetaumelt. Oeſterreich griff an, die neutralen Mächte proteſtirten gegen die Gewaltthat, der Napoleonide aber rief: die Dinge gehen beſſer als ich zu hoffen wagte!

Cavour übernahm inzwiſchen zu dem Vorſitz im Miniſterrathe und den drei Porteſeuilles des Auswärtigen, des Inneren, der Marine auch noch die Leitung des Kriegsdepartements, ließ ſein Bett in die Abeitszimmer des Kriegsminiſteriums tragen, ruhte dort während kurzer Nachtſtunden von der erdrückenden Arbeit aus. Eine lakoniſche vom Blatte geleſene Anſprache genügte, als der Miniſter jetzt dem Parlamente vorſchlug, die Dictatur, die pieni poteri, auf den König zu übertragen: die Nation war einig, ſie wollte den Zweck und wollte die Mittel. Am 26. April ward das Ultimatum Oeſterreichs verworfen, und wer noch zweifelte, ob wirklich ein großer Principienkampf der abſoluten Fürſtengewalt wider die Rechte der Völker beginne, ob wirklich die Zeiten Thugut's ſich erneuerten — den mußte das Kriegsmaniſeſt des Wiener Hofes belehren: „Wenn die Schatten einer die höchſten Güter der Menſchen bedrohenden Umwälzung über den Welttheil ſich auszubreiten ſuchten, hat ſich die Vorſehung oft des Schwertes Oeſterreichs bedient, um mit ſeinem Blitze die Schatten zu zerſtreuen.“ Im ſelben Tone rief General Giulai, da er den Teſſin überſchritt, den Piemonteſen zu: Ihr ſeid unterdrückt von einer Partei des Umſturzes, ich komme Euch zu befreien!

Wie jederzeit in Coalitionskämpfen die politiſche Natur des Krieges ſcharf hervortritt, ſo wurden auch in dieſem Feldzuge die wichtigſten militäriſchen Entſchlüſſe durch politiſche Gründe beſtimmt. Mochte immerhin ein Handſtreich der Oeſterreicher gegen Turin für den militäriſchen Erfolg des Krieges wenig bedeuten — der Staatsmann Italiens durfte nicht dulden, daß die Hauptſtadt Piemonts durch die Franzoſen befreit werde. Cavour befahl, daß die offene Stadt ſich bis auf das Aeußerſte halte. Auch das flache Land ſollte ſich ſelber des Feindes erwehren; willig ertrug der wackere Gau von Vercelli, daß der Graf

meilenweit die Felder unter Waſſer ſetzen ließ. Derweil die Oeſterreicher in dieſen ſumpfigen Reisfeldern der Lomellina umherirrten, ſammelte ſich das verbündete Heer unter dem Schutze des neuen Feſtungsdreiecks. Sobald der Aufmarſch begann, mußten die Alpenjäger, die Garibaldi mit dem unermüdlichen Medici ausgerüſtet, als Sturmvögel dem Heere vorausziehen: die Lombardei ſollte wiſſen, der Krieg der Italiener hebe an. Doch ſchickte Cavour bedachtſam ſeinen La Farina als Commiſſär den Rothhemden nach, um unbeſonnene Streiche der Actionspartei zu verhindern. Nun endlich reifte die Ausſaat. Wie hehr und herrlich ſtrahlte der Todesmuth des erwachenden Volkes, als der ſiegreiche König über das Schlachtfeld von Paleſtro ritt und die lombardiſchen Freiwilligen, die mit zerſchrotenen Gliedern am Boden lagen, ihm die Hände entgegenſtreckten: Sire, fate questa povera Italia! Nur die verhärtete Parteiwuth im deutſchen Süden hörte nichts von der erſchütternden Klage des Völkerleides; ſie küßte den Fuß, der auf unſerem Nacken ſtand, und wünſchte ihm Heil, daß er ein fremdes Volk zertrete. — Die Schlacht von Magenta öffnete den Verbündeten die Thore der lombardiſchen Hauptſtadt, und als die Mädchen von Mailand ſich mit ſtürmiſchen Küſſen an den behäbigen Miniſter drängten, die jauchzende Maſſe mit ihrer ungeſtümen Zärtlichkeit den Befreier ſchier erdrückte, da ſtand Cavour auf der Höhe ſeines Ruhmes — nicht ſeines Schaffens.

Während im Norden die Heere ſich ſchlugen, begann in Mittelitalien die Revolution ihr Werk. Der Großherzog von Toscana verwarf noch beim Beginne des Krieges ein letztes Anerbieten Frankreichs, das ihm ſeinen Beſitz verbürgte, wenn er die Neutralität bewahre. Er blieb ein Fremder, ein Erzherzog; das lehrte der an ſeinem Hofe auftauchende frevelhafte Gedanke, die lieblichſte Stadt der Erde zu bombardiren. Von Allen, auch von dem Heere verlaſſen, entfloh er endlich zu den Oeſterreichern. Toscana, längſt ſchon allen italiſchen Herzen theuer als die Heimath milder Sitten, edler Künſte, gab jetzt auch dem politiſchen Leben der Nation ein Vorbild durch eine wunderbar ruhige, maßvolle Volksbewegung, die der ſtolze Baron Ricaſoli mit feſter Hand leitete. Auch in Parma, in Modena, in der Romagna wurde das alte Regiment hinweggefegt; alle befreiten Provinzen übertrugen dem König von Sardinien die Dictatur. Dem Kaiſer der Franzoſen ward das Herz von Sorgen ſchwer, da er die Pläne von Plombieres alſo durch die unberechenbaren Mächte der nationalen Leidenſchaft durchkreuzt ſah.

Warum mußte auch Prinz Napoleon, der den Argwöhniſchen als der künftige König von Etrurien galt, gerade in Toscana mit ſeinem Armeecorps erſcheinen? — Wollte man den Kaiſer feſthalten bei dem großen Unternehmen und verhindern, daß die begehrlichen Träume der „Plonplonianer" zu einem beſtimmten Plane ſich verdichteten, ſo durfte Piemont nicht um eines Fingers Breite abweichen von der Abrede: wir führen Krieg gegen Oeſterreich allein. Daher ſchlug der König die Dictatur in den Staaten Mittelitaliens aus, übernahm nur den Oberbefehl über ihre Truppen. Noch im Juni beſchwor Azeglio in Cavour's Auftrag die Patrioten von Florenz, die Volksbewegung nicht zu beſchleunigen. In Rom gelang den Beſonnenen, jede Erhebung wider den Pathen des Kindes von Frankreich zurückzuhalten; „Rom kann warten", hieß das Stichwort des Tages. — Je düſterer die Verſtimmung Napoleon's III. ſich zeigte, um ſo dringender mußte Cavour wünſchen, das italieniſche Heer zu verſtärken durch die Hilfe Neapels. In den erſten Tagen des Krieges ſtarb Ferdinand II. Aber auf den Bomba folgte der Bombetta, auf den Bombenkönig der König Bömbchen; Cavour's Unterhändler, der dem jungen Fürſten ein Bündniß antrug, brachte zur Antwort den Ausſpruch heim: Was iſt das für ein Ding, die Unabhängigkeit Italiens? Ich kenne nur die Unabhängigkeit Neapels. — Auch die gleichgiltig träge Haltung der Maſſen in Unteritalien bewährte, wie ſchwer die Spuren einer vielhundertjährigen Trennung ſich verwiſchen laſſen.

Unterdeſſen trugen die Verbündeten ihre Fahnen über den Oglio. Freudeſtrahlend, mit hundert ſchmückenden Märchen erzählte ſich das Volk zu Turin und Florenz die große Kunde von der Schlacht von Solferino: wie der Himmel ſelber theilnahm an dem Kampfe, wie am Abend des blutigen Tages ein Gewitter dahinbrauſte über das Schlachtfeld, mit ungeheuren Donnerſchlägen das Krachen der Geſchütze, das Toben der kleinen Menſchen übertäubend. Und wie mannhaft hatte das italieniſche Heer auf den Höhen von San Martino die Ehre ſeiner Tricolore vertheidigt! Die Geringſchätzung der Piemonteſen, die man im öſterreichiſchen Lager zur Schau trug, war durch die That widerlegt. — Der froheſten Hoffnung voll kehrte Cavour nach Turin zurück. Noch zwei Tage nach der Schlacht hatte er den Kaiſer in guter Stimmung, ſtolz auf ſein Heer gefunden. Der Graf hielt das Feſtungsviereck nicht für unüberwindlich. In der That war ein Theil der Wälle von Verona und Mantua nur mit leichten Feldkanonen armirt; hunderte

ſchwerer Geſchützrohre lagerten auf den Bahnhöfen von Nabreſina und Caſarſa, denn die wichtige Eiſenbahn von Trieſt nach Venedig war, Dank der Trägheit der öſterreichiſchen Verwaltung, noch immer unvollendet. Soeben zog die Armee der Piemonteſen gegen Peſchiera, um nochmals, wie vor elf Jahren, den nördlichen Eckſtein aus dem Bollwerk der Lombardei auszubrechen. Wenn jetzt die franzöſiſche Flotte in der Adria den Kampf aufnahm, wenn man den Grafen Teleky und die zahlreichen in Piemont verſammelten ungariſchen Freiwilligen rückſichtslos verwendete, um das Donaureich mit dem Bürgerkriege zu bedrohen, ſo ſchien der Einzug in die Lagunenſtadt unausbleiblich. Auch die Unthätigkeit des Heeres nach dem Tage von Solferino ſtörte den Grafen nicht in ſeiner Zuverſicht; ſo traf ihn am 10. Juli die Nachricht von dem Waffenſtillſtand von Villafranca.

Jene unſterbliche Unart der Menſchen, welche die großen und nothwendigen Fügungen der Geſchichte aus kleinen und zufälligen Gründen herzuleiten liebt, erſchwert den Italienern noch heute ein ruhiges Urtheil über dieſen Friedensſchluß. Noch Luigi Zini, der kundige Fortſetzer von La Farina's Geſchichtswerk, will die uns Deutſchen nur allzu wohl bekannten Urſachen des Ereigniſſes durchaus nicht ſehen. — Wohl haderten die Marſchälle im Hauptquartiere, die Kaiſerin und Graf Walewski mahnten zur Umkehr, der Rückblick auf den glücklich aber planlos und ungeſchickt geführten Feldzug war ebenſo wenig ermuthigend, wie die Ausſicht auf einen langen Belagerungskrieg in der Fieberluft der mantuaniſchen Sümpfe; auch mögen den Kaiſer nach den Strapazen der jüngſten Wochen unter den ſchrecklichen Eindrücken des Schlachtfeldes von Solferino häufiger als ſonſt Tage der Abſpannung überwältigt haben. Doch mehr denn ſolche kleine Bedenken galt die Gefahr, die vom Norden her drohte. Während über Mittelitalien die Einheitsbewegung, dem Kaiſer unheimlich, daherfluthete, ſchickte Preußen ſich an, einem hochherzigen, doch von Grund aus unpolitiſchen Impulſe zu gehorchen; beſorgt vor Frankreichs wachſendem Uebergewicht, voll brüderlichen Mitleids für den Bundesgenoſſen von 1813, war der Prinzregent bereit, für die Verträge von 1815 die Waffen zu ergreifen. Die italieniſchen Ueberlieferungen des Hauſes Bonaparte, der Wunſch Napoleon's, als der Führer der romaniſchen Völker an der Spitze Europas zu ſtehen, das natürliche Beſtreben des Emporkömmlings, ſeine Dynaſtie durch andere illegitime Herrſcherhäuſer zu decken — alle dieſe Beweggründe berechtigten den Kaiſer doch nicht, einen Kampf um Frank-

reichs Daſein zu wagen. Bei dem verwahrloſten Zuſtande ſeiner Reſerven war das franzöſiſche Heer in jenem Augenblicke dem Angriff Deutſchlands nicht gewachſen. Cavour ſelbſt, den Preußens lange Unthätigkeit gewöhnt hatte, die Macht dieſes Staates zu unterſchätzen, vermochte den entſcheidenden Grund des Vertrags von Villafranca niemals recht zu würdigen. Am wenigſten jetzt; denn furchtbar bäumte ſich der empörte Stolz des Grafen auf. Die ungeheure Macht ſeiner Leidenſchaft, in langen Jahren umſichtigen Spieles mühſam zurückgehalten, übermannte ihn ganz und gar. „Schaffet Geld und Waffen!“ ſchrieb er nach Modena an Farini; nimmermehr ſollte ihm ſein König einen ſolchen Frieden unterzeichnen. Der Staatshaushalt für immer verwüſtet durch ungeheure Opfer, dreißigtauſend tapfere Piemonteſen dahingerafft, und nach alledem das Feſtungsviereck noch in Oeſterreichs Händen; ja, zum Schaden noch der Hohn, die Lombardei an Frankreich abgetreten, nur durch Napoleon's Gnade den Italienern geſchenkt!

Niemals war Cavour ſo ganz „der große Italiener“, wie in dieſen böſen Tagen, da der Zorn des Patrioten die Beſonnenheit des Staatsmannes gänzlich überwältigte. Er litt und irrte mit ſeinem Volke. Ein Aufſchrei der Wuth ging durch Italien; in dem ruhigen Florenz riß die Maſſe die Nachrichten aus Villafranca von den Straßenecken herab, ſie wollte, ſie durfte das Entſetzliche nicht glauben. Der Graf eilte mit ſeinem treuen Nigra in das Hauptquartier, und als er zu Deſenzano am Gardaſee in einem ärmlichen Kaffeehauſe eine Stunde lang unerkannt auf den Wagen wartete, da vernahm er aus den Geſprächen der Gäſte, wie die alte Krankheit ſeines Volkes, das finſtere Mißtrauen, wieder erwachte: war nicht der Verrath erwieſen? hatte nicht der große Mazzini längſt vorausgeſagt, der Krieg werde am Mincio ſtehen bleiben, das Verſprechen des Decembermannes „Italien frei bis zur Adria“ ſei eine Falle? — Ein Dunkel, das ſich wohl niemals völlig lichten wird, ruht noch immer über der ſtürmiſchen Unterredung, welche der König und der Graf alsdann in der Caſa Melchiorri ſelbander hielten. Möglich, daß der ungeſtüme Staatsmann von ſeinem ungnädigen Herrn den Abſchied empfing, nicht ihn erbat; wahrſcheinlich, daß er dem Könige rieth, den Krieg allein weiterzuführen; gewiß, daß der Entlaſſene in höchſter Aufregung mit zornrothem Geſicht aus dem Hauptquartiere ſchied und daheim durch ſeine tiefe Traurigkeit das Mitleid der Freunde erregte. Nach einigen Tagen hatte ſeine Lebenskraft auch dieſen Schlag verwunden.

Derweil in der Arena von Mailand und an den Geſtaden des Comer Sees die Befreiung der Lombardei mit der zauberiſch ſchönen Farbenpracht ſüdländiſcher Feſte gefeiert ward, reiſte Cavour in der Schweiz umher, allen Staatsgeſchäften entfremdet. Er fühlte, daß der Vertreter der Kriegspolitik jetzt beſcheiden zurückſtehen müſſe, da Italiens Zukunft wieder in der Hand der Diplomaten zu liegen ſchien; überſatt der Politik verſchmähte er ſelbſt Zeitungen zu leſen. Rattazzi der Unaufhaltſame ließ ſich indeſſen abermals von der verwaiſten Staatsgewalt aufſuchen. Er lebte des beſcheidenen Glaubens, ſein Cabinet werde die Politik Cavour's mit größerer Feinheit fortführen, und allerdings zeigte er ſelber vorderhand ein wenig mehr italieniſchen Stolz als ſeine Amtsgenoſſen La Marmora und Dabormida, die jedem Winke des Franzoſenkaiſers folgten. Auch gelang ihm auf dem Züricher Friedenscongreſſe ein beſcheidener Erfolg: der Turiner Hof unterſchrieb allein die Verträge über die Abtretung der Lombardei und die Zahlung der Kriegskoſten, er behielt freie Hand für die Zukunft, rettete ſtillſchweigend den Grundſatz der Nichtintervention. Oeſterreich und Frankreich durften nur unter ſich die Rechte der Fürſten Mittelitaliens vorbehalten, nur ſich ſelber gegenſeitig verpflichten, die Bildung eines italieniſchen Bundes zu begünſtigen, und ſelbſt dieſer Vorbehalt bedeutete wenig, da die Wiedereinſetzung der Entthronten ausdrücklich nicht durch die Waffen erfolgen ſollte.

Aber die treibende Kraft der nationalen Politik lag nicht mehr in dem Turiner Cabinet, ſie lag im Volke. Während die Feinde Italiens ſchon den Tag kommen ſahen, da die Anarchie die enttäuſchten Gemüther überwältigen und das Land um die Früchte des Krieges betrügen müſſe, ſchritt die Nation in muſterhafter Ordnung, entſchloſſen und ſicher über den Vertrag von Villafranca hinweg. Nicht darum hatte ſie den Schild erhoben, damit abermals an ihr Manzoni's alte Klage ſich erfülle:

il nuovo signore s'aggiunge a l'antico,
un popolo e l'altro sul collo ci sta.

Ein italieniſcher Bund mit Oeſterreich und mit dem Papſte mußte den Turiner Hof zum Vaſallen Frankreichs erniedrigen, und zudem bedrohte der Einfluß der beiden despotiſchen Nachbarmächte das conſtitutionelle Syſtem, das bereits unzertrennlich war von dem nationalen Gedanken. Einſtimmig ward der Plan von den Patrioten verworfen; auch die Venetianer verzichteten großherzig auf die nationale Verwaltung,

welche der Bund ihnen bringen ſollte. Und nochmals arbeitete die Thorheit der Gegner dem Volke in die Hände. Der Papſt wies den letzten Ausweg, den Napoleon ihm eröffnete, den Vorſchlag, die Verwaltung der Romagna in weltliche Hände zu legen, herriſch zurück. Der römiſche Stuhl und der Großherzog von Toscana verwarfen den Vertrag von Villafranca, ſie zerſtörten ſelber den Bund, den ſie bald mit ohnmächtigen Klagen zurückwünſchen, ſie bauten die Pfeiler des Einheitsſtaates, den ſie bald mit ihren Flüchen verfolgen ſollten.

„Mittelitalien zum mindeſten müſſen wir retten" — ſo hieß die Loſung, welche von Farini und La Farina ſchon in den erſten Tagen des Schreckens erſonnen und alsbald von der Nation mit dem unbeirrbaren Inſtincte der Selbſterhaltung aufgegriffen ward. Gegen den Feind, der von den Wällen Mantuas und Veronas herüberdrohte, ſchützte nur die feſteſte Staatsform, nur der Einheitsſtaat. Wie oft hatten die Florentiner das Glück ihres begnadeten Ländchens geprieſen, ſelbſtgefällig die Worte Alfieri's wiederholt: deh che non è tutto Toscana il mondo! Jetzt fühlten ſie doch, die Tage des Sonderlebens ſeien vorüber, ſie folgten ihren Führern Ricaſoli und Bon Compagni mit einer Hingebung, die freilich nur möglich war in einem Volke, das noch wenig verſtand für ſich ſelber zu denken. Noch entſchiedener bereitete Farini in der Emilia das Werk der Vereinigung vor; die fieberiſche Thätigkeit jener bangen Tage legte den Grund zu dem entſetzlichen Gehirnleiden, das bald nachher den reichen Geiſt des hochherzigen Mannes bewältigt und umnachtet hat. Die zweiſchneidige Waffe des allgemeinen Stimmrechts, die ſich der Napoleonide einſt zum Schutze ſeines Thrones geſchmiedet, kehrte ſich jetzt gegen ſeine eigenen Pläne. Eine überwältigende Kundgebung des Volkswillens verlangte die Vereinigung Mittelitaliens mit dem ſubalpiniſchen Königreiche; allen großen Mächten verkündeten die Dictatoren Ricaſoli und Farini in feſter Sprache den Entſchluß der Lande, die Rückkehr des alten Regiments nimmermehr zu dulden. Unſicher, beherrſcht von der Angſt ſich bloßzuſtellen, ſah das Cabinet Rattazzi dem kühnen Treiben zu. Der König verſprach den Abgeordneten Mittelitaliens, er werde ihre Wünſche vor Europa vertreten; er ließ geſchehen, daß die Einverleibung der Emilia thatſächlich vorbereitet, das Statut Piemonts verkündigt, die Grenzzölle beſeitigt, die Verwaltung der Poſten und Telegraphen unter die Turiner Direction geſtellt, das Heer nach piemonteſiſchem Muſter neu gebildet, eine Anleihe unter der Bürgſchaft des ſubalpiniſchen Reiches abgeſchloſſen

wurde. Aber die vollständige Vereinigung lehnte er ab; auch der Prinz von Carignan durfte die ihm angetragene Dictatur nicht annehmen. Denn Napoleon III. legte jetzt seinen Grundsatz der Nichtintervention in einem unfreien, kleinlichen Sinne aus; noch galt ihm Italien nicht als ein Ganzes, nicht als das Land der Italiener, er untersagte dem Turiner Hofe jede Einmischung in die Händel Mittelitaliens. Sollte der Kaiser zu redlicher Auslegung seiner eigenen Lehre bewogen werden, so mußte Piemont den Preis zahlen, der in Plombieres für die Befreiung der Adria bedungen war. Doch Rattazzi fand den Muth nicht, durch die Abtretung von Nizza sich die Gunst des Volkes zu verscherzen.

Zugleich wuchs in Norditalien die Verstimmung. Die Vollgewalt des König-Dictators ward von Rattazzi ausgebeutet mit jenem rücksichtslosen Beglückungseifer, der den trivialen Liberalismus auszeichnet. Eine neue Verwaltungsordnung, im Geiste straffer bureaukratischer Centralisation gehalten, eine Fluth unbedachter Gesetze überschwemmte das Königreich; und obwohl die Piemontesen unter den Neuerungen des Ministers ebenso schwer litten wie die Lombarden, so erhob sich doch in Mailand der Zornruf des berechtigten und des unberechtigten Particularismus wider das anmaßende Piemontesenthum. Dazu die Sünden der Stellenjägerei, welche, von jeder Eroberung unzertrennlich, unter diesem würdelosen Regimente auf das behaglichste sich einnisteten. Auch Mittelitalien begann zu klagen. Wohl war es ein Großes, daß die Romagna, das verrufene Land der Bettler, den Muth und Einmuth echter Vaterlandsliebe bewährte, daß die fette Bologna nach langer Erstarrung den alten stolzen Wahlspruch ihres Wappens „Libertas“ wieder zu Ehren brachte, und nur einmal in neun Monaten krampfhafter Erregung eine Blutthat diese herrliche Volkserhebung schändete. Doch die unvermeidlichen Gebrechen einer provisorischen Verwaltung, Schwäche, Nachsicht, Unklarheit wurden von Tag zu Tag schwerer empfunden.

Im September, sobald die tapfere Haltung der Toscaner und Romagnolen einen neuen Weg der Rettung wies, kehrte Cavour nach seinem Leri heim. In den Schaufenstern italienischer Städte begegnen uns noch zuweilen elegische Bilder, die den entlassenen Staatsmann darstellen, wie er, ein zürnender Achill, finster brütend durch die Baumgänge seines Gartens schreitet. Nur Schade, daß vor der rüstigen Thatkraft dieses hellen Geistes alles falsche Pathos zu Schanden wird. Frohen Muthes begann er „sich zu verschwören“, da die große Heerstraße versperrt war. „Kommen Sie zu mir, schrieb er an La Farina, um das

unterbrochene, nicht aufgegebene Werk wieder aufzunehmen. — Ich habe Vaterlandsliebe genug um weiter zu kämpfen, wo nicht als Feldherr, dann als gemeiner Soldat.“ Der Graf kam an mit dem Vorſatz das Cabinet Rattazzi zu unterſtützen. Als er näher zuſchaute, wie dieſe Regierung ſein Werk fortſetzte, erkaltete ſeine Hochachtung für den Miniſter der pieni poteri, und ehe das Jahr zu Ende ging, hatte ſich der Bruch zwiſchen den beiden Nebenbuhlern entſchieden. War von der unſchlüſſigen Schwäche der Regierung wenig zu erwarten, um ſo feuriger wirkte der entlaſſene Staatsmann. Während die harmloſe Welt wähnte, der Graf ſtelle ſein in den letzten Jahren ſchwer geſchädigtes Vermögen wieder her, gingen Nigra, La Farina, Sir James Hudſon in Leri aus und ein. Mit Caſtelli und Farini, mit allen Leitern der mittelitalieniſchen Bewegung ſtand Cavour in Verbindung, immer anſpornend, ermunternd, hoffnungsvoll: die Amerikaner führten einen Krieg von vierzehn Jahren, um ihre Unabhängigkeit zu erobern; dürfen wir nach einem Kampfe von zwei Monaten verzagen?

Seit von jener Unterredung in der Caſa Melchiorri Einiges auf dem Markte verlautete, konnten die Verleumdungen der Mazziniſten dem Grafen nichts mehr anhaben; er ſtand noch feſt in der Liebe ſeines Volkes und fühlte mit dem Volke, daß allein der Einheitsſtaat noch retten könne. Zugleich erkannte Cavour, welch ein mächtiger Rückhalt der Sache Italiens erwachſen war in der öffentlichen Meinung Europas — eine Gunſt des Glückes, welche dem gewaltigeren Einheitskampfe der Deutſchen leider nie gelächelt hat, dem liberalen Grafen aber höher galt als eine gewonnene Schlacht. Die niederträchtigen Anſchuldigungen, welche die Hofburg nach dem Tage von Villafranca gegen Preußen erhob, brachen den Deutſchen die Bahn zur Selbſterkenntniß; der Stolz unſeres Nordens empörte ſich bei dem Gedanken, daß Oeſterreich uns als die Häſcher ſeiner Zwingherrſchaft hatte mißbrauchen wollen. In Frankreich hielt eine leidliche günſtige Stimmung an, da die gewandte Preſſe Italiens das Volk der Franzoſen mit Schmeicheleien überhäufte, alle Schuld des halben Erfolges auf den Kaiſer warf. Am ſtärkſten wirkte der Umſchwung der Meinungen in England. Dies Volk, immer bereit die Bedeutung vollendeter Thatſachen verſtändig anzuerkennen, begriff ſchnell, daß nur ein Bund zwiſchen England und Italien die Halbinſel vor der Uebermacht Frankreichs bewahren könne; von allen Seiten ward Lord Clarendon angegriffen, weil er ſich unterſtanden von dem platzenden bubble der Einheit Italiens zu reden.

Auf solche Gunst Europas gestützt durfte man hoffen die gereizte, wunde Stimmung der Lombarden zu heilen. Der Nationalverein, der piccolo corriere entstanden von Neuem, allerdings ohne ihre alte Macht wieder zu erlangen. Immerhin bewies der Ausfall der nächsten Parlamentswahlen, wie trefflich die 2000 Commissäre des Vereines das Werk der Versöhnung vollzogen. Pallavicino allerdings bethört durch die Actionspartei, übernahm den Vorsitz im Nationalvereine nicht wieder. Mit unbelehrbarem Ingrimm wirkte Mazzini den verhaßten Liberalen zuwider. Er stiftete abermals radikale Gegenbünde; endlich gelang ihm, den leicht bestimmbaren Enthusiasmus Garibaldi's zu verführen. In heftigem Kampfe stießen die Geister auf einander, als im Herbst die Freunde Cavour's einen Einfall in die Marken verhinderten, welchen der Freischaarenführer zur unglücklichsten Stunde beginnen wollte; Garibaldi schied in hellem Zorne von La Farina und mochte sich nie mehr mit dem Sicilianer versöhnen.

Der auf das Große gerichtete Sinn läßt durch dies Wirrsal kleinen Gezänkes sich die Freude nicht trüben an dem erhabenen Gange der Revolution. Wie viel Geduld, wie viel Hingebung forderte diese stille Arbeit von dem klugen Manne, der in seiner Verborgenheit alle Fäden der Einheitsbewegung in Handen hielt! „Wir haben für uns eine große Idee; wer sie verleugnet, verdirbt sich" — rief La Farina stolz, derweil er immer auf's Neue über den Unfug der Particularisten und der Rothen zu berichten hatte. Ging doch soeben eine Gesandtschaft der Sicilianer nach London, um den Beistand Englands für die weiland vergötterte Verfassung von 1812 zu erflehen. Auch unter den nächsten Freunden brachen Mißverständnisse aus in so verworrenen Tagen. Selbst der treue Ricasoli verfiel in den Ruf eines Particularisten, weil er, nachdem die Dictatur des Prinzen von Carignan gescheitert war, die Unabhängigkeit Toscanas neben der Emilia standhaft behauptete. Auch Cavour ward einmal irr an dem Baron und schrieb: „Ricasoli ist ein störrischer Maulesel. Aber da man, wenn er das Ruder des Staats verließe, Schöpse oder Emmchen an den Karren spannen würde, so müssen wir ihn aufrechthalten mit allen seinen Fehlern. Amen." Das grobe Wort war ungerecht; denn Ricasoli rechnete staatsklug, jetzt sei Alles zu vermeiden, was einem selbständigen mittelitalienischen Staate auch nur ähnlich sehe. Auf einen solchen Staat, der dem Ehrgeiz Piemonts das Gleichgewicht halte, war seit dem Sommer die Absicht Napoleon's III. vornehmlich gerichtet; noch immer hoffte man in den Tuilerien, dem

kaiſerlichen Vetter die Krone von Etrurien aufs Haupt zu ſetzen. Spät im Herbſt, als Ricaſoli und Farini die franzöſiſchen Agenten Poniatowsky und Reiſet mit ſcharfen Worten heimgeſchickt hatten, geſtand ſich Napoleon endlich, daß ſeine kleinen Künſte gegen den feſten Willen eines edlen Volkes nichts verfingen. Aber nicht ohne Entgelt wollte er die Einverleibung Mittelitaliens dulden. Solche begehrliche Wünſche verwehrten dem Kaiſer feſtzuhalten an dem Plane eines neuen Pariſer Congreſſes — einem Gedanken, der ſeit Monaten die rathloſe Diplomatie beſchäftigte und von dem engliſchen Hofe gefliſſentlich unterſtützt ward. Oeffentlich, im Angeſichte des Rathes von Europa konnte der ſchmutzige Handel um Savoyen und Nizza nicht gewagt werden. Da auch Oeſterreich ſich ſcheute, die Wirren Italiens einem unparteiiſchen Gerichte zu unterwerfen, ſo wartete Cavour, den Rattazzi auf das ſtürmiſche Verlangen der Nation zum Bevollmächtigten für den Congreß ernannt hatte, drei Monate lang vergeblich auf ſeine Abſendung.

Da erſchien zur glücklichen Stunde Azeglio's geiſtvolle Schrift de la politique et du droit chrétien — eine beredte Vertheidigung des Sebſtbeſtimmungsrechtes der Romagnolen, zugleich eine feine Schmeichelei für die perſönlichen Neigungen Napoleon's. Nicht lange, ſo bewies der Kaiſer, daß er die Mahnung ſeines Bewunderers verſtanden habe. Am letzten Tage des Jahres ermahnte er den Papſt, die Romagna aufzugeben; in ſeiner Schrift „der Papſt und der Congreß" fanden die Ideen Azeglio's ein Echo; zur ſelben Zeit übernahm der wackere Thouvenel das auswärtige Amt. Dergeſtalt war der Congreß beſeitigt. Schon am 1. Januar 1860 conſtituirten ſich Modena, Parma und die Romagna als „die königlichen Provinzen der Emilia". Ein ſeltenes Glück hatte den Italienern im rechten Augenblicke ein unfähiges Cabinet geſchenkt: die Unthätigkeit Rattazzi's gewährte dem Kaiſer und der Nation ſelber die Friſt, den Vertrag von Villafranca innerlich zu überwinden. Jetzt war die Zeit des Harrens dahin; die von Neuem entfeſſelte Bewegung bedurfte eines Helden, der ſie leite. Umſonſt ſuchte Rattazzi durch kleine Ränke, ſogar durch eine Annäherung an die Actionspartei den gefürchteten Nebenbuhler fern zu halten. Die Natur der Dinge, der tauſendſtimmige Ruf der Nation führte den Grafen an das Ruder des Staates zurück. Die „liberale Union" der parlamentariſchen Parteien war mit dem Grafen einig in der Forderung, daß die Dictatur beendigt, die Centraliſation gemildert werde. Sie verſchwor ſich zugleich, keinen Candidaten in das Haus zu wählen, der nicht die unverzügliche Ein-

verleibung Mittelitaliens verlange, und ſtürzte endlich das Cabinet. Am 16. Jan. übernahm der Mann, deſſen Name jetzt die Annexion bedeutete, wiederum die Leitung. Der Vertrag von Villafranca ſchuf den Segen des norditalieniſchen Einheitsſtaates, doch er entzündete auch in der Nation einen fieberiſchen revolutionären Eifer, welcher alsbald halbgereifte Früchte zu pflücken eilte.

Mit einem Schlage zerſtob der bange Zweifel, der auf den Geiſtern laſtete, da Cavour ſchon am 27. Januar den Geſandten ſeines Königs erklärte: die Wiederherſtellung der kleinen Kronen iſt undenkbar, die Einverleibung bleibt die einzig mögliche Löſung der mittelitalieniſchen Frage; die Italiener müſſen ſich ſelber helfen, nachdem ſie vergeblich auf den Rath Europas gewartet. So kühn zu reden ward dem Grafen nur möglich durch den Beiſtand Englands. Die britiſchen Staatsmänner erſchraken zuweilen über die verwegene revolutionäre Politik des Piemonteſen, dem das geſchäftige Gerücht ungeheuerliche Pläne, ſogar Umtriebe in den Donauprovinzen, andichtete; doch zuletzt ſprach ſich das Cabinet von St. James rückhaltlos für den Grundſatz der Nichtintervention aus. Meiſterhaft handhabte der Nachfolger Karl Emanuel's die altſavoyiſche Politik der zweifachen Bündniſſe; zugleich ließ er die Künſte des Demagogen ſpielen. Der Nationalverein erhielt Befehl, in drohendem Tone eine raſche Löſung zu fordern: „es wird mir nützlich ſein, ſagen zu können, ich ſei gedrängt.“ Noch einen anderen mächtigen Bundesgenoſſen rief der Graf herbei: er beſchleunigte die Wahlen für das Parlament. Napoleon III. hatte inzwiſchen von ſeinem mittelitalieniſchen Reiche ſich noch nicht getrennt: noch am 24. Februar forderte Thouvenel die Herſtellung von Toscana, drei Wochen ſpäter der Kaiſer ſelber zum mindeſten die Autonomie dieſes Landes. Aber wer anders konnte dieſe kaiſerlichen Gedanken verwirklichen als der Congreß? derſelbe Congreß, der die Hoffnungen auf Savoyen unfehlbar vereiteln mußte! — So ſchwankte Napoleon und unterlag endlich der dämoniſchen Gewalt, welche Cavour's Ueberlegenheit immer auf ſeinen Geiſt ausübte.

Um Mitte März wurde die Vereinigung mit Piemont durch die Volksabſtimmung der Mittelitaliener beſchloſſen. Ein Wald von Fahnen, prangend in den feſtlich heiteren Farben des freien Landes, rauſchte

über den Kuppeln der Dome, die ruhevoll aufragen aus den alten Städten im Garten Italiens. Welch ein Wandel der Dinge seit jenen Zeiten des wüthenden Bruderkampfes, da Florenz die Abzugsgräben Pisas versumpfen ließ, damit die Pest die Nebenbuhlerin verschlinge! Ein halbes Jahrtausend hindurch hatten die Hafenketten von Pisa ein prahlerisches Siegeszeichen über dem Thore des Baptisteriums der Florentiner geprangt. Nun hingen sie wieder in der Vaterstadt, in ihrem Campo santo, zurückgegeben von der Siegerin, auf daß die letzte Spur des alten nachbarlichen Hasses verschwinde; und die Wände jener wunderbaren Halle, die sich das stolze Pisa zum Denkmal seines städtischen Ruhms erbaut, erzählten jetzt auch die frohe Botschaft, daß das hochherzige Toscanervolk ein Vaterland gefunden habe.

Aber dieser glänzende Erfolg ward erkauft durch ein Opfer, das Cavour selbst das schwerste, das grausamste seines Lebens nannte. Sobald die Tuilerien erfuhren, daß der Entschluß der Einverleibung in Turin gefaßt sei, erschien sofort Benedetti bei dem Könige, und am 24. März wurde der Vertrag geschlossen, der Savoyen und Nizza an Frankreich dahingab. Die Fluth des Spottes und der Flüche, welche damals auf das Haupt des Grafen herabströmte, ist bis zur Stunde noch nicht ganz verlaufen. Und doch wird jedes Wort des Tadels zu nichte vor der einen Frage: war Cavour berechtigt, das Nothwendige zu wollen, sein Vaterland mit fremder Hilfe zu befreien? War er hierzu berechtigt, so mußte er den Lohn, den der Verbündete heischte, ebenso gewiß zahlen, als Preußen verpflichtet war, im Frühjahr 1813 seine polnischen Ansprüche an Rußland abzutreten. „Der Vertrag," sprach er einfach, „ist die wesentliche Bedingung unserer vergangenen Politik, eine unausweichbare Nothwendigkeit für ihre Fortsetzung in der Zukunft." Sollte er jetzt heimkehren nach Leri, begnügt mit dem wohlfeilen Ruhme, Bologna und Florenz dem subalpinischen Reiche geschenkt zu haben, und dann mit verschränkten Armen zuschauen, wie Oesterreich, von Frankreich ungehindert, das Werk von Magenta und Solferino wieder in Trümmer warf? O über die catonischen Thoren, welche die Kleinheit solcher Größe nicht begreifen! Oder sollte er die Abtretung unterzeichnen und dann das Parlament aufreizen zu jener Politik des Undanks, die soeben den österreichischen Hof in das Verderben gestürzt? „Es kommt wenig darauf an," erwiderte er selbst, „ob die Minister Feinde haben; aber es wäre verhängnißvoll, ein unersetzlicher Schade, wenn der Haß sich wieder die Vertreter der Nation richtete."

Indem das Königshaus sein Stammland preisgab, gleichwie einst die Oranier auf Orange, die neuen Habsburger auf Lothringen verzichtet hatten, empfing das historische Gesetz, das die Herren von Savoyen seit drei Jahrhunderten südostwärts trieb, eine neue Bestätigung, das Nationalitätsprincip, in dessen Namen man bei Solferino schlug, eine neue Anerkennung. Mit vollem Rechte erklärten einige Abgeordnete Savoyens dem Parlamente: „Der Ruf viva l'Italia läßt sich für Savoyen nur übersetzen durch den Ruf vive la France!" Seit der Vollendung der Victor-Emanuel-Bahn war Chambery von Paris in zwölf Stunden, von Turin erst nach einer Tagereise zu erreichen. Alle Interessen des Verkehres und des Volksthums wiesen dies „Irland Italiens" an Frankreich; die letzten Wahlen für den Provinzialrath bekundeten abermals die Uebermacht der französischen Partei im Lande. Minder unzweifelhaft standen die Dinge in dem halbitalienischen Nizza. Vergeblich versuchte Cavour noch in elfter Stunde dies Land für Italien zu retten; er hatte sich schon in Plombieres zu dieser Abtretung nicht verstehen wollen, ließ bis zum letzten Augenblicke seine Genossen dawider schreiben und spähte angstvoll aus nach fremder Hilfe. Aber Preußen allein war bereit für das bedrohte Gleichgewicht Europas einzutreten; England versagte sich in unbelehrbarer Trägheit. Napoleon blieb unerbittlich, seit ihm sein Marschall Niel mit gelehrten strategischen Gründen das alberne Märchen bewiesen hatte, daß Nizza für Frankreichs Sicherheit unentbehrlich sei. Der Makel, der an diesen Händeln haftet, fällt ausschließlich auf die kleinsinnigen Befreier, mehr noch auf die französische Nation als auf ihren Kaiser. Denn schamlos trat die Ländergier der Franzosen wieder hervor. Um Gottes willen, schrieb Bixio aus Paris, unterzeichnet, wenn Ihr das französische Bündniß wollt; wo nicht, so wird Italien nie mehr Theilnahme in Frankreich finden!

Aber weungleich alle einsichtigen Italiener im Stillen die Unvermeidlichkeit des Opfers erkannten und Cavour späterhin stolz aussprechen durfte: „wir rechnen uns diese nothwendige That zur Ehre an" — es blieb doch ein politischer Unsinn, daß eine Grenzprovinz mit einer halben Million Bewohnern nach eigener Willkür sich ihren Staat wählen sollte: eine furchtbare Demüthigung für den stolzen Piemontesen, dies tapfere Land preiszugeben, das in hundert Kriegen für seine Krone geblutet: eine schwere Sorge für den Monarchisten, diesen dynastisch gesinnten Gau zu entlassen in einem Augenblicke, da neue Provinzen, die das Königshaus nicht kannten, hinzu-

traten: eine unſägliche Beſchämung für den ehrlichen Liberalen, das frivole Poſſenſpiel der Volksabſtimmung anzuſchauen, das die Mouchards des Napoleoniden in Nizza leiteten. Ein tiefer Seelenkummer klang aus den Reden des Miniſters, als Garibaldi im April ſeine Anfrage wegen Nizzas ſtellte und im Mai nochmals der Vertrag zur Sprache kam. Derweil ihm das Herz blutete, durfte er doch das entſcheidende Wort nicht ausſprechen. Wie oft liebte er ſonſt zu ſagen: „ich will dem Parlament ein Geheimniß anvertrauen;“ jetzt konnte er nichts erzählen von dem Geſpräche zu Plombieres, das allein den Hergang erklärte. Sophiſtiſche Wendungen — wie die armſelige Verſicherung, Nice en Provence habe immer für eine franzöſiſche Stadt gegolten — mußten ihm vorhalten für ſeine gute Sache. Indeß die klare Vernunft, welche durch alle dieſe Scheingründe hindurchleuchtete, triumphirte endlich über die dröhnenden Phraſen Guerrazzi's. Nur 33 Stimmen erklärten ſich mit Rattazzi gegen den Vertrag. Und lag denn nicht am Tage, was der Miniſter nur in vertrauten Geſprächen andeuten durfte — daß Frankreich durch ſeine unedle Begehrlichkeit ſich ſelber entwaffnete? Derſelbe Vertrag, der dem Kaiſer das Vertrauen der Italiener für immer raubte, ließ ihn vor den Augen der großen Mächte als den Mitſchuldigen Cavour's erſcheinen; wie durfte er jetzt dem Wagen der Revolution in die Speichen greifen?

Schon die Thronrede, die das Parlament eröffnete, wies deutlich auf eine bewegte Zukunft hin: „Unſer Vaterland iſt nicht mehr das Italien der Römer noch das des Mittelalters, es ſoll nicht mehr der freie Tummelplatz ſein für fremde Ehrſucht, es ſei fortan das Italien der Italiener!“ Noch war der neue Staat namenlos, auf den Parlamentsberichten ſtand zu leſen: Atti del parlamento nazionale. Wehmüthig klagte der Abgeordnete Farini zur Zeit der ſavoyiſchen Debatten: „Ich wünſchte den Namen des Staates zu kennen, dem ich angehöre; wir haben weder den Muth noch die Kraft uns zu taufen“ — worauf der Miniſter mit ſeinem glückſeligſten Lachen die Achſeln zuckte. Sicherlich mußte der Graf wünſchen, dies unleidliche Proviſorium zu beenden. Man bedurfte einiger Friedensjahre, um das oberitalieniſche Königreich zu organiſiren, die Abgeordneten der neuen Provinzen, die noch fremd im Hauſe ſtanden, mit der Staatsgeſinnung der Piemonteſen zu erfüllen, die unfertigen Regimenter aus Mittelitalien durch erprobte Offiziere zu ſchulen. Dann erſt konnte die Einheitsbewegung mit feſtem Tritte weiter ſchreiten. Aber der Augenſchein lehrte, daß jeder Aufſchub un-

möglich war. Die Leidenſchaft der Nation, die Cavour ſelbſt in ſtillen Tagen großgezogen, war eine Macht geworden, unbändig, meiſterlos. Stolz auf die leichten Erfolge des vergangenen Jahres träumten die Patrioten bereits von dem Siegeszuge auf das Capitol, zu dem Mazzini durch tauſend feurige Genoſſen auffordern ließ. Die Regierung ſelber erkannte die Macht des räthſelhaften Demagogen an, indem ſie ihn allein ausſchloß von der Amneſtie, die allen politiſchen Verbrechern zu Theil ward. Auf Gunſt und Mißgunſt der Maſſen blickte der Graf noch immer mit unwandelbarer Geringſchätzung; er lächelte nur, als man ihm meldete, daß ein Mordanſchlag wider ihn im Werke ſei. Doch ſein Staat, das Kind des nationalen Gedankens, durfte den Strom der popularen Begeiſterung, der jetzt entfeſſelt daherbrauſte, nicht zu hemmen wagen; nur ihn zu leiten, nur die Schwarmgeiſter der Revolution unter die Zucht der Monarchie zu beugen, blieb noch möglich.

Und noch einmal kam den Feuergeiſtern der Umſturzpartei der bewährte Freund, die Thorheit der Reaction, zu Hilfe. Das Schickſal ſuchte die uralte Blutſchuld der Bourbonen grauſam an dem Enkel heim, ſchlug ihn in der Stunde der Entſcheidung mit unheilbarer Verblendung. In dieſem Augenblicke, da nur eine ehrliche Reformpolitik, ein feſtes Bündniß mit den Siegern von Solferino den verfaulten Bourbonenſtaat noch retten konnte, ſagte König Franz verächtlich: „ich will nichts von dem Neffen des Menſchen, den mein Großvater erſchießen ließ.“ Der Geſandte Piemonts, Graf Villamarina, der im Januar nochmals, von Rußland unterſtützt, ein Bündniß anbot, ward herriſch abgefertigt, dem neuen italieniſchen Staate die Anerkennung verweigert, obgleich ſelbſt der Graf von Syrakus zum Nachgeben rieth. Entſetzt über den Starrſinn, über die greiſenhafte Unthätigkeit dieſes Hofes, rief Napoleon III. im April: „was kann man thun für eine Regierung, die keinen Rath hören will?“ Zur ſelben Zeit ſchrieb Victor Emanuel einen letzten warnenden Brief nach Neapel: „ich werde vielleicht bald vor dem ſchrecklichen Zwiefall ſtehen, entweder die heiligſten Intereſſen meiner Krone preisgeben zu müſſen oder ſelbſt das Hauptwerkzeug Ihres Unterganges zu werden.“

Unterdeſſen ſtrickten geſchäftige Hände an dem Netze einer großen reactionären Verſchwörung: die Königin-Mutter in Neapel, die Kaiſerin-Wittwe Karoline Auguſte in Wien — die älteſte der bairiſchen Unheilsſchweſtern, die treue Gönnerin der Jeſuiten — dazu die unzufriedenen Biſchöfe in Toscana und der Romagna, und vor Allen der rö-

miſche Hof. Im Vatican galt ſeit dem Vertrage von Villafranca nur das Wort des heimathloſen Landsknechts Merode, des plumpen Eiferers Antonelli und der Ordensgenerale, die für die Zukunft ihrer Orden zitterten; ihr prahleriſches Poltern überdröhnte die Warnungen der wenigen beſonnenen Cardinäle, die das italieniſche Blut nicht verleugnen mochten. Die plebejiſche Roheit ihres Auftretens bewies aufs Neue, daß in Italien wie überall ſonſt die höheren Stände ſich längſt faſt gänzlich aus dem Prieſterſtande zurückgezogen hatten. Mit Flüchen und einer ſtolzen Verweiſung auf ſeinen Eid beantwortete der Papſt den Sylveſterbrief Napoleons. Nichts, gar nichts werden wir thun, ſagte Antonelli im März zu dem Herzog von Grammont: von Reformen kann erſt die Rede ſein, wenn die aufſtändiſchen Provinzen unter den Hirtenſtab des Papſtes zurückgekehrt ſind. Dann excommunicirte der heilige Vater die neuen Sanheribs, die Kinder der Finſterniß, die an der Beraubung des römiſchen Stuhles theilgenommen; aber am Po und Arno lächelte man über den armen alten Mann und ſeine Blitze, die nicht mehr zündeten. In der Jeſuitenkirche zu Rom wurde gepredigt, bald werde die Fahne Muhammeds auf den Zinnen des Vaticans wehen, der Laienkelch den Ketzern in St. Peter geſpendet werden. Solchen Greuel zu verhüten, eilten die Gläubigen aus Irland und Belgien, Frankreich und Baiern nach Trieſt, von da auf öſterreichiſchen Dampfern unter die Fahnen des Paſtes. Am 1. April übernahm General La Moriciere den Oberbefehl des päpſtlichen Heeres mit den Worten: „die Revolution bedroht heute Europa wie ehemals der Islam, und heute wie ehemals iſt die Sache des Papſtes die der Civiliſation und der Freiheit der Welt.“ Noch kräftiger ſagte ſpäter ein Armeebefehl: „wo die Revolution die Spitze des Ohres oder der Naſe zeigt, da muß man losſchlagen wie auf einen tollen Hund.“ Und wahrhaftig, nicht um einen armſeligen Haufen von Schlüſſelſoldaten zu führen, hatte der fromme Kriegsmann ſeinen berühmten Degen nach Rom getragen.

Der bourboniſche Hof, der ſoeben in einem Anfall rathloſer Schwäche ſeine treuen Schweizerregimenter aufgelöſt hatte, wähnte ſich noch ſtark genug zu einem großen legitimiſtiſchen Kreuzzuge. Seit dem Herbſt ſtanden die neapolitaniſchen Truppen in den Abruzzen, nur eines Winkes aus Rom gewärtig, um die Grenze des Kirchenſtaates zu überſchreiten und dann, mit den päpſtlichen Schaaren verbündet, in die Romagna einzubrechen. Das Königreich Neapel ward einſt gegründet,

um der Curie als Schild und Schwert zu dienen; jetzt ging es unter an dem Verſuche, in einer neuen Zeit den alten Beruf zu behaupten. An Oeſterreich erfüllte ſich indeſſen eine Weiſſagung Cavour's: der Staat blieb, ſo lange er Venedig beſaß, unfähig, das Syſtem des Despotismus abzuſchütteln — trotz der tiefen Verſtimmung im Volke, trotz der argen Mißbräuche, die während des Krieges enthüllt wurden — und ein Syſtem wie dieſes konnte daheim nicht aufrecht bleiben, wenn es nicht die ganze Mitte Europas überherrſchte. Der Belagerungszuſtand lag wieder über Verona, die Patrioten Venedigs verſchwanden nach dem Gutdünken der Generale in den k. k. Strafcompagnien, das tapfere Heer verlangte Rache an dem beſiegten Sieger. Die Legitimiſten zu Wien und Neapel hofften auf eine Volkserhebung in Toscana und der Romagna. Die Revolution in Mittelitalien war ein Werk der Signoren; warum ſollte nicht abermals, wie in dem blutigen Reactionsjahre 1799, das gläubige Landvolk um Arezzo unter dem Rufe viva Maria, viva l'Austria für Thron und Altar die Waffen ergreifen? Wer durfte Oeſterreich ſchelten, wenn die Truppen des Papſtes und des Bourbonen und das Corps des Herzogs von Modena, das auf öſterreichiſchem Boden zu ſolchem Zwecke zuſammengehalten ward, im Vereine mit den frommen Bauern die Throne der Erzherzoge wiederherſtellten? Von Warſchau bis Madrid war die katholiſche Partei in Bewegung. Da und dort ward ein Faden aus dem feinen Geſpinnſte aufgegriffen; in Florenz entdeckte man einen reactionären Geheimbund, ſodann ergab ſich, daß Fürſt Brignole, mit reichen Geldmitteln ausgerüſtet, die italieniſchen Truppen zur Fahnenflucht zu bereden ſuchte. Wenn Azeglio die ſeltſamen Heiligen muſterte, die im Vatican zuſammenſtrömten, dann fragte er beſorgt, ob denn alle Beſiegten vom zweiten December ſich an der Tiber ein Stelldichein geben wollten. In der That ging unter den Heißſpornen der Legitimität wieder die Rede von der Herſtellung Heinrich's des Fünften; raſende Träume waren im Schwange, faßbar allein für eine Partei, die ſeit zwei Menſchenaltern mit dem Unmöglichen rechnete.

Derweil dieſe ausſchweifenden Hoffnungen den Hof von Neapel bethörten, ſchnitt die Axt bereits in die Wurzeln ſeiner Macht. Schon im Januar ließ Mazzini den Turiner Hof wiſſen, eine Revolution in Unteritalien ſtehe unvermeidlich bevor, und in dieſem einen Falle ſtimmte das Haupt der Actionspartei mit dem Leiter des Nationalvereins überein. La Farina vergaß als Mann des Wortes nicht, das

der Jüngling geſungen: ma alla bella mia Messina consecrato è questo cor; ſeine Heimath von dem Joche der Bourbonen zu befreien, blieb die theuerſte Hoffnung des Sicilianers. Während Crispi im Auftrage der Actionspartei die Inſel bereiſte und mit der geriebenen Schlauheit eines ſüdländiſchen Verſchwörers den Aufſtand vorbereitete, waren die gemäßigten Liberalen des Nationalvereins in gleichem Sinne thätig. Schon im März lagen die Manifeſte des Vereins druckfertig, welche das bourboniſche Heer aufforderten abzufallen „von dieſem Geſchlechte feiger Schurken". In den erſten Tagen des April, in demſelben Augenblicke, da in Palermo ein Aufſtand ausbrach, beſchloſſen die ſicilianiſchen Flüchtlinge in Genua, ihrer Heimath zu Hilfe zu ziehen; erſt als die Sicilianer einig waren, trat Garibaldi dem Unternehmen bei.

So drohten Schlag und Gegenſchlag in Unteritalien. Cavour aber hielt 200,000 Mann unter den Waffen, er ſah den Ausbruch eines Entſcheidungskampfes nahen — minder harmlos als unſere preußiſchen Liberalen, welche ſoeben die Verſicherung ihres Cabinets, eine ſchwere Kriegsgefahr ſchwebe über dem Welttheil, als ein Parteimärchen belächelten. Mochte der Graf den Unſegen einer übereilten Einheitsbewegung noch ſo klar erkennen — das Unternehmen gegen Sicilien jetzt verhindern hieß einen Selbſtmord begehen, hieß die Diverſion vereiteln, welche den Kreuzzug der Bourbonen zu nichte machen mußte. Durfte Cavour warten, bis die Pläne der Legitimiſten zur Reife gediehen, bis Oeſterreich mit der triumphirenden Reaction in Mittelitalien ſich verband und vielleicht nochmals die Franzoſen über die Alpen ſtiegen? Nicht zum zweiten Male wollte der Graf den gefährlichen Bundesgenoſſen rufen; nur um Frankreichs Einfluß zu beſchränken, hatte er Savoyen geopfert. Nach alledem ſcheint mir wenig glaubhaft, daß Cavour lange und lebhaft dem ſicilianiſchen Zuge widerſprochen haben ſoll — wie Graf Hauſſonville ohne Beweiſe behauptet. So viel ſteht nach den Briefen La Farina's und nach Perſano's Tagebüchern unzweifelhaft feſt, daß der Miniſter ſpäteſtens in den erſten Apriltagen die Nothwendigkeit des Unternehmens erkannte und alsbald mit Eifer für die Ausrüſtung der kühnen Abenteurer ſorgte. Und wahrhaftig, wenn Piemont jetzt im Namen der mißhandelten Nation den Bourbonen den Krieg erklärte, ſo hätten Cavour's Freunde heute nicht nöthig, auf den alten Vattel ſich zu berufen, auf das Beiſpiel Wilhelm's III. oder auf die Hilfe, die Eliſabeth den Niederlän-

dern gewährte, zu verweiſen. Denn eine Regierung wie dieſe bourboniſche, die durch die Folter und die gräßliche „Haube des Schweigens“ ihr Volk in Zucht hielt, verfällt von Rechts wegen der Vernichtung, ſobald die Macht ſich findet ſie zu ſtürzen. Aber die großen Mächte, allein England ausgenommen, beurtheilten die nationale Frage der Italiener noch immer nach dem Geſichtspunkte der internationalen Politik; eine ritterliche Kriegserklärung Piemonts gegen Neapel mußte ſie alle, und Spanien dazu, auf die Seite der Bourbonen treiben. Zudem konnte Cavour nicht ahnen, wie raſch der in allen Fugen knarrende Bourbonenſtaat vor den Schlägen einer Handvoll kühner Männer zuſammenbrechen ſollte. Er dachte alſo: se saranno rose fioriranno, wählte den Weg der Hinterliſt und behielt freie Hand das Wageſtück preiszugeben, wenn es mißlang. Wir müſſen, ſchrieb er an Perſano, „die Revolution unterſtützen, doch ſo, daß ſie vor den Augen Europas als eine freiwillige That erſcheint. Dann ſind England und Frankreich mit uns; anderenfalls weiß ich nicht, was ſie thun werden.“

Sein Geſandter blieb in Neapel, er ſelbſt verweigerte im April die Antwort, als Bertani im Parlamente eine Anfrage wegen Siciliens ſtellte, denn „das Miniſterium kann nicht den Dienſt eines Zeitungsſchreibers verſehen“. Unterdeſſen wurden in der Stille die Flinten aus dem Zeughauſe von Modena an die Freiwilligen vertheilt und bereits am 18. April zwei Kriegsſchiffe mit geheimen Aufträgen nach Palermo geſendet. Der Gouverneur von Genua erhielt Befehl, die Ausrüſtung der Schiffe Garibaldi's nicht zu bemerken. Der freigebige Pallavicino, La Farina's Verein und ein mazziniſtiſcher Ausſchuß unter Bertani ſorgten vorderhand für die Geldmittel, bis ſpäterhin Cavour ſelbſt die Staatskaſſen zu öffnen und eine Dampferverbindung mit Palermo einzurichten wagte. Sobald am 5. Mai der Dampfer Piemonte die Rothhemden hinweggeführt hatte, ſprach Cavour den großen Mächten ſein tiefes Bedauern aus und ließ den Grafen Perſano mit der Flotte im tyrrheniſchen Meere kreuzen. Im ſelben Augenblicke empfing der Admiral zwei Zeilen von dem Miniſter: „Herr Graf, ſuchen Sie zwiſchen Garibaldi und die neapolitaniſchen Kreuzer zu gerathen. Ich hoffe, Sie haben mich verſtanden“ — und antwortete kurzab: „Herr Graf, ich glaube Sie verſtanden zu haben. Im Nothfall ſchicken Sie mich nach Feneſtrelles auf die Feſtung.“ Auf die Kunde von der glücklichen Landung ſchrieb Cavour an die Höfe: wenn die Flotte der Bourbonen die Landung nicht verhindern konnte (und

allerdings waren ihre Offiziere gut italienisch), um wie viel weniger wir? wenn Oesterreich fremden Abenteurern in Triest gestattet sich nach Rom einzuschiffen, um wie viel weniger kann die italienische Regierung italienischen Freiwilligen den Abzug verwehren?

Wohl mögen wir Deutschen uns glücklich preisen, daß Preußens Wehrkraft und des Schicksals Gnade uns erlaubten, ohne Winkelzüge durch rechtschaffenen Kampf das Joch der Habsburger zu zerbrechen. Wohl verstehen wir die Entrüstung des redlichen Azeglio, der im Zorn über dies durchtriebene Spiel den Staatsdienst verließ und ärgerlich schrieb: „kein Mensch glaubt dem Grafen mehr; es ist genau dasselbe, als wenn er die Wahrheit spräche!" Wir verstehen diesen Zorn, doch wir vergessen nicht, wie leicht das Urtheil und wie schwer die That. Nicht mit moralischen Gemeinplätzen darf ein politischer Kopf hinweggleiten über den fürchterlichen Streit der Pflichten, der das Gewissen eines Staatengründers erschüttert. Dem Staatsmanne ist nicht gestattet wie dem schlichten Bürger, die fleckenlose Reinheit seines Wandels und seines Rufes als das höchste der sittlichen Güter heilig zu halten. Er lebt den Lebenszwecken seines Volks, er soll die Zeichen der Zeit zu deuten wissen, den göttlichen Gedanken herausfinden aus dem Gewirr der Ereignisse und ihn verwirklichen in hartem Kampfe. Dies allein ist politische Wahrhaftigkeit, dies die politische Tugend, die den Frauen und Gemüthsmenschen allezeit unfaßbar bleibt. Läßt sich der Widerstand der trägen Welt anders nicht überwinden, so soll der Staatsmann für den Sieg der Idee auch die Mittel der Arglist einsetzen, die der Einzelne für die endlichen Zwecke seines Thuns nicht brauchen darf. An den rauchenden Trümmern des Vaterlandes sich die Hände wärmen mit dem behaglichen Selbstlob: ich habe nie gelogen — das ist des Mönches Tugend, nicht des Mannes. Und so lange Männer leben, wird kein Makel haften an der Seelengröße des Staatsmannes, der Italien schuf, der das Sittlichste that, was dem Sterblichen zu thun vergönnt ist. Ihm war jetzt das Herz geschwellt von dem Bewußtsein eines welthistorischen Berufes. Ihm galt es als „das größte Unternehmen der neuen Geschichte, Italien zu befreien von den Fremden, von den schlechten Grundsätzen und den Tollköpfen." Bitter lachend rief er den Splitterrichtern zu: „ja ich, ich weiß nicht einmal, ob ich mich noch zu den Biedermännern zählen darf, weil ich die Einheit meines Vaterlandes gründete!" — Und wer trägt denn die Schuld an dem verlogenen Spiele, das zwischen Turin und Palermo hin- und herschlich?

Doch ſicherlich die Engherzigkeit der großen Mächte, vornehmlich der Tuilerien, welche dem Führer Italiens nicht erlaubten mit offenem Viſier einen gerechten Kampf zu beginnen.

So unter Cavour's Schutz begann der Zug der Tauſend von Marſala. Ein märchenhafter Reiz liegt über dieſem Kriege, und noch heute haftet an dem Namen uno dei mille ein Zauber, dem kein italieniſches Herz widerſteht. Nach den kurzen Kämpfen von Calatafimi und Palermo ſah der Dictator die Inſel zu ſeinen Füßen — ein Liebling des Glücks wie der verwunſchene Prinz, der heimkehrt in ſein Reich. Wer tiefer blickt, erkennt gerade in dem traumhaft raſchen Erfolge die Gebrechen dieſer Bewegung, die weder ein Krieg noch eine Volkserhebung war, weder die ſittlichen Kräfte einer Revolution von unten, noch die Ordnung einer Revolution von oben offenbarte. Eine fremde Welt that ſich hier auf vor den Augen der erſchreckten Norditaliener, ein grundtiefer Gegenſatz des Volksthums, des ſittlichen und wirthſchaftlichen Daſeins, wie er ſo auf deutſchem Boden nirgends beſteht.

Wohl lebte in dem Volke von Sicilien und Neapel der Todhaß wider die Bourbonen, ganz ſo hitzig, blind und ungeſtüm, wie jene fieberiſche Leidenſchaft, die einſt den Demos von Tarent von Thorheit zu Thorheit trieb; der Clerus ſelber theilte den allgemeinen Abſcheu, und die Bewegung verlief faſt ohne außerordentliche Greuelthaten. Aber wie war doch dem reichbegabten Volke das Pflichtgefühl, die Opferfreudigkeit, Alles was der Staatsgeſinnung gleicht ſo ganz abhanden gekommen! Jener heilloſe Byzantinerſtaat, der überall wo er ſeine Banner entfaltete das ſittliche Mark der Völker aufzuſaugen verſtand, hatte durch fünf Jahrhunderte die Halbgriechen Unteritaliens beherrſcht; und über dieſe Trümmerſtätte ging ſpäter der ſchläfrige Despotismus der Spanier und die bourboniſche Tyrannei dahin, die ſelbſt in Sicilien die Spuren einer glänzenderen Geſchichte nahezu verwiſchte. Der Unſegen des Latifundienweſens hielt die Maſſen in einem Zuſtand halber Knechtſchaft; heidniſcher Bilderdienſt, tiefe Unwiſſenheit lähmte die Geiſter. Dazu die epidemiſche Feigheit und — die Camorra, der organiſirte Raub, ſchimpflicher für das Volk, das ihn ertrug, als für die Räuber ſelber. Sobald der Freudenrauſch der Tage der Befreiung verflog, miſchte ſich in den Ruf „es lebe Italien“ wieder das alte Wuthgeſchrei: i Siciliani debbono si bere il sangue dei continentali — und dieſer Haß gegen Neapel war tauſendmal ſtärker

als die Liebe für Italien. Von Piemont und der ſtrengen Ordnung ſeines Staates war kaum eine dürftige Kunde über die geſperrten Grenzen des Bourbonenreichs gedrungen; das Volk kannte nur die Namen Victor Emanuel, Garibaldi und Cavour. Vornehmlich in den beiden Hauptſtädten drängte ſich der Schmutz dieſes verwahrloſten Volksthums zuſammen. Von Palermo's unſtätem Pöbel galt noch das Hohnwort des Mittelalters:

Guelfo non son' nè Ghibellin m'appello,
chi mi paga di più tengo di quello.

In Neapel vollends lungerte die wilde Meute der Lazzaroni, von den Bourbonen mit Brot und Spielen geſättigt und zur gelegenen Stunde wider die denkenden höheren Stände gehetzt. Mit gutem Grunde wahrlich pflegte der alte Ferdinand vergnüglich zu ſagen: wer die Bourbonen vertreibt, wird ein Jahrhundert an Unteritalien zu arbeiten haben. Wie es in Wahrheit ſtand mit dieſer jammervollen Erbſchaft der Bourbonen, das lehrt am klarſten die fanatiſche Erbitterung der Flüchtlinge, welche, in Norditalien mit den Idealen einer reineren Bildung befreundet, jetzt heimkehrend Alles, Alles umſtürzen wollten und hundertmal klagten: dies Volk war ſeiner Herrſcher würdig! — Sicherlich, der Zug nach Sicilien war ein unabweisbares Gebot der Nothwendigkeit; alle die müßigen Klagen über die verfrühte Einheit müſſen verſtummen vor der einfachen Erwägung, daß keine Macht der Welt den Bourbonenſtaat mehr aufrecht halten konnte. Aber ein Unglück blieb dieſe Eroberung trotz alledem; ſie ſtellte dem Staate Norditaliens Aufgaben, denen der unfertige noch nicht gewachſen war, ſie bildete fortan die ſchwerſte Sorge des leitenden Staatsmannes. Bis auf ſein Todtenbett verfolgte den Grafen das Bild des zerrütteten Südens. Dieſe unſeligen Neapolitaner, rief er ſchmerzlich, die muß man waſchen, si lavi, si lavi!

Und wer war der Held, der dieſe entfremdeten Stämme zu ihrem Vaterlande zurückführen ſollte? — Nur der Stumpfſinn des Philiſters, nur die Armſeligkeit des Parteihaſſes verſteht den Ueberſchwang der Liebe nicht, welchen die Italiener dem größten Manne des modernen Radicalismus widmen. Als ein Geſchenk der himmliſchen Barmherzigkeit, an dem Ihr nicht mäkeln noch deuteln ſollt, erſcheint Garibaldi in dieſen nüchternen Tagen — ein Prophet ſeines Volkes, ſo von Gott begeiſtert, wie jenes Mädchen von Orleans, die einzige Geſtalt der Geſchichte, die ſich dem dämoniſchen Manne vergleichen läßt. Sein

ganzes Leben iſt nur ein feuriger Strom lauterer Vaterlandsliebe; ſein Wirken unter uns wird ſpäten Geſchlechtern noch die tröſtliche Wahrheit predigen, daß auch in hochgeſitteten Zeiten die heilige Naturgewalt urſprünglicher Leidenſchaft eine Macht bleibt unter den Menſchen. Die zahlloſen Thorheiten, die Garibaldi begangen hat und noch begehen wird, ſind zum voraus ihm vergeben, der ſo viel, ſo unausſprechlich viel geliebt hat. Und wie groß iſt dieſes Herz! Wie richtig urtheilte Cavour, als er nach einem heftigen parlamentariſchen Streite mit dem Manne von Caprera einem Freunde zuflüſterte: „Und dennoch! Wenn der Krieg beginnt, werde ich Garibaldi unter den Arm faſſen und ihm ſagen: was werden wir uns erzählen in Verona?“ Die ganze Größe des Demagogen zu ſchauen war dem Grafen nicht mehr beſchieden: ſie offenbarte ſich erſt im Frühjahr 1866, da der Alte gehorſam wie ein treuer Hund zum Heere kam auf den Wink des Königs, dem er zwei Kronen geſchenkt — und der Fuß lahmte noch, den ihm die Soldaten deſſelben Königs zerſchoſſen hatten! Wie dieſer Mann war — ein ſtürmiſcher Held und doch ein Kinderherz, das durch ſeine Milde die wüthenden Maſſen zur Großmuth zwang — ſo blieb er unerſetzlich, der Einzige, der das ſicilianiſche Abenteuer beginnen durfte.

Jedoch von dem Talente des Dictators gilt ſchlechterdings das grobe Wort, das Azeglio im Munde führte: ein Herz von Gold, aber der Kopf eines Büffels! Er hatte einſt in kleiner Zeit, als der Ruf ſeiner Kriegsthaten aus Montevideo nach Italien hinüberdrang, ſeinen Landsleuten den Glauben an die alte Waffenkraft der Nation wieder erweckt; dann war der Name des tapferen Vertheidigers der ewigen Stadt, des kecken Führers der Alpenjäger in alle Lande hinaus geklungen; doch die Gabe des Feldherrn war ihm verſagt. Der Reichthum des politiſchen Lebens blieb ihm ein unfaßbares Räthſel; er ſah die weite Welt getheilt in die zwei Heerlager der republikaniſchen Freiheit und der monarchiſchen Knechtſchaft. Die plumpſte Schmeichelei nichtiger Demagogen vermochte ſein Gefühl, die windigſte radikale Phraſe ſeinen Verſtand zu bethören; und ſo konnte geſchehen, daß der in Ehren ergraute Held am Abend des Lebens ſeinen tapferen Degen für den brutalen Pöbeltyrannen Gambetta zog. Dort in der Fremde, losgeriſſen von der heimathlichen Erde, der ſolche Sehernaturen ihre ganze Kraft verdanken, war der Verführte nichts als ein gewöhnlicher Menſch, ein rathloſer Thor, wie ja auch die Jungfrau von Orleans außerhalb Frankreichs nur als eine alltägliche Bauerdirne erſchienen wäre. Wir

Deutſchen, befriedigt mit der Züchtigung, die unſer gutes Schwert dem Bandenführer in den burgundiſchen Bergen ertheilte, ſollen um jener letzten Sünde willen das goldene Herz des Büffelkopfes nicht geringer achten. — Auch in ſeinen Träumen ein Kind ſeines Volkes ſah Garibaldi in Rom den Mittelpunkt der Welt. Er gedachte mit ſeinen unbeſiegten Tauſend Sicilien und Neapel zu erobern, dann die unzählbaren tapferen Arme des Vaterlandes aufzubieten zur Befreiung von Venedig und Nizza und zuletzt in der ewigen Stadt die Einheit und Freiheit Italiens auszurufen, ein neues Zeitalter des Völkerglückes einzuweihen. Der Plan verrieth genau ſo viel harmloſe perſönliche Eitelkeit, als zu einem rechten Demagogen gehört, und erſchien dem ironiſchen Azeglio wie das Textbuch einer heroiſchen Oper. Eben hierin lag der beſtrickende Zauber der tollen Träume; dies Künſtlervolk wußte ſich nichts Schöneres als einen anderen Rienzi, der im theatraliſchen Zuge das Capitol hinanſtiege.

Der Nizzarde haßte den kalten Rechner in Turin, „der mich zum Fremdling gemacht in meinem Vaterlande“. Kaum auf Sicilien gelandet ließ er ein Manifeſt hinausgeben voll ſcharfer Anklagen wider die feigen Miniſter des tapferen Königs. Selbſt über die Richtung des Zuges war man anfangs nicht einig. Garibaldi's Ziel blieb eine Landung im Kirchenſtaate. Er hatte ſchon einmal auf dem Janiculus die Franzoſen geſchlagen, er fühlte ſich Mannes genug, zum zweiten male dem blutigen Decembermann eine Niederlage zu bereiten und zugleich die Curie zu vernichten, die ſeinen apoſtoliſchen Träumen als der leibhaftige Antichriſt galt. Daß ein Kampf mit den franzöſiſchen Truppen den Untergang der Revolution herbeiführen mußte, war dieſem Kopfe nicht beizubringen. Nur durch dringende Bitten, einmal auch durch Ueberliſtung gelang es den Vertrauten Cavour's, den Dampfer Garibaldi's und die Nachzügler nach Sicilien zu führen. Dort aber ſtand der Dictator alsbald verzweifelnd vor der ungeheuren Aufgabe, die Keime des Edlen, die in dieſem Volke lagen, aus hundertjährigen Trümmern herauszugraben. Unkundig der Menſchen und der Dinge, ermüdet, angeekelt von den ungewohnten Regierungsgeſchäften, ſah er ſich rings umfluthet von einer wilden Aemterjagd: ehrliche Enthuſiaſten und freche Demagogen, die geriebenen Spione der Bourbonen und der Auswurf der Galeeren bunt durch einander. Bald wurden Geſetze über Geſetze, die Keiner beachtete, dem mißbrauchten edlen Manne abgedrungen, die Nationalgarde, die allein auf den Straßen einige Ordnung halten

konnte, als eine Waffe der Bourgeoisie mit Verachtung behandelt, die öffentlichen Kassen im Nu geleert, die Gerichtshöfe geschlossen im Namen der Freiheit, überall jene vollendete Unfähigkeit zum Regieren bekundet, welche den modernen Radicalismus auszeichnet. Der Dictator redete — um den Feind zu schrecken, Ansehen und Selbstgefühl seiner Partei zu heben — mit großen Worten von den Heldenthaten seiner Tausend; doch wußte er sehr wohl, daß sein Heer zur einen Hälfte aus begeisterter Jugend, zur anderen aus Gesindel bestand; und befahl darum kurzab die Aushebung von 300,000 Mann — auf dieser Insel, die keine Wehrpflicht kannte. Niemand gehorchte dem unmöglichen Gebote. Die Anarchie triumphirte, die Besitzenden zitterten für Hab' und Leben.

Der hinterhaltigen Politik, welche dem Turiner Hofe aufgezwungen war, folgte die nothwendige Strafe. Eine Brigade piemontesischer Truppen, eine kräftige Ansprache des Königs hätten hingereicht, die besonnenen Elemente der Gesellschaft zu ermuthigen. Sich selber überlassen sah die Actionspartei nach ihren leichten Siegen ihre Macht unermeßlich wachsen, und mit der Macht stieg der Uebermuth. Schon schwärmte man in den Kreisen der Crispi und Mordini für die Tricolore ohne Flecken (ohne das Kreuz von Savoyen), und während vordem das Königreich Italien in Aller Munde war, sprach man jetzt von den Vereinigten Staaten Italiens, von einem Parlamente auf dem Capitol, das die Frage: Republik oder Monarchie? erst entscheiden solle. Darum mußte die Dictatur auf unbestimmte Zeit verlängert werden. Mehr als dreihundert Gemeinden forderten das Einzige, was diesen verworrenen Zustand beenden konnte, die unverzügliche Vereinigung mit Piemont. Garibaldi wies sie ab: der edelste Vertreter des Radicalismus zeigte, daß diese Partei den Volkswillen nicht achtet, daß sie allein in dem unbedingten Triumph ihrer eigenen Meinung die Freiheit findet. La Farina, der auch heuer, von Cavour beauftragt, den Mentor der Rothhemden spielte, erhielt plötzlich von dem Dictator Befehl, binnen einer halben Stunde die Insel zu verlassen; so schied der treue Mann, den die Bourbonen dreimal verbannt, zum vierten Male aus der Heimath, vertrieben durch die Parteiwuth der Radikalen. Und solchen Schimpf mußte Cavour schweigend ertragen! Persano, der mit seinem Geschwader seit Anfang Juni vor Palermo lag, begnügte sich, dem Verbannten ein Schiff zur Rückfahrt nach Turin anzubieten. Der Minister sendete einen anderen Vertrauten, Depretis, hinüber,

mahnte dringend, den Dictator nicht zu reizen: nur die Kehlabschneider, die accoltellatori, sollten ihm nicht an das Ruder. Er hat auch späterhin um des Friedens willen hochherzig einen Schleier geworfen über diese Wirren und sein Schweigen selbst dann nicht gebrochen, als die Mazzinisten mit dreister Stirn ihm vorwarfen, er habe den Zug der Tausend verhindern wollen. Schon seit Mitte Juni ging all sein Hoffen dahin, daß Garibaldi schleunigst die Meerenge überschreite. Der Graf wollte die Insel von der Anarchie, die Regierung aus einer unwürdigen Lage befreien, und vor Allem, er kannte jetzt die grauenhafte Fäulniß des Bourbonenstaates und begriff, daß die Bewegung nicht auf halbem Wege einhalten dürfe.

Währenddem stürzte die Todesangst den Hof der Bourbonen in unsägliche Entwürdigung. Sobald Sicilien verloren schien, ließ König Franz in Turin dasselbe Bündniß anbieten, das er vor wenigen Wochen verächtlich zurückgewiesen. Er verlieh eine Amnestie, verhieß die Verfassung von 1848, berief ein liberales Cabinet; aber selbst der gute Name des Ministers Martino gab keine Bürgschaft mehr für das Wort des Fürsten, der sich im selben Augenblicke von dem Papste die Absolution erbat für die Todsünde des Verfassungsversprechens. Das letzte Ansehen des Regimentes war dahin. Am hellen Tage stürmten die begnadigten Camorristen das Polizeihaus in Neapel, und während der Belagerungszustand über der Hauptstadt lag, predigten mazzinistische Blätter ungestraft den Hochverrath. Wohl sprachen die großen Höfe, am lautesten Rußland, ihren Unwillen aus über die Revolution und ihre geheimen Gönner. Auch Napoleon sah mit Unmuth auf das Anwachsen einer Bewegung, die er nie gewollt; zudem bedrängte ihn das Murren seiner Ultramontanen und der unversöhnliche Groll, den seine Armee ihrem Besieger Garibaldi nachtrug. Aber wenn sogar die Hofburg nicht wagte für die unheilbare Altersschwäche des Bourbonenstaates die Waffen zu ergreifen, so blieb nun gar dem Napoleoniden nach wiederholten Vermittelungsvorschlägen nur übrig, den König Franz an den guten Willen des Turiner Hofes zu verweisen. Cavour indeß fühlte sich stark durch das Vertrauen seines Parlamentes, das ihm soeben, ohne daß er die Lippen öffnete, einen Credit von 150 Millionen bewilligte. Er wies den bourbonischen Unterhändler ab und erklärte den Mächten unverhohlen: wir wollen und können einen Hof nicht stützen, der sich selbst verdirbt, nicht die Bürgschaft übernehmen für die Verfassungstreue dieses Königs, nicht das Vertrauen der Patrioten uns

verſcherzen. Und blieb nicht die Verbindung mit Neapel rein undenkbar, da König Franz auch jetzt noch die mittelitalieniſchen Dinge als eine offene Frage anſah, auch jetzt noch feſthielt an der Hoffnung, dereinſt auf einem italieniſchen Bundestage mit Hilfe der Erzherzoge den König von Sardinien zu überſtimmen? — Die Maske gänzlich abzunehmen ſchien dem Grafen noch immer nicht rathſam. Während er ſelbſt für den neapolitaniſchen Zug Staatsgelder an Garibaldi ſchickte, warnte ſein König in einem offenen Briefe den Dictator vor dem Betreten des Feſtlandes. Gleichzeitig erging an Perſano die Weiſung, er ſolle nicht verſuchen, auf Garibaldi's Entſchließungen einzuwirken; kein Wunder, daß der König die Antwort erhielt: „Erlauben Sie mir diesmal nicht zu gehorchen.“ Cavour aber rief ſeinem Admiral frohlockend zu: go ahead!

Endlich am 9. Auguſt überſchritt Garibaldi die Meerenge. Dann folgte jener vielgefeierte unblutige Siegeszug, erbaulich für die Freunde hiſtoriſcher Senſationsnovellen, empörend für den ernſten Denker. — Oftmals erklingt unter uns Kämpen der deutſchen Einheit bittere Klage über den langſamen, verworrenen Gang unſerer Revolution, die ſo viele unbrauchbare Trümmerſtücke der Kleinſtaaterei allzuſorgſam geſchont hat. Wer aber vergleichend nach Unteritalien hinüberſchaut, kommt zu der Einſicht: die Halbheit der deutſchen Einheitsbewegung iſt nur die Kehrſeite unſerer Tugenden, deutſcher Treue, deutſchen Rechtsſinnes, der leidlich geordneten Verhältniſſe, die auch in dem ſchwächſten deutſchen Staate beſtehen. Der Einheitsſtaat Italiens ward nur ermöglicht durch die grenzenloſe Sittenfäulniß des Südens, und um ſolchen Preis wäre der deutſche Einheitsſtaat zu theuer erkauft. Selbſt das liſtige Verſtändniß, das die Italiener dem Ränkeſpiel ihres großen Staatsmanns zeigten, war doch nur die Frucht einer in uralter Knechtſchaft gereiften politiſchen Verbildung. — Kein Nagel wollte mehr haften in dem morſchen Holze des bourboniſchen Staates; der Bau ward nicht zerſchlagen, er brach von ſelbſt zuſammen. Schon am 3. Auguſt war Perſano mit ſeiner Flotte auf der Rhede von Neapel angelangt, vorgeblich um die Gräfin von Syrakus, eine Muhme Victor Emanuel's, vor möglichen Gewaltthaten der Revolution zu ſchützen. Hier lag er wochenlang vor Anker, freundlich begrüßt von dem engliſchen, kalt aufgenommen von dem franzöſiſchen Admiral. Am hellen Tage empfing er an Bord ſeines Schiffs die wiederholten Beſuche des Grafen von Syrakus und des Miniſters Liborio Romano, die dort mit beiſpielloſer

Unbefangenheit ſchwarzen Verrath gegen ihren Fürſten anzettelten. Kaum minder öffentlich arbeiteten in der Stadt der Geſandte Villamarina, den Cavour abermals auf Vorpoſten geſtellt, und General Ribotti, der aus Turin hinübergeſchickt war, um die Volkserhebung zu leiten. Eines Tages ging das Gerücht, der Bourbone wolle fliehen und ſeine Kriegsflotte entweder an Oeſterreich abtreten oder ſie mit ſich nach Gaeta nehmen — ein keineswegs unmöglicher Plan, da die Maſſe der Matroſen für die italieniſche Sache noch nicht gewonnen war. Da fuhr plötzlich ein piemonteſiſches Kriegsſchiff quer vor den ſchmalen Eingang des Kriegshafens, wo die bourboniſche Flotte weilte; zufällig ſtürzte ein ſchwerer Anker in die Tiefe; ſo blieb das Fahrzeug tagelang liegen die Ausfahrt verſperrend. Um ganz ſicher zu gehen, verdarben die neapolitaniſchen Flottenoffiziere, die alleſammt mit Perſano unter Einer Decke ſpielten, die Maſchinen und Steuerruder ihrer Schiffe. Noch immer hoffte Cavour, die Stadt werde vor Garibaldi's Ankunft einen Aufſtand wagen; doch das feige Volk blieb ruhig. Unterdeſſen rückten die Rothhemden der Hauptſtadt näher. Da wagte Liborio Romano einen letzten Schurkenſtreich: unter brünſtigen Betheuerungen ſeiner Pflichttreue erklärte er dem Könige, die Flucht ſei jetzt das einzige Mittel die Krone zu retten. Der König floh, die Ratten des Hofes hatten längſt das ſinkende Schiff verlaſſen.

Wenige Stunden darauf hielt der Befreier, von Liborio Romano empfangen, ſeinen Einzug, und der brüllende Pöbel grüßte ihn mit unendlichen Gallibardi-Garubalu-Rufen. Die elenden Truppen, verwirrt, zitternd vor dem ſchrecklichen Manne, der ſie einſt mit blutigen Köpfen aus dem Kirchenſtaate heimgejagt, ſchauten thatlos zu; gemüthlich ſtieg eine Schaar Nationalgarden zum Caſtell St. Elmo empor, hißte dort die dreifarbige Flagge auf. Auch nach dem Siege blieb der Stumpfſinn dieſer Menſchen unverändert. Hatten die Sicilianer nur Geringes gethan für ihre Befreiung, ſo war vollends hier Thatkraft und Leidenſchaft allein zu finden in dem mazziniſtiſchen Ausſchuß Bertani's. Ein liberaler „Ordnungsausſchuß“ unter Tomaſi leiſtete gar nichts, da die Mittelclaſſen ſich nicht heraus wagten wider die herrſchende Actionspartei. Bald erſchien Mazzini ſelber, um ſeine Ernte einzuheimſen; noch wüſter als in Sicilien hauſte die Anarchie. Der Staatshaushalt war bisher der Stolz der Bourbonen; wie oft hatten ihre Getreuen höhniſch daran erinnert, daß Piemonts Staatsſchuld im jüngſten Jahrzehnt um eine elfmal größere Summe gewachſen war als die Schuld Neapels.

Der Dictatur gelang in wenigen Monaten die gefüllten Caſſen auszuleeren, und da der gutherzige General einige läſtige indirecte Steuern aufhob, die Zölle durch den ſchamloſen Schmuggel thatſächlich beſeitigt, von allen Abgaben allein noch die Grundſteuern bezahlt wurden, ſo begann hier eine Zerrüttung der Finanzen, die bis zum heutigen Tage fortwährt. Wieder wie in Sicilien drängten ſich tauſend gierige Neulinge in die Aemter, wieder fürchteten die Reichen für ihr Eigenthum; auch der Clerus murrte, weil Garibaldi einen Theil der Klöſter aufhob und mit herausfordernden Reden noch kräftigere Streiche in Ausſicht ſtellte.

Nur Eines ſtand feſt in der grenzenloſen Verwirrung: der Dictator wollte die Vereinigung mit Oberitalien auf unbeſtimmte Zeit vertagen. In der einen Provinz verkündete man die neapolitaniſche Charte von 1820, in der anderen das Statut von Piemont, in den Abruzzen rotteten ſich Banden zuſammen zum Schutze des legitimen Königs. Und bald ward den Siegern die lehrreiche Erfahrung, daß auch der elendeſte Staat, weil er ein Staat iſt, noch einige Kraft beſitzt zum Widerſtand gegen die Mächte der Revolution. Die Truppen der Bourbonen verſammelten ſich um Capua und Gaeta, ihre Haltung hob ſich ein wenig unter dem Einfluß der tapferen deutſchen Königin, des einzigen Mannes an dieſem Hofe. Der poetiſche Krieg iſt zu Ende, meinte Garibaldi traurig; die Lage ward hochbedenklich für ſein ſchlecht gerüſtetes Heer.

Zugleich drohte ein neuer Krieg mit Oeſterreich. Cavour, der wie alle ſeine Landsleute die Wehrkraft der Nation überſchätzte, hoffte den ganzen Sommer hindurch auf die „Auferſtehung der nationalen Seemacht in der Adria," ſchrieb an Perſano, er ſolle ſich rüſten die Tricolore auf den Wällen von Malamocco und San Marco aufzupflanzen. Noch weit gefährlicher erſchien im Augenblicke die Söldnerſchaar des Papſtes. Wie nun, wenn im Kirchenſtaate der lange vorbereitete Aufſtand ausbrach, wenn La Moriciere und Garibaldi, die Schwarzen und die Rothen, im wüthenden Kampfe auf einander ſtießen und der Dictator im Rauſche des Uebermuths ſich auf Rom ſtürzte? Der Führer der rothen Hemden ſah ſich jetzt von der Demokratie aller Länder als Haupt und Held gefeiert, er ſah die radikale Partei überall, vornehmlich in Genua, trotzig auf den Markt ſchreiten, und er trat ſelber der Regierung ſo herausfordernd entgegen, daß Cavour im Auguſt dem Könige erklärte: er müſſe wählen zwiſchen ihm und Garibaldi,

zwiſchen der Monarchie und der rothen Revolution. Der König aber, der eine verwegene Romfahrt nicht ungern geſehen hätte, fand bald ſein ruhiges Urtheil wieder und befahl dem Miniſter zu bleiben. Bald darauf verſicherte der Dictator öffentlich, er wolle keine Verſöhnung mit dem Verſchacherer von Nizza, und forderte von dem König die Entlaſſung Cavour's, für ſich aber die Statthalterſchaft in Unteritalien auf ein Jahr. Ja, in einem Schreiben an die Sicilianer ſprach er kurzweg ſeine Abſicht aus, gegen Rom vorzugehen. —

Wahrlich, es ward hohe Zeit das Warten aufzugeben. „Wir ſind entſchloſſen, ſchrieb der Graf am 26. Auguſt, die Bewegung nicht blos zu unterſtützen, ſondern ſie zu leiten. Sobald die Stunde des Handelns kommt, werden wir nicht minder entſchloſſen, nicht minder kühn ſein als die Bertani, aber mit der Kühnheit werden wir die Umſicht und die Vorſicht verbinden.“ Er faßte den Plan, mit einem raſchen Schlage die Reſtaurationsarmee La Moriciere's zu vernichten, dann die Einverleibung des Südens zu vollziehen und alſo mit der Einheit Italiens zugleich das Anſehen der Krone zu retten. Er ſelber nannte ſpäter dieſen kühnen Gedanken den beſten Rechtsgrund ſeines Ruhmes; die Monarchie war verloren, wenn wir nicht raſch am Volturno ſtanden! Am 28. Auguſt erſchienen Farini und Cialdini zu Chambery vor dem Kaiſer; ſie ſtellten ihm vor, daß die legitimiſtiſche Armee der Curie ſeinen eigenen Thron bedrohe, daß Garibaldi den alten Gegner Napoleon's Charras herbeirufen wolle, daß der Zug gegen Venedig zur Nothwendigkeit werde, ſobald Garibaldi auf Rom ziehe — und was ſolle dann werden aus aller bürgerlichen Ordnung, wenn nicht die Monarchie der Actionspartei den Dolch aus der Hand reiße? So umgarnt, in die Enge getrieben wagte Napoleon nicht Nein zu ſagen; das berufene faites, mais faites vite, das man ihm damals in den Mund legte, hat er freilich nicht geſprochen.

Ein Anlaß zum Einrücken in das päpſtliche Gebiet ließ ſich leicht ſchaffen bei der fieberiſchen Aufregung der Bevölkerung. Nach geheimer Abrede mit dem Turiner Cabinet *) erhoben ſich am 6. Sept. die Patrioten in Umbrien und den Marken, ihre Abgeſandten flehten den König um Hilfe. Fünf Tage darauf brachen die Piemonteſen in den Kirchenſtaat ein, durch die Kämpfe von Caſtelfidardo und Ancona wurden die Söldner des Papſtes

*) Dies ergiebt ſich aus Cavour's Briefe vom 31. Auguſt bei Persano, diario privato-politico-militare, Torino 1870. II. 89.

vernichtet, und die Gräuelthaten, welche dies Glaubensheer noch kurz vor seinem Untergange zu Fossombrone beging, verkündeten laut, von welcher Pest Italien befreit war. Mit Recht nannte der König diese Ansammlung heimathloſen Gesindels im Herzen Italiens „eine neue und seltsame Form fremder Einmischung und die schlimmste von allen." — In überschwänglichen Worten pries Cavour die junge Flotte, die sich durch die Beschießung von Ancona als die würdige Erbin der glorreichen Seemacht von Genua und Pisa bewährt habe. Die alte Waffenlust des Piemonteſen war erwacht. Der große Staatsmann wußte, daß Italien des kriegeriſchen Ruhms bedurfte; nur glänzende Waffenthaten konnten dem werdenden Staate nachhaltigen Nationalstolz und eine geachtete Stellung unter den Völkern schaffen. Als Persano nach der Einnahme von Ancona Nachts in Turin ankam, wartete der Miniſter ſelber auf dem Bahnhof, umarmte freudestrahlend den zweifelhaften Helden, bestürmte ihn mit Fragen, konnte sich nicht satt hören an den Großthaten italieniſcher Tapferkeit. Am nächsten Morgen beim amtlichen Empfange war Cavour's erstes Wort: „Jetzt vor allem Anderen — die Belohnungen"; dann ließ er sich von dem Admiral die Namen der Offiziere, die sich hervorgethan, in die Feder diktiren.

Ein Rundschreiben des Grafen, das er selbst „mehr einen Zeitungsartikel als eine Note, mehr für das Publicum als für die Cabinette bestimmt" nannte, rechtfertigte das Wagniß des umbriſchen Feldzugs. Der Kaiſer, nur halb gewonnen, rief seinen Gesandten aus Turin ab. Die Piemonteſen aber umgingen sorgsam das von den Franzoſen besetzte patrimonium Petri, und der Graf griff wieder zu seiner nie versagenden Waffe. Er berief das Parlament und legte am 2. October einen Bericht vor, der kurz und schlagend die Frage des Augenblicks dahin zusammenfaßte: Garibaldi will die Revolution verewigen, wir wollen sie schließen. Die ungeheure Mehrheit der Norditaliener betrachtete längst besorgt das phantaſtiſche Treiben der Actionspartei; das Parlament billigte das Verhalten der Regierung und beschloß, daß die Südprovinzen über die Einverleibung abstimmen sollten. Inzwiſchen hatte die königliche Armee mit dem Südheer sich vereinigt und die bourboniſchen Truppen am Volturno geschlagen. Darauf kam der König selbst in den Süden „nicht um meinen Willen Euch aufzudrängen, sondern um dem Eurigen Achtung zu verschaffen." Pallavicino und alle Gemäßigten in Garibaldi's Umgebung erkannten

jetzt, daß die Rolle des Dictators ausgespielt sei. Und der hochherzige Mann that, was Cavour vorausgesagt: nach einem Gespräche mit dem Könige zog er heim auf seine Ziegeninsel. Das Volk des Südens beschloß die Vereinigung mit dem Norden, und triumphirend schrieb der Graf am 9. November nach Berlin: „Wir haben nichts zu verbergen, nichts zu verleugnen; wir sind Italien, wir handeln in seinem Namen, aber zugleich sind wir die Ermäßiger der nationalen Bewegung, die Vertreter des monarchischen Princips."

Wie schwer die Höfe diese neue Sprache verstanden, das lehrten die Botendienste, die unser Dampfer Loreley den Bourbonen leistete, und das drohende Verweilen des Admirals Tinan mit der französischen Flotte vor Gaeta. Zuletzt ahnten die Mächte doch, daß der verwegene Revolutionär in Turin der conservativen Sache diente. Gaeta fiel, von den Franzosen preisgegeben; der Satz „Italien gehört den Italienern" ward stillschweigend anerkannt. An den tapferen Männern des Südheeres aber wurden die Sünden der Actionspartei allzu hart bestraft. Mit der Verachtung des Berufssoldaten sah der piemontesische Offizier auf diese Freischaaren herab; Cavour selbst war leidenschaftlich erbittert über die vielen unnützen Gesellen, die Garibaldi in sein Offiziercorps aufgenommen hatte. So wurden denn die Truppen aufgelöst, während man die unerprobten Regimenter Mittelitaliens geschont hatte — aufgelöst hier am Volturno, auf diesem Boden, den sie mit ihrem Blute genetzt. Ein unbegreiflicher Mißgriff inmitten eines schon leise murrenden Volkes. War es nicht schon bedenklich genug, daß bei der Abstimmung 10600 Neapolitaner Nein sagten? Nun kamen die Beamten aus Piemont, um den Schutt, den der Dictator aufgethürmt, hinwegzuräumen. Nun kam der König und mißfiel: an solche schlichte soldatische Derbheit waren die Gaffer von Neapel nicht gewöhnt. Und galt denn das Wort „Neapel sehen und sterben" gar nichts mehr? mußte die größte Stadt Italiens nicht die Hauptstadt des Reiches werden? — Die seligen Tage, da die helle Freude eines freien Volkes an den Gestaden des Arno jauchzte, wiederholten sich nicht in Großgriechenland. Die Schuld, welche auf jeder, auch auf der gerechtesten Revolution lastet, begann schon sich zu rächen.

Die letzte Feste der Bourbonen war soeben gefallen, als der König am 18. Februar 1861 das erste Parlament des Königreichs Italien eröffnete. Nicht blos die Gedankenlosen jubelten, auch ernste

Männer blickten mit Stolz zurück auf die durchmeſſene weite Strecke Weges; tauſend Augen ſuchten die Stelle neben dem Throne, wo der Schöpfer des Staates ſtand. Die Thronrede ſagte: „Unter anderen Umſtänden war mein Wort kühn. Aber die Weisheit beſteht nicht minder im Wagen zur rechten Zeit als im Warten zur rechten Zeit. Ich habe nie gezögert, mein Leben und meine Krone für Italien zu wagen; doch Niemand hat das Recht, Daſein und Geſchick einer Nation auf das Spiel zu ſetzen". Das goldene Zeitalter der Revolution war zu Ende, ein harter proſaiſcher Werkeltag brach an, der aus dieſen Trümmerſtücken verkommener Staaten eine Nation ſchaffen ſollte. Italien iſt auferſtanden, klagte Azeglio, die Italiener ſind es nicht.

Und hier erkennen wir die Grenzen von Cavour's Begabung; hier ſtehen wir vor der demüthigenden Einſicht, wie unermeßlich groß die Idee des Staates iſt und wie klein ſelbſt die gewaltigſte Manneskraft neben der tiefſinnigen Vielſeitigkeit des Gemeinweſens. Soweit die Erinnerung der Geſchichte reicht, hat vielleicht nur der einzige Julius Cäſar alle Zweige des Staatslebens zugleich mit ſchöpferiſcher Kraft umfaßt*). Selbſt Friedrich, der als Diplomat und Feldherr bis an die Grenzen des Menſchlichen ſich erhob, der Rechtspflege, der Bewegung des Gedankens neue Bahnen brach, hat in der Staatsverwaltung — obſchon im Einzelnen mannichfach beſſernd und mildernd — doch nur das Syſtem ſeines Vaters aufrecht erhalten, das auf vier Augen ſtand und dicht hinter den beiden Meiſtern zuſammenbrach. Desgleichen Stein, ein unvergleichlich ſchöpferiſcher Kopf in der Verwaltung, wußte für die Verfaſſung Deutſchlands nur in raſchem Wechſel unmögliche Pläne zu entwerfen. So war auch Cavour genial nur als Diplomat, als parlamentariſcher Führer und als Volkswirth; im Finanzweſen gedankenreich aber leichtſinnig; über die folgenſchwere Frage der Verwaltungsorganiſation ſprang er mit einigen guten Einfällen hinweg, und an die Heilung der ſchweren ſittlichen Leiden ſeines Volkes dachte er nicht mit dem heiligen Ernſt, der dem Staatsmanne geziemt.

Das Zuſammentreffen der deutſchen und der italieniſchen Revo-

*) Ich laſſe dieſe harmloſen Sätze, die lediglich eine unbeſtreitbare, hundertmal in der Geſchichte wiederkehrende Thatſache conſtatiren, unverändert wieder abdrucken, obgleich Karl Lammers (Deutſchland nach dem Kriege S. 8.) ſie der politiſchen Myſtik zeiht. Wer wie dieſer treffliche Volkswirth „den Staat auf gleiche Linie mit anderen Verſicherungsanſtalten ſetzt," dem muß allerdings der geiſtige Gehalt des Gemeinweſens, der res publica der Alten, ein unfaßbares Geheimniß bleiben.

lution wird dereinſt eine der fruchtbarſten Parallelen der Geſchichtsphiloſophie bilden, und vornehmlich dieſer Gegenſatz wird den Nachlebenden zu denken geben: wie überlegen die Italiener auftraten in der Maſſenbewegung, wie überlegen die Deutſchen in der geordneten politiſchen Action. Dort eine Nation von Verſchwörern, hier ein Volk, welches der Ordnung, der Leitung von oben bedarf, um ſeine ſchwere Kraft zu bewähren. Sehr klein erſcheint die unthätige Haltung der Hannoveraner, der Sachſen, der Schleswigholſteiner während des deutſchen Krieges gegenüber dem patriotiſchen Muthe, der nach dem Frieden von Villafranca die Toscaner beſeelte. Aber wie ſchrumpfen die immerhin ehrenwerthen Thaten des italieniſchen Heeres zuſammen neben dem Kriegsruhm der Preußen! Und wieder nach dem Siege trat die ganze Ueberlegenheit nordiſch-proteſtantiſcher Bildung und Arbeitskraft hervor: ſo tief die Sachſen von 1866 unter den Toscanern von 1859 ſtanden, ſo hoch ſtand der erſte norddeutſche Reichstag über dem erſten italieniſchen Parlamente.

Und wahrlich die Aufgabe dieſes Parlaments war faſt unlösbar ſchwer. Hier galt es nicht, wie in Deutſchland, kleine Nebenlande einem mächtigen, feſtgefügten Staate anzugliedern, ſie zu erfüllen mit dem Geiſte des Kernlandes; hier galt es aus loſem Gerüll einen neuen Staat zu ſchaffen. Wohl verſuchte Cavour den Schein einer hiſtoriſchen Continuität, einer piemonteſiſchen Staatsüberlieferung aufrechtzuhalten. Der König nannte ſich, zum Aerger der Radikalen: Victor Emanuel der Zweite, und im Senate überwog der piemonteſiſche Stamm. Aber in einem Abgeordnetenhauſe, das unter 443 Abgeordneten nur 83 Vertreter der alten Provinzen zählte, erfüllte ſich ganz von ſelber das thörichte Verlangen der Actionspartei: Piemont muß verſchwinden! Wie berauſchend klang das Wort begeiſterter Piemonteſen: „wir wollen handeln gleich unſerem Pietro Micca, der ſich ſelber in die Luft ſprengte um das Vaterland zu retten!“ — und wie ſchmerzlich ſollte die Nation, da der Rauſch verflog, erfahren, was es heißt, einen Staat auf das Nichts zu gründen. Der verwegene Miniſter hatte keck ein Anlehen von der Zukunft gefordert, aus ſieben Mittelſtaaten einen Einheitsſtaat zuſammengeſchweißt, während dies Unternehmen doch die bereits entwickelte Macht eines Großſtaates vorausſetzte. Nun das Wagniß über Nacht gelungen war, fehlten überall die wirthſchaftlichen und die geiſtigen Kräfte.

Das ſchwere Werk der Organiſation erforderte die genaue Sach-

kunde von Fachmännern, von Specialitäten. Es liegt aber tief in den schönsten Charakterzügen dieses halbantiken Volkes begründet, daß Fachmänner dort seltener gedeihen als im Norden. Der Italiener ist nicht ein Schneider, ein Schuster; er macht, er spielt den Schneider, fà il sartore, wie seine Sprache bedeutsam sagt, er verkrüppelt fast nie unter dem Geschmäckchen seines Berufes, bleibt ein schöner, stattlicher Mensch, aber er giebt sich auch seinem Amte selten so mit ganzer Seele hin wie der Nordländer. Und wie sollten gar politische Fachmänner sich bilden unter dem Regiment der Erzherzoge? Wacker hatten die Signoren Norditaliens ihren Mann gestanden als Verschwörer und als Soldaten; in den nüchternen Geschäften des Parlamentes, sobald man statistische Tabellen lesen, über den Geschäftskreis der sindaci ein Urtheil fällen sollte, zeigten sich die Meisten als Dilettanten, der Arbeit ungewohnt, sehr geneigt, nach Franzosenart mit einem Witzwort, einem concettino, über ernste Dinge hinwegzuhüpfen. „Die auswärtige Politik ist der wahre Angelpunkt des Lebens der Völker" — so lautet ein in vielen italienischen Schriften wiederkehrender Gedanke, der die nationale Meinung ausspricht. Lediglich diese „große Politik", das zugleich schwierigste und der Phrase zugänglichste Gebiet der Staatskunst, schien vornehmer Männer würdig. Nur einzelne Staatsmänner saßen im Hause, diese Wenigen waren schier durchweg Piemontesen und darum schon den Vertretern des Südens verdächtig. Der Graf sah sich gezwungen, in das erste italienische Cabinet fast allein Nichtpiemontesen aufzunehmen, und seine Wahl fiel nicht durchgängig auf würdige Männer.

Zudem lag noch der Rausch des Sieges über den Köpfen. Wer fragte nach der Prosa der Verwaltung, so lange Venedig, Rom und Wälschtyrol noch den Fremden gehorchten? Warum sollte des Grafen glückhafte Hand die Tricolore nicht bis auf den Kamm des Brenners tragen? War doch in Trient und Roveredo die italienische Gesinnung unzweifelhaft; auch um Bolzano und Merano (wie die Italianissimi unsere ehrlichen deutschen Städte nennen) hatte die Faulheit der Deutschen und der Wälschen sparsamer Fleiß der Eroberung emsig vorgearbeitet. Cavour erlag schier der Sorge, wie er diese glühenden Begierden der Nation zügeln und dem kaum geborenen Staate die Anerkennung der großen Mächte erwerben sollte. „Die Zeit, schrieb er warnend, ist der mächtige Bundesgenosse der Vernunft und des Fortschritts. Laßt uns nicht die Zukunft gefährden, indem wir allzu eilfer-

tig das Ziel zu erreichen ſuchen, zu dem uns die eigene unwiderſtehliche Kraft unſerer Grundſätze unfehlbar führen muß!" Von ſolchen Leidenſchaften umrüttigt wollte der Graf um Alles nicht die treue Mehrheit im Parlamente zerſpalten. Auch die Wahlen bekundeten das Leiden des neuen Staates, die Krankheit der Illuſionen. „Wir haben ja Cavour", ſagte man fröhlich, wählte unbedacht Jeden, der in den jüngſten Monaten patriotiſche Hingebung gezeigt: und aus den Urnen ging eine Schaar hervor, angethan mit der Livree Cavour's — wenn man den Bildern der radikalen Witzblätter glauben durfte. Nur Einzelne aus Piemont, Mehrere aus dem Süden hielten die rothe Farbe. Um dieſe ergebene und doch bunt gemiſchte, leicht zu mißleitende Mehrheit, die Stütze ſeiner auswärtigen Politik, nicht zu verlieren, beging Cavour in den inneren Fragen einen folgenſchweren Fehler.

In keinem Staate ſchien das Problem der Selbſtverwaltung ſo leicht wie hier zu löſen. Das Königreich zählte nur 7720 Gemeinden, jede im Durchſchnitt von 2821 Köpfen bewohnt. Da Italien einen Gegenſatz von Stadt und Land kaum kennt und noch von den Römerzeiten her gewohnt iſt, kleine Ortſchaften mit benachbarten Städten zu vereinigen, ſo konnte es nicht ſchwer fallen, die ganz unbedeutenden Gemeinden, welche zumeiſt in den geduldigen Provinzen des Nordens lagen, zuſammenzuſchlagen und dergeſtalt etwa 6000 lebenskräftige Communen zu ſchaffen — ein glänzendes Gegenbild zu den 40,000 ohnmächtigen Gemeinden der Franzoſen. War doch der alte Municipalſtolz nirgends ganz erſtorben. Ebenſo einfach ſchien der Gedanke, das Reich in etwa acht Regionen zu zerlegen. Mit vollem Rechte nannten die Mailänder die Hauptſtadt der Lombardei ein subcentro; auch Toscana, Ligurien, die Emilia bildeten natürliche Einheiten, durch große Erinnerungen und bedeutende wirthſchaftliche Intereſſen verbunden, von je einer mächtigen Stadt überherrſcht; ſie vermochten ſehr wohl eine geſunde landſchaftliche Eigenart zu behaupten. Von den Regierungsbezirken, den Provinzen, ließ ſich eine ſelbſtändige Lebenskraft nicht erwarten. Wohl war die Provinz in dem größten Theile des Reiches ein althiſtoriſcher Körper, der erweiterte Stadtbezirk; aber offenbar bedeuteten die acht Provinzen Piemonts und der Inſel in dem alten Königreich Sardinien etwas Anderes, als die 59 neuen Provinzen in dem Königreich Italien bedeuten konnten. Zu klein, um gegen die Bureaukratie der Reichshauptſtadt einen Willen zu behaupten, zu groß, um den Einwohnern ein feſtes nachbarliches Zuſammenhalten zu geſtatten, blieb

die Provinz ein rein bureaukratiſcher Verwaltungsbezirk — gleich dem franzöſiſchen Departement, dem ihr Umfang nahe kam — wie geſchaffen für das Vaterauge eines Präfekten; und wirklich ſtand in Norditalien ſchon ein Präfekt an ihrer Spitze, darunter ein Geſchwader von Unterpräfekten, zumeiſt träges, unbrauchbares Volk. Sollte der abſchüſſige Weg franzöſiſcher Centraliſation vermieden werden, ſo bedurfte man der Regionen, welche, gleich den preußiſchen Provinzen mehrere Regierungsbezirke umfaſſend, an Vermögen und geiſtigen Kräften genug beſaßen, um dem Staatsbeamtenthum einen Theil der Verwaltungsgeſchäfte abzunehmen.

Doch leider fehlte dem Volke noch gänzlich der geduldige politiſche Arbeitsmuth, welcher allein eine ernſte Selbſtverwaltung tragen kann. Die Nation war von Alters her gewohnt die Staatsgewalt als einen Feind zu betrachten; nicht mit einem Schlage konnte ſie den Entſchluß finden, ſelbſtthätig bei den Geſchäften des befreiten Staates Hand anzulegen. Die geſammte Gedankenarbeit des jüngſten Jahrzehnts war auf die Unabhängigkeit Italiens gerichtet; über Verwaltungsfragen hatte Niemand nachgedacht. Was jetzt darüber geſchrieben ward, offenbarte nur klägliche Unkenntniß, ſklaviſche Abhängigkeit von franzöſiſchen Ideen. „Nehmen wir den Hut ab, rief La Farina begeiſtert, vor dem Präfektenſyſteme des erſten Conſuls, das ſo vielen und furchtbaren Stürmen widerſtanden hat.“ Ihm fiel nicht ein, den Spieß umzukehren und zu fragen, ob nicht gerade in dieſer unwandelbaren despotiſchen Verwaltungsordnung der letzte Grund der Unfreiheit Frankreichs zu ſuchen ſei.

Allerdings verſteckten ſich hinter dem Verlangen nach Decentraliſation gefährliche particulariſtiſche Pläne. Der thörichte Wunſch, den alten Kleinſtaaten ihre gewohnten Steuern zu erhalten, war weit verbreitet unter den Regionaliſten. Toscana vornehmlich, das Hannover des Königreichs Italien, verwöhnt durch die Schonung, die der Staat ſeinem Liebling erwies, ſtolz auf eine nicht unbrauchbare Geſetzgebung, wollte von ſeiner Autonomie wenig aufgeben, wollte als die Lehrerin der Piemonteſen in das Gemeinweſen eintreten. Auch bureaukratiſche Herrſchſucht trieb ihr frivoles Spiel mit dem Plane der Regionen. Das despotiſch geſchulte ſechsfache Beamtenheer, das zu den piemonteſiſchen Beamten hinzutrat, verſtand den Gedanken der Decentraliſation nach der Weiſe des Bonapartismus dahin, daß die Bureaukratie, unbeläſtigt von dem Miniſter, in den Regionen nach Gutdünken ihr Weſen führen

ſolle. Wie viel bequemer ſchien es doch, ſechs oberſte Verwaltungshöfe wie bisher beizubehalten, ſtatt ſich einem Staatsrathe, einem ſtrengen gemeinen Verwaltungsrechte zu unterwerfen! — Trotz alledem, wenn ein Cavour ſeine ganze Kraft für das Regionalſyſtem Farini's einſetzte, ſo mußte der geſunde Kern des Gedankens durch alle Trübungen und Fälſchungen hindurch gerettet werden. Im Sommer 1860, als Farini den Plan einer Commiſſion unterbreitete, ſchien noch Jedermann einig. Aber bald rächte ſich, daß Piemont im letzten Jahrzehnt für die Reform ſeiner eigenen Verwaltung nur wenig gethan hatte. Sobald man in die Einzelheiten einging, ſchien nichts mehr brauchbar von der alten Ordnung, man ſtand vor der Nothwendigkeit eines Neubaues. Hundert Pläne und Zweifel erwachten, auch ſubalterne Bedenken: waren nicht Umbrien und die Marken zu klein für eine Region?

Mitten hinein in dieſe ſchwankende Stimmung fiel nun die unheilvolle Eroberung des Südens. Noch war Gaeta nicht erobert, und die Neapolitaner murrten ſchon, weil ſie arbeiten, Steuern zahlen, im Heere dienen ſollten. Alles eiferte wider die piemonteſiſchen Beamten, deren ernſter Ordnungsſinn doch ein Segen war für die Unzucht des Südens, und bald begannen die Briganten in den Abruzzen ihr Blutwerk im Namen des legitimen Königs. Ein Statthalter nach dem andern ging hinüber, das Chaos zu ordnen — noch bei Cavour's Lebzeiten drei: Farini, der Prinz von Carignan, Graf Ponza di San Martino — und alle kehrten heim, vernutzt, mit Schimpf beladen, weil ſie die Meiſterloſen nicht bemeiſtern konnten. War es rathſam, dies unbotmäßige Land unabhängig hinzuſtellen? die Inſel Sicilien durch eine ſelbſtändige Verwaltung in ihrem Sonderleben noch zu beſtärken? Nur eine durchgreifende Centralgewalt ſchien im Stande, ſolchen Mächten des Unfriedens die Stirn zu bieten. Niemand forderte lauter die ſtramme Centraliſation als die tapferen Emigranten des Bourbonenſtaates. Um Gottes willen, ſchließet dieſe Regierungskloaken von Neapel und Palermo, ſchrieb La Farina. Dem Wackeren graute vor dem Gedanken, daß das alte Syſtem zurückkehren könne; die blutigen Geſpenſter der Reſtauration von 1799 ſchritten durch ſeine Träume. Gleich ihm dachte Poerio, der Dulder aus Neapel, und auf die Stimmen dieſer Eingeborenen legte die Regierung, befangen in einem faſt unvermeidlichen Irrthum, allzu viel Gewicht. Hatte man bisher den centraliſirenden Eifer der Piemonteſen gefürchtet, ſo ſchlug man jetzt die Gefahr des Föderalismus, des Zerfalles höher an, zumal da auch in Norditalien der alte Stammeshaß

ſich wieder häßlich regte. Selbſt Ricaſoli, der ſtolze Toscaner, begann irr zu werden an ſeinem Ideale. Der Gedanke der Regionaliſten wurde allmählich ausgebeint; in den neuen Entwürfen, welche Minghetti dem Parlamente vorlegte, erſchienen die Regionen ſchon nur als ein Uebergangszuſtand — und doch bedurfte Italien einer dauernden Ordnung.

Der Graf, vertieft in ſeine auswärtigen Pläne, erkannte nicht die ungeheure Bedeutung der Frage. Er wünſchte die Regionen, mochte jedoch um ihretwillen nicht die Cabinetsfrage ſtellen, nicht die Centraliſten der Mehrheit verletzen. Er ließ dieſe ſchweren Dinge gehen und — ſtarb darüber. So geſchah es, daß ein Parlament, welches die Selbſtverwaltung ehrlich wollte, zuletzt das Gegentheil des Gewollten beſchloß. In der Nation herrſchte der franzöſiſche Liberalismus vor, welcher die Freiheit allein in der Erweiterung des Stimmrechtes ſuchte. Die bureaukratiſche Trägheit gab endlich den Ausſchlag: das Präfektenſyſtem, das unter dem Miniſterium Rattazzi in der Lombardei und in Piemont neu geordnet und ſeitdem von allen freien Köpfen verwünſcht worden, erſtreckte ſich bald nach Cavour's Tode über das ganze Königreich. Alſo entſtand eine Verwaltung, welche alle Mängel der franzöſiſchen Bureaukratie in ſich vereinigte — doch nicht ihre Vorzüge: Schlagkraft und Pünktlichkeit. Der Präfekt hatte nicht wie in Frankreich die geſammte Verwaltung unter ſich, er war nur ein Organ des Miniſteriums des Innern, ſtand in ewigem Kampfe mit den Mittelſtellen der anderen Departements.

Wieder liefen die Stellenjäger Sturm auf die neuen Aemter; wohlbeſtallte Agenten vermittelten den Schacher. Ein Heer von Beamten mit unklarer Competenz regierte und regierte, gefährlicher durch Unfleiß und Unordnung, als durch den mehrfach hervortretenden Schmutz der Corruption. Alle Bürgermeiſter ernannte der König. Wollte die entlegenſte Gemeinde auf Sicilien eine Verordnung über die Abfuhr des Straßenſchmutzes erlaſſen, ſo mußte zuvor der Staatsrath ein Gutachten, der König ſeine Genehmigung ertheilen. Die Freiheit der Regierten, ihr Antheil an den Staatsgeſchäften beſtand in dem Rechte, von Zeit zu Zeit einen Zettel in die Wahlurne zu werfen. Bald murrte der kleine Mann in der Lombardei, gewöhnt an die despotiſche, doch geordnete Verwaltung der Oeſterreicher: wenn morgen der Tedesco wieder käme, ſo würden wir ihm die Stiefeln küſſen! — und nur ſieben Jahre nach dem Falle des Regionalſyſtems mußte das Parlament abermals über die Reform der Verwaltung berathen. Uns Deutſchen iſt heilſam, aus dieſen traurigen Wirren zu lernen, daß allein die Selb-

ſtändigkeit ſtarker Provinzen den nationalen Einheitsſtaat bei friſcher Geſundheit zu erhalten vermag; desgleichen zu lernen, welcher thätigen Wachſamkeit ein Volk bedarf, um ſich zu ſchützen vor der Alleinherrſchaft der Bureaukratie, die in allen Lebensgewohnheiten der modernen Geſellſchaft eine gewaltige Stütze findet. Gewiß ſind die Gebrechen der preußiſchen Verwaltung mit den Sünden der italieniſchen nicht zu vergleichen; aber unſer Volk ſtellt auch ſtrengere Anforderungen an ſeine Beamten, und ſollte die Amtsordnung einer überwundenen Epoche in dieſer neuen Zeit ſtarrſinnig aufrechtbleiben, ſo wird auch über den deutſchen Staat eine ſchwere Krankheit hereinbrechen. —

Und ſo viele andere Wunden, die der Despotismus geſchlagen, bedurften noch der Heilung! Man zählte 18 Univerſitäten und über 14 Millionen analfabetti (natürlich, daß die Sprache für dieſe gewaltige Maſſe von „Nicht-ABC-Schützen“ auch einen geläufigen Namen beſaß). Deutlicher läßt ſich die einſeitige, den techniſchen Berufen entfremdete Bildung der höheren, die Verwahrloſung der niederen Stände nicht ſchildern. Wohl war der analfabetto von der Wahlurne ausgeſchloſſen (denn in Sachen des Wahlrechts blieb Cavour ein feſter Altliberaler, er ließ das allgemeine Stimmrecht nur für außerordentliche Fälle der Staatsumwälzung gelten); aber ſchon die Unterſchrift des Namens galt als Beweis der Gelehrſamkeit. Immerhin blieb es ein Ehrenzeugniß für den geſunden natürlichen Verſtand der Nation, daß eine ſo wenig gebildete Wählerſchaft ſo viel Mäßigung gezeigt hatte. Wie herrlich war doch trotz aller Kümmerniſſe dies Erwachen eines großen Volkes! Wie viele längſt verſchüttete Quellen des Gemeinſinnes begannen zu ſpringen, nun das Leben wieder einen Werth beſaß! Wie eifrig ſorgten die großen Communen, nach Mailands Vorgang, für ihre Schulen! Selbſt die Hoffnung auf den Süden war nicht aufzugeben, gerade weil die unglücklichen Länder ſo verwüſtet dalagen, ſo ganz unfähig, auf eigenen Füßen zu ſtehen. Man hatte Aufſtände zu befürchten und den grauſamen Brigantenkrieg zu führen, doch wohl oder übel, der Süden mußte ſich der überlegenen Geſittung fügen. Hier drohte nicht die düſtere Gefahr, welche vier Jahre lang über dem Süden Deutſchlands hing und ſchließlich nur durch den Segen eines heiligen Kriegs, einer lauteren Volkserhebung beſeitigt wurde: die Gefahr, daß ein Theil der Nation, befriedigt in einem behaglichen, ſelbſtgefälligen und doch tief unſittlichen Sonderleben, ſeine tauſendjährige Verbindung mit dem großen Vaterlande allmählich aus baarer Faulheit auflöſe. —

Doch der Weg zur Einheit führt überall nur durch herbe Enttäuſchungen. Man kannte einander wenig, und als die Nation ein Bewußtſein ihrer Kräfte erhielt, da zeigten ſich die ſocialen Verhältniſſe nicht günſtig. Es gab der Signoren, der großen Kaufherren und der kleinen Pächter viele, aber der eigentliche Mittelſtand, die Grundlage des modernen Volkswohlſtandes, war nicht zahlreich, und welche Hemmniſſe ſtellte nicht ſchon das Klima Süditaliens der Induſtrie der Fabriken entgegen! Der plötzliche Uebergang aus dem Prohibitivſyſtem zu der Handelsfreiheit Piemonts erweckte laute Entrüſtung unter den Schutzzöllnern von Neapel, verwirrte viele Vermögen. Die Vorarbeiten begannen für einen Lieblingsplan der Jugend Cavour's, für den Bau der Eiſenbahnen bis an die Ferſe des Stiefels, bis Brindiſi. Man betrieb raſch das Werk der Einigung in allem Nöthigen — ſo im Münzweſen, in den Verkehrsanſtalten — und wohl auch im Unnöthigen. Das ließ die ſchnellfertige Logik der Romanen ſich nicht nehmen, daß fünf bürgerliche Geſetzbücher in Einem Staate ein Unding ſeien; ſogleich trat eine Commiſſion zuſammen, über einen neuen Codex zu berathen.

Ein unſchätzbares Band der Einheit blieb das Heer. Cavour fühlte dies lebhaft; er berief den fähigſten Soldaten Italiens, General Fanti, in das Kriegsminiſterium und ſtand ſeitdem mit dem alten Freunde La Marmora auf geſpanntem Fuße. Wohl war die militäriſche Tüchtigkeit der Truppen arg geſunken, ſeit man, thöricht genug, auch die Regimenter der Bourbonen aufgelöſt und überall neue Cadres zu bilden hatte. Kein Wunder, daß die tapferen Oeſterreicher fünf Jahre darauf als Sieger den wälſchen Boden verließen. Aber in dem Heere lernten die Barbaren aus den Abruzzen die Elemente menſchlicher Geſittung, das verweichlichte Stadtvolk Zucht und Pünktlichkeit, der dumme Haß der Landſchaften ſchliff ſich ab, und vor Allem, das köſtliche Gut einer gemeinſamen Umgangsſprache ward auch dem gemeinen Soldaten zu Theil. Aus den Parlamentsberichten und Correſpondenzen der Italiener mögen die bequemen Philiſter in Naſſau und Frankfurt, die über das fremde preußiſche Weſen jammern, zu ihrer Tröſtung lernen, wie leicht und behaglich ſich bei uns der Uebergang in die neuen Zuſtände vollzieht. Welche Sorgen regten ſich den Turiner Staatsmännern bei platt alltäglichen Dingen; welche Bedenken, wenn man Gensdarmen in eine verkommene Provinz ſenden mußte, und den heimiſchen war nicht zu trauen, die auswärtigen verſtanden nicht den Dialekt des Landes.

Und wie verächtlich erscheint das Murren der reichen schleswig-holsteinischen Steuerzahler, wenn wir vergleichen, was den Italienern ihre Freiheit kostete! Auch der deutsche Krieg hat, wie jeder Krieg, massenhafte Capitalien zerstört, doch die vorübergehende Verlegenheit der norddeutschen Finanzen war ein Kinderspiel neben dem Jammer, der in Italien sich aufthat. Auf diesem Gebiete wurde der Mangel an Fachmännern am härtesten fühlbar. Jedermann hing noch an dem Wahne — dem auch wir Deutschen vor dem Kriege alle huldigten — daß die Kleinstaaterei kostspielig sei. 573 Millionen im Jahre verschlang der siebenfache Despotismus; mußte nicht die Nation jetzt große Summen ersparen, da vier Höfe hinwegfielen und der Vorschlag, die entthronten Fürsten zu entschädigen, in dem erbitterten Volke kaum geäußert werden durfte? Wunderbar günstig lauteten die Berichte der hohen Beamten aus Mittelitalien; der Abgeordnete Galeotti rief noch in der zweiten Auflage seines Buches über das erste italienische Parlament glückselig aus: „niemals hat eine Nation sich wohlfeiler constituirt." Auch der tüchtigste Volkswirth des Hauses, der Venetianer Pasini, ein alter tapferer Genosse Manin's, theilte den allgemeinen Irrthum.

Sobald man die sieben Budgets in eines verschmolz, ergab sich zuvörderst, daß kleine Staaten, weil sie nichts leisten, wohlfeil regieren; von den Forderungen, welche das unentbehrliche Militärbudget eines Großstaates stellte, ließ sich das Stillleben von Parma und Toscana nichts träumen. Und was hatte nicht die Schwäche der provisorischen Regierungen zusammengesündigt! Da waren verhaßte Steuern abgeschafft, kostspielige Eisenbahnen und Unterrichtsanstalten, auch viele Schulden der Provinzen dem Staate überwiesen, dagegen Domänen und Renten des Staates an die Gemeinden abgetreten, die Ausgaben ins Unendliche gesteigert, um jeden begehrlichen Wunsch der Gesellschaft zu befriedigen. Dazu diese Schaaren von Beamten; die höheren Stellen mäßig, die niederen hoch besoldet, da Italien eine abgesonderte Carriere der Subalternen nicht kannte. Hunderte glücklicher Stellenjäger mußten mit Ruhegehalt entlassen und leider sofort ersetzt werden, weil das siegreiche Beamtenthum in den provisorischen Regierungen dafür gesorgt hatte, daß man die neuen Amtsstellen nicht aufheben durfte. Der geheime Staatshaushalt des Despotismus ließ die Provinzen ohne Kenntniß von der Schwere ihrer eigenen Belastung; daher rief jetzt Alles nach Steuerausgleichung, jede Provinz hielt sich für überbürdet — bis sich zuletzt fand, daß nicht Piemont, wie man ge-

glaubt, ſondern die Lombardei bisher die höchſten Steuern gezahlt hatte. Auch das Parlament zeigte geringe Neigung, die Budgets ernſthaft zu prüfen, noch geringere zur Steuerbewilligung. Cavour trat freilich ſolchen Thorheiten muthvoll entgegen: eine mathematiſch genaue Ausgleichung der Steuerlaſt ſei unmöglich, auch ſolle man als den oberſten Grundſatz der neuen Finanzpolitik betrachten das Kernwort: „es iſt nöthig zu zahlen und viel zu zahlen“. Er warnte dringend vor leichtfertigem Schuldenweſen; doch bedrückt durch die Arbeitslaſt ſeiner diplomatiſchen Geſchäfte, ahnte auch er nichts von der ſchrecklichen Zerrüttung des Haushalts. Im April mußte der Finanzminiſter bereits vorſchlagen, in das neue Große Buch des Königreichs ſogleich wieder eine Anleihe von 500 Millionen einzuſchreiben, und Paſini verlangte jetzt neue Steuern als ein Band der Staatseinheit. Doch erſt nach Cavour's Tode kam die volle Wahrheit an den Tag: das Reich hatte 3 Milliarden Schulden und für das Jahr 1861 ein Deficit von 500 Millionen.

Unter ſolchen Sorgen verſtummte bald das noch in dem glücklichen Parlamente von 1860 oft gehörte Pathos allgemeiner Beredſamkeit, wozu den Italiener die Melodie ſeiner Sprache ſo leicht verführt. — Cavour empfand ſchmerzlich, daß der Hof ihm keinen Rückhalt bot. In den Tagen des Friedens begannen die wüſten und rohen Neigungen, die in der Seele des Königs lagen, ſich wieder behaglich auszurecken — ein böſes Unglück für ein Herrſcherhaus, das ſich die Achtung ſeines Volkes erſt erwerben ſollte. Der Graf ſchonte behutſam die zweifelhaften Freunde, half dem behenden Rattazzi in den Präſidentenſtuhl. Er bedurfte der Genoſſen, denn die Actionspartei verfolgte mit begreiflicher Wuth den Mann, der ihr das Meſſer aus der Hand gerungen. Schändliche Lügen traten mit höchſter Sicherheit auf: bald ſollte Sicilien, bald Sardinien und Ligurien an Frankreich verkauft ſein. Schändliche Lügen, ſage ich; denn hätte Garibaldi wirklich, wie ſeine Freunde behaupteten, die Beweiſe für dieſen Handel in Händen gehabt, ſo wären ſie ſicher längſt veröffentlicht. Wie? Dieſe Actionspartei, welche heute dem Herausgeber der Briefe La Farina's jede Mittheilung verweigert, damit die Welt nicht erinnert werde an den alten Bund der Radikalen und der Gemäßigten — ſie ſollte aus Zartgefühl Papiere zurückhalten, die dem Anſehen der Conſtitutionellen den Todesſtoß geben könnten? Täglich ſchroffer ſchieden ſich die Parteien: die Piemonteſen und die in Turin geſchulten Flüchtlinge auf der einen, die in der Fieberluft des Despotismus herangewachſene radikale Jugend

auf der anderen Seite. Schon wagte man im Parlamente den Antrag, den Hinterlaſſenen eines Meuchelmörders, der ſich einſt an dem Bourbonenkönig vergriffen hatte, ſolle eine Nationalbelohnung gewährt werden. Und dieſen unheimlichen Leidenſchaften ſtand doch eine wahrhaft conſervative Partei nicht gegenüber, denn auch Cavour's Freunde fühlten, die Einheitsbewegung ſei noch nicht am Ziele. — Die Radikalen verlangten „das Recht der Initiative" für die Revolution; traurige Geſellen, die vor drei Jahren noch die Einheit Italiens als einen Narrentraum verlacht, ziehen jetzt den Grafen der Feigheit, weil er einen Freiſchaarenzug gegen Venedig und Rom nicht dulden wollte. Er ſelber hatte noch vor neun Monaten auf einen venetianiſchen Feldzug für dieſes Frühjahr gehofft; wie jetzt die Dinge ſtanden, inmitten der Wirren der Organiſation des neuen Staates, lag die Nothwendigkeit ruhiger Sammlung auf der Hand. Was der Graf im vergangenen Sommer dem König erklärt hatte, das wiederholte er nun im April vor dem Hauſe: man müſſe wählen zwiſchen der Kriegsluſt der Actionspartei und ſeiner Politik, die nur im Einverſtändniß mit den großen Mächten in Venedig einziehen wolle.

Welch ein erſchütternder Auftritt, als jetzt Garibaldi und Cavour noch einmal auf einander ſtießen — die beiden Männer, „die darum Feinde ſind, weil die Natur nicht Einen Mann aus beiden bilden konnte." Wieder kam der Nizzarde auf ſein altes Herzeleid, auf die preisgegebene Heimath zurück. Tief ergriffen erwiderte Cavour: „wenn es über die Kraft des Generals geht, mir zu verzeihen, ſo fühle ich, daß ich ihm keinen Vorwurf machen kann." Garibaldi wies die dargebotene Hand zurück, der Preis der Großmuth blieb diesmal dem Grafen; denn in verwickelten politiſchen Kämpfen iſt der echte Edelſinn nur dem erreichbar, der die Größe des Kopfes mit der Größe des Herzens verbindet. Zwei Tage darauf, am 20. April, maßen ſich die Parteien: 194 gegen 79 Stimmen genehmigten die Tagesordnung Ricaſoli's, welche „der Regierung allein" das Recht vorbehielt, für die Vertheidigung des Vaterlandes zu ſorgen.

Der Verſuch, die Revolution in's Unendliche fortzuſetzen, war abgeſchlagen. Und doch lag dem Kriegsgeſchrei der Actionspartei ein richtiges Gefühl zu Grunde: der junge Staat blieb mehr ein Anſpruch, ein Wunſch, als eine lebendige Macht, ſo lange die Kanonen der Oeſterreicher noch vom Mincio herüberdrohten und der Kirchenſtaat in

einer unmöglichen Stellung verharrte. Das Verlangen nach Rom ging lärmend, bethörend, jeden anderen Gedanken erſtickend durch die Nation. Wie ſollte eine Regierung, die ihr Daſein ſelber der Revolution verdankte, die letzte und höchſte Idee dieſer Revolution bekämpfen? Der römiſchen Frage galt Cavour's letzte Arbeit, und gerade hier, wo er irrte, trat die Erhabenheit ſeines Geiſtes mächtiger denn je hervor.

Rom unſere Hauptſtadt! — das war ſeit vierzig Jahren der Schlachtruf aller radikalen Sekten. Die centrale Lage, der welthiſtoriſche Name der Stadt verleitete ſelbſt den erſten Napoleon zu der Meinung, hier ſei Italiens natürliche Hauptſtadt; um wie viel weniger konnte die urtheilsloſe Maſſe der Geſchichte ſcharf in's Geſicht blicken und daraus ableſen, daß Rom ſeit Cäſar's Tagen nicht mehr die Hauptſtadt eines Volkes, ſondern eine Weltſtadt, der Mittelpunkt einer Weltmacht war. Dem politiſchen Radicalismus geſellte ſich der religiöſe. An hundert Straßenecken prangte das VV i Franmasoni, von plumper Fauſt gemalt; die Freimaurer, die Schwärmer, die Atheiſten triumphirten, die Uhr des europäiſchen Dalai-Lama ſei endlich abgelaufen. Der Gedanke den Papſt wieder zum Biſchof von Rom zu machen — ein Einfall ebenſo ausführbar und ebenſo tiefſinnig wie die Hoffnung, den König von Preußen wieder in einen Grafen von Zollern zu verwandeln — erſchien den Schwarmgeiſtern ſchon halb verwirklicht. Solches Geſchrei erfüllte den Markt und fand doch in Wahrheit wenig Anklang in dem Herzen der Nation. Dies Volk, das noch nach der Weiſe des Boccaccio über die Klöſterlinge ſpottete und ziſchelte, das ſeinen böſeſten Räuber den Mönchteufel, Fra Diavolo, nannte und oft den alten Kehrreim wiederholte: „drei ſind Italiens Unheilsmächte: die Peſt, die Mönche und Habsburgs Knechte" — dies Volk blieb trotz alledem oder vielmehr ebendeshalb katholiſch. Nicht Einen Prieſter hatten die aufgeregten Maſſen der Romagna während der letzten Wirren erſchlagen. Wohl war die Weltmacht am Tiber mit ſeltenen Unterbrechungen der finſtere Frohnvogt der Fremdherrſchaft geweſen — ſeit jenem 6. Mai 1527, da die Söldner Karl's V. die ewige Stadt erſtürmten; den sacco di Roma kannte Jedermann aus zahlloſen volksthümlichen Darſtellungen und beweinte ihn als den Todestag des italieniſchen Glücks. Aber alle politiſchen Sünden der Päpſte hatten nicht vermocht, das religiöſe Band zwiſchen der Curie und dieſem Volke zu zerreißen: Italien und das Papſtthum gehörten zuſammen. Ein Problem, das alſo alle Höhen und Tiefen des nationalen Lebens berührte, verlangte langſam ſchonende Prüfung.

Ein Unglück, daß die fieberiſche Stimmung der Nation die Friſt dazu nicht gewährte: der Süden weigerte ſich, der Hauptſtadt Turin zu gehorchen. Ohne Zweifel war Turin, zum mindeſten für die erſten Erziehungsjahre des jungen Staates, die einzig brauchbare Hauptſtadt, wenn man nicht tollkühn einen neuen Sprung in's Finſtere wagen wollte. Hier ſtand der Thron inmitten eines tapferen, treuen Volkes, hier lagen alle politiſchen und militäriſchen Traditionen des Königshauſes. Der guten Stadt kam auch kein ernſter Zweifel an ihrer großen Zukunft: ſchwunghaft war die Bauluſt und die Einwanderung. Der König ſelbſt, ein rechtes Turiner Kind, ließ ſich in ſeinem Schloſſe ein prachtvolles Treppenhaus errichten, „damit — wie die Inſchrift ſagt — der Zugang zu der Stelle, von wo Italiens Einheit auszog, heiterer werde." Aber nimmermehr wollte Neapel den gehaßten Piemonteſen den Vorrang laſſen; auch in Mailand regte ſich die alte Eiferſucht wie vor zwölf Jahren. Nur vor der ewigen Stadt trat jede andere beſcheiden zurück. Ernſte Gründe ſprachen gegen Turin: vornehmlich die ſeit der Abtretung Savoyens ſchwer gefährdete Lage der Stadt und ihr proſaiſcher, nur halb italieniſcher Charakter. Darf die Makedonierhauptſtadt Pella jemals die Hauptſtadt der Hellenen werden? — ſo fragte ſchon vor Jahren Balbo, und Cavour meinte traurig: ach, wenn Italien zwei Hauptſtädte haben könnte, eine für den Werkeltag, eine für die Feſte! Währenddem ſaß König Franz unter dem Schutze der Franzoſen in Rom, bezahlte den Brigantenkrieg und hoffte auf einen piemonteſiſchen Liborio Romano, der ihm ſein Reich durch einen zweiten Verrath zurückgäbe.

Dieſe Schmach der fremden Beſatzung, dies Brutneſt der Verſchwörung länger zu dulden war dem Miniſter unmöglich, der ſeit dem ſavoyiſchen Handel die Gunſt des Volkes verloren und nicht wiedergefunden hatte. Und wie er der Frage näher trat, erwachten ihm die ſchönſten und tiefſten Gedanken ſeiner Jugend; der alte Traum, Religion und Freiheit zu verſöhnen, ſtand wieder glänzend vor ſeiner Seele. Er faßte den Plan, die Grenzen zwiſchen Staat und Kirche durch einen feierlichen Vertrag feſtzuſtellen: der Papſt ſollte verzichten auf ſeine weltliche Herrſchaft und dafür die unbedingte Freiheit der Kirche, die freie Kirche im freien Staate, erhalten. Nach ſeiner großen Weiſe verſchmähte Cavour auch hier jedes Flickwerk: er wollte die völlige Uebergabe der weltlichen Gewalt, dergeſtalt, daß der König von Italien als Vicar des Papſtes das patrimonium Petri regiere — keineswegs den

Kirchenfürſten als einen Schein-Souverän einſperren in die „Schachtel“ der leoniniſchen Stadt, wie nachher der Prinz Napoleon zur Erbauung des ſouveränen Unverſtandes vorſchlug. Nicht der eitle Wunſch, als Befreier auf das Capitol zu ziehen — die Kernkraft ſeines ſittlichen Seins vielmehr ſprach aus dieſen Plänen. Mit ſchier ſchwärmeriſchem Feuer pries er dies Geſchlecht glücklich, dem beſchieden ſei, in einem Menſchenalter ein Volk zum Daſein zu erwecken und den uralten Krieg des Staates mit der Kirche zu ſchließen; pries er die Größe dieſer Frage, der gewaltigſten, die je ein Parlament beſchäftigt — entſcheidend für das Seelenheil von 200 Millionen katholiſcher Chriſten. Kein Einwand, aus der Vergangenheit entnommen, beſtand vor ihm: wo ſei denn jemals die volle Freiheit der Kirche in Kraft geweſen? „Gelingt uns dies, ſo iſt mein Werk vollendet!“

In ſolchen Augenblicken erſchien er den Zeitgenoſſen wie ein Prophet; wir Nachlebenden wiſſen, daß ſeine Weiſſagung nicht eintraf. Nicht als ob wir die grandioſe Idee der abſoluten Kirchenfreiheit mit feiger Klugheit belächelten. Sie kann niemals ganz verwirklicht werden, weil das Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche ſeinem Weſen nach ein irrationelles iſt und bleibt; doch jeder Fortſchritt der Geſittung wird die Welt dem Ideale Cavour's näher führen. Wir beſtreiten auch dem Katholiken nicht ſein gutes Recht, daß er die Kirche als eine geſchloſſene Hierarchie auffaſſe und ſich mit ihr als einem Ganzen abfinde, während wir Proteſtanten den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens in dem freien Gewiſſen jedes Gläubigen ſuchen. Doch offenbar fehlte dem Grafen, verſenkt wie er war in die politiſche Arbeit ſeines Lebens, die in die Tiefe dringende Kenntniß kirchlicher Dinge. Er ſah in der römiſchen Kirche die Kirche ſchlechtweg — gleich den meiſten ſeiner Landsleute, die den Proteſtantismus ſo wenig verſtehen, wie ſie unſere Gothik verſtanden haben*). Er hoffte auf dem Capitol einen Religionsfrieden zu ſchließen, welcher, dauerhafter als der weſtphäliſche, ein Zeitalter der Glaubensfreiheit über die Welt heraufführen werde. Ein goldener Traum, und doch ein Traum! Die römiſche Kirche iſt eine ſtreitbare Kirche unter vielen und nennt ſich doch die katholiſche, und darf darum die Glaubensfreiheit niemals anerkennen; ſie will ſelber ein Staat ſein, nach den Worten ihres Bellarmin, ſo ſichtbar wie der Staat von Venedig, und nöthigt darum den weltlichen Staat, ihrer Herrſchſucht feſte Rechts-

*) Daß dieſe Einſeitigkeit Cavour's heute von einzelnen denkenden Italienern durchſchaut wird, dafür zeugt u. A. die geiſtvolle, freilich an Paradoxen reiche Schrift von A. Vera, Il Cavour e libera chiesa in libero stato. Napoli 1871.

ſchranken zu ſetzen. — Zu nüchtern, um mit Lacordaire zu wähnen, daß die Proteſtanten in den Schooß der freien römiſchen Kirche zurückkehren würden, trat Cavour jetzt doch ſeinem clericalen Bruder Guſtav näher; und Graf Montalembert konnte auf dem belgiſchen Katholikencongreß aus Cavour's Rohr ſich ſeine Pfeifen ſchneiden — ſicherlich nicht um der wahren Glaubensfreiheit willen. Der Vertraute des Grafen in dieſen kirchlichen Händeln war Pater Paſſaglia, der reine und gläubige Geiſtliche, der ſo muthvoll „pro causa italica“ geſtritten hat; doch ſchlägt ein Proteſtant dies wunderliche Buch auf, ſo weht ihn eine Luft an wie aus Gräbern: ſcholaſtiſch der Ausdruck wie die Gedanken, und immer nur die una ecclesia! —

Solche Einſeitigkeit ſcheint erklärlich bei einem italieniſchen Staatsmann, für deſſen praktiſche Aufgaben der Proteſtantismus wenig bedeutete. Befremdlicher iſt Cavour's Urtheil über die Verfaſſung der römiſchen Kirche; er hoffte einen freien Bund von Bisthümern unter einem erwählten Oberhaupte erſtehen zu ſehen. Und doch ſpringt in die Augen, daß die Biſchöfe niemals ſo unſelbſtändig waren wie in unſerem Jahrhundert, und die römiſche Kirche vielmehr einer immer ſtrafferen Centraliſation entgegengeht, wenn nicht vielleicht ein Schisma dereinſt den künſtlichen Bau zerſchlagen ſollte. Der Graf dachte groß von Pius dem Neunten — wenn nur dieſer Unheilſtifter Antonelli nicht wäre! Er verſuchte durch die höchſte Nachſicht gegen meuteriſche Biſchöfe das Herz des Papſtes zu gewinnen; ſollte der Italiener auf dem heiligen Stuhle die fremde Garniſon, die elende Lage des römiſchen Volkes nicht ſelber mit geheimem Kummer betrachten? In ſolcher hoffnungsvollen Stimmung hat Cavour ſich nicht mehr ſo unbarmherzig wie in früheren Jahren die Wahrheit geſtanden, daß ein Papſt wohl auf Augenblicke als ein Italiener empfinden kann — wie Julius II., Clemens VII. — doch zuletzt das Daſein ſeiner Kirche immer höher ſtellen muß, als die Regungen ſeines vaterländiſchen Gefühls. Gelang Cavour's genialer Plan, ſo eröffnete ſich freilich die für einen Katholiken erhebende Ausſicht, daß ſeine Kirche in Wirklichkeit werde, was ſie in der Idee iſt: eine Weltkirche. Der Papſt, der nicht mehr italieniſcher Landesherr war, konnte, mußte vielleicht Gläubige aller Zungen, nicht mehr faſt ausſchließlich Italiener, in den Rath der Cardinäle berufen. Aber alle dieſe hochfliegenden Gedanken fielen dahin, wenn Rom die Hauptſtadt des Königreichs Italien wurde.

Hier unzweifelhaft lag der große Fehler der Rechnung. Man

ſtelle ſich die beiden Höfe, den geiſtlichen und den weltlichen, lebhaft vor Augen — wie ſie in Einer Stadt hauſen, wie das unvermeidliche Ränkeſpiel zwiſchen den beiden Paläſten beginnt, wie die Weltkinder auf dem glatten Boden der Parkets neben den Roth- und Blauſtrümpfen des Vaticans ſich als Tölpel erweiſen, wie zuerſt die Frauen, dann die ſinnlichen Männer des königlichen Hofes den feinen Künſten der Monſignoren erliegen. Wahrlich, aus ſolchem Zuſammenleben konnte nur der Zuſtand hervorgehen, den Cavour als der Uebel größtes verabſcheute: eine neue Form des Cäſaropapismus, die Unterwerfung des Staates unter den Einfluß der Kirche. Die Freiheit dieſer Kirche, die das sacrificio dell' intelletto auf ihre Fahnen ſchreibt, wird da unfehlbar zur Lüge, wo die Gemüther nicht innerlich befreit ſind vom Kirchenzwange. Und iſt nicht die römiſche Luft der Nüchternheit des modernen Staates ebenſo ungünſtig als die Turiner günſtig? Neben der Majeſtät der Katakomben und Amphitheater und Baſiliken verſchwindet ſchier der leichtlebige Menſch unſerer Tage; durch prahleriſche Kraftworte ſuchten ſich der Prinz von Canino und die anderen Volkstribunen der neu-römiſchen Republik von 48 emporzuheben zu der Größe ihrer Umgebung. Die Gefahr lag nahe, daß auch das italieniſche Parlament in dieſer Welt grandioſer Erinnerungen ſich an Phraſen berauſche und über dem Traume des italieniſchen Primats die beſcheidene Wirklichkeit vergeſſe. Und dieſes Römervolk! Die Zeit war geweſen, da das altrömiſche Volk Italien ſchuf, indem es die Italiener bezwang. An der Freiheit der Communen, an allem Herrlichen der neuen italieniſchen Geſchichte nahm die Stadt Rom faſt keinen Antheil, für die Einheitsbewegung der jüngſten Zeit ſtellte ſie keinen einzigen namhaften Mann ins Feld. Hier, in der geſunkenen Stadt, die unter 220,000 Einwohnern 60,000 eingeſchriebene Almoſenempfänger zählte, hier unter den lungernden Bettlern und den verweichlichten Nepotengeſchlechtern der Päpſte mochte der Künſtler träumen, die derbe Proſa des conſtitutionellen Staates fand hier keine Heimath. Zwar wieſen die Patrioten aus der Geſchichte nach, daß die Stadt hundertundeinundſiebzigmal binnen tauſend Jahren ſich wider die ſchlechteſte der Regierungen empört hatte, und ſoeben noch bat eine Adreſſe, von 10,000 Römern unterſchrieben, den Kaiſer und den König um die Beſeitigung der weltlichen Gewalt; doch ſeitdem haben wir erfahren, wie wenig nachhaltige Kraft hinter ſolchen Wünſchen lag.

Ueber all' dieſe handgreiflichen Einwürfe ſprang die Nation hinweg

mit dem Schlagwort: Italien läßt ſich nur von Rom aus regieren; ſie hörte nicht die unwiderlegliche Antwort: die römiſche Kirche läßt ſich nur von Rom aus regieren. Cavour ſchwankte oft inmitten der ungeheuren Bedenken. Er ſagte ſchon ein Jahr vor ſeinem Tode auf einem Hofball in vollem Ernſt zu einer Freundin: über's Jahr werden Sie im Quirinal tanzen! Er bekämpfte im Parlamente entſchieden den Gedanken, die Verlegung der Hauptſtadt zu verſchieben, und geſtand doch ſogleich nach dieſer Sitzung dem engliſchen Geſandten: wir wollen nach Rom, nicht um dort zu bleiben, ſondern um über Rom zu triumphiren. Eines ſteht feſt inmitten dieſer Widerſprüche: Cavour wollte in Rom einziehen und bald — damit die franzöſiſche Garniſon verſchwinde und der Friede zwiſchen Staat und Kirche geſchloſſen werde. Ob er, in der ewigen Stadt eingetroffen, dort ſogleich das Hoflager aufgeſchlagen oder nicht vielmehr vorgezogen hätte, das Parlament noch durch einige Jahre in Turin zu laſſen — darüber zu ſtreiten iſt müßig: der „Philoſoph des Möglichen" pflegte ſeine Pläne für die Zukunft ſo unverrückbar nicht feſtzuſtellen.

Der Gedanke „die freie Kirche im freien Staate" war einer der leitenden Gedanken in Cavour's ganzem Leben. Daß er ihn jetzt gerade ausſprach, ward allerdings verſchuldet durch die Verlegenheiten des Parteikampfes. Er wollte dem Radicalismus die Fahne „Rom Hauptſtadt" aus der Hand reißen, um ſie ſelber aufzupflanzen, und zugleich die Eiferſucht der großen Städte, den Groll der katholiſchen Partei beſchwichtigen. Der Graf geſtand, daß ihm die Gegenwart Italiens mehr Sorge errege als die Zukunft: ſogleich, unverzüglich mußte der tolle Wirrwarr der Meinungen ſich klären, wenn Italien ſich conſtituiren ſollte. Darum gab Cavour ſeit dem Herbſt 1860 die Schweigſamkeit auf, die er in den letzten Monaten ſich auferlegt; zur Verwunderung der Freunde ſuchte er jetzt die Gelegenheit, durch wohlausgearbeitete Reden die Leidenſchaft der Nation zu belehren, zu ermäßigen. Im October erklärte er dem Parlamente: „Rom iſt unſer Polarſtern. Die ewige Stadt, auf welche 25 Jahrhunderte jede Art des Ruhmes gehäuft haben, ſoll die glänzende Hauptſtadt Italiens werden." Aber nicht die Revolution wird uns nach Rom führen, ſondern „moraliſche Mittel". Wir müſſen die Curie ſelbſt gewinnen für die Ueberzeugung, daß der Papſt nicht mehr ein König ſein kann, den Clerus von Italien für die Einſicht, daß die Freiheit für die Entwicklung des religiöſen Gefühles ein Segen iſt. Wir haben die Meinung Europas für denſelben Gedanken zu er-

wärmen; denn „in Zeiten wie dieſe verfügen die Diplomaten nicht mehr über die Völker, ſondern die Völker legen ihnen die Werke auf, die zu vollenden ſind.“ Wir haben endlich mit Frankreich uns zu verſtändigen.

Am Tage nach dieſer Rede ließ Cavour die Verhandlungen mit dem Papſte beginnen. Der Mißerfolg, den Napoleon I. bei demſelben Verſuche davongetragen, erſchreckte den Mann keineswegs, den nicht napoleoniſche Frivolität, ſondern ein heiliger Ernſt beſeelte. In der That verliefen die Unterhandlungen günſtig, bis plötzlich im Januar das Ungeſchick der Agenten zu einem ſchroffen Bruche führte. Aber wenngleich die Verſtändigung diesmal an einem Zufall ſcheiterte, das Scheitern ſelber war mit nichten ein Zufall. Die katholiſche Welt und die Stimmung der Curie ſelbſt war, wie Napoleon III. dem Grafen längſt vorausgeſagt, noch bei weitem nicht genug darauf vorbereitet, das weltliche Papſtthum preiszugeben. Sofort nach dieſem Bruche ließ Rom dem alten Haſſe wieder die Zügel ſchießen. Im März betheuerte der Papſt in feierlicher Allocution, er könne niemals der modernen Civiliſation die Hand reichen; und als darauf der König ſeinen neuen Titel annahm, ſchrieb die Curie den Höfen: „dieſer katholiſche König hat jetzt das Siegel gedrückt unter die kirchenſchänderiſchen Raubthaten, die er ſchon begangen.“ Nur um ſo feſter hielt die Nation an ihrer Hoffnung; die warnenden Stimmen der Föderaliſten, Cernuſchi's und Anderer, verhallten ſpurlos. Da wagte im März Azeglio die kühnſte und klügſte That ſeines Lebens: er trotzte der öffentlichen Meinung in's Angeſicht mit ſeiner Schrift le quistioni urgenti. Dieſer durch und durch moderne Menſch, der kurzab verſicherte, eine Locomotive ſei ein ungleich ſtolzeres Denkmal menſchlicher Größe als ein römiſches Amphitheater, zitterte bei der Ausſicht, daß der neue Staat von dem Meere antikiſirender Phraſen verſchlungen werde. Den treuen Piemonteſen empörte der Undank, der an ſeiner tapferen Heimath ſich verſündigte; er kannte Rom gründlicher als Cavour, und ſein minder erhabener Geiſt, den die hochfliegenden Gedanken des Grafen nicht beirrten, ſah diesmal klarer die praktiſchen Hinderniſſe. Rom ſoll eine italieniſche Stadt werden — ſo lautete ſein unverbeſſerlicher Schluß — doch nimmermehr unſere Hauptſtadt; danken wir Gott, daß Italien viele Hauptſtädte beſitzt!

Auch dieſe Mahnung beirrte den Grafen nicht, denn „die Hauptſtadt eines Volkes wird beſtimmt durch ſittliche Gründe, durch das nationale Gefühl.“ Cavour wagte im März, das Parlament für ſeine

römiſche Politik feierlich zu verpflichten. Sein getreuer Audinot ſtellte eine Anfrage wegen der Lage Roms, und das Haus beſchloß am 27. März auf Bon-Compagni's Antrag, zur Tagesordnung überzugehen „in dem Vertrauen, daß die Würde, das Anſehen, die Unabhängigkeit des Papſtes und die volle Freiheit der Kirche gewahrt, im Einverſtändniß mit Frankreich der Grundſatz der Nichtintervention angewendet, und Rom, von dem Willen der Nation als Hauptſtadt ausgerufen, mit Italien vereinigt werden wird." Nur ein Ruf der Bewunderung ging durch den Saal, als der Graf am 25. die gewaltige Rede hielt, welche jenem Antrage zum Siege verhalf und in den Worten gipfelte: „Wir werden zu dem Papſte ſprechen: Heiliger Vater! Die zeitliche Gewalt iſt für Dich nicht mehr eine Gewähr der Unabhängigkeit. Verzichte darauf, und wir wollen Dir jene Freiheit geben, die Du ſeit drei Jahrhunderten vergeblich von allen großen katholiſchen Mächten erbeten haſt. Wir ſind bereit, in Italien den großen Grundſatz zu verkünden: die freie Kirche im freien Staate." Und welch ein felſenfeſter Glaube an die Freiheit ſprach aus den Worten, die Cavour bald darauf dem Senate zurief: er ſei gefaßt darauf, daß nach der Verkündigung der Kirchenfreiheit die katholiſche Partei auf lange Zeit an's Ruder gelange, und gern bereit in der Oppoſition zu ſtehen. —

Ein glänzender Abſchluß einer großen parlamentariſchen Laufbahn — und doch ein ſehr zweifelhafter Erfolg. Denn hinter jenem einſtimmigen Parlamentsbeſchluſſe, der Bon-Compagni's Antrag annahm, verbargen ſich mannichfache Hintergedanken. Die Turiner meinten vergnügt im Stillen: jetzt iſt die Principienfrage durch eine dröhnende Erklärung abgethan, und die Hauptſtadt wird noch lange bei uns bleiben. Die Radikalen aber hörten aus allen Vorbehalten Bon-Compagni's allein ihre eigene Loſung: Rom oder den Tod! heraus. Auch die Beſonnenen glaubten zumeiſt: wenn der Graf alſo redet, ſo wird der Zug nach Rom ſofort beginnen. Cavour wollte der Actionspartei, die doch jederzeit einen neuen Lärmruf erfinden konnte, ein mächtiges Schlagwort entreißen. Und gewiß gelang ihm ein Erfolg für den Augenblick: die Stellung des Miniſters wurde durch die Tagesordnung Bon-Compagni ſo ſehr verſtärkt, daß er bald nachher Garibaldi ſchlagen konnte durch die Tagesordnung Ricaſoli, die wir kennen. Aber im ſelben Augenblicke band der Graf ſich ſelber die Hände feſt. Er griff der Zukunft vor, was er noch nie gethan, verpflichtete den Thron für eine Aufgabe, die ſich noch nicht überſehen ließ. Er wollte

durch die feierliche Erklärung des Parlaments den Welttheil zwingen zu der Einsicht, daß Italien der Hauptstadt Rom bedürfe; und die steigende Erbitterung der Katholiken draußen lehrte, daß heilige Ueberzeugungen sich nicht im Fluge verwandeln.

Längst spähte der Graf, um dem französischen Vormund zu entschlüpfen, nach anderen Bundesgenossen aus. Seine Getreuen bereisten Deutschland, La Farina's Verein schrieb an den deutschen Nationalverein bewegliche Mahnungen. Cavour selbst sprach im Herbst bedeutungsvoll: „die Zeit ist nicht fern, wo der größte Theil des edlen Deutschlands zeigen wird, daß er nicht mehr mitschuldig sein will an den Leiden Venedigs." Laut pries er dies Preußen, das, national und liberal zugleich, sich an die Spitze der deutschen Bewegung stelle und dadurch sich als eine conservative Macht bewähre. Die letzte Thronrede begrüßte warm den neuen König von Preußen; General Bonin war während jener parlamentarischen Feier der Held des Tages. Der preußische Gesandte Graf Brassier de St. Simon hatte dessen kaum ein Hehl, daß er die Befreiung Venedigs von einem preußisch-italienischen Bündniß erwarte. Aber der Berliner Hof verharrte in seiner zuwartenden Haltung, die verschwommene Gefühlsseligkeit der deutschen Patrioten vermochte nicht den Wink des natürlichen Bundesgenossen zu verstehen. Ohne Freunde im Norden, von dem Papste zurückgestoßen, versuchte Cavour jetzt sein Glück in Paris: Italien und Rom sollten einander allein gegenüberstehen. Noch während jener Parlamentsverhandlungen ließ er in den Tuilerien einen Plan vorlegen, der nach Jahren, abgeschwächt, durch den Septembervertrag verwirklicht wurde: die Franzosen verlassen Rom sofort, Italien übernimmt die Bürgschaft, daß kein Einfall in den Kirchenstaat erfolge. Zu dem Versprechen, die Hauptstadt zu verlegen, ließ sich der stolze Italiener nicht herbei. Die Dinge waren in gutem Zuge. Am 5. Juni erklärte Frankreich an Spanien und Oesterreich: wir wollen keinen katholischen Bund, die Ordnung in Rom kann nicht hergestellt werden ohne die Zustimmung der Römer, nicht ohne die Mitwirkung Italiens.

Dem Staatsmanne war nicht beschieden, diesen letzten Erfolg seines Thuns zu schauen. Am 29. Mai begann sein Körper der ungeheuren Last seines Tagewerkes zu erliegen. In sein Krankenzimmer drang noch die Kunde, daß das einige Italien zum ersten male sein Nationalfest gefeiert und der König triumphirend an seines Vaters Wort erinnert habe: „es reifen die Geschicke Italiens." Weitum durch

die Welt flogen die Gedanken des Sterbenden, auch nach unſerem Vaterlande: „Die deutſche Einheit wird gegründet werden, aber dieſe langſamen Preußen werden fünfzig Jahre brauchen, um uns nachzufolgen.“ Erhabene Bilder von einer Zeit des Lichtes und der Freiheit ſtanden vor ſeiner Seele; ſelbſt dem Gegner und Kampfgenoſſen Garibaldi ſpendete der Kranke ein Wort der Bewunderung. Oft klang die Klage: Italien braucht mich, ich darf nicht ſterben; doch unwandelbar blieb ihm die Zuverſicht auf die Dauer ſeines Werkes. Noch ein letzter erſchütternder Abſchied von dem Könige — und als endlich der Kranke erſchöpft unter dem blauen Betthimmel lag, da trat ſein Pater Jakob mit dem Allerheiligſten in das Gemach. Der treue Mann hatte dem Grafen vor Jahren, da der Kirchenſtreit am wildeſten tobte, in die Hand verſprochen, er werde ihn nicht verlaſſen in ſeiner letzten Stunde. So ſtarb der Ausgeſtoßene als ein katholiſcher Chriſt am 5. Juni. Sein letztes Wort hieß: **libera chiesa in libero stato!** — Alle hellen Köpfe der Welt empfanden den Schlag wie einen gemeinſamen Verluſt der großen Gemeinde der Freiheit; die Puritaner in England klagten: **a prince has fallen in Israel.** Die Städte Turin und Florenz ſtritten mit dem königlichen Hauſe um die Ehre, dem Todten die Gruft zu bereiten; ſelbſt die Blätter der Clericalen erzählten jetzt von der offenen Hand und dem milden Herzen des Grafen. Nur Mazzini's Gemeinheit verſagte ſich's nicht, auch dieſen Sarg zu beſudeln, und der unverſöhnte Papſt forderte den Pater Jakob vor ſeinen Richterſtuhl.

Das Geſetz der Natur, das den Acker zwingt brach zu liegen, wenn er lange fünfzigfache Frucht getragen, gilt auch der ſchöpferiſchen Kraft der Völker. Es war der Lauf der Welt, daß Cavour einen Nachfolger nicht finden konnte. Aber ſo ungeheuer ſchien die Lücke, die ſein Scheiden riß, ſo weit der Abſtand von ihm bis zu den Beſten ſeines Landes, daß ſeinem Tode nicht einmal jenes ſtill erleichterte Aufathmen folgte, womit der kleine Menſch den Hingang einer gewaltig laſtenden Herrſcherkraft zu begrüßen pflegt. Seine Größe bändigte die mißtrauiſche Schmähſucht der Nation; mochten die Gegner über „die kalte und verderbliche Hand“ dieſes Teufels klagen: daß er zu herrſchen verſtehe, durften ſie nicht leugnen. Kaum war er geſchieden, ſo brach die alte Sünde zuchtlos wieder aus; tauſend geſchäftige Zähne nagten und zerrten an jedem redlich verdienten Ruhme, Niemand konnte noch ſagen: Italien achtet mich. Cavour hielt die Idee des Vaterlandes ſo ſtolz und ſiegesgewiß der Selbſtſucht der Provinzen entgegen, daß die Feinde

nicht wagten das Geheimniß ihrer Herzen auszusprechen, und sich versteckten hinter der kläglichen Maske: wir wollen die Einheit, aber auch die Freiheit. Drei Wochen nach seinem Hingang, am 29. Juni, erklangen zum ersten male im Parlamente die schamlosen Stimmen particularistischer Frechheit — um seitdem nicht wieder zu verstummen. Er stieß das kleine Gezänk mit einem Fußtritt zur Seite und stellte groß und klar die eine Frage: Cavour oder Garibaldi, die monarchische Ordnung oder die verewigte Revolution? Mit jedem Tage, der seit seinem Tode verstrich, trat das Gezwerg der Factionen fröhlicher hervor. Unentwirrbar verflochten und verschoben sich die Parteien, bis endlich dem jungen Staate das schwerste Unheil kam, das kommen konnte: das alte Piemont, die Stütze des Thrones, zog in die Reihen der Opposition hinüber, um erst nach langen Jahren unfruchtbaren Haders zögernd den Weg zu dem Herrscherhause zurück zu finden. Cavour regierte; die ihm folgten, dienten — sie dienten einer schwankenden öffentlichen Meinung, welche die verbrauchten Werkzeuge bald hohnlachend fallen ließ. Cavour benutzte die Hilfe Frankreichs, mit Widerstreben, weil er mußte — ohne je den Stolz des Italieners zu verleugnen. Unter denen, die sich seine Schüler nannten, galt der Bund mit Frankreich als ein Glaubenssatz, auch das Unwürdige nahmen sie gelassen hin von der Hoffart des Nachbarn. Napoleon's Gesandter spielte den Vormund am italienischen Hofe; selbst das wunderbare Glück des Jahres 1866 wußte man nicht zu verwerthen, und noch als das Verhängniß über den Napoleoniden hereinbrach, schrieb der tüchtigste Publicist unter den entarteten Schülern des großen Grafen das schimpfliche Geständniß nieder: „Die Grundmauern des Königreichs Italien ruhen weit mehr als man weiß und wünscht, auf dem französischen Kaiserthum!" — Was Wunder, daß die Nation vor dieser Welt des Unsegens, die nach Cavour's Tod hereinbrach, bitterlich klagte: es stünde anders, wenn der Graf noch lebte!

Wer tiefer blickt, gelangt zu dem Urtheil: Cavour starb zur rechten Zeit für seinen Ruhm. Die Nöthe, welche noch derweil er lebte, von ihm nicht gehört, an die Thore klopften, die Leiden, welche dicht hinter seinem Sarge Italien heimsuchten, waren nicht zu heilen durch eines Mannes Kraft; sie heilte nur die Macht der Zeit. Auch Cavour konnte nicht das arbeitsame, geduldige Geschlecht, das der junge Staat verlangte, aus dem Boden stampfen; auch er konnte nicht in der katholischen Welt jene Umwandlung uralten Glaubens hervorzaubern, welche allein einen heilsamen Abschluß der römischen Frage gestattete. Und wohl ihm, daß ein gnädiges Geschick ihm ersparte, die grausamen

Enttäuſchungen einer nahen Zukunft zu ſehen und zu erleben, wie dies undankbare Zeitalter auch ihn zu dem alten Eiſen, unter die Utopiſten geworfen hätte! So wie es endete in ſeiner Thaten Fülle, erſcheint ſein Leben als ein Bild des höchſten Mannesglücks und jener Tugend, die hochgemuth mit dem homeriſchen Hektor ſpricht: Ein Wahrzeichen nur gilt — das Vaterland zu erretten. Und doch überkommt uns ſelbſt vor dieſem Leben erſchütternd das Gefühl, wie groß ein Volk iſt und wie klein ein Mann. Denn gewaltiger noch als das Bild des Mannes ſelber bleibt der majeſtätiſche Hintergrund, von dem die Erſcheinung ſich abhebt: dieſe Auferſtehung einer großen Nation, die abermals der Welt verkündete, daß chriſtliche Völker nicht ſterben können.

Wir Deutſchen aber blicken mit frohem Stolze auf dies Schauſpiel zurück. Das ſchwere Unrecht, das auf wälſchem Boden durch den Mißbrauch unſeres Namens aufgehäuft ward, iſt endlich getilgt, ſeit die Adler Friedrich's des Großen wieder den wohlbekannten Weg nach Böhmen fanden und dort Venedig für Italien eroberten, ſeit die Sieger von Metz und Sedan den Italienern die Schlüſſel der ewigen Stadt überreichten. Wir überlaſſen der Zukunft dereinſt zu richten zwiſchen dem Gründer des italieniſchen und dem Gründer des deutſchen Staates — eine Aufgabe, die heute nur den vorlauten Propheten oder die buhleriſche Eitelkeit reizen kann. Wir freuen uns des jungen Lebens, das in dem Einheitsſtaate Cavour's unter ſchweren Kümmerniſſen aufſprießt und das, ſo hoffen wir, ſelbſt in Rom die Kräfte einer groß angelegten Volksnatur wieder erwecken wird, und kehren dann voll guter Zuverſicht zurück zu der Arbeit unſeres Staates — froh der Erinnerung, daß uns vergönnt war zweimal zur ſelben Zeit die Freiheit des neuen Deutſchlands wider ausländiſchen Uebermuth zu behaupten und einem fremden Volke die Sühne alter Schuld, die Erfüllung gerechter Wünſche zu bringen. Das Truggebilde, das ſich in Frankreich republikaniſche Freiheit nennt, zeigt längſt ſein wahres Angeſicht. Frech und höhniſch klingt der Haß und Neid der romaniſchen Stammesvettern nach Italien hinüber. Mögen die Italiener dieſe neu gewonnene Einſicht beherzigen und den Adel ihres Volksthums befreien von der Herrſchaft galliſcher Sitten! Durch uralte Schickſalsgemeinſchaft mit uns Deutſchen, durch die Bande des Blutes mit den Franzoſen verbunden, ſind ſie wie keine andere Nation befähigt, eine Macht der Verſöhnung zu bilden zwiſchen den beiden verfeindeten Nachbarvölkern. Das iſt die Staatskunſt, die dem Volke Cavour's geziemt.

Die

Republik der vereinigten Niederlande.

(Heidelberg 1869.)

Als Leopold v. Ranke vor fünf und vierzig Jahren ſein reiches Wirken begann, warf er den Ausſpruch hin: „ich will blos ſagen, wie es eigentlich geweſen iſt.“ Dies beſcheidene und tiefe Wort, das jenen Tagen des philoſophiſchen Uebermuths trivial und nichtsſagend erſchien, zeichnete klar und ſicher den Weg vor, welchen die Mehrzahl unſerer namhaften Hiſtoriker ſeitdem verfolgt hat. Eine unüberſehbare Schaar von gelehrten Unterſuchungen fördert aus wohldurchforſchten Quellen neuen hiſtoriſchen Stoff zu Tage, gewiſſenhafte Erzählungen ordnen und ſichten ihn, ſtellen das Geſchehene dar wie es geſchah, und die Nation ſchaut mit berechtigter Freude dieſem fruchtbaren Schaffen zu. Aber froh ihres reichen empiriſchen Wiſſens, argwöhniſch gegen Alles, was der Philoſophie auch nur ähnlich ſieht, vergißt die Gegenwart leicht, daß Unterſuchung und Erzählung zwar die weitaus wichtigſten, doch nicht die einzigen Aufgaben des Hiſtorikers ſind. Ein beſcheidenes und doch ein gutes Recht bleibt auch jener Form der hiſtoriſchen Darſtellung, welche — nenne man ſie didaktiſch oder discuſſiv oder wie ſonſt — dem erforſchten Einzelnen ſeine Stelle in dem Zuſammenhange der Geſchichte anweiſt; ſie ſchildert nicht den Fluß der Ereigniſſe, ſondern betrachtet die Zuſtände, welche aus dem unendlichen Ringen der hiſtoriſchen Kräfte ſich herausbildeten, ſie verſucht die Berechtigung dieſer Lebensformen der Völker, die Nothwendigkeit ihres Gedeihens und ihres Verfalles zu ergründen. Eine ſolche Darſtellung läuft Gefahr, von dem Einzelnen ein nur annähernd richtiges Bild zu entwerfen, weil ſie lediglich den Durchſchnitt des Geſchehenen geben kann; dafür darf ſie zuweilen jenen Vorhang lüften, welcher die unabänderlichen Naturgeſetze des Völkerlebens dem Auge des Forſchers verbirgt. Und wie fruchtbar ſie ſein kann, wenn ſie beſcheiden auf conſtruirende Willkür verzichtet, das weiß

Jeder, der einſt zu Dahlmann's Füßen geſeſſen hat. Der Alte pflegte in ſeine Vorleſungen über Politik eine meiſterhafte Schilderung des Staates von Venedig und ähnliche Verfaſſungsbilder zu verweben und bot uns dergeſtalt eine reichere politiſche Belehrung, als der erzählende Geſchichtſchreiber bieten darf, eine weitaus lebendigere hiſtoriſche Anſchauung, als der doctrinäre Staatsrechtslehrer gewähren kann, der einzelne Inſtitutionen als **disjecta membra** an den verſchiedenen Stellen ſeines Syſtemes beleuchtet.

Das Beiſpiel des Bonner Meiſters hat wenig Nachahmung gefunden. Jahraus jahrein bringen uns die „Actenſtücke zur Geſchichte des großen Kurfürſten" und andere Werke deutſchen Forſcherfleißes reiche Belehrung über die Entwickelung der Republik der vereinigten Niederlande. Aber noch hat kein deutſcher Hiſtoriker dies Wiſſen verwerthet für die politiſche Erkenntniß, keiner die einfache Frage aufgeworfen: wie war dieſer ſeltſame Staatenbund? welchen Inſtitutionen, welchen ſittlichen und wirthſchaftlichen Kräften dankte er ſeine Größe? Für uns beſteht nicht mehr jener Reiz neidiſcher Bewunderung, der vor zweihundert Jahren einen William Temple antrieb, das Räthſel zu ergründen: warum im Schlamme des Rheines der reichſte Staat der Erde entſtehen konnte? Auch jede Anſpielung, jedes Hinüberwinken nach der deutſchen Gegenwart bleibe ausgeſchloſſen; das geiſtreiche Haſchen nach Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten iſt der Tod der ernſten Geſchichtsbetrachtung. Das neue deutſche Reich, das noch unfertige doch nothwendige Ergebniß einer wirrenreichen, von jeder Regel nur allzu weit abweichenden Volksgeſchichte, findet ſeines Gleichen nicht in der Vergangenheit. Die Republik der Niederlande ſteht ihm am nächſten unter allen Staaten der Geſchichte; doch die beiden Gemeinweſen kurzweg zu vergleichen iſt ſchon deshalb unſtatthaft, weil die Kräfte der Einheit, welche am Niederrhein den Staatenbund in ein Königreich verwandelt haben, in unſerem Vaterlande weit gewaltiger auftreten. Während die Niederlande zwei Jahrhunderte hindurch zwiſchen republikaniſchen und monarchiſchen Beſtrebungen hin- und hergeſchleudert wurden, und ihr mächtigſter Einzelſtaat mit dem Führer des Heeres unabläſſig haderte, ſteht bei uns der Gedanke der Monarchie unerſchütterlich feſt, der König von Preußen iſt, Gott ſei Dank, ſelber der Feldherr der Deutſchen; darum wird, ſo ſteht zu hoffen, unſer Staat ſicherer, einfacher, minder krampfhaft ſich fortbilden, als weiland der Staatsbau der Utrechter Union.

Bleibt es alſo thöricht, die Regeln für unſer Heute und Morgen in der Vorzeit eines fremden Volkes zu ſuchen, ſo gewährt doch die Entwickelung des einzigen Staatenbundes der neuen Geſchichte, der zum Einheitsſtaate ward, manchen überraſchenden Einblick in die Grundgeſetze des bündiſchen Lebens. Und wie viele andere Probleme treten uns nicht entgegen in dieſem Staate voller Widerſprüche, der von jeher das Erſtaunen der politiſchen Denker war! Wie verwickelt erſcheint hier die Wechſelwirkung der ſtaatsbildenden und der volksbildenden Kräfte! Eine Handvoll ſelbſtändiger Stämme, Trümmerſtücke des heiligen Reiches, werden zuerſt durch den großen Völkerbildner, den Krieg, und durch gemeinſame politiſche Arbeit zuſammengeſchweißt zu einer neuen Nation; dann wirkt dies erſtarkte Volksthum auf die Verfaſſung zurück, trachtet darnach den Bund in einen Staat zu verwandeln. Jede Doctrin, die in Verfaſſungsformen das Heil der Staaten ſucht, geht in die Brüche vor dieſem Gemeinweſen, deſſen Schickſal unwiderleglich beweiſt, wie wenig die Staatsform bedeutet neben den ſittlichen Mächten des Völkerlebens. Denn unter einer ungeheuerlichen Verfaſſung, — ja, was allen Theorien des Föderalismus in's Geſicht ſchlägt, als ein Staatenbund ohne einen wirklichen Bundesvertrag — ſtand die Republik dennoch glorreich aufrecht, der glücklichſte, der ſittlichſte Staat der proteſtantiſchen Welt, ſo lange die Noth des Krieges jeden Muskel des Volkes gewaltſam ſpannte. Erſt im Frieden werden die Gebrechen des Staatsweſens fühlbar, und als endlich nach kläglicher Erſchlaffung, nach langem bürgerlichen Hader, nach dem Jammer der Fremdherrſchaft die nationale Monarchie gegründet wird, da vermag die Reinigung der Verfaſſungsorgane doch nicht, dem früh gealterten Volke eine neue Jugend zu bringen: das königliche Niederland erſcheint trotz des Segens der Staatseinheit und wohlgeordneter Staatsformen klein und armſelig neben dem Weltruhm, der einſt den unförmlichen Staatsbau der Republik umſtrahlte.

Nicht minder erſtaunlich iſt das Parteileben dieſes Staates, ein rechtes Kreuz für die landläufigen Vorurtheile des modernen Radicalismus. Die Republikaner verfechten den Gedanken der Herrſchaft, die Monarchiſten die Freiheit; der Gegenſatz der beiden Parteien liegt ſo nothwendig in dem Weſen des Staates begründet, Recht und Unrecht vertheilt ſich ſo gleichmäßig zwiſchen den Kämpfenden, daß jeder Verſuch einſeitiger Beurtheilung ſich auf handhafter That ſofort beſtraft. Ein ſtreng ariſtokratiſcher Staat verbraucht ſeine Lebenskraft in drei

Menſchenaltern wundervollen Glanzes, während allen anderen Ariſtokratien der Geſchichte langlebige Zähigkeit nachgerühmt wird, und hinterläßt, da er untergeht, ein durch und durch demokratiſches Volk. Der Zank und Stank lächerlicher Kirchthurmsintereſſen begegnet uns im wimmelnden Durcheinander dicht neben dem großen freien Weltblick der Königin der Meere. Ein Staat des Handels, der erſte, der in der modernen Welt die Bedeutung der materiellen Intereſſen mit klarem Bewußtſein gewürdigt hat, kämpft heldenhaft für die höchſten Güter des Lebens, rettet der Welt den evangeliſchen Glauben, und die Annalen der Krämerrepublik verherrlichen auf jedem Blatte den Krieg als eine Macht des Segens für die dumpfe Trägheit des Menſchen. Sehen wir zu, ob ſich in den leichten Umriſſen eines Aufſatzes eine Antwort finden läßt für ſo viele Räthſel. —

Mit tiefem Schmerze tritt der Deutſche an die Geſchichte dieſer vormals deutſchen Lande heran, deren glänzende Tage genau zuſammenfallen mit den Zeiten unſerer Ohnmacht und deren Ruhm erſt ſank, als das große Vaterland wieder eintrat in die Reihe der Mächte. Der Schmerz laſtet um ſo ſchwerer, da redliches Urtheil bekennen muß, daß unſere landläufigen Klagen und Anklagen wider die von Holland an uns verübte Verrätherei jedes Grundes entbehren. Wer hat dies köſtliche Tiefland des Rheines, die ſtarken Arme, die unſer Strom dem Weltmeer offen entgegenbreitet, vom Leibe unſeres Reiches abgeſchnitten? Wir ſelbſt allein.

„Deutſchlands trübſte Zeit" — ſo lautet der feſtſtehende Name, den unſere Lehrbücher dem Zeitalter Ludwig's XIV. zu ertheilen pflegen; und doch giebt uns gerade dieſe traurige Epoche das Recht, an die Ewigkeit unſeres Volkes zu glauben. Händel und Pufendorf, die Pietiſten von Halle und die Calixtiner — überall die Spuren einer unverwüſtlichen Volkskraft, die aus namenloſem Elend zu friſchem Leben ſich emporringt. Und wer darf ſich denn unterſtehen kurzerhand den Stab zu brechen über eine Zeit, die uns den großen Kurfürſten geſchenkt und zum zweiten male den Grund gelegt hat für den Staat der Deutſchen — über jene Tage, da die Fanfaren der Trompeten von Fehrbellin der Welt verkündeten, dies waffengewaltige Deutſchland erdreiſte ſich wieder der Herr zu ſein im eigenen Hauſe? Nein, wollen wir wirklich die ſchimpflichſte Epoche unſerer Vergangenheit finden, die Zeit, da unſer Volk durch eigene Schuld in Zwietracht und Feigheit verkam, ſo müſſen wir um ein Jahrhundert weiter zurückſchauen, auf die Tage des ſoge-

nannten Augsburger Religionsfriedens. Damals entstand jene deutsche Kleinfürstenpolitik des Wollens und Nichtwollens, die mit ihrer bedachtsamen Seelenangst ebenso einsam in der Geschichte steht wie die Mißbildung unserer Kleinstaaterei selber; damals ward jene politische Sündenschuld angesammelt, die wir späten Enkel noch nicht völlig abtragen konnten, damals zuerst lenkte der kriegerische Deutsche auf Bahnen ein, die ihn schließlich zum Philisterthum führen mußten.

Reiner, herrlicher hat nie eine Umwälzung begonnen als unsere Kirchenreformation begann. Alles Eigenste und Höchste unseres Wesens war im Aufruhr, der Ernst deutschen Forschermuthes und die Wahrhaftigkeit des deutschen Gewissens. Und wie Luther's Werk aus den Tiefen der deutschen Volksseele entsprang, so war es auch die letzte große That, welche die Söhne aller unserer Stämme zu gemeinsamem Schaffen vereinigte. Deutschland war protestantisch. Unter den deutschen Gauen, welche heute der katholischen Kirche gehören, sind nur sehr wenige nicht durch Blut und Gewaltthat dem alten Glauben zurückerobert worden; aber auch — kein deutsches Land ist heute evangelisch, das nicht schon um das Jahr 1570 zu dem neuen Glauben sich bekannte. So schnell begann die schöpferische Kraft des Lutherthums zu versiegen! Es scheint der menschlichen Gebrechlichkeit nicht gegeben, eine so ideale Anspannung, wie diese war, in die Länge zu ertragen; schon zu der Zeit, da der Reformator starb, erkennen wir das jugendfrische Volk der Hutten und der Dürer kaum mehr wieder. Die Nation erweist sich unfähig, in einem keineswegs ungleichen Kampfe die Selbständigkeit ihres Glaubens und ihres Staates zu behaupten; auf den ruhmlosen Feldzug der Schmalkaldener folgt der geharnischte Reichstag, die hispanische Herrschaft. Dann tritt ein Rückschlag ein: die Rebellion des sächsischen Moritz wirft des Reiches alte Ordnung über den Haufen, die Libertät der Landesherren triumphirt über die kaiserliche Monarchie.

Endlich geht aus der Ermüdung beider Theile der Religionsfriede hervor, das Werk der vereinten dynastischen Politik der Habsburger und der Albertiner, allzulange durch die Schönfärberei kursächsischer Hoftheologen und Hofjuristen als eine That des Segens gepriesen. Wie stattlich klingt den Gedankenlosen jene hergebrachte Vergleichung: Deutschland ruhte aus unter dem Schirm kirchlicher Duldung, derweil in England die blutige Maria die Scheiterhaufen flammen ließ! Als ob nicht die Idee der religiösen Duldung dem Jahre 1555 ebenso unbekannt gewesen wäre wie die Eisenbahnen und die Telegraphen! Nicht

die Nation erhielt die Freiheit, ihres Glaubens zu leben, nur den Landesherren ward das Recht, sich zu dem augsburgischen oder zu dem alten Bekenntniß zu halten, für ihre Unterthanen aber galt der Grundsatz: cuius regio, eius religio. Nicht ohne Grund pflegte Philipp II. sich auf das Beispiel Deutschlands zu berufen: was thue er denn anders in seinen burgundischen Landen, als daß er dieselbe Gewalt behaupte, die jeder kleine deutsche Fürst in seinem Territorium ausübe? Und selbst diese zweifelhafte Duldung von des Landesherrn Gnaden kam nur den Katholiken und den Lutheranern zu gute — nicht, oder doch nicht mit Sicherheit, den besten Protestanten, nicht dem Calvinismus, der soeben erst als eine selbständige Kirche sich gestaltete und für lange Zeit alles Heldenthum, alle streitbaren Kräfte des Protestantismus an sich zog.

Die große Mehrheit der weltlichen Fürsten stand längst zu dem augsburgischen Bekenntniß; ließ man der natürlichen Entwickelung freie Bahn, so fielen unfehlbar auch die noch übrigen geistlichen Fürsten dem Glauben unseres Volkes zu, und das amtliche Deutschland ward evangelisch. Solcher Gefahr schoben die Katholiken eigenmächtig einen Riegel vor: den geistlichen Vorbehalt, ein Verbot, das von den Protestanten nicht anerkannt ward. Welche schlechthin rechtlose, unhaltbare Zustände für nahezu ein Viertel von Deutschland hieraus entsprangen, das werden wir erst dann ganz verstehen, wenn uns einst ein tüchtiger Historiker die Schicksale eines großen protestantischen Stiftes in dieser Zeit, etwa des Magdeburger Landes, schildern wird. Kein menschlicher Scharfsinn vermag zu sagen, wer denn von Reichs wegen im Rechte war unter diesen brandenburgischen, sächsischen, österreichischen Prinzen, die sich um das mächtige norddeutsche Erzstift stritten. Die Frage, ob die Reformation sich fernerhin auf unserem Boden ausbreiten dürfe, die Frage der deutschen Zukunft, blieb in Augsburg ungelöst, und von dem Frieden, der also nichts entschied, schrieb ein wackerer protestantischer Theilnehmer verzweifelnd: „es geht Alles so kalt und schläfrig zu, daß es ein Erbarmen ist."

Und was bedeutete der faule Friede für die deutsche Politik? Der unheilvolle Gang, den die religiöse Bewegung schon seit dreißig Jahren eingeschlagen, war jetzt von Reichs wegen anerkannt, die Nation wurde mediatisirt, jeder Landesherr ein Souverän, ein unabhängiger Gebieter über die allerwichtigste politische Angelegenheit der Zeit, über die Kirchen-

ſachen. Noch mehr, Deutſchland verzichtete auf die auswärtige Politik, trat zurück aus der Reihe der großen Mächte. Denn da das Reich in Religionsfragen nicht mehr einen für beide Theile bindenden Mehrheitsbeſchluß faſſen konnte, und alle Kriege dieſer Epoche, allein die Türkenkämpfe ausgenommen, Religionskriege waren, ſo blieb Deutſchland grundſätzlich neutral in den europäiſchen Händeln; nur als Dienende, als Hilfsvölker durften die Deutſchen fortan theilnehmen an den welthiſtoriſchen Kämpfen draußen. Nun frage ich: wann iſt jemals wieder eine ſolche freiwillige Selbſtverſtümmelung einer großen, reichen, wehrhaften Nation erhört worden? Und war es nicht auch ein Zeichen unſerer politiſchen Verſunkenheit, daß die deutſchen Hiſtoriker die unſägliche Schmach, die in dieſem Hergang liegt, lange Zeit gar nicht bemerkten? Das ſollen wir J. G. Droyſen nicht vergeſſen, daß er zuerſt unter unſeren namhaften Geſchichtſchreibern den männlichen Ton des Zornes und der Verachtung angeſchlagen hat, der jener trägen Epoche allein gebührt. Und je freudiger wir heute wieder an uns ſelber und an die Macht des deutſchen Staates glauben, um ſo gewiſſer muß ſolche Strenge hiſtoriſcher Selbſterkenntniß in unſerer öffentlichen Meinung ſich durchſetzen; das zwanzigſte Jahrhundert wird nicht wie das neunzehnte in gutmüthiger Selbſttäuſchung den Jubeltag des Friedens feiern, der den dreißigjährigen Krieg in ſeinem Schooße trug.

Während alſo das heilige Reich ſich's verſagte, noch irgend einen Willen zu haben in den Händeln der Völker, ſtand rings umher die Welt in Flammen. In Frankreich, in England, in den Niederlanden ward gekämpft um Sein und Nichtſein des Proteſtantismus; die beiden Religionsparteien ſtanden weithin durch das Abendland in zwei geſchloſſenen Feldlagern einander gegenüber, reichten unbedenklich dem fremden Glaubensgenoſſen die Hand gegen den andersgläubigen Landsmann. Der große Zerſetzungsproceß der ſpaniſchen Weltmonarchie begann. Bleibt es ohnehin niederſchlagend für den menſchlichen Stolz, daß die Herrſchgier eines Fürſtenhauſes, deſſen Glieder zumeiſt mit beiſpielloſer Unfähigkeit geſchlagen waren, der Weltgeſchichte für ein volles Jahrhundert den Weg vorſchreiben konnte, ſo wächſt die Beſchämung noch, ſobald wir erkennen, auf wie ſchwachen Füßen die Macht dieſer Habsburger ſtand. Ein unnatürliches, unfeſtes Gemiſch grundverſchiedener Länder, und die Lebenskraft Spaniens ſelber längſt ſchon im Sinken, ſeit jener Schlacht von Villalar, die das Mark des Landes, die Communen, zerſtörte! Wahrlich, wenn in den Seelen

unſeres hohen Adels nur ein Funke glühte von dem aufopfernden Muthe, den die Spanier der großen Idee des katholiſchen Weltreichs widmeten, ſo war die Herrſchaft des Proteſtantismus in Mitteleuropa gegründet.

Aber in verhängnißvoller Zeit ſtand eine verkommene Generation deutſcher Fürſten am Ruder — ein Geſchlecht, das von den wackeren Vätern nur die centauriſchen Sitten, die ſtarken und begehrlichen Leiber, nicht den Schwung der Gedanken geerbt hatte. Das holde Stillleben der Kleinſtaaterei hob an. Hausväterlich ſorgte der Landesherr für die Wohlfahrt ſeines Ländchens; tüchtige Domänenwirthe, verſtändige Verwaltungsmänner, wie Auguſt von Sachſen, Chriſtoph von Württemberg, erſcheinen nicht ſelten. Zugleich behaupten an den Höfen Hofenteufel, Jagdteufel und Saufteufel, verflucht von den Predigern, ihr altes Regiment; die Sitten der Zeit zeigen in hochkomiſchen Zügen ein wunderliches Gemiſch von ſinnlicher Roheit und theologiſcher Salbung. „Geſtern abermalen voll geweſt, heute das Trinken auf ein Vierteljahr verredet" — ſolche Geſtändniſſe und Gelöbniſſe begegnen uns ſelbſt in den Tagebüchern des trefflichen Friedrich III. von der Pfalz. Ungeheure Zechgelage, Saujagden, prunkvolle Maskenzüge wechſeln ab mit Truppenübungen, wobei weitgereiſte Kriegsoberſten eine ſchwerfällige militäriſche Gelehrſamkeit entfalten, auch wohl zum Schluſſe ein Bild der großen Hure von Babylon, mit Pulver gefüllt, in die Luft geſprengt wird. Auch der Bürger ſteht noch ſeinen Mann mit Kraut und Loth auf den üppigen Schützenfeſten; aber der männliche Ernſt des Waffenhandwerks geht dem friedensfrohen Geſchlechte langſam abhanden. Noch freilich war die Erinnerung an die alte deutſche Kriegerherrlichkeit nicht ganz erſtorben, noch galt die Theilnahme an irgend einem Feldzuge für eine Standespflicht des fürſtlichen Lebens, noch ſtrömten alljährlich aus dem unerſchöpflichen Schooße des weiten Reiches Tauſende wehrhafter Männer hinaus, unwillig daheim den Kehricht zu hüten, und verſpritzten ihr Blut in den Hugenottenkriegen, den niederländiſchen Kämpfen. Frankreich hieß der Kirchhof des deutſchen Adels. Doch nur ſelten verräth ſich in ſolcher Entladung der nationalen Schlagluſt eine edle politiſche oder religiöſe Leidenſchaft: deutſche Lansquenets und Reitres kämpfen in beiden Lagern der Franzoſen, der Landsmann wider den Landsmann, Katholiken und Proteſtanten gemeinhin bunt durch einander. Was kümmerte dieſe Kleinfürſten die Zukunft des Proteſtantismus? War doch das Kirchengut aufgetheilt zwiſchen ihnen und

dem lutherischen Adel. Ihr Phlegma schrickt zurück vor den „geschwinden Händeln" der großen Politik, eine abergläubische Scheu vor dem Erzhause lähmt die Thatkraft. Sie betteln bei den Habsburgern um das goldene Vließ, bei den Valois um den St. Michael, und Junker Hans Breuning von Buchenbach unternimmt jene Gesandtschaftsreise über den Canal, die er uns mit so unnachahmlicher Dummheit geschildert hat, um vergeblich bei der jungfräulichen Königin das Hosenband für seinen schwäbischen Herzog zu erbitten.

Die Völker ertragen leichter das Unglück als das Glück; unsere Nation verdarb in der Ueppigkeit eines Friedens, der die Geister nicht versöhnte. Doch aller deutschen Leiden schwerstes war die theologische Verbildung. Es ist nicht anders, das Lutherthum jener Tage stand nicht nur politisch, sondern auch sittlich tief unter dem verjüngten Katholicismus, der soeben alle seine Bekenner wie ein Heer des Glaubens in der festen Burg seiner alten jetzt neu geordneten Hierarchie versammelt hatte. Die Versenkung des gläubigen Gemüths in Gott und die göttlichen Dinge, worin von Anbeginn die Größe und die Schwäche des tiefsinnigen lutherischen Glaubens lag, führte zur Thatenscheu, zur Abkehr von den Kämpfen des Lebens; die unsittliche Lehre vom leidenden Gehorsam sog dem Lutheraner das Mark des Willens aus den Knochen. Die Theologie blühte, die Religion verkam; fast allein die herzbewegenden Klänge des lutherischen Kirchenliedes bekundeten noch, daß der ursprüngliche Geist des Protestantismus nicht ganz erstorben sei. Wie sehnte sich der milde alte Melanchthon nach seinem letzten Stündlein, „auf daß ich erlöst werde von dem ungeheuren und unversöhnlichen Hasse der Theologen!" Mit byzantinischem Fanatismus und byzantinischer Gedankenarmuth hadern die Theologen über die wie zum Hohne so genannten Concordienformeln der Albertiner, über die dogmatischen Schrullen der ernestinischen „Betefürsten." Die Pfaffen der neuen Kirche fluchen einander hinab in die Tiefen der Hölle um der Frage willen, ob die Erbsünde auch in den Leibern der selig Verstorbenen fest hafte bis zum jüngsten Tage. Gewiß, das religiöse Gemüth verlangt nach der allerbestimmtesten Gestaltung seiner Glaubenssätze, und wir Weltkinder einer neuen Zeit übersehen leicht, daß auch die Wildheit dieses dogmatischen Gezänks ein Zeugniß ablegt von dem heiligen Glaubensernst der Reformation. Doch wer darf darum den wahnsinnigen Haß entschuldigen, womit der bibelfeste Lutheraner die Schwesterkirchen der Reformirten verfolgte? „Der Streit der Feinde

iſt unſer Friede" jubelten ſchadenfroh die Jeſuiten, und die Calviniſten Hollands und der Schweiz, zu nüchtern um den blinden Haß zu erwidern, klagten verzweifelnd über „die mehr als viehiſche Dummheit der Deutſchen," denen der Glaube der Sacramentirer „ſchlimmer als der türkiſche" ſchien. Bald ſteht das Lutherthum der alten Kirche näher als den proteſtantiſchen Genoſſen. Erich von Braunſchweig führt ſeine Reiſigen zu Alba um die holländiſchen Sacramentsſchänder zu züchtigen; die Badener, die Rheingrafen, viele andere lutheriſche Fürſten kämpfen im Heere der Ligue gegen die Hugenotten, und der größte lutheriſche Hof, der Dresdener, vermißt ſich, in ſolcher Zeit Deutſch und Spaniſch, das Evangelium und den Jeſuitismus zu verſöhnen. Nicht leicht wird ein Oberſachſe den Muth, noch ſchwerer ein anderer Deutſcher die Luſt finden, in einem ſchonungslos ehrlichen Geſchichtswerke ausführlich die vollendete Nichtigkeit dieſer albertiniſchen Politik zu ſchildern, welche ſchließlich ſogar den geiſtlichen Vorbehalt anerkannte und alſo die Zukunft des deutſchen Proteſtantismus preisgab. Als der große deutſche Krieg begann, die böhmiſchen Proteſtanten am weißen Berge erlagen, da frohlockten die kurſächſiſchen Prediger: jetzt endlich ſei dem gottverdammten Calvinismo das Haupt zertreten.

Nicht ganz ſo unwürdig erſcheint die Haltung der weſtdeutſchen Höfe, wo die proſaiſche, der Politik und der praktiſchen Moral zugewendete Lehre der Calviniſten die Herrſchaft behauptete. Heidelberg bleibt für ein Jahrzwanzig die glückliche Heimath freier deutſcher Geiſtesarbeit; hochfliegende europäiſche Pläne beſchäftigen den Pfälzer Hof, er zieht den Hugenotten mannhaft zu Hilfe, er träumt ſogar, das katholiſche Frankreich in einen evangeliſchen Bundesſtaat umzuwandeln. Johann Caſimir dichtet fromme Lieder zum Preiſe der Niederländer; Pfalzgraf Chriſtoph, der Sohn Friedrich's III., fällt als ein Held des Glaubens auf der Mooker Heide. Doch ruhige Eintracht, große, zäh feſtgehaltene politiſche Gedanken, ausdauernde Thatkraft ſuchen wir auch hier vergeblich. Erſchreckt durch das Fortſchreiten der Gegenreformation raffen ſich die beſſeren proteſtantiſchen Fürſten endlich auf zu jenen kläglichen Verhandlungen, denen die Todtgeburt der evangeliſchen „Union" entſpringt. Ziellos ſchleppt ſich das maſſenhafte Schreibwerk der Bedenken und Gegenbedenken durch viele Jahre. Die Verhandelnden nennen ſich ſelber mit glücklichem Humor die „correſpondirenden Fürſten", zuletzt läuft all' ihr Thun hinaus auf die Weisheit des wohl-

meinenden Joachim Friedrich von Brandenburg: „alle gütlichen Mittel verſuchen und das Uebrige Gott befehlen!“

Nichts ungerechter als die wohlfeilen Anklagen, welche die proteſtantiſchen Hiſtoriker bei der Schilderung dieſer Epoche wider die Geſellſchaft Jeſu zu richten pflegen. Die Jeſuiten thaten was die Vorkämpfer der ſtreitbaren Kirche nicht laſſen durften, unſere Glaubensgenoſſen unterließen was dem Deutſchen, dem Proteſtanten die heiligſten der Pflichten geboten. Entſchloſſen und ſicher ſchreitet das Werk der Gegenreformation vorwärts durch die zerfahrene proteſtantiſche Welt; Fulda und das Eichsfeld, Würzburg und Bamberg, Trier und Salzburg, Köln und Paderborn verfallen mitten im Frieden der alten Kirche. Den Proteſtanten, der ſich in dieſe Zeit verſenkt, überkommt noch heute eine dumpf beklommene Empfindung; wir meinen mit Händen zu greifen, wie das Verderben des dreißigjährigen Krieges näher und näher rückt. Uns wird zu Muthe, wie wenn am ſchwülen Sommermittag die ſchwarze Wolkenwand am Himmel ſteht: ſchon zucken ferne Donnerſchläge durch die ſtille Luft, der ſorgloſe Bauer läßt die gemähten Halme auf dem Felde liegen, dann bricht das raſende Wetter herein und verſchlingt den Segen der Ernte.

Nur auf einer Scholle des proteſtantiſchen Deutſchlands ſtand den Mächten der Gegenreformation eine ebenbürtige Kraft des Gedankens und des Willens gegenüber. In dem ſtillen Winkel des Dillthals kreuzten ſich, wenn der große Schweiger und Johann von Naſſau daheim weilten, die Depeſchen aus Venedig und Rom, Antwerpen und Paris. Und an den Rechnungen dieſer ernſten Denker hing die Freiheit der Welt. Die nüchterne Realpolitik war hier wie immer die Schützerin der Ideen. Mit rührender Treue opferte das tapfere Völkchen des Weſterwaldes Hab' und Leben für die niederländiſche Politik ſeiner Fürſten, und noch in unſeren Tagen lebt auf den öden Bergen die Erinnerung an die Hollandsfahrten der Väter. Doch die Mehrzahl der proteſtantiſchen Fürſten blieb taub bei der beweglichen Klage des Oraniers: „wenn wir kleinen Leute verdorben ſind, dann kommen die deutſchen Fürſten an die Reihe.“

Es galt, dem katholiſchen Weltreiche ſein herrlichſtes Beſitzthum zu entreißen — denn hier iſt das Indien, hier die Goldquelle des ſpaniſchen Königs, ſagte ein ſcharfblickender Italiener. Es galt, der deutſchen Nation den Zugang zum Welthandel zu eröffnen, den burgundiſchen Kreis, der nur dem Namen nach zu uns gehörte, in Wahrheit dem

deutſchen Reiche zurückzugewinnen. Längſt war dies niederländiſche Sonderleben dem großen Vaterlande entfremdet, ſeine Erhebung darf mit einigem Rechte als der höchſte Triumph des deutſchen Particularismus bezeichnet werden. Bereits im zwölften Jahrhundert war hier ein Aufſteigen der nichtritterlichen Klaſſen erfolgt, das dieſen Landen für alle Zukunft ihren bürgerlichen Charakter aufprägte. Während die Ritter im Reich ihre höfiſchen mittelhochdeutſchen Lieder ſangen, entſtand am Niederrhein eine hausbackene Literatur, die nach Bürgerart nur belehren oder unterhalten wollte. Der karolingiſche Sagenkreis der Franzoſen, nachher die lateiniſchen Schriften des Mittelalters wirkten kräftig auf dies Grenzland ein. Seitdem mit dem Sinken der Reichsgewalt überall in Deutſchland die Mundarten wieder emporkamen, hatte ſich auch Sprache und Schriftthum der niederländiſchen Bürger immer ſelbſtändiger geſtaltet. Der Reichsadler im Wappenſchild der großen burgundiſchen Städte bedeutete wenig; ſchon im funfzehnten Jahrhundert hatten ſie gekämpft gegen unſere Oſterlinge, triumphirend, mit dem Beſen hoch am Maſtbaum, die deutſchen Meere durchſegelt und ſich losgeſagt von der Hanſa. Doch jetzt, in der Todesnoth des ſpaniſchen Krieges, ſpähten ſie angſtvoll umher nach fremder Hilfe; ſie waren bereit, der Königin von England, ſogar dem katholiſchen letzten Valois ſich zu unterwerfen; um wie viel ſicherer mußten ſie ſich dem deutſchen Reiche wieder einfügen, wenn bei uns eine Macht erſtand ihnen zu helfen! Die Binnenlandspolitik des deutſchen Kleinfürſtenthums bemerkte nicht, welche Lebensfragen hier auf dem Spiele ſtanden; der lutheriſchen Ruheſeligkeit graute vor der Heldenkraft der Oranier, die ſo gar nicht hören mochte auf den geiſtlichen Troſt Auguſt's von Sachſen: „gegen Gewalt ſollt Ihr den ewigen Gott von Herzen bitten und ihm die Sach befehlen.“ Einzelnen kommt wohl eine Ahnung von dem großen Sinn des Kampfes. „Ihr habt uns erhalten, Ihr allein nächſt Gott,“ ſchrieb Wilhelm von Heſſen dem Schweiger, und Chriſtian von Anhalt verlangte, daß die ſieben Provinzen förmlich in des Reiches Schutz aufgenommen würden. Doch die erkauften deutſchen Söldner, welche zumeiſt das Heer der Niederländer bildeten, konnten, ſelber jedes politiſchen Gedankens baar, auch die Politik der Niederlande nicht beſtimmen. Zu thatkräftiger Hilfe um des Glaubens willen ermannen ſich nur wenige deutſche Herren, wie die tapferen Wittgenſteiner. Die meiſten ſchauen zu mit unwandelbarer Gemüthsruhe, grübelnd über den theologiſch-aſtrologiſchen Gründen des wunder-

baren Kampfes, wie jener selbe Landgraf von Hessen, der im Jahre 1577 den um Hilfe rufenden Oraniern bedachtsam schreibt: „sintemal der itzo stehende Comet nicht geringe Dinge und straff Gottes, unsers Besorgens, portendirt und androhet."

Es war die Zeit, da die Monarchie überall zu stolzem Selbstgefühl heranwuchs; hoffärtige Gedanken, dem modernen Legitimismus verwandt, erfüllten die Höfe. Als das weiland stolze Lübeck dem Schwedenkönig Erich den Frieden aufkündigte, empfing es die Antwort: „Bürger und Bauern sollen Ihresgleichen absagen, nicht einem Könige." Wallenstein haßte die holländischen Rebellen als die destructores omnium principum et regum. Aber auch der deutsche Kleinfürst schaute mißtrauisch auf „das wüste Gesindlein" in den Niederlanden, auf diese Bürgermeister und Stadträthe, die ihrer angestammten Krone widerstanden, er fürchtete die Auflösung aller staatlichen Zucht weithin durch die Welt. Vergeblich klagte Johann von Nassau: „Ihr stellt die Tyrannei auf Eine Linie mit einer christlichen Obrigkeit."

Unsere Protestanten gaben die Rheinmündungen preis und erkauften sich doch nicht den Frieden mit ihrer Friedensseligkeit. Denn zerstörend schlugen die Flammen des ungeheuren Brandes weit in Deutschland hinein. Niederländische Protestanten, flüchtig vor den spanischen Henkern, zogen tief in's Reich, bis nach Hanau. Sie bildeten in manchen Reichsstädten, wie in Aachen, eine Geusenpartei, sie gründeten in Wesel jene glorreiche Gemeinde, welche die Mutter des freien niederrheinischen Kirchenlebens werden sollte und der tapferen Stadt das ehrenvolle Lob der Jesuiten erwarb: „Genf, Wesel und Rochelle seindt des Teufels andre Höll'." Holländer und Spanier sperren wetteifernd den Rheinstrom für die deutsche Schiffahrt; jahrelang nehmen die spanischen Regimenter auf dem Marsche von Belgien nach Groningen regelmäßig den Weg durch das Jülicher Land. Als Gebieter zieht Mendoza mit spanischem Kriegsvolk heerend und bekehrend mitten im Frieden bis nach Paderborn und Münster, und der westphälische Kreis erwehrt sich der fremden Gewaltthat durch winselnde Klagen über „diese hispanischen Ueberteufel." Ein verheißender Augenblick erscheint, als Kurfürst Gebhard Truchseß von Köln zum evangelischen Glauben übertritt und also den Protestanten die Aussicht eröffnet auf die Mehrheit im Kurfürstenrathe, auf die Erhebung eines Protestanten zur Kaiserwürde. Der Papst setzt den deutschen Fürsten ab, des Reiches ungefragt; von

ſpaniſchen und bairiſchen Söldnern vertrieben flieht der Unglückliche nach Holland, niederländiſches Kriegsvolk vertheidigt ihm ſeinen Gottesberg — und der Schwachſinn der deutſchen Lutheraner nimmt ſolche Verhöhnung des Reichsrechts thatlos hin, denn Kurfürſt Gebhard war Calviniſt! Als darauf der jülich-cleviſche Erbfolgekrieg ausbricht, werfen Holland und Spanien ſofort Garniſonen in die Feſten der ſtreitigen Lande, hauſen und herrſchen dort durch Jahrzehnte.

Was Wunder, daß die Kämpfer beider Parteien, die mit eingriffen in den Weltkrieg, mit grenzenloſer Verachtung ſprachen von einer Nation, die Solches ertrug. Die deutſchen Fürſten, ſpottet Alba, führen Adler, Löwen und Greife in ihren Wappen, aber den grimmen Thieren ſind die Klauen verſchnitten, ſie beißen nicht. Moritz von Oranien vergleicht uns mit den Fliegen, die ſich geduldig auf dem Tiſche todtſchlagen laſſen, und der tapfere Publiciſt der Hugenotten Hubert Languet meint achſelzuckend: Deutſchland bleibt nach ſeiner Gewohnheit der träge Zuſchauer unſerer Trauerſpiele. Eine Scham wie um ſelbſterlebte Schmach dringt uns noch heute zum Herzen, wenn wir die mächtige Rede leſen, die Marnix von St. Aldegonde, der Freund des Schweigers, im Mai 1578 vor dem Wormſer Reichstag hielt. Tua, tua res agitur, ruft der feurige Wallone dem zaudernden Deutſchland zu; er fragt, ob wir denn ſchlafen auf beiden Ohren, ob wir nicht ſehen, daß der Hiſpanier uns verachtet wie die Hunde, wie der Türke den Giaur — und daß am Niederrhein gekämpft wird um die Herrſchaft der Meere! — Wahrlich, nicht uns ſteht es an den großen Oranier zu verklagen. Er kämpfte für uns, indem er vom Reiche ſich löſte, er rettete eine herrliche Welt germaniſchen Lebens vor jenem bleiernen Schlummer, der auf dem hiſpaniſchen Italien laſtete, er ſchwächte die Macht der Habsburger alſo, daß ſie nicht mehr ſiegen konnte, als auch über unſer Vaterland allzu ſpät der Entſcheidungskampf hereinbrach.

Nur dieſer Niedergang der deutſchen Reformation erklärt den Ausgang der niederländiſchen Republik. Beidlebig nennen ſich die Niederländer bei Goethe, und der Ausdruck trifft zu in zweifachem Sinne. Denn zwiſchen Land und Waſſer lebt das Volk in dieſer wunderlichen

Welt, wo man die Aale mit dem Pfluge aus dem ſchlammigen Acker gräbt, wo die Städter, nach dem alten Witzwort des Erasmus, gleich den Krähen auf den Bäumen niſten: auf dem Roſt der Maſtbäume, die als Fußgeſtell der Häuſer in den bebenden Boden eingerammt werden. Auch die Geſittung und der Staat dieſer Trümmerſtücke des altlotharingiſchen Reiches ſchwankt die Jahrhunderte hindurch zwiſchen der germaniſchen und der romaniſchen Welt. Frankreich behauptet die Lehnshoheit über Artois und Flandern, Deutſchland das Herrſcherrecht in den nördlichen Niederlanden. An Frankreichs empfindlichſter Grenze, auf einem ſtrategiſch hochwichtigen Gebiete, das keiner der Nachbarſtaaten dem andern gönnt, erhält ſich das Sonderleben vielſprachiger Kleinſtaaten, ein Verbindungsglied zwiſchen deutſchem und wälſchem Weſen. Farbenreich und vielgeſtaltig gedeiht das Bürgerthum auf dieſer claſſiſchen Stelle mittelalterlicher Städtefreiheit. Schon im dreizehnten Jahrhundert ertrotzten ſich die Bürger der Hafenſtädte, die Poorters, von ihren Grafen und Herzögen Freibriefe, Keuren. Ein himmelhoher Thurm, der Belfried, prangt als das Wahrzeichen der ſtädtiſchen Freiheit, ſeine Glocken rufen die Genoſſenſchaften der angeſehenſten Bürger, die Broedſchappen, zum Bürgertage; ein Schulze, Schout, wahrt ſelbſtändig mit ſeinen Schöffen den Frieden der Stadt. Die Weltmärkte von Gent und Brügge gründen im Verein mit den kleineren Communen die vlämiſche Hanſa. Wie oft ſind die trotzigen Genter und Brüggelinge zuſammengeſtrömt auf ihren Freitagsmärkten, um hinauszuziehen — wohl 30,000 reiſige Bürger aus einer Stadt — mit der dullen Griete und anderem rieſigen Feldgeſchütz gegen den Edelmann oder den Landesherrn; dann verkündete das Läuten der Rolandsglocke „Victorie in Vlaanderland.“ Seit dem vierzehnten Jahrhundert berufen die Grafen und Herzöge die kleinen Herren ihres Landes — Prälaten, Ritterſchaften, Städte — zu Landtagen, Staatenverſammlungen. Die Staaten bewilligen Beden, rathen und thaten in allen Landesnöthen, nehmen oft für den abweſenden oder minderjährigen Grafen ſelber das Regiment in die Hand, wahren und mehren ihre Privilegien bei der blyde Inkomſte (joyeuse entrée) jedes neu einziehenden Fürſten. Dem Landesherrn bleibt in dieſer Epoche der beſcheidenen Staatsthätigkeit im Weſentlichen nur die Heerführung, eine vorſichtige Oberaufſicht und das Recht, die ſtädtiſchen Beamten aus den von den Stadträthen vorgelegten Liſten zu ernennen.

Ein unüberſehbares Gewirr von Kräften und Gegenkräften

wuchert auf unter dieſer handfeſten Selbſtverwaltung. Lange Zeit ſtehen die den feſtländiſchen Händeln zugewandten Oſtprovinzen fremd, faſt feindſelig neben dem ſeefahrenden Weſten, der durch regen Handelsverkehr — in der Zeit der Weberkönige, der beiden Artevelde, auch durch gemeinſame Politik — mit dem nahen England verbunden iſt. Noch greller tritt der Gegenſatz des wälſchen und des deutſchen Weſens, der Flandre gallicante und der Flandre flamingante hervor. Damals wie heute geht die Völkerſcheide mitten durch den Mauerring der Hauptſtadt von Brabant: in der Bergſtadt Brüſſel die geſuchte Zierlichkeit des franzöſiſchen Hofes, drunten im Thale der Senne die ſtolzen Gildenhäuſer des deutſchen Bürgers. Damals wie heute ſpendet Frankreich den ſtammverwandten Wallonen ſüße Schmeichelworte. Das germaniſche Volksthum aber entwickelt hier auf dem Außenpoſten des Reiches die Eigenart des niederdeutſchen Weſens mit einſeitiger Schroffheit, gleichwie in Portugal unter verwandten Verhältniſſen der iberiſche Volkscharakter ſeine ganze Härte entfaltete. Schwer und bedachtſam, mit geſammelter Willenskraft geht der Frieſe und Holländer ſeines Weges; unauslöſchlich gräbt ſich der Haß gegen den alten Stammesfeind in dieſe feſten langrächen Seelen ein: wat walſch is valſch is, ſla dood! Dabei ſteckt eine unverwüſtliche Luſt an geſpaßiger Schelmerei hinter der wortkargen Derbheit: Reineke Vos, das Lieblingskind niederdeutſchen Bürgerwitzes, kam in den Niederlanden zur Welt. Auch ein ſocialer Gegenſatz iſt früh erkennbar: in dem rohen, armen Norden gilt der Adel wenig, im Süden hauſt ein reicher, übermüthiger Herrenſtand.

Die Ueberkraft der kleinen Gemeinweſen tobt ſich aus in zahlloſen örtlichen Fehden. Die Holländer kämpfen wider die Frieſen, die Genter wider die Brüggelinge, die Rheinſtädte wider den monopolſüchtigen Stapelplatz Dordrecht; jahrzehntelang raufen ſich in Holland zwei große Parteien, die Hoecks und die Kabeljauws, in Friesland Schieringer und Vetkooper. Inmitten ſolcher wogenden Unruhe gedeiht ein kernhaftes Volk, geſtählt im Kampfe mit den Elementen. Ungeheure Deiche ſchirmen die Städte vor dem alten Feinde, dem Nordweſtwind, der „die großen Mannesſtränken“, die Sturmfluthen landeinwärts treibt. Schon im zwölften Jahrhundert wagen die Flanderer kühne Canalbauten, ſchon Dante's Hölle verherrlicht die mächtigen Dämme, die der Brüggeling weit in die See hinausführt. Die Lage des Landes an der Grenze zweier Meere zwingt den Seemann, erſt durch die ſeichte

Wattenſee der Küſte ſich den Weg zu bahnen, dann am Cap der grauen Naſe vorbei, die Felſenküſten des Canals entlang zu ſegeln; ſo wird er wetterfeſt, in jeder Art der Schiffahrt erprobt. Was er aus dem Weſten heimbringt, wandert auf einem uralten Handelswege nach dem Stapelplatze des deutſchen Niederrheins; das iſt ſo alt wie der Weg nach Köln, ſagt das Sprichwort. Der Gewerbfleiß, ſchon ſeit vorrömiſcher Zeit, ſeit den Tagen der wollwebenden Atrebaten und Moriner auf dieſem Boden heimiſch, erreicht in den letzten zwei Jahrhunderten des Mittelalters eine glänzende Blüthe, flandriſches Tuch geht durch alle Lande, und die Coutumes der großen niederländiſchen Plätze, noch heute eine wichtige Quelle für das Handelsrecht, erzählen, wie gewandt der niederrheiniſche Kaufherr alle Formen der Inhaberpapiere zu gebrauchen und zu mißbrauchen wußte. —

In dies Gewirr ſelbſtändiger Gemeinweſen ſchlägt endlich die Politik der Centraliſation hereln, ſeit die burgundiſchen Valois die Mehrzahl der niederländiſchen Herrſchaften unter ihrem Scepter vereinigen. Die „chevalereuſe Monarchie“ der Burgunder ſteuert gradeswegs dem Einheitsſtaate zu. Der Orden vom goldenen Vließ bindet den Adel feſter an den Thron — denn wer wollte nicht als chevalier de l'ordre ſein Wappenſchild in den Kirchen von Brüſſel und Brügge aufhängen? — und verleiht dem Herzogshute den reichen Glanz einer königlichen Krone. Um 1437 beruft der Herzog die Staaten ſeiner Lande zu einem Vereinigten Landtag; dieſe Generalſtaaten bewilligen die Beden für das geſammte Gebiet, vertheilen den Betrag auf die einzelnen Provinzen; ſie werden häufiger, zuletzt faſt alljährlich verſammelt, da die Noth der Kriege zu wiederholten Steuerforderungen zwingt. Sehr langſam jedoch wachſen die kleinen Fürſtenthümer zu einem Staate zuſammen. Der Landesherr iſt kraft beſonderer Rechtstitel Herzog von Brabant, Markgraf von Antwerpen, Graf von Holland und Zeeland; er darf keine Ausländer als Beamte anſtellen, d. h. keinen Holländer in Brabant, keinen Wallonen in Zeeland. Für das Geſammtgebiet kennt das Staatsrecht nicht einmal einen Namen, die Plakate reden unbeſtimmt von den Landen van herwaerts over, den pays de par-deçà. Auch die Generalſtaaten gleichen mehr einem Congreß von Geſandten ſelbſtändiger Mächte als dem Reichstag einer Monarchie. Einzelne Provinzen bleiben nach Belieben daheim, jede Provinz ſtimmt als ein Ganzes mit Einer Stimme, die Minderheit der Landſchaften pflegt nach langen Verhandlungen freiwillig der Meinung (het gevoelen)

der Mehrheit ſich anzuſchließen, auf daß der Friede nicht geſtört, die Souveränität der Provinzen nicht geſchmälert werde.

Der Schwerpunkt der burgundiſchen Macht ruhte durchaus in den Südprovinzen. Hier lag Löwen, die ruhmreiche Hochſchule; hier malten die Gebrüder van Eyck die Anbetung des Lammes; hier erſtanden, reicher als die Kirchen, die prächtigen Stadthäuſer, um deren Fenſter der üppige Flamboyantſtyl ſeine phantaſtiſchen Ranken ſchlingt. Von dem prahleriſchen Glanze des Brüſſeler Hofes erzählen noch unſeren Tagen die Grabmäler Karl's des Kühnen und ſeiner ſchönen Tochter; unter den leichtfertigen Weltkindern des burgundiſchen Hofadels entſtand der Decamerone der Franzoſen, die geiſtreich frivole Sammlung der cent nouvelles. Die Generalſtaaten tagten zumeiſt in Mecheln oder Brüſſel, Brabant führte den Vorſitz und zahlte ein Viertel der Geſammtſteuern, während Holland nur $^1/_{12}$, Zeeland $^1/_{48}$ beitrug. Das Brabanter Land regierte der Landesherr unmittelbar; an der Spitze der anderen Provinzen ſtanden Statthalter, einflußreiche Große, welche das Heer der Provinz führten, das Anſehen des Landesherrn wahrten und zugleich die Anliegen der Provinz bei ihm vertheidigten, den kleinen Mann in den Städten nach monarchiſcher Pflicht gegen die Willkür der Patricier, die in den Provinzialſtaaten nicht vertretenen kleinen Städte gegen die herriſchen großen Communen beſchützten.

Die Habsburger erbten die Macht und die Einheitspolitik der Valois. Keizer Karel de Vyfde iſt noch heute der Abgott jedes rechten Brüſſelers; denn trefflich wußte der große Staatsmann „dieſe harten flandriſchen Köpfe" zu leiten. Er brachte Geldern, Friesland, Groningen, Overyſſel zu den burgundiſchen Landen hinzu und vollendete alſo das Reich „der ſiebenzehn Provinzen." Ein Genter Kind, franzöſiſch erzogen, ward er in den Tagen ſeiner Größe durchaus zum Caſtilianer und verſtand dennoch die räthſelhafte Kunſt, in unnahbarer Höhe wie ein Halbgott über ſeinem Weltreiche zu ſtehen, keinem der Völker, die er beherrſchte, kurzweg als ein Fremder zu erſcheinen. Den Flanderern war und blieb er der Landsmann, ſie ſonnten ſich an dem Glanze ſeiner Macht; ihre Schiffe ſegelten frei in die hundert Häfen des Kaiſers. Antwerpen wurde raſch der erſte Handelsplatz von Nordeuropa, holte aus Liſſabon und Sevilla die köſtlichen Waaren beider Indien, raubte den Venetianern die Vorhand für den orientaliſchen Handel. Die großen Geldmächte der Epoche, die Fugger und die Welſer, ſchlugen ihre Contore an der Schelde auf, und wie herrlich in

dieſer Welt des Reichthums die neue Kunſt der Italiener gedieh, das bezeugt uns noch jener edle Renaiſſancebau, das Rathhaus von Antwerpen, oder da und dort in entlegener Gaſſe ein alter Kaufherrnpalaſt, der die Schrecken der ſpaniſchen Furie überdauert hat. Eine ſchöpferiſche Verwaltungspolitik darf Niemand erwarten von dieſem Kaiſer, der über die halbe Erde gebot und dennoch in ungezähmter Herrſchergier das plus ultra! auf ſein Banner ſchrieb. Er lebte in den weltumfaſſenden Plänen ſeiner auswärtigen Politik; die Frage, was er zu thun habe für die Wohlfahrt ſeiner Völker, iſt niemals vor ſeinem Geiſte aufgetaucht. Immerhin hat er in ſeinem Geburtslande mit berechnender Klugheit geſchaltet. Er demüthigte das unruhige Gent, erbaute dort und in Utrecht eine Citadelle, um die trotzigen Bürger zu bändigen; er beſtimmte, daß fortan keine Stadt ihren Bürgern eine Acciſe auflegen dürfe ohne die Genehmigung des Kaiſers. Jenes anſpruchsvolle „große Privilegium“, das ſich die Staaten von Holland einſt von der burgundiſchen Maria ertrotzt, ward nicht erneuert. Dennoch verfiel der Kaiſer keineswegs einem nivellirenden Despotismus, er ſuchte die Staatseinheit der ſiebzehn Provinzen zu erreichen auf dem ſicherſten Wege: durch die Verſtärkung der Macht der Generalſtaaten. Karl berief die Generalſtaaten häufig, um die hohen Steuern durchzuſetzen, und legte ihnen ſogar ſeine Friedensſchlüſſe vor, desgleichen zahlreiche allgemeine Geſetze, die der erweiterte Kreis der modernen Staatswirkſamkeit verlangte — ſo das treffliche Plakat über das Bettlerweſen.

Ein Landvogt, den Statthaltern der einzelnen Provinzen vorgeſetzt, vertrat den Kaiſer, und Karl ehrte ſeine Heimath, indem er zwei bedeutende Frauen aus königlichem Blute nach einander mit der Oberſtatthalterwürde betraute. Neben dem Landvogt ſtand ein berathender Staatsrath, gebildet aus den Großen des Landes, die nebenbei durch Geſandtſchaften und andere koſtſpielige Staatswürden beſchäftigt und in Schulden geſtürzt wurden. Die Kraft der Centralgewalt lag in zwei mit abhängigen Beamten beſetzten Verwaltungscollegien, dem Finanzrath und dem Geheimen Rath. Der Hof von Mecheln bildete die höchſte Inſtanz für die Gerichte der Lande; in derſelben Stadt ſaß die Rechenkammer für die Niederlande. Ein Feldherr, bekleidet mit dem ſpaniſchen Titel Generalcapitain, befehligte die Heere der Provinzen, ein Admiral die Flotte; da Holland ſich weigerte ſeinem Statthalter die Führung der holländiſchen Flotte zu entziehen, ſo befahl Karl ein-

lenkend, der Statthalter von Holland ſolle ſtets der Admiral der Niederlande ſein. Der Kaiſer befreite Flandern und Artois von der Lehenshoheit der franzöſiſchen Krone, er riß die Provinzen des Nordoſtens aus dem Verbande des weſtphäliſchen Kreiſes und erhob durch den Augsburger Vertrag (1548) die ſiebzehn Provinzen zu einer ſtaatsrechtlichen Einheit: ſie bildeten fortan den burgundiſchen Kreis, genoſſen den Schutz des Reiches, aber nahmen nur durch die Zahlung von Reichskriegsſteuern an dem deutſchen Staatsleben Antheil. Ein Jahr darauf beſtimmte die pragmatiſche Sanction, daß dieſe Länder immer von Einem Fürſten beſeſſen und in Einer Maſſe gehalten werden ſollten. Da der unfruchtbaren Staatskunſt der Habsburger in zwei Jahrhunderten nicht gelang, Catalanen und Caſtilianer zu einer Nation zu verſchmelzen, ſo durfte vollends hier in dem Lande der nationalen Gegenſätze die Einheitspolitik des Kaiſers nicht auf augenblickliche Erfolge zählen: zweimal ſchlug Karl den Provinzen vor, eine Union unter ſich zu bilden, und zweimal widerſprachen die niederdeutſchen Landſchaften, die dem wälſchen Hofe nicht trauten. Doch verfolgte man die karoliniſche Politik der Umſicht und der Schonung weiter, ſo blieb wohl möglich, daß auf dieſem Boden ein ſtarkes Mittelreich entſtand, das den Franzoſen die altburgundiſchen Provinzen, den Deutſchen die jülich-cleviſchen Landſchaften — zwei alte Ziele der ſpaniſchen Ländergier — entreißen konnte: ein Staat, der freilich dem habsburgiſchen Weltreiche zuletzt ſelber gefährlich werden mußte.

Nur Ein ernſtes Leiden bedrückte die glücklichen Lande: die Religionsverfolgung. Schon an der Gedankenarbeit der Vorreformation hatten die Schule von Deventer und die ernſten niederdeutſchen Denker Weſſel, Agricola, Groote rührig Antheil genommen; dann trugen der Handelsverkehr und die deutſchen Feldprediger der kaiſerlichen Regimenter früh die neue Lehre in das Rheindelta. Der Kaiſer aber führte das Wormſer Edict, das in Deutſchland unmöglich blieb, in ſeinen Erblanden mit erbarmungsloſer Strenge aus. In Belgien fielen die erſten Blutzeugen des evangeliſchen Glaubens (1523), und wie in genialer Ahnung der großen Zukunft der Niederlande ſang Luther auf die Kunde von dem Flammentode der tapferen Antwerpener Auguſtinermönche das herrliche ſiegesfrohe Lied: „Der ſommer iſt hart für der tür, der winter iſt vergangen, die zarten blümlin gen herfür; der das hat angefangen, der wird es wohl vollenden.“ Ein grauſames

Ketzerplakat folgte dem anderen, Tausende von Protestanten ließ der Kaiser hinrichten, sein Regiment ebnete hier wie in Spanien den Weg für Philipp II. Doch von Gewissensfreiheit stand nichts in den Freiheitsbriefen der Provinzen; noch war die Theilnahme, welche die neue Lehre im Lande fand, weder tief noch allgemein. Die Verfolgten zählten zumeist zu den leidsamen Lutheranern oder zu jenen wiedertäuferischen Schwarmgeistern, welche den besitzenden Klassen unheimlich blieben; die Masse des Volkes, versenkt in Arbeit und Genuß, ertrug den kirchlichen Druck ohne nachhaltigen Widerstand. Und zeigte sich ja in einigen Provinzen, wie in Holland und Zeeland, eine drohende religiöse Erregung, so wich der Kaiser staatsklug einen Schritt zurück, befahl seinen Inquisitoren dem heißen Boden fern zu bleiben. —

Man verkennt den Charakter Philipp's II., wenn man ihm zutraut, er sei in vermessener Willkür darauf ausgegangen, das öffentliche Recht der Niederlande umzustoßen; er wollte — was selbst die berühmte Beschwerdeschrift des unzufriedenen Adels zugesteht — lediglich das Werk des Vaters, die Politik der Staats- und Glaubenseinheit, weiterführen. Woher aber die furchtbare Erregung, die sich rasch des Landes bemächtigte? Den wichtigsten Grund nennen die Edelleute selber in jenem Requeſt: la différence de l'un temps à l'autre. Die alte Politik war unmöglich in einer neuen Zeit. Der Protestantismus fand jetzt erst den rechten Weg zu den Herzen des niederländischen Volkes, seit hugenottische Prediger die strenge Lehre Calvin's verkündigten. Nun klangen Marot's Lieder, nun hieß es hart und unerbittlich: tailler ne te feras image de quelque chose que ce soit! Schauet sie an, die Bilder der Helden des Calvinismus in der Genfer Bibliothek, der Ruhmeshalle der reformirten Kirche. Männer aus allerlei Volk und doch den Söhnen Eines Stammes gleichend: ein fürchterlicher Ernst spricht aus den markigen Zügen, alle Kräfte der Seele erscheinen beherrscht, aufgezehrt von der einen köstlichsten, dem Willen. Solche Menschen erzog die finstere Lehre von der Gnadenwahl und der Unfreiheit des Willens. Während also die streitbarste Secte der Protestanten am Niederrhein sich verbreitete, bestand in Deutschland bereits die bedingte Glaubensfreiheit des Religionsfriedens; die Frage ward laut, warum nicht auch den Staaten der siebzehn Provinzen wie den Fürsten des Reichs die Autonomie in Kirchensachen zustehen solle? Der König aber war Castilianer; sein Spanien galt ihm als „die heilige Monarchie", berufen das Schifflein Petri durch die Sturmfluth der Ketzerei hindurch-

zusteuern. Für andere politische Gedanken war kein Raum in dem engen Kopfe des düsteren Mönches. Abweisend, mit dem steifen Dünkel seiner Nation stand er jedem fremden Volksthum gegenüber. Er ahnte nichts, gar nichts von den großen Dingen, die in den Niederlanden sich vorbereiteten, er verließ die Provinzen in dem Augenblicke, da die Stimmung dort bedrohlich ward, und beleidigte noch zum Abschied den Gefährlichsten vom Adel, den Oranier.

In der Hand dieses Königs erschien die burgundische Einheitspolitik, die selbst unter Kaiser Karl den Sondergeist der Provinzen noch nicht gebändigt hatte, schlechthin als Despotismus, als Fremdherrschaft. Auch wohlthätige Werke der monarchischen Centralisation erregten Verdacht und Unwillen. Alba's Criminalordnung, heute von den Kennern als ein Meisterwerk gepriesen, galt als ein Eingriff in die Rechte der Provinzen; und als der Hof von Mecheln die Keuren der Communen einforderte, um das Gemeinderecht des Landes zu codificiren — wer mochte da trauen? wer fürchtete nicht, daß beim Einschreiben die Kernsätze der Freiheitsbriefe verloren gehen würden? Durch die Errichtung von 14 neuen Bisthümern dachte die Krone zugleich, getreu dem Geiste der burgundischen Fürsten, die Provinzen zu befreien von auswärtigen Gewalten, von dem Einfluß der Erzbischöfe von Köln und Rheims; doch das aufgescheuchte Mißtrauen des Landes bemerkte nur den Versuch die Geister zu knechten. Der König wollte weder, wie sein kluger Vater gethan, auf die Generalstaaten sich stützen, noch, wie der Oranier anfangs vorschlug, den Staatsrath zur leitenden Behörde erheben und also den hohen Adel für die Monarchie gewinnen: — das hieße die Krone in ein Dogenamt verwandeln! Er stieß die populären wie die aristokratischen Kräfte zur Seite und herrschte durch persönliche Vertraute, zuerst durch den übermüthigen Granvella und dessen Creaturen, dann durch den blutigen Landvogt Alba. Den Privilegien zuwider lag fremdes Kriegsvolk im Lande — Spanier, Saracenen und andere Heiden, wie man in Holland klagte — Ausländer traten in hohe Aemter. Die Masse murrte und darbte; schwere Hungerjahre, die Sturmvögel aller Revolutionen, stellten auch hier sich ein. Während der Kaiser in bedenklichen Tagen den Eifer seiner Glaubensrichter vorsichtig gezügelt hatte, wurden jetzt in einer neuen Zeit die grausamen Ketzerplakate mit unbeugsamer Härte vollstreckt, die Beschlüsse des Tridentiner Concils, die selbst das katholische Frankreich nicht anerkennen wollte, als Staatsgesetze verkündigt. Die Inquisition, die schon

unter dem Kaiſer in einzelnen Provinzen beſtanden, errichtete jetzt ihre Tribunale in jeder Biſchofsſtadt — und was mußte ſie unter dieſem Spanier bedeuten? War denn nicht weltbekannt, daß ſie in Madrid weit mehr der Krone als der Kirche diente, daß ſie der Vollgewalt des abſoluten Königthums die wirkſamſte Waffe war?

So ward das Thor geöffnet für die wirrenreichſte der Revolutionen, die mit einer Verſchwörung des wälſchen katholiſchen Adels begann und mit dem Triumphe des deutſchen proteſtantiſchen Bürgerthums endigte. Die Erhebung trug von Haus aus einen conſervativen, nationalen Charakter. Man vertheidigte das heimiſche Recht gegen unheimiſche Gewalt, das hiſtoriſche Sonderleben der Provinzen gegen die monarchiſche Centraliſation; und wenn man mit großen Worten von Freiheit ſprach, ſo dachte man dabei vorerſt nichts Anderes als was der deutſche Buchhändler meinte, wenn er auf ſeine privilegirten Druckwerke ſchrieb: „mit kaiſerlicher Majeſtät allergnädigſter Freiheit“. Aber mit dieſen conſervativen Gedanken verband ſich das revolutionäre Verlangen: Schutz für den Calvinismus! Und in dem gereinigten Glauben lag ſchon der Keim einer neuen menſchlicheren Staatslehre. Gott hat einen Bund geſchloſſen mit ſeinem gläubigen Volke; das Volk unterwirft ſich dem Fürſten, ſolange er ſelber dieſem Bunde, dem Geſetze, treu bleibt: — mit ſolchen Sätzen begründeten die politiſchen Denker der Hugenotten das Recht des Widerſtandes, unter allen am kühnſten der Freund des Oraniers, Hubert Languet. Widerſtrebend griffen auch die Niederländer endlich zu dieſem natürlichen Rechte, dieſer wet der naturen, als zu einem Nothbehelf empor — doch ohne die letzten Folgerungen zu ziehen. Für den Gedanken der Volksſouveränität war kein Raum in dem ſtreng ariſtokratiſchen Staatsbau, und die ganz praktiſche, ganz auf das Nächſte gerichtete Bewegung vermied vorſichtig ein gleiches Recht für alle Völker zu verkünden. So ſteht die Erhebung der Niederlande, das Kind einer Uebergangsepoche, mitteninne zwiſchen den ſtändiſchen Kämpfen des Mittelalters, die eine Frage des poſitiven Rechts durch einen bewaffneten Civilproceß entſcheiden, und den modernen Revolutionen, die ein angeborenes Recht der Völker behaupten und durch eine weltbürgerliche Propaganda zu verbreiten ſuchen.

Gräßliches war ſchon geſchehen, als der Adel ſeine Beſchwerdeſchrift an die Krone richtete. Die Glaubensrichter verzweifelten ſchier an dem verſtockten Volke, man warf die Ketzer geknebelt auf den Scheiter-

haufen, damit ſie nicht durch Pſalmenſang und gläubige Predigt die Gaffer aufregten; ſelbſt Kinder ſprangen gottbegeiſtert in die Flammen: „wollt ihr mit in das neue Jeruſalem?“ Trotzdem blieb noch im Frühjahr 1566 die Verſöhnung möglich. Es war der Fanatismus der Proteſtanten ſelber, der den Streit zum Aeußerſten trieb. Erſt als die Tauſende auf freiem Felde den glühenden Worten der Reiſeprediger horchten und dann in jenen ſechs ſchrecklichen Sommertagen der Wahnſinn des Bilderſturmes durch die Städte raſte — da erſt ward der Friede undenkbar. Dem Proteſtanten ziemt nicht dieſe Thatſache zu bemänteln, noch zu leugnen, daß auch ſpäter noch unwürdige Demagogen, die Imbize und Ryhove, ihr Weſen trieben unter den Evangeliſchen. Der Denker erkennt gerade in ſolchen Gräueln das Walten der hiſtoriſchen Nothwendigkeit. Eine große Idee ſetzt ſich nicht durch im Völkerleben, wenn ſie nicht auch die Mächte der Sünde, der rohen Leidenſchaft für ſich aufzubieten vermag. Ohne jene wüthenden Rotten, die in Antwerpen und Gent ihre Stiefeln ſchmierten mit Chrisam geweihten Oele und den Leichnam des Herrn mit Füßen traten, wäre der Proteſtantismus am Niederrhein doch nicht gerettet worden, obſchon dies Toben alle edlen Calviniſten empörte und für den Augenblick der proteſtantiſchen Sache unzweifelhaft ſchadete. Nur ein Glaubenseifer, der in unreinen Seelen zur Wuth entartete, war ſtark genug der Inquiſition zu widerſtehen.

Nun erſt kam Alba als der Rächer; ſein ſinn- und zweckloſes Wüthen zertrat die Blüthe des Landes. In Schaaren ſtrömten die Auswanderer, an die hunderttauſend, aus dem gaſtfreundlichen Handelsſtaate, der von Alters her gewohnt war die Arbeitskräfte aller Länder bei ſich aufzunehmen. Unvergeßlich bleibt das Bild des blutigen Duc dem Volke von Holland; wilde Volkslieder ſchwören ihm Rache: „De uns dit beſſt geſungen, Duc's galgen is entſprungen!“ Zugleich treten die letzten Forderungen des centraliſirenden Abſolutismus klar hervor. Der Rath der Unruhen, nach dem Muſter der engliſchen Sternkammer gebildet, entzieht die Niederländer ihren geſetzlichen Richtern; und der Landvogt behält ſich ſelber die Entſcheidung vor über ſolche Verbrechen, die nicht bewieſen werden können. Im Jahre 1569 ſtellt Alba den Staaten das Anſinnen, daß ſie drei permanente Steuern von unberechenbarem Ertrage bewilligen — das will ſagen: auf ihr Steuerbewilligungsrecht verzichten ſollen. Und welche Steuern! Den zehnten Pfennig von jedem Waarenverkaufe, jene ſelbe Alcavala, die in Spanien

den Handel vernichten half und der frühreifen praktischen volkswirthschaftlichen Bildung der Niederländer augenblicklich als eine Ungeheuerlichkeit erschien.

Es war ein europäischer Krieg; im festen Bunde standen die Protestanten Frankreichs und der Niederlande zusammen — denn wir sind allzumal, so ruft ein Hugenott, die Proscribirten des römischen Stuhls. Der Schlag der Bartholomäusnacht ward am Niederrhein so schmerzlich empfunden wie an der Seine. Schauen wir schärfer in dies Gewirr, so erkennen wir leicht, daß von vorn herein das überwiegend katholische, von dem Clerus und dem Adel beherrschte Wallonenland andere Wege ging als der protestantische, bürgerliche, germanische Norden. Den beiden Stämmen war im Grunde nichts gemein als der Haß gegen die Spanier, so gestand später Grotius, und ohne die Blutthaten Alba's, die abermals den gemeinsamen Haß erweckten, wäre die Trennung vermuthlich noch früher erfolgt. Wieder einmal trat jener räthselhafte Gegensatz von Süd und Nord hervor, der unter den mannichfachsten Formen überall gilt, in Nordamerika wie in Deutschland und Italien, und in den Niederlanden schon zur Römerzeit bei dem Aufstande des Claudius Civilis sich offenbart hatte. Der Süden leicht entflammt, rasch auf dem Platze und rasch entmuthigt, der Norden langsam erwachend, doch ausharrend bis zum Ende. Im Süden Egmont, der glänzende, liebenswürdige und doch leere Mensch, im Norden der Oranier, saevis tranquillus in undis.

Ernst, Nachdruck, Ordnung kam dem haltlosen Aufstande erst mit dem Jahre 1572, seit die streng protestantischen Provinzen Holland und Zeeland mit gesammelter Kraft in die Reihen der Rebellen traten. Zu derselben Zeit, da die Edelleute in Brüssel den phantastischen Geusenbund stifteten, hatte in Antwerpen eine andere Versammlung, der „Verbond der Consistorien" getagt — minder glänzend, minder beachtet von der Nachwelt, doch weit folgenreicher als jene Adelsverschwörung. Hier zuerst versuchte man eine protestantische Landeskirche zu gründen; seitdem drängten sich in rascher Folge die Kirchentage der Calvinisten, bald in holländischen Communen, bald in befreundeten deutschen Städten, in Emden oder Wesel. Durch die rührige Arbeit der Theologen wurde die ungeheure Mehrheit des Volkes von Holland und Zeeland gänzlich dem Protestantismus gewonnen. Die beiden Provinzen stifteten einen engeren Bund; die „nadere Unie" verbot jeden katholischen Gottesdienst in ihrem Gebiete, und — diese partikula-

riſtiſche Unduldſamkeit von Holland und Zeeland ſollte den toleranteſten Staat der Welt gründen! Hier ſtand die Wiege der niederländiſchen Freiheit. Hier allein trat dem unbeugſamen Willen des Königs eine gleich unerbittliche Kraft gegenüber, hier allein erklang auf das Wort des Despoten: „lieber keine Unterthanen als ketzeriſche“ die rechte Antwort: „lieber verdorbenes als verlorenes Land“. Und mit dem ſicheren Inſtinkt der Verzweiflung findet man hier auch ſogleich die rechte Waffe für den ungleichen Kampf: das ſeekundige Nordniederland ſpielt, auf Coligny's Rath, den Krieg auf das Meer hinüber. Die Waſſergeuſen — zumeiſt Seeleute aus Holland und Zeeland — lauern hinter den Inſeln der Rheinmündungen den ſpaniſchen Orlogsſchiffen auf, die Flotte erringt den erſten großen Erfolg des Krieges durch die Eroberung von Briel. Seit dieſe calviniſchen Lande ſo bedeutſam hervortraten, verſchob ſich gänzlich der Schwerpunkt des Streites: die Religionsfrage, bisher eine unter vielen, ward zur entſcheidenden Frage. In allem Anderen konnte König Philipp nachgeben, wie er denn wirklich ſpäter den zurückgewonnenen Provinzen größere Rechte gewährt hat, als ſie je vorher beſeſſen; nur von dem Grundſatz, der die weite Welt beherrſchte: une foi, une loi, un roi — konnte der katholiſche König nicht weichen. Es iſt der Ruhm des Oraniers, daß er dieſen entſcheidenden Punkt erkannt und darum jeden noch ſo lockenden Friedensverſuch der Spanier durchkreuzt hat.

Fünf Jahre hindurch, bis 1576, trugen Holland und Zeeland die Laſt des Widerſtandes faſt allein. Welch ein Auftritt in der Kirche von Leyden, als die „ſchwarze Hungersnoth“ vier Monate lang in der Dulderſtadt des Calvinismus, der Magdeburg der Niederlande, gewüthet hatte, und nun endlich die Fluth, einbrechend durch die zerſtochenen Deiche, die Schiffe der Waſſergeuſen herbeiführte: da ſtrömten in den Dom die hohlwangigen Geſtalten der Belagerten und die verwegenen Geſellen von der Flotte — „lieber türkiſch als päpſtiſch“ ſtand auf ihren Hüten geſchrieben — und das Siegeslied der Proteſtanten brauſte durch die Hallen, bis plötzlich der Geſang verſtummte und die harten Menſchen, überwältigt von der Gnade Gottes, in lautes Weinen ausbrachen. Derſelbe Todesmuth lebte in den tapferen Bürgern von Naarden und den handfeſten Weibern von Haarlem. Die kühnſten Proteſtanten aus dem Süden eilten hinüber in das Heer des Nordens: Treslong und La Mark und der Beſte der Wallonen, Marnix von St. Aldegonde, der Dichter des Liedes Wilhelmus von Naſſauwen.

Unmenſchliche Wuth entflammt beide Parteien: noch heute verehrt der belgiſche Katholik ſeine Märtyrer von Gorkum, die der holländiſche Ketzer unter Qualen mordete. Wie Trommelwirbel und Trompetengeſchmetter klingen die Geuſenlieder:

Slaet op den tromele van dirre dom does,
vive le geus! is nu de loes.

Selbſt auf den Schaubühnen der Meiſterſänger der Rederykerkammern poltert der kampfluſtige Glaubenseifer. Der Handwerker ſpielt jetzt neben der alten moraliſchen Allegorie und dem amoureus liedje auch politiſche Tendenzſtücke: Katharina von Medici tritt auf, eine Schlange in der Hand, „der blutgierige Rath“ Kardinal Guiſe ſchürt das Feuer mit einem mächtigen Blaſebalg, zuletzt erſcheint die „Strafe Gottes“ und fegt mit Ruthenſtreichen die Frevler aus einander. — So ward durch namenloſe Leiden und wunderbare Siege der Grund gelegt für ein neues Volksthum. Das ſtolze Selbſtgefühl einer jungen Nation redet ſchon aus dem Vertrage von 1576, wodurch die Union zwiſchen Holland und Zeeland abermals befeſtigt wurde: die Staaten rühmen ſich, daß ſie den Krieg geführt „ohne einige Hilfe von fremden Herren oder Potentaten, zur großen Verwunderung und zum ewigen Lob und Ruhm vor aller Welt.“

Dem raſch erſtarkenden nordniederländiſchen Volksthum ſtand eine unſchätzbare politiſche Macht zur Seite: das Haus Oranien — dies Maccabäergeſchlecht des Calvinismus, das in vier Generationen bis zum Ausſterben des Hauptſtammes keinen Sohn erzeugt hat, der nicht ein Held war und ein Proteſtant. Nur ein einziger ging ruhmlos zu Grabe: jener unglückliche älteſte Sohn Wilhelm's des Schweigſamen, den König Philipp nach Spanien entführen und dort ſittlich morden ließ. Selbſt in den Baſtarden der Oranier, den Naſſau-Ouwekerk, lebt das Talent, die Heldenkraft des großen Geſchlechtes. Wer kann ohne Rührung in Amſterdam das alte Bild betrachten, das die vier Brüder Wilhelm's „des Alten“ darſtellt? Breit und behäbig erſcheint Johann, der bedachtſame Diplomat der werdenden Republik, der kernhafte Mann, der mit ſeinem geſunden Verſtande alsbald das Weſen proteſtantiſcher Freiheit durchſchaute, Bücher und Volksſchulen als die wirkſamſte Waffe wider das Papſtthum empfahl; daneben die drei jüngſten, waidliche Helden, die aus braunen Augen freudig in die Welt ſchauen. Schon im Anfange des Krieges fiel Graf Adolf bei Heiligerlee, und ſeine Grabſchrift beklagt nur das Eine, daß er dahinging von einem

unbekannten Krieger erſchlagen, und kein herrlicher Feind unſterblichen Ruhm davonträgt von ſeinem Tode. Dann fanden Ludwig und Heinrich auf der Mookerheide den Heldentod; trauernd ſaß die alte Mutter Juliane Stolberg daheim auf der Dillenburg und betete für ihren älteſten und größten Sohn, den dereinſt auch die Kugel des jeſuitiſchen Mörders treffen ſollte.

Nach den Irrgängen einer keineswegs fleckenloſen Jugend war Wilhelm jetzt zum Manne gereift, ſeit 1573 zum Calvinismus übergetreten, der geborene Herrſcher, der Einzige, der obenauf blieb in dieſer brandenden Bewegung, während alle anderen Kämpfer, die Alba, Anjou, Matthias von Oeſterreich, nur wie Schattengeſtalten auftauchten und wieder verſanken. Er war Statthalter von Holland kraft königlicher Ernennung; dann übertrugen ihm die beiden vereinigten Provinzen den Oberbefehl und die Ausübung der Grafenrechte für die Zeit des Krieges — eine militäriſche Dictatur, deren beſcheidene Befugniſſe mehrmals geändert und beſchränkt wurden und nur in der Hand eines großen Mannes etwas bedeuteten. Sogleich ward der feſte Bund zwiſchen der Demokratie und der oraniſchen Tyrannis geſchloſſen, der die Geſchichte der Niederlande beſtimmen ſollte. Was Wilhelm in ſeiner Apologie verſprach: je serai toute ma vie populaire — das hat er gehalten in zwiefachem Sinne: er vertheidigte die Landesfreiheit gegen die Spanier und er beſchützte, nach der alten Ueberlieferung des Statthalteramtes, die niederen Klaſſen gegen die Herrſchſucht der Stadträthe. Er ſetzte durch, daß auch die kleinen Städte in der Staatenverſammlung vertreten wurden; er wollte jeden neuen Bundesvertrag den Handwerksgilden und den Schutterеen, den tapferen Schützenbünden der Bürger, zur Genehmigung vorlegen; er forderte kräftiges Einſchreiten der Staaten gegen jede Stadt, welche der Union Geld oder Truppen weigerte. Die Maſſe, immerdar empfänglich für den Anblick echter Heldengröße, hing mit unwandelbarer Treue an dem oraniſchen Hauſe. Aber ſchon jetzt ließ ſich erkennen, daß der Kampf zwiſchen der demokratiſchen Tyrannis und dem ariſtokratiſchen Particularismus immerdar ein unentſchiedenes Ringen bleiben werde. Der Oranier vermochte nicht zu hindern, daß die ſtädtiſchen Patricier, die Unruhe der Zeit benutzend, den Einfluß der Bürgerſchaften und des flachen Landes zurückdrängten, und niemals gelang ihm, alle dieſe ſelbſtherrlichen Stadträthe unter einen Hut zu bringen. Amſterdam vornehmlich blieb durch lange Jahre auf ſpaniſcher Seite.

Noch immer kämpften Holland und Zeeland „im wahren Dienſte Sr. Majeſtät als Grafen von Holland", der Wahlſpruch des Oraniers hieß noch: pro lege, rege, grege. Als die Staaten die Hoheſchule in Leyden gründeten zur Belohnung für den Heldenmuth der Bürger, da wurde die Stiftungsurkunde ausgefertigt — im Namen des katholiſchen Königs. Von ſolchen wunderlichen juriſtiſchen Fictionen abzugehen war vorderhand unmöglich, weil die Zukunft der Lande noch in tiefem Dunkel lag. Unzweifelhaft hielt ſich der Oranier zwei Wege offen. Er überſah die religiöſen Händel mit dem Blicke des Staatsmannes, er hoffte auf eine Zeit wahrhafter Duldung, auf das Nebeneinanderleben zweier Bekenntniſſe in einem Staate: — erhabene Gedanken, die einen Marnix, einen Beza begeiſtern mochten, doch der Maſſe der Zeitgenoſſen unverſtändlich blieben. Darum gab Wilhelm den Plan nicht auf, allen ſiebzehn Provinzen die Unabhängigkeit zu erobern. Doch zugleich wollte er die engere Union der beiden ſtreng proteſtantiſchen Provinzen bewahren als ein letztes Bollwerk gegen die Spanier. Wider Erwarten brachte das Jahr 1576 noch einmal eine Erhebung des geſammten Gebietes; die Söldlinge des Königs meuterten, die ſpaniſche Furie brauſte über das Land, alle Provinzen griffen zu den Waffen, um ſich der Wüthenden zu erwehren. Meiſterhaft verſtand der Oranier die neu aufflackernde Erregung zu benutzen. Die Generalſtaaten traten zuſammen unter ſeiner Leitung, ſie bildeten ein Heer und eine Kaſſe; der Genter Friede und zwei zu Brüſſel abgeſchloſſene Unionsverträge vereinigten für einen Augenblick den Süden und den Norden, verſprachen Schutz und Duldung für beide Bekenntniſſe. Aber Holland und Zeeland hielten ihren Bund im Bunde aufrecht, weigerten ſich einen anderen Glauben neben ihrer calviniſchen Landeskirche zu dulden. Und ſofort ward offenbar, daß auf die katholiſchen Wallonen kein Verlaß ſei; der Clerus und der Adel des Südens, von je her dem Oranier verfeindet, drängten zum Abfall. Am 6. Januar 1579 ſchloſſen die walloniſchen Provinzen den Sonderbund von Artrecht, bald darauf unterwarfen ſie ſich wieder gänzlich der ſpaniſchen Krone.

Während dieſer Abfall der Wallonen ſich vorbereitete, mußten Holland und Zeeland auf ihre Sicherheit bedacht ſein. Eliſabeth von England hatte längſt ihren Glaubensgenoſſen gerathen, nur ein Bund des geſammten Nordniederlands könne ſie ſchützen. Gelderland beherrſchte die Vormauer des Nordens, die vier großen Ströme. Auch die anderen Provinzen nördlich des Rheins, erſt durch Karl V. erwor-

ben und der habsburgiſchen Herrſchaft noch nicht gewohnt, ließen ſich leicht für einen durchgreifenden Entſchluß gewinnen. Der alte Haß des Nordens gegen das wälſche Weſen trat wieder drohend hervor; in den Staaten von Utrecht und Geldern forderte man laut, daß die Generalſtaaten nur in niederdeutſcher Sprache verhandeln ſollten. — Wilhelm überließ dieſe Unterhandlungen ſeinem Bruder Johann, dem Statthalter von Gelderland; er ſelbſt mußte um Alles den Schein vermeiden, als ob er den für alle 17 Provinzen geltenden Genter Frieden, ſein eigenes Werk, untergraben wolle. Insgeheim von dem Bruder unterſtützt, brachte Graf Johann am 29. Januar 1579 ein Vertheidigungsbündniß der nordniederländiſchen Staaten, die Utrechter Union, zu Stande. Seitdem beginnt die unerhört verworrene Lage ſich zu klären; der Krieg wird zum bellum sociale, wie Grotius ihn nennt. Die tapferen katholiſchen Wallonen bilden fortan den Kern der ſpaniſchen Heere, ſie ringen mit dem Norden um den Beſitz der flandriſch-brabantiſchen Mittelprovinzen. In den vereinigten Nordniederlanden dagegen erkennen wir bereits die Umriſſe eines neuen Staates.

Aber auch nur die Umriſſe. Denn daß die Utrechter Union ſelber dereinſt für eine Staatsverfaſſung gelten würde, hat keiner ihrer Stifter geahnt. Sie war ein Kriegsbündniß, geſchloſſen zwiſchen ſouveränen Staaten, um die Spanier zu vertreiben und die Freiheiten der Staaten zu vertheidigen; der völkerrechtliche Charakter des Vertrags tritt beſonders im Art. 11 hervor, wo ſogar auswärtigen Mächten der Eintritt in die Union offen gehalten wird. Allerdings verpflichten ſich die Lande, zu ewigen Tagen bei einander zu bleiben, als ob ſie Eine Provinz wären. Sie verſprechen mit holländiſcher Gründlichkeit, den Vertrag zu halten „ſonder dar jegens te doen, doen doen, noch gedogen gedaen te worden", ſie laſſen alle Statthalter, Beamten und ſtädtiſchen Genoſſenſchaften die Union beſchwören. Aber ob die heiligen Gelöbniſſe gehalten würden, das lag am letzten Ende in dem Belieben der Provinzen. Die Monarchie war das unentbehrliche und, bevor Philipp zu wüthen begann, auch heilſame Band der Einheit geweſen zwiſchen den Landſchaften. Jetzt da man den Landesherrn bekämpfte, fiel das wichtigſte Glied der alten Gemeinſchaft hinweg, und mit Sorge bemerkten die demokratiſchen Bürger die weite Lücke, die alſo geriſſen ward. Eine Denkſchrift von

unbekanntem Verfaſſer, die in den Archives de la maison d'Orange uns erhalten iſt, ſchlug den zu Utrecht Tagenden vor, ein Staatsrath müſſe erwählt werden durch die Stadträthe und andere, von den Gemeinden bevollmächtigte Beamte — alſo mittelbar durch das ſouveräne Volk — und ſodann die höchſte Gewalt für die Dauer des Krieges an einen Fürſten übertragen. Aber wie mochten dieſe Ideen der demokratiſchen Tyrannis Anklang finden bei dem ſelbſtherrlichen Dünkel des Patriciats? Man einigte ſich über einen naheliegenden Nothbehelf: die Generalſtaatenverſammlung der Provinzen ſollte die Generalität, die oberſte Bundesgewalt der Union bilden und in denſelben Formen verhandeln, wie bisher die Generalſtaaten der ſiebzehn Provinzen — doch mit dem ungeheuren Unterſchiede, daß die monarchiſche Gewalt ausfiel, die bisher über den Generalſtaaten geſtanden.

So verwandelte ſich der Landtag einer wenn auch loſen Monarchie plötzlich — in den Bundestag einer Föderation. Einſtimmigkeit aller Provinzen ward, wie bisher, verlangt für alle wichtigen Beſchlüſſe über Krieg und Frieden und vornehmlich über Geldforderungen; nur daß jetzt der Landesherr fehlte, der früherhin die widerſprechende Minderheit zur Beiſtimmung bewogen hatte. Daher blieben auch einige Beſtimmungen des Bundesvertrags unausgeführt, welche, hinausgehend über die Befugniſſe eines völkerrechtlichen Bundes, der Generalität die Selbſtändigkeit einer Staatsgewalt gewähren wollten. Die königlichen Domänen der Union zuzuweiſen, indirecte Steuern „gleichmäßig und auf einen Fuß“ im geſammten Unionsgebiete zu erheben, wie Art. 5 vorſchrieb, war unmöglich, da der Sondergeiſt der Landſchaften widerſtrebte, die weit abweichenden volkswirthſchaftlichen Zuſtände in den Binnenprovinzen und den Küſtenlanden verſchiedene Formen der Beſteuerung empfahlen. Man verharrte bei dem alten Herkommen: die Generalität vertheilte die Geſammtausgaben nach einer vereinbarten Matrikel auf die Provinzen und überließ dieſen geduldig, ob und wie ſie das Geforderte aufbrächten. Auch die von dem Bundesvertrag angeordnete Zählung aller ſtreitbaren Männer kam nicht zu Stande. Das innere Staatsleben der Provinzen bleibt der Generalität fremd. Die wenigen Ausnahmen von dieſer Regel werden zumeiſt durch Rückſichten der auswärtigen Politik begründet: ſo verpflichtet Artikel 17 die Provinzen, auf gute Rechtspflege zu halten, damit fremden Mächten kein Vorwand zum Kriege gegeben werde. Alle alten Privilegien der Städte und Genoſſenſchaften bleiben aufrecht; bricht um

ihretwillen ein Streit aus, so darf keine dritte Provinz sich einmischen, außer um nach Schweizer Art durch eidgenössischen Zuspruch zum Frieden zu rathen (Art. 1). Streitigkeiten, die alle Provinzen angehen, sowie Zweifel über den Sinn des Bundesvertrages entscheidet im Nothfall der Schiedsspruch der derzeitigen Statthalter (Art. 16. 21) — wenn anders die souveränen Provinzen sich ihm fügen.

Der praktische Werth des musterhaft lockeren und unsystematischen Vertrages liegt wesentlich im Art. 10, der den Provinzen verbietet, einseitig ein Bündniß mit dem Auslande zu schließen, und in den Vorschriften über das Kriegswesen: die Generalität leitet die Vertheidigung des Landes und bestimmt die Garnisonen der Truppen (Art. 4. 7). Kein Wort von republikanischen Gedanken in dem ganzen Vertrage: noch erkannte man die Hoheit des Königs an, ein Staat ohne Landesherrn galt den Niederländern noch als die Auflösung aller Ordnung, die Schweizer Eidgenossenschaft als eine unerhörte Ausnahme, die kein Vorbild werden dürfe. Ein Ausschuß der Generalstaaten sollte vorderhand die laufenden Geschäfte der Union führen und nach den Umständen die Staatenversammlung selbst einberufen. Festere Formen ließen sich vorerst nicht finden, man schwankte aus einem Provisorium in das andere. Die Union ward angenommen von allen Provinzen des Nordens, nach und nach traten auch Flandern, Brabant und einige andere Mittelprovinzen bei. Sie begnügte sich den einzelnen Bürgern die persönliche Gewissensfreiheit zu versichern, und war darum bereit auch rein katholische Provinzen aufzunehmen, gleichwie sie den Holländern und Zeeländern erlaubte, den öffentlichen Gottesdienst der alten Kirche zu verbieten. Sie erkannte noch den weiteren Bund an, dessen Generalstaaten in Brüssel tagten, und huldigte, dem Namen nach zum mindesten, den provisorischen Landvögten, die in Brüssel eingesetzt wurden. Die Münzen der Generalstaaten aus diesen drangvollen Jahren zeigen bedeutsam ein Schiff, das auf hoher See ohne Ruder und Segel daher treibt, darunter die Inschrift: incertum quo fata ferant. Noch blickte aus den Nebeln der Zukunft nur Eines hervor — der unendliche Krieg gegen Spanien.

Das alte Sprichwort, das die Noth die Mutter der Tugend nennt, ist grausam und Gott Lob nur halbwahr, wenn es dem einzelnen Manne gelten soll, doch es trifft in vollem Maße zu auf das Schicksal ganzer Völker. Die Noth, die unerbittliche Consequenz des glorreich begonnenen Krieges, zwang die Verbündeten, unter unklaren Staatsformen

klare Politik zu treiben. Die Friedensverhandlungen zerſchlugen ſich, der König ächtete den Oranier, Wilhelm antwortete durch ſeine kühne Apologie, und die Staaten der Utrechter Union faßten ſich endlich das Herz, durch das Manifeſt vom Haag (26. Juni 1581) der ſpaniſchen Krone „nach dem Rechte der Natur" den Gehorſam aufzuſagen. Auch in dieſer Urkunde iſt die monarchiſche Geſinnung noch unverkennbar. Auf den kühnen Vorderſatz: „Da Jedermann kund iſt, daß die Unterthanen nicht von Gott geſchaffen ſind wegen der Fürſten, ſondern die Fürſten um der Unterthanen willen" folgt der beſcheidene Schluß: „wenn ein Fürſt ſeinen Unterthanen ihre alten Freiheiten, Privilegien und Herkommen zu nehmen trachtet, ſo muß er gehalten werden nicht als ein Fürſt, ſondern als ein Tyrann, und es mag von Rechts wegen ein Anderer an ſeine Stelle als Oberhaupt gewählt werden." Immerhin war jetzt durch das Preisgeben einer unhaltbaren juriſtiſchen Fiction die Trennung des Nordens von dem wälſchen Süden endgiltig entſchieden. Die von den Brüſſeler Generalſtaaten berufenen proviſoriſchen Landvögte gaben einer nach dem andern das undankbare Werk der Einigung aller ſiebzehn Provinzen auf. Sodann wurden allmählich die flandriſch-brabantiſchen Lande durch Alexander Farneſe's glückliches Schwert für Spanien zurückerobert; das Gebiet der Union erhielt endlich feſte Grenzen, umfaßte thatſächlich nur den Norden, die Lande „öſtlich der Maas." Ein „Landrath" führte hier jetzt die laufende Verwaltung im Namen der Generalſtaaten — ein überaus unförmliches Collegium, deſſen Wohnſitz, Perſonal, Amtsbefugniß mehrfach wechſelten; und doch genügte dies unfertige Organ für die Noth des Kampfes ebenſo leidlich, wie ſpäterhin der ebenſo formloſe Congreß der Nordamerikaner für die Sorgen des Unabhängigkeitskrieges ausreichte.*) Die Thatkraft des Oraniers verſtand, glücklicher noch als dereinſt Waſhington, ſelbſt mit ſo mangelhaften Werkzeugen die Union zu leiten, und unter dem unheimlichen Eindruck der Siege Farneſe's reifte endlich der rettende Gedanke — der Plan, dem Hauſe Oranien die monarchiſche Gewalt zu über-

*) Die Verfaſſungsgeſchichte der Utrechter Union während dieſer Uebergangsjahre iſt für den ernſten Politiker weit lehrreicher als der dramatiſche Reiz der Anfänge der Revolution. Doch der trockene Stoff blieb lange vernachläſſigt; erſt vor Kurzem hat P. L. Muller eine auf genauen Quellenſtudien ruhende Darſtellung dieſer verwickelten Verhältniſſe gegeben (Geſchiedenis der regeering in de naber gemeerde provincien tot aan de komſt van Leiceſter. Leyden 1867).

tragen, die althiſtoriſche Staatsform unter einem volksthümlichen Fürſtenhauſe herzuſtellen. Bereits war die Urkunde ausgefertigt, welche die erbliche Grafenwürde von Holland, Zeeland und Utrecht auf Wilhelm übertrug — unter harten Beſchränkungen freilich, die der Trotz der großen Communen durchſetzte.

Da ſtarb Wilhelm durch Mörderhand, kurz vor dem Tage der Huldigung (1584) — und mit ihm die nationale Monarchie. Augenblicklich erwachten alle die zuchtloſen ſtaatsfeindlichen Mächte, die ſein Anſehen mühſam gebändigt hatte; ſchon bei ſeinem Begräbniß weigerten die Staaten von Holland den Generalſtaaten den Vortritt. Die Provinzen zogen ſofort die Souveränität wieder an ſich; denn wie ſollte der ſelbſtherrliche Dünkel von Amſterdam, der ſchon die Erhebung des großen Schweigers jahrelang durch allerlei Ränke hinausgezögert hatte, ſich jetzt dem unmündigen Sohne des Ermordeten beugen? Ohne die Herrſcherkraft Wilhelm's, ohne ein eminent Hooft ſchien die Union dem ſicheren Untergang entgegen zu wanken, ſie bot verzweifelnd Heinrich dem Dritten von Frankreich die Krone von Nordniederland an. Abgewieſen von dem katholiſchen Valois wandten ſich die Generalſtaaten an Eliſabeth von England. Die Königin aber, zu vorſichtig und zu ſparſam, um ſich in einen Weltkrieg zu ſtürzen, und doch zu ſtaatsklug, um dies wichtige Nachbarland fremden Händen zu überlaſſen, verfiel auf einen jener Mittelwege, welche die räthſelhafte Halbheit der Weiber liebt. Sie ſchlug die Krone aus und ſendete dennoch ihren Günſtling Leiceſter als oberſten Landvogt mit einem engliſchen Heere hinüber. Während einiger Jahre erſcheint nunmehr das Schickſal der Niederlande ebenſo feſt an England gebunden wie vordem an die Geſchicke der Hugenotten. Dies kurze Regiment Leiceſter's (1585—87) hat den republikaniſchen Charakter der Union entſchieden. Der neue Landvogt ſollte regieren mit Hilfe eines von den Generalſtaaten ernannten Staatsraths, und ſo feſt erhielt ſich der monarchiſche Inſtinkt in den Maſſen, daß das ſtreng calviniſche Volk ſelbſt dieſem Fremden zujubelte. Der flache engliſche Weltmann ward von begeiſterten Predigern und von den gottſeligen Eiferern, die aus Flandern geflüchtet waren, als ein Streiter Gottes, ein anderer Gideon geprieſen. Einer ſeiner Räthe, Wilkes, entwickelte in einer merkwürdigen Denkſchrift die Lehre der demokratiſchen Tyrannis: die Souveränität liegt allein und untheilbar bei dem Volke, wird von dieſem auf die Generalſtaaten und den Landvogt übertragen. Dawider die Generalſtaaten: „unſer Auftrag kommt nicht von

dem Volke und den Gemeinden, sondern von dem Adel und den Magistraten, welche durch die Vornehmsten in den Städten (die Broedschappen) bevollmächtigt sind." Und nicht blos der Hochmuth des Patriciats, auch das berechtigte Mißtrauen der Niederländer gegen den fremden Gewalthaber war aufgeregt. Die Provinzen bleiben dabei, daß sie ihre Souveränität nicht an den Landvogt abgetreten haben, sie schwächen die Macht des Staatsrathes, sie wollen auch in die Beschlüsse der Generalstaaten unmittelbar eingreifen. Es wird fortan zur Regel, daß die Mitglieder der Generalstaaten für jeden wichtigen Fall eine Vollmacht von den heimischen Provinzen einholen müssen. So ging die höchste Gewalt thatsächlich von dem Ganzen auf die Theile über; Leicester unterlag im Kampfe mit dem städtischen Patriciat.

Als er unter Verwünschungen nach England heimkehrte, da stand den Generalstaaten sofort der Entschluß fest, die Lücke in der Verfassung unausgefüllt zu lassen und fürderhin ohne einen Landvogt zu regieren. Der Staatsrath sollte und mußte eine Ohnmacht bleiben, da noch einige englische Räthe Leicester's darin saßen. Die Generalstaaten, seit 1593 permanent im Haag versammelt, galten wieder als die oberste Bundesbehörde, aber die entscheidende Macht lag bei den Provinzen — oder vielmehr bei den Adelscorporationen und Stadtmagistraten, welche den Willen der Provinzen bestimmten. So war, wie die Zeitgenossen spotteten, die Republik der Bataver durch einen Zufall gegründet — eine constituirte Anarchie, in der jedes öffentliche Recht controvers sein und bleiben mußte. Die Utrechter Union galt fortan als die Verfassung der Republik; denn wo war in diesem Gewirr von Kräften und Gegenkräften eine Gewalt übermächtig genug, um ein neues Staatsgrundgesetz zu schaffen? Und hatte nicht der Staat unter den losen Formen der Union wunderbare Erfolge errungen? Seit dem Untergange der Armada — diesem gemeinsamen Triumphe Englands und Niederlands — war Spaniens Macht in's Herz getroffen. Bald darauf begann Moritz von Oranien die Fülle seiner Heldenkraft und seines mathematischen Genius zu entfalten; nach der Eroberung von Grouingen (1594) hatte die Republik wenig mehr für die Sicherheit ihres Gebietes zu fürchten. Die Begeisterung des kleinen Mannes flog dem tapferen Sohne des Schweigers entgegen, doch die Patricier waren entschlossen „eine neue Knechtschaft" nicht zu ertragen.

Das unmittelbare Eingreifen der Theorie in das Staatsleben ist

ein unterſcheidender Charakterzug der neuen Geſchichte, und die niederländiſche Republik erſcheint auch darum als der erſte moderne Staat, weil wir in ihr den praktiſchen Einfluß der Schulbegriffe zuerſt handgreiflich verfolgen. Der Tyrannenhaß des Alterthums, die republikaniſchen Ideen des Livius und Cicero beherrſchen den gelehrten Patricierſtand von Amſterdam und Leyden; der Hut auf der Stange prangt in unzähligen Wappenbildern, der Löwe von Leyden ſteigt triumphirend aus ſeinem Schanzkorb empor: haec libertatis ergo! Die alte Scheu vor den Wirren des republikaniſchen Lebens iſt in der neuen Generation gänzlich verflogen, die Monarchie erſcheint als eine Zwingherrſchaft für Moskowiter und andere Barbaren. Solche Theorien, dem alten Teſtament und den Römern entlehnt, durch die Gewaltthaten der ſpaniſchen Krone ſcheinbar bewieſen, ſtanden nachweislich in Wechſelwirkung mit dem unbändigen Selbſtgefühl der großen Communen. Schon um 1590 ſah ein feiner Beobachter, Buzanval, der Geſandte Heinrich's IV., die Herrſchaft der republikaniſchen Ideen als eine vollendete Thatſache an und ſchrieb: la forme qui se donnerait à cette province se moulant sur le moule de la liberté.

Seit dem Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts konnten die Landſchaften, welche ſich des Segens dieſer Libertät erfreuten, als ein abgeſchloſſenes Staatsgebiet gelten. Moritz von Oranien hatte einſt voll kecker Siegeszuverſicht einen abgehauenen Stamm, aus dem ein blühender Schößling aufſprießt, in ſein Wappen aufgenommen und darunter geſchrieben: tandem fit surculus arbor! Jetzt war durch ein Menſchenalter voll wunderbarer Kämpfe der ſtolze Sinnſpruch erfüllt, das Haus Oranien zu neuem Ruhme aufgeſtiegen, der Schößling, der aus dem Stamme des burgundiſchen Staates entſprang, ſelber zum Baum geworden, mächtiger als weiland die ſiebzehn Provinzen. Die Staaten der Union verzichteten auf neue Eroberungen, weil ſie die zerſetzende Wirkung feindſeliger Elemente in dem Bunde fürchteten, und mehr noch, weil der Handelsneid von Amſterdam und Haarlem die flandriſchen Häfen nicht in die Union aufnehmen wollte. Als Mitglied des Bundes mußte Antwerpen raſch die jungen nordiſchen Nebenbuhler wieder überflügeln; ſo lange die Spanier dort herrſchten, konnten ihm Hollands Flotten die Schelde ſperren, die Lebensadern unterbinden. Sieben Provinzen bildeten die Union: Geldern zuerſt — denn das alte Herzogthum ließ ſich den Vortritt vor den Grafſchaften und Herrſchaften nicht nehmen, — dann Holland, Zeeland, Utrecht, Friesland — wenn anders

dieſe beiden ſich nicht nach ihrer alten Gewohnheit um den Vorrang ſtritten — endlich Overyſſel und Groningen.

Herriſch, nach ariſtokratiſcher Weiſe, nach dem Vorbild der Schweizer Eidgenoſſenſchaft, ſchloſſen ſich die ſieben Bundesſtaaten gegen jeden Ungenoſſen ab. Das arme Land Drenthe, das einſt ſelber die Utrechter Union mit unterzeichnet hatte und nur in den Wechſelfällen des Krieges für kurze Zeit an Spanien zurückgefallen war, konnte nach ſeiner Wiederbefreiung, trotz wiederholter Bitten und unzweifelhafter Rechtstitel, den Wiedereintritt in die „Unie“ nicht erlangen. Das Land blieb ein zugewandter Ort, nur durch Pflichten mit der Union verbunden, unvertreten in den Generalſtaaten. Als darauf die Siege Moritz's und Friedrich Heinrich's von Oranien gegen den Wunſch der Amſterdamer Kaufherren einige Landſchaften weſtlich der Maas, Staatsflandern und Staatsbrabant, für die Republik erobert hatten, da wurden dieſe „Generalitätslande,“ gleich den gemeinen Vogteien der alten Schweiz, als ein Domanium, ein nutzbares Landgut der Union behandelt. Hugo Grotius freilich, erfüllt von dem prahleriſchen Freiheitsdünkel des holländiſchen Patriciats, rief dem Volke der Bataver preiſend zu:

gensne ulla reperta est,
quae victos servire vetet? Tu legibus aequas,
quos superas bello, regnataque pectora donas
jure sui!

Und allerdings, jene blutige Willkür, welche die habgierigen Eidgenoſſen in ihren ennetbirgiſchen Vogteien zu üben pflegten, fand in dem feiner geſitteten niederländiſchen Staatsleben keine Stätte, die Generalitätslande erfreuten ſich eines ungeſtörten Communallebens. Doch die gerühmte Gleichheit, das Recht ſich ſelber anzugehören blieb ihnen verſagt; ſie waren unterthänige Lande der Union, den Generalſtaaten willenlos unterworfen, und ſie empfanden ihre rechtloſe Stellung um ſo ſchwerer, da mindeſtens ein Theil von Staatsbrabant, Breda, an der Utrechter Union mit theilgenommen hatte und mit demſelben Rechte wie Drenthe ſeine Wiederaufnahme fordern konnte. Der Stolz der holländiſchen Patricier und jene ungeheure Kraft der Trägheit, welche in jedem loſen Staatenbunde die leitende politiſche Macht zu ſein pflegt, beriefen ſich auf das Kriegsrecht und unvordenkliches Herkommen. Auch ſchien es gefährlich, dieſen überwiegend katholiſchen Landen ein Stimmrecht einzuräumen. Als ſpäter das Oberquartier Geldern erworben ward, dachte Niemand an den naheliegenden Vorſchlag, dieſe Landſchaft

als ein gleichberechtigtes Viertel mit den drei Quartieren der Provinz Gelderland zu vereinigen. Was das Schwert und die diplomatische Kunst der Republik erwarb, ward den sieben Provinzen unterthänig.

Neben dieser dreifachen Abstufung von Bundesgenossen, Schutzverwandten und gemeinen Vogteien ist noch ein vierter Bestandtheil des wunderlichen Staatsbaues erkennbar. Einige kleine Herrschaften, zumeist dem Hause Oranien angehörig, die weder zu den Provinzen noch zu den Generalitätslanden gezählt wurden, lagen da und dort eingesprengt in dem Unionsgebiete — so Yfselstein bei Utrecht, Zevenberg in Holland, die Insel Ameland an der friesischen Küste. Der Drang nach gleichmäßiger Gliederung des Staatsgebiets, der in unseren Tagen fast übermächtig waltet, war jener Epoche fremd; eine schöpferische, durchgreifende Verwaltung fehlte dem losen Bunde. Also blieben diese Trümmer liegen, gleich so vielen anderen politischen Zwitterbildungen, die in der belobten organischen Entwickelung des germanischen Staatslebens gediehen — unschätzbare Prachtstücke für die staatsrechtlichen Nußknackerarbeiten der Leydener und Utrechter Professoren. — Zu alledem endlich noch die ausländischen Festungen, welche die Union durch ihre Garnisonen beherrschte — und das unermeßliche Gebiet der Kolonien, das die glückhaften Flotten der großen Handelsgesellschaften für die Republik erwarben.

Und welche grundtiefe Gegensätze zeigten sich nicht schon innerhalb der sieben Provinzen, die dies fünf- oder sechsfach abgestufte Gemeinwesen beherrschten! In Gelderland überwog noch deutscher Brauch. Ein zahlreicher, armer, kriegslustiger Landadel, der streng auf seine Ahnenproben hielt, war durch alte Waffengemeinschaft dem Feldherrengeschlechte der Oranier treu verbunden: „Hoch von Muth, klein von Gut, ein Schwert in der Hand, das ist das Wappen von Gelderland.“ Je drei Edelleute und drei Vertreter der Städte wurden auf den Quartiertagen der drei Quartiere erwählt, um selbachtzehn als gedeputeerde Staaten die Geschäfte der Provinz zu führen. Jedes Quartier hatte eine Stimme; für wichtige Fragen, vor Allem für Geldbewilligungen (Belasting) ward Einstimmigkeit verlangt. Das liberum veto in Geldsachen galt als der heiligste Grundsatz der niederländischen Freiheit. — Auch in Overyssel hauste eine mächtige Ritterschaft, mit dem westphälischen Adel verbunden und verschwägert, über einem zum Theil noch hörigen Bauernvolke. Die 70 Edlen erschienen allesammt in den Provinzialstaaten und verhandelten, Macht gegen Macht, mit den drei

Hauptstädten des Landes. Spalteten sich die Stimmen, so ergab sich die Mehrheit nach einer wunderbar verzwickten Berechnung, welche ausdrücklich dazu erfunden schien, die Herren Staaten in der Regel de tri zu unterrichten: 47 Edle und eine Stadt bildeten die Mehrheit u. s. w. — In Utrecht stand der ahnenstolze Landadel gleichberechtigt neben der Hauptstadt und den ihr gehorsam folgenden vier kleinen Städten. Doch trat hier noch ein dritter Stand hinzu: die fünf Kapitel des Hochstiftes Utrecht, in spanischer Zeit die Beherrscher des Landes; jetzt mußten die katholischen, hispanisch gesinnten Domherren dulden, daß ihre Vertreter durch die beiden anderen Stände gewählt wurden. Diese drei Stände, jeder mit einer Stimme, wurden von den gedeputeerden Staaten — einem permanenten Ausschusse, der hier wie in den meisten anderen Provinzen die laufenden Geschäfte führte — von Zeit zu Zeit zur Provinzialstaatenversammlung zusammenberufen. — Konnten schon in diesen Provinzen häufige Reibungen zwischen den Ständen nicht ausbleiben, so ward vollends Groningen fast ununterbrochen durch bürgerlichen Zwist heimgesucht. Der mächtigen Hauptstadt, die lange Jahre hindurch die feste Burg der spanischen Partei im Norden gewesen, stand das allezeit eifrig protestantische flache Land, „die Häuptlinge und Edlen" der drei Quartiere der Ommelande, gegenüber. „Stad en Lande," eine Stimme gegen eine, blieben in Wahrheit zwei nur äußerlich verbundene Staaten, getrennt durch uralten Haß und durch die Verschiedenheit der materiellen Interessen, unablässig hadernd und kämpfend, das würdige Gegenstück von Baselstadt und Baselland.

Diesen vier armen, blos durch einen schmalen Küstensaum mit der See verbundenen Provinzen brachte die Republik vorerst nur schwerere Lasten. Von dem Reichthum der Kolonien kam dem Binnenlande wenig zu gute; die auf den Landkrieg gerichtete Politik der Oranier fand hier ihre natürlichen Bundesgenossen. Mitteninne zwischen den maritimen und den binnenländischen Interessen stand Friesland, eine Welt für sich selber, eine kerngesunde Demokratie neben den aristokratischen Gemeinwesen der anderen Bundesgenossen. Der Friese, so sagt sein altes Landrecht, soll frei sein, so lange der Wind aus den Wolken weht. Nicht eine ständische Versammlung von bevorrechteten Grundherren und Stadtmagistraten, nein, ein Landtag, eine Vertretung des souveränen Volkes tagte zu Leuwarden — nur daß auch hier, wie überall in jenen Tagen, die politischen Rechte auf dem flachen Lande allein den Grundbesitzern zustanden. Die Edelleute und die bäuerlichen

Eigenerben der 30 Grietenieen des flachen Landes wählten zusammen die Abgeordneten für die Provinzialstaaten. Auch in den 11 Städten waltete ein frisches demokratisches Leben: die Bürgerschaft nahm selber Theil am Regimente durch gewählte Rathsherren, sie ließ sich nicht, wie überall sonst in den Niederlanden, durch die Broedschappen der vornehmen Bürgergeschlechter leiten. Darum zeigte auch der Volksglaube der Niederlande, der strenge Calvinismus, in Friesland seine ganze Härte; die zahlreichen Mennoniten litten schwer unter der Unduldsamkeit dieser Bürger und Bauern. Die Elf von den Städten und die Dreißig vom Lande sprechen in der Staatenversammlung durch einfachen Mehrheitsbeschluß den Willen des friesischen Volkes aus; nur in Sachen der Belasting wird auch hier die unvermeidliche Einstimmigkeit verlangt. Martin Schoock, so recht ein Vertreter des holländischen Bildungshochmuths, weiß gar nichts anzufangen mit diesem derben Bauernstaate; sein gelehrtes Buch über die Verfassung der Republik sagt herablassend: das werde Manchem „schier wunderbar" erscheinen, daß bei den Friesen auch der rohe Bauer, der agricola, die Comitien besuche. Der Friese aber, seines Staates froh, pries alles Vortreffliche mit den Worten: „das ist wie Elf und Dreißig." Und unserem Niebuhr regte sich stolz das Ditmarscher Blut, so oft er dies Kleinod deutscher Bauernfreiheit betrachtete; er meinte, es sei ein Sacrilegium zu rühren an eine solche Verfassung, die durch anderthalb Jahrtausende als ein Muster der Vollkommenheit bestanden.

Wieder eine andere Welt thut sich uns auf in den beiden „Mutterprovinzen der Republik." Während in den übrigen Landschaften die alte Verfassung sich wenig veränderte, nur da und dort ein Prälat oder einige spanisch gesinnte Edelleute — wie die geldrischen Bannerherren — aus der Staatenversammlung ausscheiden mußten, ward in Holland und Zeeland das gesammte Leben des Staates und der Gesellschaft durch den Befreiungskrieg von Grund aus umgestaltet. Der Landadel verschwand fast gänzlich, in den jählings aufgeblühten Städten entfaltete der Welthandel all seine Größe und all seine Niedertracht. Uns, die wir die Naturgesetze des kolonialen Lebens kennen, ist dies den Zeitgenossen unbegreifliche Emporsteigen der holländischen Seeplätze längst kein Räthsel mehr. Die Provinz ward eine Kolonie des altniederländischen Gesammtstaates; die Capitalien, die wohlgeschulten Arbeitskräfte der flandrischen Städte flüchteten nach Amsterdam und wirkten hier vereinigt mit der kecken Wageluſt eines noch jugendlichen Volkes.

Zu der Zeit von Leicester's Herrschaft stieg die Volkszahl der Stadt am Y binnen fünf Jahren auf das Doppelte, nach wenigen Jahrzehnten zählte Holland zwei Millionen Einwohner, fast zwei Drittel der Gesammtbevölkerung der Republik, und von dem Nationalvermögen traf sicherlich ein noch größerer Bruchtheil auf diese Provinz. Hier drängten sich die reichen Städte auf engem Raume so dicht zusammen, daß erst auf zwei Bürgersleute ein Landbewohner kam. Wer einige Knoten in das Y hinaussegelte, der übersah vom Bord das weite Halbrund des „weltgleichen Amsterdam", gegenüber die lange Reihe der Kunstmühlen des gewerbfleißigen Zaandam, und nahe im Westen stieg die große Kirche von Haarlem über dem Wasser empor. Hier schallt der Wogenschlag der See fast in jedes Haus hinein. Das Wappen von Zeeland zeigt einen Löwen, der aus den Fluthen aufsteigend ausruft: luctor et emergo; bei Alkmaar ist „Alles Meer"; bei Wyk aan Zee ist Holland op zyn smalst, nur ein mächtiger Dünenwall trennt da die Wogen der Südersee und der Nordsee. Bilder vom Seeleben, derber Matrosenwitz klingen uns entgegen aus jedem Alltagssprichwort. Wenn dem Amsterdamer Rheder eine zweifelhafte Firma, ein verdächtiger Mäkler in den Wurf kommt, dann fragt de ronde Hollander onbewimpeld: wat voert hy in zyn vlag? — und von einem überreifen Mädchen sagt Mynheer lachend: zy is de Linie vorby. Auf diesem Küstenstriche lagen fast alle die Kräfte versammelt, welche dem werdenden nordniederländischen Volksthum seinen Charakter aufprägten: die großen Erinnerungen des Befreiungskrieges, die See und der Handel, die classische Gelehrsamkeit der Leydener Hochschule und der strenge Calvinismus, jener Dialekt, der zur herrschenden Sprache ward, endlich und vor Allem die bürgerliche Aristokratie. Mit Recht sprach der Volksmund bald von der holländischen Nation.

Von der Ritterschaft Hollands hatten während der Kriegsjahre Viele zu Spanien gehalten, Andere ihren Besitz verkauft, zuletzt blieben nur sieben stimmberechtigte Edle übrig, die zusammen eine Stimme führten. Das flache Land war politisch rechtlos; Drosten, von der Provinz oder auch von einzelnen Städten ernannt, führten die Verwaltung in den Landämtern. Die eine Stimme der Ritterschaft bedeutete nichts neben den 18 Stimmen des Collegiums der Städte. Unvermeidlich mußten in der am reichsten entwickelten Provinz auch die stärksten örtlichen und socialen Gegensätze hervortreten. Das eigentliche Holland haderte beständig mit der Halbinsel Westfriesland, die

wiederholt versuchte eine eigene Provinz zu bilden. Der rührige Demos in dem westfriesischen Hafen Hoorn war nicht gänzlich vom Stadtregiment auszuschließen, während fast überall sonst, am allerhärtesten in dem alten Dordrecht, die Broedschappen der Patricier die Bürgerschaft beherrschten. Jede Stadt sah scheel zu der Handelsblüthe der Nachbarin; die Broedschap von Leyden ließ ihre neuen Mitglieder schwören, daß sie die Austrocknung des Haarlemer Meeres niemals dulden würden. Unerbittlich schlossen die stimmberechtigten Städte sich ab, als die Herren der Provinz; die kleinen Orte, welche der Oranier in die Staatenversammlung eingeführt, wurden bald nach Wilhelm's Tode größtentheils wieder hinausgeworfen. Der Haag blieb „das schönste Dorf Europa's," nachdem er längst eine blühende Residenz geworden, und erlangte Stadtrecht erst durch König Ludwig Napoleon.

Aber war nicht auch das gleiche Stimmrecht der 18 Städte bei so ungleicher Macht ein Widersinn, ein Unrecht? Sollte Amsterdam von dem kleinen Käsemarkte Purmerent sich überstimmen lassen — die herrische Stadt, die, wie Neuyork heutzutage, weder Bundessitz noch Provinzialhauptstadt und dennoch die Metropole der Union war? Eine Kaiserkrone prangte über ihrem Wappen; sie allein zahlte für die ostindische Compagnie, die Beherrscherin der reichsten Länder der Welt, die volle Hälfte des Anlagecapitals; ihr Bürgermeister hütete die Schlüssel zu jenen Kellern, wo die erste Geldmacht der Zeit, die Bank von Amsterdam, ihre Schätze barg. Das für Macht und Ohnmacht gleiche Stimmrecht zwang die großen Städte zum Particularismus; sie setzten durch, daß das liberum veto in den Staaten von Holland noch rücksichtsloser geübt ward als in den übrigen Provinzen. Ueber alle wichtigen, „den stat van den lande" betreffenden Sachen entschied nur der einstimmige Beschluß der Staaten; ihre Mitglieder waren gebunden an die Instructionen, Lastbrieven, der Auftraggeber und verpflichtet, in jedem zweifelhaften Falle die Weisung des heimischen Staatsraths einzuholen. — In Zeeland hatten die Stürme der Reformation und des Krieges den Prälaten von Middelburg und den gesammten Adel der Provinz hinweg gefegt. Nur der „erste Edle" blieb übrig, der Prinz von Oranien, mit einer Stimme gegen sechs Städte; doch da drei der berechtigten Städte dem Einfluß des oranischen Hauses unterlagen, so stand hier die bürgerliche Aristokratie nicht ganz so mächtig da wie in Holland.

Noch in Leicester's Tagen spottete man oft über den Hans Brouwer

und Hans Kaaskooper, die sich unterständen einen Staat zu leiten. Aber rasch, wie die Handelsgröße der Städte selbst sich hob, erwuchs aus jenen schlichten Bürgern, die um Gottes willen in der Noth des Krieges die Staatsgeschäfte als munera necessaria auf sich nahmen, ein reicher übermüthiger Patricierstand. Schrankenlos in Wahrheit ward die Macht dieser „Regentenfamilien." Sie gaben Gesetze durch die Staaten von Holland; sie regierten durch die aus ihren Vroedschappen hervorgehenden Bürgermeister; sie richteten durch ihre Schöffen nach Strafgesetzen, deren Härte zeigt, daß das Recht hier durch und für die besitzenden Klassen bestand; sie konnten durch ihre Stadträthe „aus Gründen", om redenen, einem Jeden befehlen, daß er binnen 24 Stunden die Stadt, binnen fünf Tagen das Gebiet der Union verlasse, bei Strafe der Vermögenseinziehung. Die Bauern waren frei, „wohlgeborene Mannen" auf freier Hofstatt, der kleine Bürger durfte ungestört, wie nirgends in der Welt, dem Erwerbe nachgehen und seinen Feierabend in den rauschenden Festen der Schützengesellschaften verbringen. Doch jedes politische Recht blieb dem „Jan Hagel" versagt; unwandelbar festzuhalten an den bestehenden rechtlichen Schranken war die Weisheit dieser, wie fast jeder anderen Aristokratie.

Aus den Büchern von Grotius und den anderen Schriftstellern der Regentenfamilien redet ein empörender Standesdünkel, minder ungebildet als der Ahnenstolz des deutschen Edelmanns und eben darum häßlicher: eine absprechende Menschenverachtung, woran Geldstolz, Gelehrtenhochmuth und das Selbstgefühl des Eingeweihten, des Staatsmanns, etwa gleichen Antheil haben. Die Herrschaft Eines Mannes taugt für Sklavenseelen, die Herrschaft der Vielen zerrüttet Zucht und Scham, nur die Herrschaft der proceres ist freier Männer würdig — so lautet das politische Glaubensbekenntniß der Regenten. Wer denkt bei solchen Worten nicht an jene naiven Tendenzbilder der drei Staatsformen, welche die gleichgesinnten Patricier von Augsburg sich für ihr Rathhaus malen ließen? Die Aristokratie — ein würdiger Senat, ehrenfeste Räthe in stattlicher Haltung; die Monarchie — ein finsterblickender Despot auf dem Throne, vor ihm sich tief verneigend ein reichgeschmücktes Gefolge, nicht ohne Anstand und feierliche Pracht; die Demokratie endlich — ein trunkener Kleon, der von einem Fasse herab wilde Reden schreit, umringt von heulenden, tobenden Pöbelhaufen. Die Regenten von Holland, wie unsere deutschen Patricier, priesen ihre republikanische Freiheit mit einer Zuversicht, als ob ein Zweifel gar

nicht möglich sei, sie fertigten jeden Gegner kurzweg als einen Tyrannenknecht ab und standen trotzdem dem Absolutismus weit näher als den Ideen der Demokratie.

Doch sie waren in Wahrheit eine regierende Klasse, durch und durch politisch gebildet. Sorgfältig erzogen, durch die Familientradition, oft auch durch einige Lehrjahre in den Contoren vertraut mit den großen Interessen des Handelsstaates, trat der Patricier früh in die Aemter seiner Vaterstadt; bedeutende Talente, ein van Aerssen, ein Johann de Wit, wurden durch den Einfluß der Regentenfamilien schon in jugendlichem Alter unter die Staaten von Holland und von da zu den höchsten Würden der Republik emporgehoben. Also vom Besonderen zum Allgemeinen aufsteigend, gewürfelt und erprobt in dem unablässigen Kampfe eigensinniger örtlicher Interessen, bildeten sich harte Staatsmänner, sachkundig, bedachtsam, geübt den Stüver zu sparen um den Gulden zu gewinnen, bereit Ehren zu fordern und Ehren zu erweisen — ernsthafte Menschen, die selten ein Wort der Gnade über die Lippen brachten, das Glück ihres Lebens in der Macht, dem Pflichtgefühl und dem befriedigten Parteihaß fanden — kalte Realisten, die sich unbefangen zu dem Sprichwort bekannten: es ist besser beneidet als beklagt.

Auf die Körperschaft der Herren Staaten fiel jedes Lob und jeder Tadel; die Eitelkeit des Einzelnen verschwand in dem Ruhme des Ganzen, selten erfuhr die Welt, welchem Manne ein wichtiger Beschluß der Staaten zu danken sei. Ein karger Belohner der Lebenden ehrte die Republik verschwenderisch das Andenken ihrer großen Todten. Glänzend wie die Dogengräber in San Giovanni e Paolo, wie die Reiterstandbilder, die Venedig seinen Condottieren errichtete, prangen die Grabmäler der Seehelden von Holland in Delft und Amsterdam; sie erzählen in elegantem Latein: hier ruht Ruyter, der Schrecken des Oceans, hier Piet Hein, der neue Argonaute, der aus der neuen Kolchis der neuen Welt das goldene Vließ des Königs von Spanien — die Silberflotte — herüberholte. Der häusliche Brauch der Regenten blieb lange schlicht bürgerlich; noch tief im siebzehnten Jahrhundert sah man die edelmögenden Herren zu Fuß über Land nach dem Haag in die Staatensitzung wandern und auf der Rast in's Gras gelagert ihr Brot mit Käse essen. Mit dem wachsenden Reichthum begann auch aristokratischer Prunk nach und nach in die Häuser der Regenten einzu-

ziehen; es geschah häufig, daß ein Kaufherrengeschlecht eine altadliche Herrschaft kaufte und sich danach nannte. Die hohen Ehrenämter der Republik warfen keinen oder geringen Sold ab; dafür wurde der weitverzweigte sociale Einfluß, der jeder regierenden Klasse zukommt, hier mit der plumpen Dreistigkeit des Kaufmanns ausgebeutet und ein Nepotismus gepflegt, der freilich damals überall in Europa blühte, unter den Herren Ständen Deutschlands so gut wie in der käuflichen Magistratur der Franzosen und bei dem parlamentarischen Adel von England. So bestand in den beiden Hauptprovinzen der Union eine geschlossene bürgerliche Aristokratie: die Familien der Pauw, Hoofd, Fagel, die durch viele Geschlechter obenauf blieben unter den Regenten, die Rhederfirma der Lampsins, auf deren Schiffen Ruyter seine große Laufbahn begann, das Heldengeschlecht der Evertsen, das einen Vater, zwei Söhne und einen Enkel für den Ruhm der dreifarbigen Flagge fallen sah — und hundert andere große Häuser, allesammt fest verwachsen mit ihrem Staate.

Alle Städte der protestantischen Welt schauten bewundernd auf dies Land der Bürgerherrlichkeit. Wie die Bauern Oberdeutschlands in der Eidgenossenschaft der Schweizer den Musterstaat sahen und ihren Herren drohten, sie wollten Schweizer werden, so tauchte in den Communen der Hugenotten mehrmals der Gedanke auf, einen Städtebund nach dem Vorbilde der Niederländer, verbrüdert mit ihnen, zu gründen. La Rochelle, die weiße Stadt am Ocean, das letzte Bollwerk der Protestanten Frankreichs, nannte sich gern das kleine Amsterdam zwischen den beiden Sevre-Flüssen. Auch die Hansa verhandelte oft über den Plan, ihre alternde Gemeinschaft durch einen Bund mit den Niederländern, durch die Schirmherrschaft des Hauses Oranien zu verjüngen. Solchem Weltruhm entsprach, wie billig, das Selbstgefühl der Gemeinwesen des Niederrheins. Mit schier abgöttischer Verehrung hegte jede Provinz, jede Stadt ihr Wappenschild. Noch heute sind einige Wirthshäuser „zum Wappen von Holland, von Friesland" in jeder holländischen Stadt ebenso unvermeidlich, wie die alten Schützenhöfe, die Doelen. Ein stolzes senatus populusque steht auf unzähligen Stadthäusern und Denkmälern geschrieben. Das Wappen der Stadt, der Landschaft prangt über jeder geringfügigen Verordnung — heute, wie einst, da die Tuchmacherzunft und die Spinnhausvorsteher von Amsterdam durch den Pinsel Rembrandt's und du Jardin's verherrlicht wurden. Die Bürger vom Haag füttern auf ihrem Fischmarkt ehrfurchtsvoll ihr

Wappenthier, den Storch. Nur der Milde christlicher Sitte, der Bedachtsamkeit des Volkscharakters ist es zu danken, daß in dieser Welt von kleinen Welten der Nachbarhaß nicht so grimmig ausbrach wie in Hellas und Italien. Nehmen wir zu dem Gewirr von trotzigen Communen noch hinzu eine Fülle von örtlichen Verbänden, welche, wie die Deichgrafen und Hochgeheimerathschaften von Rheinland, Delfland, Schieland, das Deichwesen, den hochwichtigen Waterstat der Landschaften verwalteten, desgleichen die Handelsgesellschaften und Erwerbsgenossenschaften jeder Art, die in dem Mittelpunkt des Welthandels gediehen — so leuchtet ein: nur eine nationale Monarchie vermochte dies Durcheinander centrifugaler Gewalten in stätiger Ordnung zusammenzuhalten. Nur im Einheitsstaate konnte jede Provinz den gesetzlichen Einfluß erlangen, der ihr nach dem Maße ihrer Kraft gebührte. Doch da eine über den socialen und örtlichen Gegensätzen stehende legitime Gewalt fehlte, so mußte die Union ein Spielball dieser streitenden Kräfte und ihre mächtigste Provinz die Heimath des Particularismus werden.

Holland stand zu der Union wie Amsterdam zu Holland: viel zu mächtig, um sich auf eine Linie zu stellen mit den armen Moorlanden der Provinz über der Yssel, und doch nicht stark genug, um die Hegemonie des Bundes an sich zu reißen. Daher schob der Einfluß Hollands zunächst die einzige Unionsbehörde zur Seite, welche befähigt war eine selbständige Bundesgewalt zu bilden — jenen Staatsrath, der, einst zur Berathung Leicester's errichtet, noch immer fortdauerte. Dies Collegium, bestehend aus zwölf Vertretern der Provinzen, wovon Holland drei ernannte, sollte ursprünglich die laufenden auswärtigen Geschäfte besorgen, über das Kriegs- und Finanzwesen der Union entscheiden. Da jedoch seine Mitglieder allein der Union beeidigt waren und Mehrheitsbeschlüsse nach der Kopfzahl faßten, so standen ihm alle Interessen des Particularismus feindlich gegenüber, und es gelang, die Macht der Behörde dergestalt zu beschränken, daß in auswärtigen Angelegenheiten nur noch gelegentlich ihr unmaßgebliches Gutachten eingeholt ward. Im Kriegswesen blieb ihr nicht viel mehr als die Befugniß, die Stabsoffiziere der Union zu ernennen. Der Staatsrath entwarf alljährlich den Voranschlag für das Unionsbudget, die generaale Petitie, welche sodann durch die Generalstaaten an die Provinzen geschickt wurde; doch selbst dies wichtigste Recht des Staatsraths blieb zweifelhaft, da die Frage, ob die Generalstaaten

etwas an der Petitie ändern dürften, oft aufgeworfen und nie entschieden wurde.

Die gesammte Geschäftsleitung der Union ging auf den permanenten Bundestag, auf die hochmögenden Herren Generalstaaten über — doch keineswegs die Souveränität, die höchste Bundesgewalt. Denn die Regel der Einstimmigkeit, das liberum veto, ward in den Generalstaaten wie in den Provinzialstaaten hartnäckig festgehalten, weiter und weiter ausgebildet. Der Widerspruch einer einzigen holländischen Stadt konnte jeden Beschluß der Union verhindern; im 18. Jahrhundert ward einmal ein Vertrag der Union mit Oesterreich so lange vereitelt, bis endlich die hochmögenden Herren einen aus der guten Stadt Briel gebürtigen Major zum Oberstleutnant ernannten und also den kleinen seeländischen Hafenplatz beschwichtigten. Die Souveränität stand weder den Generalstaaten noch den Provinzen zu, sondern den 56 Städten sowie den Corporationen des Landadels und der friesischen Bauern, welche den Willen der Provinzen bestimmten; eine Oligarchie von 2000 kleinen Souveränen beherrschte thatsächlich die Union so unumschränkt, wie die Tausende des polnischen Adels in ihrer Republik schalteten. Ich sage thatsächlich — denn über die Rechtsfrage sind nur Vermuthungen möglich, da der particularistische Trotz eine neue Bundesverfassung nicht zu Stande kommen ließ, die Utrechter Union für ein friedliches Staatsleben in keiner Weise ausreichte und auch aus dem Staatsrechte des alten burgundischen Gesammtstaates unzweifelhafte Rechtsregeln für die neue Republik nicht abgeleitet werden konnten. Solche Unsicherheit des Rechts kam den Wünschen Hollands entgegen, da sie dem Mächtigen jede willkürliche Interpretation gestattete.

Unleugbar sprach die rechtliche Vermuthung, hier wie späterhin im deutschen Bunde, zu Gunsten der politischen Unvernunft, des schamlosen Particularismus. Daß die Souveränität stillschweigend auf die Generalstaaten übergegangen sei, war mit nichten erweisbar; denn als die Utrechter Union geschlossen ward, bestand noch die Landesherrlichkeit des Königs. Mit ungleich besseren Gründen bewies Grotius seinen Satz: summum imperium penes cuiusque nationis primores; ein vollkommener Einheitsstaat hat hier zu Lande nie bestanden, daher ist nach der Abschwörung von Spanien die Souveränität an das Herzogthum Geldern, die Grafschaft Holland zurückgefallen. Die Provinzen,

die sieben Nationen der Unie, behalten jedes Hoheitsrecht, worauf sie nicht ausdrücklich verzichtet haben. Der Gesandtencongreß der Generalstaaten, sagt Wicquefort, ist so wenig souverän wie die Gesandten des Königs von England, von Frankreich. Die Herren Staaten der Provinzen dagegen dürfen mit besserem Rechte als irgend ein Fürst sich souverän nennen; denn selbst der allerchristlichste König wird auf die Grundgesetze der Krone Frankreich vereidigt, während die Staaten keine Regel bindet, denn allein ihr eigener Wille. Aus solcher Gesinnung der Herren Staaten ergab sich nothwendig die Antwort, welche auf jede Geldforderung der Union erklang: Niemand hinket von eines andern Mannes Schaden. Klopt den Friesen op de Tasch! erwiderte Holland, als Moritz von Oranien die Mittel verlangte für den Befreiungskrieg, den er in Friesland führte. Die Mitglieder der Generalstaaten pflegten, wie schon Wilhelm von Oranien klagte, „mehr als Advocaten ihre Provinz zu entschuldigen denn das allgemeine Wohl zu fördern." Der Union fehlte, was für jeden kräftigen Staatenbund der Schlußstein ist — ein oberstes Bundesgericht. Jede Provinz errichtete für sich, oder auch im Verein mit der Nachbarlandschaft, einen Gerichtshof, der in letzter Instanz über dem Gewirr der Patrimonial- und Stadtgerichte stand. Doch ein höchstes Unionstribunal, das an die Stelle des hohen Hofes von Mecheln getreten wäre, kam nicht zu Stande; die Keime der Staatseinheit, welche die Monarchie gepflanzt, gingen auch auf diesem Gebiete verloren. Man versuchte sich zu behelfen, indem man Streitigkeiten, verschil, zwischen den Provinzen zuweilen dem Staatsrath vorlegte; indeß die Competenz dieser Behörde blieb bestritten.

Auch das Völkerrecht gestand den sieben Provinzen die Souveränität zu, nachdem der katholische König im Frieden von Münster die Herren Generalstaaten et les provinces d'iceux respectivement als freie und souveräne Staaten anerkannt, und gleichzeitig das heilige Reich auf seine Hoheitsrechte verzichtet hatte. Da die Utrechter Union blos das einseitige Abschließen von Bündnissen mit dem Ausland untersagte, so behaupteten die Provinzen und die Städte, Amsterdam vornehmlich, das Recht selbständiger diplomatischer Vertretung, wenn sie auch als sparsame Niederländer nur ausnahmsweise von dieser immerdar zweifelhaften Befugniß Gebrauch machten. Das Ausland natürlich ließ sich den Vortheil unmittelbaren Verkehres mit den einzelnen Provinzen nicht entgehen; der große Kurfürst pflegte seine Wünsche bei

der Union stets durch die befreundete Provinz Gelderland vorzubringen, und der Bürgermeister von Amsterdam ward viel umworben von den fremden Gesandten. Die Centralgewalt stand in Wahrheit unter den souveränen Provinzen. Um jeden selbständigen Willen in den Generalstaaten zu ersticken, bestimmte Holland (1643), daß seine Vertreter unter den Hochmögenden sich genau an die Instructionen der Provinz binden und in jedem wichtigen Falle eine besondere Last einholen sollten. Selbst der bescheidene Wunsch, es möchten alle Provinzen ihren Vertretern für die laufenden Geschäfte eine gleichlautende Last ertheilen, fand keine Gnade vor dem Eigensinn der Herren Staaten. Also ward hier der Gedanke der ständischen Delegation, der Vertretung selbstherrlicher juristischer Personen durch abhängige Beauftragte, bis zu den äußersten, staatsfeindlichen Folgerungen durchgeführt — ein unreifes staatsrechtliches System, das freilich in jenen Tagen noch die weite Welt beherrschte und allein in England schon durch die moderne Idee der Repräsentation verdrängt war.

Aus diesem musterhaft schwerfälligen Unionskörper einen einträchtigen Entschluß hervorzulocken war nur auf Umwegen möglich, durch wunderliche, ja spaßhafte Mittel. Wie oft sind die Statthalter und die einflußreichen Mitglieder der Generalstaaten über Land gezogen um die widerstrebenden Stadträthe zu überreden; nicht selten schlossen sich auch fremde Gesandte, ein d'Estrades oder Jeannin, solcher „notablen Bezending" an, mit wohlgefüllter Börse die Mahner unterstützend. In schwierigen Fällen trat man kurzweg das unausführbare Bundesrecht mit Füßen. So ward der Friede von Münster abgeschlossen gegen den Widerspruch von Utrecht und Zeeland. So ward im Jahre 1657 der Krieg an Portugal erklärt, obgleich Friesland Nein sagte; nach dem Beginn der Feindseligkeiten berief sich sodann die Mehrheit scheinheilig auf die Utrechter Union, welche den Bundesgenossen auferlegte einander zu helfen gegen auswärtige Feinde, und nach vier Jahren schloß man Frieden gegen den Willen von Zeeland und Geldern. Ja, wenn unternehmende Männer in der Generalität saßen, dann ward zuweilen eine entscheidende That der auswärtigen Politik gewagt, ohne die Provinzen zu fragen. Ganz auf eigene Faust schloß Johann de Wit im Namen der Union die Tripelallianz von 1668, und die Flotte, welche Wilhelm den Dritten nach England führte, ward von den Generalstaaten ausgerüstet, ohne daß die edelmögenden Herren der Provinzen eine Nachricht empfingen. Eigenmächtige Schritte, die der Erfolg rechtfertigte,

während ein Mißlingen die kühnen Thäter vermuthlich auf das Schaffot geführt hätte.

So verzweifelte Mittel konnten nur in außerordentlichen Fällen wirken. Auf die Dauer wäre die Union eine willenlose Masse geblieben, wenn nicht das mächtige Holland im ruhigen Laufe der Dinge ihr seinen eignen Willen auferlegt hätte. Viermal im Jahre versammelten sich die Staaten von Holland im Haag und beriethen sorgfältig über ihre eigenen wie über alle Unionsangelegenheiten. Traten dann die Generalstaaten nebenan im Binnenhofe zu einem Beschlusse zusammen, so fanden sie bereits die Meinung Hollands fertig, wohl durchgearbeitet vor; auch pflegten die permanenten Ausschüsse, die gecommitteerden Raden, von Holland und Zeeland den Sitzungen der Generalstaaten beizuwohnen, auf daß nichts zum Nachtheil ihrer Provinzen beschlossen werde. Daher entstand unter den kleinen Provinzen sehr bald der Brauch, zunächst die Meinungsäußerung der Holländer abzuwarten, und in unbedenklichen Fällen wurden die Beschlüsse der Staaten von Holland meist wörtlich in das Protokoll der Generalstaaten aufgenommen, overgenomen, obgleich man in den Formen die Gleichheit der Provinzen ängstlich wahrte und allwöchentlich reiheum eine andere Provinz den Vorsitz führte. So wußten die holländischen Patricier den Vortheil, daß ihre Staaten mit den Generalstaaten an Einem Orte tagten, gewandt zu benutzen, und noch nützlicher ward ihnen der Einfluß des mächtigsten Würdenträgers der Union, der zugleich ihr eigener Beamter war.

Wie unsere Reichsstädte sich einen Syndicus, die holländischen Communen einen Rathspensionär hielten, so ernannte auch die Provinz Holland alle fünf Jahre einen Rechtsgelehrten — Landesadvocat, später Rathspensionär von Holland genannt — der das Recht der Provinz vertreten, in ihrem Namen das Wort führen sollte. Bescheiden, unbedeckten Hauptes saß er unten am Tische der Edelmögenden wie der Hochmögenden Herren, ohne Stimmrecht, und schrieb die Verhandlungen nieder. Doch er war ständiges Mitglied aller Ausschüsse der Staaten von Holland und der Generalstaaten, daher der kundigste Geschäftsmann, der natürliche Vermittler zwischen der Union und der mächtigsten Provinz. Er führte den diplomatischen Briefwechsel der Union und galt darum den Mächten als der Minister des Auswärtigen der Generalität. Er entwarf die Beschlüsse der Edelmögenden wie der

Hochmögenden und war der Ueberlegenheit ſicher, welche der politiſchen Sachkenntniß immerdar zukommt. Der Einfluß ſeiner Provinz hob die Würde ſeines Amtes, wie wiederum ſein Anſehen die Macht Hollands förderte; deshalb haben die Patricier von Holland zweihundert Jahre hindurch, von Oldenbarneveldt bis auf van de Spiegel, faſt durchweg bedeutende Talente zu Rathspenſionären ernannt. Alſo beſtand unter den wunderlichſten Formen eine Bundeskanzlerwürde — denn hier allerdings läßt ſich die Vergleichung mit dem norddeutſchen Bunde und dem deutſchen Reiche nicht abweiſen — ein Amt, das in kräftigen Händen einer Dictatur nahe kam und gemeinhin ausreichte der führenden Provinz das Uebergewicht zu ſichern.

Ein großer Mann war es, der durch die Macht ſeines Talents dieſem Amte und damit dem holländiſchen Patriciate eine ſo überragende Bedeutung ſchuf: Johann van Oldenbarneveldt, in Wahrheit der Stifter der Republik der Niederlande, wie Wilhelm der Schweigſame der Gründer ihrer Freiheit iſt. Aus vornehmem Geſchlechte, Ariſtokrat von Haus aus, hatte er in Leyden, Bourges, Heidelberg alle Richtungen der calviniſchen Theologie kennen gelernt und überſchaute ſie mit ſtaatsmänniſcher Kälte. Er hatte an der Seite des großen Schweigers bei dem Entſatz von Leyden gekämpft und, kaum zweiunddreißigjährig, ſchon bei jenen Verhandlungen, die zur Utrechter Union führten, entſcheidend mit eingegriffen. Zäh und feſt, klar und ſicher, von unſträflicher Redlichkeit, ſtieg er dann raſch zu den höchſten Würden der Provinz Holland empor, nahm die geſammte Leitung der auswärtigen Politik auf ſeine Schultern, ward der lebendige Mittelpunkt des Friedensſtaates der Union, reiſte unermüdlich ſechsunddreißigmal hinüber in das Feldlager der Oranier, um den Gang des Krieges zu beſtimmen. Jedermann kannte die hohe ſtattliche Geſtalt mit dem gefürchteten Stöckchen in der Hand, die ſtarken von dichtem Haar umſchatteten Züge, das ſtrenge ſtrafende Auge des ſtolzen Republikaners, das mit jedem Blicke ſagte: „lieber verheert dan verknecht, denn die Herren zeigen immer einige Schonung, die Knechte keine.“ Er hoffte auf die Vereinigung aller Proteſtanten in einer reformirten Kirche, die von der Staatsgewalt ihre Regel empfangen ſollte. Er wollte der ſtreitbaren Republik der Proteſtanten ein weites Seereich gründen, das mit ſeinen Caſtellen und Contoren alle geſegneten Küſten der Erde beherrſchen ſollte. An den politiſchen, den religiöſen, den wirthſchaftlichen Gedanken und mehr noch an dem ehrenfeſten Charakter dieſes erſten und größten der Raths-

penſionäre haben zwei Generationen der holländiſchen Regenten ſich erbaut und gebildet.

Trotz dieſes mächtigen Amtes blieb die Generalität ein gebrechliches Weſen, ſelbſt mit ihrer täglichen Nothdurft auf den guten Willen der Provinzen angewieſen. Die Union beſaß nur zwei ſelbſtändige Einnahmequellen: die Steuern der Generalitätslande und die Schiffsgelder. Den eroberten Provinzen jenſeits der Maas wurde, obgleich die holländiſche Freiheitsheuchelei nur von den geaſſocieerden Landen ſprach, die Steuerlaſt ganz nach Willkür der Hochmögenden auferlegt; und Holland beſtand darauf, daß ſie ebenſo hoch — alſo in Wahrheit höher — ſein müſſe als in dem reichen Holland, damit nicht die Unterthanen der Magiſtrate von Amſterdam und Haarlem nach dem Süden auswanderten. — Während des ſpaniſchen Krieges zahlte jeder Kauffahrer, der ſich auf hoher See durch Orlogsſchiffe begleiten ließ, eine Convoigebühr, jedes Schiff, das mit dem Feinde Handel treiben wollte, ein Licentgeld. Die Convoi- und Licentgelder beſtanden fort, auch nachdem ihr urſprünglicher Grund verſchwunden war, als ein mäßiger Finanzzoll für alle ſeewärts aus- und eingeführten Waaren — erhoben im Namen der Generalität und verwendet zum Unterhalt der Bundesmarine; daher begünſtigten die Stadträthe der Hafenplätze wetteifernd den Schmuggel, um den Handel nach ihrer Stadt zu locken. — Im Uebrigen blieb die Union angewieſen auf Matricularbeiträge, wovon Holland gemeinhin 57,1, Overyſſel 3,7 % zahlte. Die Landprovinzen murrten, nicht ohne Grund, das reiche Holland ſei zu leicht belaſtet; zahlten ſie nicht, ſo trug die Union den Schaden. Solche Anarchie ward nur dadurch erträglich, daß man ziemlich ſtreng feſthielt an der Regel: eine einmal für einen beſtimmten Zweck bewilligte Leiſtung darf nicht einſeitig zurückgenommen werden. — Auch in anderen Lebensfragen der Staatswirthſchaft behielt der Particularismus das letzte Wort. Die Provinzen verboten ſich gegenſeitig ihre Münzen, obgleich eine Münzkammer der Generalität die Oberaufſicht führte und die Münzeinheit, unentbehrlich für den Handelsſtaat, durch die Utrechter Union vorgeſchrieben war; und die gelehrten Holländer führten doch ſo gern das Beiſpiel der helleniſchen Staatenbünde im Munde, ſie wußten ſehr wohl, daß ſchon bei den Achäern der Zeus Homarios, der Gott des gleichen Geldes, gewaltet hatte.

Feierlich, wie einer Ariſtokratie in dem formenſeligen ſiebzehnten

Jahrhundert geziemte, spielten die Verhandlungen der Generalstaaten sich ab; in der Regel erschienen vierzig bis fünfzig Hochmögende, da jeder Provinz nur eine Stimme zukam, mithin die Zahl der Gesandten freigestellt blieb. Andächtiglich erzählen uns die Protokolle, wie einmal der Prinz von Wales bei den Generalstaaten eintrat, um zu klagen über das meisterlose Parlament, das seinen Vater Karl I. mißhandle; daneben stand unbedeckt Mr. Boswell, zur linken Hand des Prinzen, doch een wehnigh achterwarts gereculeert. Kam ein fremder Gesandter, so ward er in Rotterdam von einem maître d'hôtel der Generalstaaten aufgenommen und abgespeist; andern Tags empfingen ihn an der Brücke vor dem Stadtthore vom Haag zwei Mitglieder der Hochmögenden mit dreißig Staatswagen, dann hielt er seinen Einzug in der zweiten Kutsche. In der ersten natürlich saßen die beiden Hochmögenden; trug doch der niederländische Löwe seit dem Frieden von Münster eine Königskrone, dicht hinter den Königreichen und der Republik Venedig — der Königin von Cypern — war sein Platz in der Staatengesellschaft.

Von solchen anspruchsvollen Formen stach der dürftige Inhalt der Generalstaaten-Verhandlungen seltsam ab; denn da es in der Hand der Provinzen lag, jedes Geschäft hinauszuschieben — vornehmlich durch die beliebte Erklärung: wir stimmen nicht, bevor Holland, Friesland, Overyssel sich geäußert haben — so begann die Berathung der Hochmögenden gemeinhin erst, wenn die wirkliche Verhandlung schon beendet war. Nun gar zu wachsen, sich weiter zu entwickeln fiel diesem Körper ebenso schwer, wie späterhin dem deutschen Bundestage. War doch jede Provinz befugt, sogar die Besprechung eines nicht in der Utrechter Union begründeten Vorschlags von der Hand zu weisen; blieb doch selbst das natürlichste Recht der Generalität, das Recht über die Verbrechen ihrer eigenen Beamten zu urtheilen, nicht unbestritten. Wenn dennoch die Macht der Geschichte dem Bunde eine neue Aufgabe stellte, dann setzte die Union einen provisorischen Ausschuß der Generalstaaten ein, der provisorisch bis an das Ende aller Dinge fortlebte. Den Ausschüssen der Generalstaaten fiel unausbleiblich die wirkliche Arbeitslast der Union zu, da die Gesammtheit der Hochmögenden zu schwerfällig war, auch das Amtsgeheimniß nicht bewahren konnte. Hier wurden die Finanzfragen, die Marinesachen und vornehmlich (in dem Ausschuß der secretes besoignes) die auswärtigen Angelegenheiten beschlußreif. Hier zeigte der Rathspensionär seine Sachkunde, desgleichen die beiden anderen Großbeamten der Union: der Thesaurier und der

Griffier — der vielerfahrene, auf Lebenszeit angestellte Archivar, das wandelnde Geschichtscompendium der Hochmögenden.

Wer durfte Angesichts dieser chaotischen Zustände sich beruhigen bei dem Trostspruch der Regenten von Holland: ein reicher Haushalt kann Unordnungen ertragen, die einen armen zu Grunde richten? Jede Bundesverfassung trägt einen defensiven Charakter; hier aber bestand eine Union, die, durch unerhörte Triumphe in den Mittelpunkt der europäischen Händel hineingeschoben, einer rasch zugreifenden auswärtigen Politik bedurfte. Die tumultuarische Verwaltung durch Ausschüsse und Commissäre, althergebracht und erträglich in manchen der unreifen Staaten jener Epoche, reichte nimmermehr aus für dies hochgesittete Gemeinwesen, wo eine zahlreiche Beamtenschaar das verwickelte sociale Leben großer Welthandelsplätze beaufsichtigen, die höchsten Steuerlasten Europas verwenden mußte. Darum wurde die Union „der veruneinigten Provinzen" — wie Temple sie spottend nannte — von der Wiege bis zum Grabe von den Unheilsweissagungen der fremden Staatsmänner begleitet: auch ihr eigener Staatsrath klagte, es scheine ein Wunderwerk der göttlichen Vorsehung, daß dieser Staat ohne Fundamente nicht längst geborsten sei. Elisabeth und Heinrich IV., alle befreundeten Höfe bestürmten die Republik mit Ermahnungen, daß sie einen Neubau wage; Jeannin, der Gesandte des Bearners, entwarf den Plan, den Staatsrath zur leitenden Behörde, zum unabhängigen Träger der executiven Gewalt zu erheben. Lebhaft regten sich die Reformgedanken, als der zwölfjährige Waffenstillstand den spanischen Krieg unterbrach, noch lauter, als der Friede von Münster den achtzigjährigen Kampf abschloß und also in Wahrheit das Utrechter Kriegsbündniß zu Ende ging. Aber jeder Besserungsversuch scheiterte, und die Union blieb nur darum aufrecht, weil eine unfertige monarchische Gewalt einigend und schützend in den endlosen Interessenkampf der Republik eingriff — die oranische Tyrannis.

Das Uebergewicht Hollands konnte nicht zur vollständigen Hegemonie werden, denn die überragende Provinz gebot nicht über die Wehrkraft der Union — ein unerhörter Fall in der Geschichte der Staatenbünde. Wie ein geschlossener Kriegsstaat stand das Heerwesen, von den Oraniern geleitet, neben dem Friedensstaate der Edelmögenden und Hochmögenden Herren. Und seltsam, die beiden feindlichen Mächte — die Oranier und die Regenten von Holland — wirkten wetteifernd zusammen, die Union dem Einheitsstaate entgegen zu treiben: die Hol-

länder, indem ſie die Gleichheit der Bundesgenoſſen, die Grundlage alles bündiſchen Lebens, untergruben und durch die Ueberlegenheit ihrer Bildung, ihrer Wirthſchaft ein einiges Volksthum erzogen — die Oranier, indem ſie die Souveränität der Provinzen zu zerſtören trachteten.

Moritz von Oranien bewahrte noch die faſt vollſtändig vollzogenen Urkunden, welche ſeinem Vater die erbliche Grafenwürde von Holland und Zeeland übertrugen. Doch nach Wilhelm's Ermordung hatten die beiden Provinzen, wie geſagt, die Souveränität wieder an ſich genommen und dem jungen Prinzen nur die Statthalterſchaft übertragen — unter dem Oberbefehl des Landvogts Leiceſter. Auch als Leiceſter von dannen zog, erlangte der Statthalter die Gewalt nicht wieder, die ihm in der königlichen Zeit zugeſtanden: er war nicht mehr Vertreter des Landesherrn, ſondern Beamter ſeiner Provinz, vereidigt den Provinzialſtaaten, die jetzt ſelber die Landeshoheit in Handen hielten — darum auch nicht im Stande das Schiedsrichteramt zwiſchen den Provinzen auszuüben, das die Utrechter Union den Statthaltern als den Stellvertretern des Königs übertragen hatte. Ueberdies wählte ſich Friesland, und zumeiſt auch Groningen, ſeinen Statthalter regelmäßig aus den Nachkommen Johann's von Naſſau; die Hauptlinie der Oranier konnte nur in fünf oder ſechs Provinzen, doch niemals während des ſiebzehnten Jahrhunderts in der geſammten Union das Statthalteramt erlangen. Trotzdem blieb das verſtümmelte Amt eine unentbehrliche Klammer des Gemeinweſens, zugleich ein Ueberreſt der alten und der Keim einer neuen Monarchie. Die ſieben Pfeile, die der Löwe der Union in ſeiner Pranke ſchwang, gehörten nicht nothwendiger zu ihm als das Orangeband, das die Pfeile zum Bündel vereinigte.

Der Statthalter war Generalcapitän ſeiner Provinz, er übte die Oberaufſicht über den geſammten Gang des Staatslebens, vornehmlich der Rechtspflege. Er ernannte in vielen Städten, wo nicht die Regenten dies alte Grafenrecht uſurpirt hatten, die ſtädtiſchen Behörden, entweder kurzweg aus der Geſammtheit der Vroedſchappen oder aus Candidatenliſten, die ihm die Stadt vorlegte; da und dort ſchlug er auch ſelber dem Stadtrath einige Namen vor. Wer irgend zu leiden hatte unter dem herriſchen Krämerſtolze der Regenten, fand bei den Oraniern Schutz und Schirm: der kriegeriſche Landadel und das Heer, die Bauern und die kleinen Handwerker — der geſammte Demos der Union. Jedes Kind im Lande wußte von den jungen Helden, die bei Mook und Heiligerlee gefallen, jeder Handwerksburſch beſchaute im Prinzenhofe

zu Delft das Loch in der Mauer, wo die Kugel einſchlug, die Wilhelm den Alten erlegte; und jetzt kam Jahr für Jahr die Kunde, daß aber- und abermals ein Prinz mit wehendem Orangehelmbuſch als Sieger, in zegepraal, in eine Feſte der Spanier eingezogen ſei. Dann flaggten die Orangebanner, die Schützengilden hielten ihren Rundmarſch, auf der Bruſt ein geöffnetes Herz mit einer Orange darin; der kleine Mann ſchmückte ſeinen Hut mit der geliebten Farbe und rief das alte Oranie boven! In den Landprovinzen, wo die demokratiſchen und militäriſchen Kräfte noch etwas galten, fanden die Oranier eine Stütze ihrer Macht und ein Gebiet ſegensreichen Wirkens. Während in Holland jeder Fortſchritt der Volkswirthſchaft die Herrſchaft der Regenten befeſtigte, die altväteriſchen Handwerksgilden verfielen, Stadt und Land dem Klaſſenintereſſe des Großhandels und des Großgewerbes gehorchten, blieb in dem ſchwerfälligeren Leben der Landprovinzen noch lange das Zunftweſen nach deutſcher Weiſe aufrecht. Dorf und Stadt, Kleinbürger und Kaufherr hielten hier einander noch die Wage, hier war noch Raum für die gleichaustheilende Gerechtigkeit der Monarchie, und wirklich gelang den Statthaltern, in der Rechtspflege und Verwaltung der Landprovinzen heilſame Milderungen durchzuſetzen, welche der holländiſche Regent dem Jan Hagel kalt verſagte.

So entſtand den Oraniern eine Macht, die durch neue Arbeit täglich neu erobert werden wußte. Es war ein Verhältniß höchſtperſönlicher Art, zu anſpruchsvoll für die Beamten einer Republik, zu unſicher für ein Fürſtengeſchlecht — vergleichbar allein mit der Stellung, die einſt das Strategenhaus der Barkiden neben dem Rathe von Karthago behauptete. Und ſtätig wie in dem Geſchlechte der Hamilkar und Hannibal vererbte ſich die Herrſcherkraft und die Familienpolitik des oraniſchen Ahnherrn auf die Söhne und die Enkel; ſie lebten alle, wie der Wahlſpruch Friedrich Heinrich's ſagt, patriaeque patrique. Wie ſtaunten die Regenten von Holland, als der mißachtete kleine Prinz Moritz einem Spinola und den erſten Feldhauptleuten des Jahrhunderts die Spitze bot, und nun Schlag auf Schlag die großen ſtrategiſchen Pläne ſich enthüllten, die unter ſeiner hohen Denkerſtirn langſam gereift waren! Dann wuchs Friedrich Heinrich heran, des Schweigers jüngſtes Kind, der Enkel Coligny's, dem die leichte galliſche Lebensluſt aus den Augen lachte, und auch er ward ein Staatsmann und ein Schlachtendenker und ſaß des Abends in ſeinem Zelte über Cäſar's Commentarien.

Daneben der Friese Wilhelm Ludwig, der gelehrte Gründer der Hochschulen von Franeker und Groningen, der dem jungen Moritz die schwere Weisheit der Mathematiker des Alterthums erklärte, und jener Johann Moritz von Nassau, der für die westindische Compagnie das weite Brasilien eroberte, bis die Krämer von Amsterdam entdeckten, daß sein hoher Gehalt die Actien drücke. Die Oranier gaben einer Welt, die nur Rechte der Fürsten kannte, das glorreiche Beispiel fürstlicher Pflichterfüllung; und gleichwie vormals Emanuel Philibert von Savoyen und andere Große des Auslands in dem Staate der siebzehn Provinzen die Grundsätze verständiger Wirthschaftspolitik kennen gelernt hatten, so ward jetzt der oranische Hof eine Fürstenschule für protestantische Prinzen. In dem Feldlager Friedrich Heinrich's lernte unser großer Kurfürst, was es heiße zu regieren „für Gott und das Volk". Wie alle großen Feldherren jenes Jahrhunderts, denen oblag ein Söldnerheer zu organisiren, eine kostspielige verwickelte Heeresverwaltung zu leiten, so verstanden auch die Oranier von Grund aus die Kunst der Wirthschaft, sie erwarben ein königliches Vermögen. Auf dem Friedenscongresse von Münster verhandelte Friedrich Heinrich für sich und sein Haus, Macht gegen Macht, mit der Krone Spanien. Sein Sohn freite die Königstochter von England, ein fürstlicher Hofstaat prunkte um Seine Hoheit im Haag; nach seinem Tode wurden die Kriegsthaten des Eroberers von Herzogenbusch in dem Oraniesaale des „Hauses im Busch" durch pomphafte Wandgemälde verherrlicht. Kein Wunder wahrhaftig, daß die Edelmögenden die Köpfe schüttelten: die große Begabung der Oranier bedrohe den Frieden der Republik. In dem Glanz und Ruhm dieses Hauses, in seinen alten unvergessenen Erbansprüchen lag eine übermächtige Versuchung auch für den lautersten Ehrgeiz.

Die Familienpolitik der Oranier ergab sich von selbst aus ihrer Feldherrnstellung. Jene wunderliche Halbheit, welche die gesammte Verfassung der Union beherrschte, waltete auch in ihrem Heerwesen. Obwohl die Generalstaaten zuweilen ein Schweizerregiment oder eine andere fremde Söldnerschaar von Bundes wegen in Eid und Dienst nahmen, die Provinzen andererseits niemals förmlich verzichteten auf ihr angebliches Recht eine selbständige Truppenmacht zu halten, so blieb doch Regel, daß das Bundesheer zugleich den Generalstaaten und den einzelnen Provinzen diente. Jede Provinz übernahm den Unterhalt eines bestimmten Corps, jedes Regiment leistete einen zweifachen

Fahneneid, an ſeine „Betaalsheeren“ und an die Hochmögenden; nahm die Truppe Garniſon in einer anderen Provinz, ſo ſchwor ſie dort zum dritten male den Regenten des Staates und der Stadt. Ein Glück, daß wenigſtens das wichtige Recht der Patente — das Recht die Garniſonen des Heeres zu beſtimmen — der Generalität allein vorbehalten blieb. Aus allen Militärgeſetzen der Union ſpricht der hoffärtig-feige Haß des Krämers gegen die armen Teufel, die nichts zu Markte bringen als ihr Herzblut. Kein Offizier durfte in den Generalſtaaten erſcheinen; in den Feſtungen war der Bürgermeiſter Gouverneur, dem militäriſchen Commandanten vorgeſetzt. Zog eine neue Kriegsgefahr herauf, ſo hieß es trocken an der Börſe zu Amſterdam: dann kaufen wir uns einige deutſche Fürſten. Jeder Statthalter führte als Generalcapitän die Truppen, die ſeine Provinz bezahlte; ward einmal, was ſelten gelang, ein Oranier zum Oberbefehlshaber des geſammten Unionsheeres ernannt, ſo blieb ſein Verhältniß zu dem Generalcapitän der Frieſen und Groninger rechtlich zweifelhaft. Die Feldherren ſtanden, gleich den Condottieren der Venetianer, unter der unmittelbaren Aufſicht des Kaufmannsadels; Mitglieder der Generalſtaaten verweilten als Feldeputirte im Hauptquartier, berechtigt, je nach dem Wortlaut ihrer Inſtructionen, den Gang des Feldzugs im Großen zu überwachen oder auch zu jedem einzelnen Unternehmen ihr Nein zu ſprechen. Unaufhörlich zogen die Ordonnanzen mit Anfragen nach dem Haag, zuweilen kamen auch die Generalſtaaten alleſammt in das Lager hinüber; Deputirte der Provinz, die zum Kriegsſchauplatz diente, verſtärkten den bürgerlichen Kriegsrath. Ein tollkühner Eifer überkam dann und wann die militäriſchen Pfuſcher: jener verwegene Einfall in Flandern, der zu dem unfruchtbaren Siege von Nieuport und ſchließlich zum Rückzug führte, ward unternommen auf Befehl der Hochmögenden, gegen den Willen der Oranier. Oefter noch warfen die Ritter von der Feder dem General ihre Krämerbedenken in den Weg.

Nur ein Heer, das ſechzig Jahre lang, eine Welt für ſich, im Lager ſtand, vermochte ohne arge Zerrüttung der Mannszucht ſolchen Uebermuth des Bürgerthums zu ertragen; nur dieſe gelaſſenen oraniſchen Seelen, ſo glücklich gemiſcht aus rechnender Kälte und feuriger Thatkraft, fanden den Weg zum Siege durch ſo viel Streit und Afterweisheit hindurch. Als Friedrich Heinrich ſich einmal mit einem verwegenen Plane trug, da bat er nach langem vergeblichen Gezänk beſcheiden ſeine Feldeputirten, ſie ſollten noch einmal in Haag perſönlich Rath

einholen; sobald die Hochmögenden davonfuhren, blies man Alarm im Lager, und der kühne Zug begann.

Das Feldherrngeschlecht lebte und webte in den Ideen einer großen Kriegspolitik; sein Lebelang hoffte Moritz auf eine gemeinsame Erhebung der protestantischen Welt gegen die spanische Monarchie. Alltäglich geärgert und gehemmt durch den Eigensinn der souveränen Betaalsheeren wurden die Oranier unvermeidlich die Vorkämpfer der Staatseinheit. Sie wollten die Generalstaaten zur souveränen Centralgewalt erheben, durch die Stimmenmehrheit der Landprovinzen den Widerstand des friedensseligen holländischen Patriciats brechen. Durften sie doch, da die Ernennung vieler Stadtmagistrate in ihrer Hand lag, immer auf einen starken Anhang unter den Hochmögenden rechnen. Auch in dieser Union, wie in allen Staatenbünden, begegnet uns jene widersinnige und so leicht erklärliche Erscheinung: die Centralgewalt, die ja nur das dienende Organ der Provinzen sein sollte, zeigte zuweilen einen selbständigen Willen. Wie in dem deutschen Bundestage, dem Geiste der Bundesgesetze zuwider, mehrmals Parteien entstanden, welche allein aus der persönlichen Gesinnung einzelner Bundesgesandten entsprangen, so bildete sich auch in den Generalstaaten eine starke unitarische Richtung. Auf lange Jahre oder auf Lebenszeit angestellt, im täglichen Verkehr mit dem oranischen Hofe, gewohnt für wichtige Fragen „das hochweise Advies" Seiner Hoheit einzuholen, wurden viele der Hochmögenden durch ihre Berufsarbeit selber gezwungen, das Ganze höher zu stellen als den Theil, das Ansehen der Union gegenüber ihren eigenen Auftraggebern zu vertheidigen.

Dergestalt erwuchs aus den mannichfachsten Gegensätzen der große Streit der Staatenpartei und der Statthalterpartei. Vielherrschaft und Staatseinheit, Regentenallmacht und Demokratie, Welthandel und europäische Politik, Wissenschaft und Heldenthum, See und Land, großes und kleines Capital rangen mit einander in einem hochtragischen Kampfe, der das Leben dieses Staates war, der die Republik erschütterte, aber auch sie nährte — ein Quell des Hasses und doch der Einheit. Nicht der Canton stritt hier festgeschlossen gegen den Canton, wie in der Schweiz, der Riß der Parteiung ging durch alle Provinzen. Wie der holländische Demos zu den Oraniern stand, so hielt auch in den Landprovinzen eine Staatenpartei zu den Regenten von Holland; der bürgerliche Kampf selber befreundete den Holländer mit dem Geldersmann, den Friesen mit dem Zeeländer. Die Frage

hieß nie: Union oder Zerfall? — sie lautete nur: feste oder losere Einigung?

Der religiöse Kampf, die Verschiedenheit des Glaubens und der Kirchenpolitik, griff auch in diese, wie in alle Parteibildungen des siebzehnten Jahrhunderts bestimmend ein. Die Masse des Volks hing treu an dem strengen calvinischen Dogma; hier war ein Glaube, zweifellos, rund und fertig, ein demokratisches Bekenntniß, das auch in Schottland und Amerika für den mühseligen und beladenen kleinen Mann allezeit ein Stecken und ein Stab geblieben ist. Die furchtbare Lehre von der Vorherbestimmung unterscheidet nicht Hoch und Niedrig, nicht die Starken und die Schwachen im Geist. Wer auserwählt ist durch Gottes Gnade, schreitet sicher durch das Leben, wie ein Gaul, dem die Augen geblendet sind, denn „welche der Herr berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht." Dieses Glaubens voll hatten die Bürger von Haarlem und von Leyden auf ihren Wällen gefochten. Er empfing auf niederländischem Boden durch die Dordrechter Synode seine feste dogmatische Gestaltung, er bewahrte unleugbar am treuesten die ursprünglichen Gedanken der Reformation — jene erhabenen Lehren des Augustin, von denen einst Luther ausging — und durchdrang hier das gesammte Volksleben so übermächtig, daß auch die Katholiken sich ihm nicht entziehen konnten, auch Jansenius und die Utrechter „altrömische" Gemeinde an augustinischen Ideen sich begeisterten. Jener alttestamentarische Zug, der überall den strengen Calvinismus bezeichnet, war den gottseligen Domine's der niederländischen Gomaristen so scharf aufgeprägt, daß sie oft von der Kanzel herab die Holländer als den neuen Stamm Juda, die Kinder Abraham's als die nächsten Glaubensverwandten der rechtgläubigen Protestanten priesen. Solche Gefühle erwiedernd hielt die Judenschaft Mann für Mann zu der oranischen Partei. Die Oranier selber wurden allesammt durch ihre demokratische Politik an den Glauben des Volks gefesselt, einige auch durch ihren Charakter. Mit welcher dämonischen Macht mußte nicht die Prädestinationslehre auf mathematische Köpfe wirken, auf Männer, die in starker Seele den fatalistischen Glauben des Helden trugen!

Unter den Gelehrten der Staatenpartei dagegen herrschte die eklektische Lehre der Arminianer. Duldsam zugleich und aristokratisch ließ Arminius dem Denker noch einen Weg offen, durch eigene Kraft den Himmel zu erobern. Ueber einzelnen lichten Häuptern dieses

Kreises ſtrahlt ſchon der helle Tag moderner Humanität. Ich bekenne mich zu keiner Confeſſion, ſchrieb Coornhert, weil ich in keiner die Liebe finde. Eine Welt von kühnen Ideen, Milton's Lehre von der kirchlichen Freiheit und die Anfänge der evangeliſchen Union ſollten dereinſt an die Gedanken der Arminianer ſich anſchließen. Doch nur einzelne unter den Söhnen des Jahrhunderts der Religionskriege vermochten die Idee der Duldung in ſo vornehmem Sinne zu faſſen. In der Mehrzahl der holländiſchen Regenten iſt ein ſkeptiſcher Zug unverkennbar, jene hoffärtige Herzenskälte, die aus den Worten Oldenbarneveldt's ſpricht: „Nichts wiſſen iſt der ſicherſte Glaube.“ Kein Zufall wahrlich, daß der Dichter Vondel durch ſeinen arminianiſchen Haß gegen den Glaubensernſt der Calviniſten ſchließlich zur römiſchen Kirche hinübergetrieben wurde. Ungleich wichtiger als der dogmatiſche Streit war den Regenten die Kirchenhoheit, das Recht der hohen Obrigkeit in Kirchenſachen, das der Arminianer Uytenbogaert in einem gelehrten Tractate erwies. Die Edelmögenden wollten auch in Glaubensſachen ihre Staatskirche beherrſchen, ſie verboten den Predigern wider die Arminianer zu eifern, weil die Streitfrage „unbedeutend“ ſei — während das gläubige Volk in den Niederlanden, in Frankreich und am Rhein die Berufung einer allgemeinen Synode verlangte, die kraft kirchlicher Autorität den Glaubensſtreit beendige. Am letzten Ende läuft die Duldſamkeit der Patricier hinaus auf die Bequemlichkeit des Krämers, der Frieden haben will in ſeinem Geſchäft.

Und krämerhaft wie ihr Glaube war auch die Staatsgeſinnung der Regenten. Mit ſeltenem Talent und ſeltenem Cynismus hat dies Mancheſterthum des ſiebzehnten Jahrhunderts ſein eigenes Bild gezeichnet in der Schrift „Hollands Intereſt“, die Peter de la Cour unter den Augen ſeines Freundes Johann de Wit um 1662 ſchrieb.*) Ein volkswirthſchaftliches Genie, geſchult in den grandioſen Verhältniſſen des Welthandels, verkündet hier, hundert Jahre vor Adam Smith, die Lehre der freien Concurrenz. Unbedingte Handelsfreiheit, Aufhebung aller Monopole, aller Zunft- und Bannrechte wird gefordert, der Haß der Zeitgenoſſen wider die Wucherer als ein Pöbelwahn verſpottet. Auch die ſchrankenloſe Freiheit des Glaubens und der Preſſe vertheidigt der Holländer mit einer Kühnheit, die dieſen bürgerlichen Herrenſtand

*) Bekannter iſt eine ſtark umgeſtaltete franzöſiſche Bearbeitung unter dem Titel Mémoires de Jean de Wit. Regensburg 1709.

neben dem monarchiſchen Adel anderer Länder faſt wie eine Demokratie erſcheinen läßt und ſchon manchen oberflächlichen Leſer an miltoniſche Gedanken erinnert hat. Wenn nur nicht die materialiſtiſche Weltanſchauung de la Cour's durch eines ganzen Himmels Weite getrennt wäre von dem Idealismus Milton's! Gerade dieſen Geiſt hat der Dichter des Verlorenen Paradieſes mit grimmigem Haſſe geſchildert in dem gemeinſten aller Teufel, dem Mammon. Die Staatslehre des Grotius, welche — ein rechtmäßiges Kind dieſes Bodens — den Staat entſtehen läßt aus dem freien Vertrage, aus der Willkür der Einzelnen, wird von de la Cour nach den Geſichtspunkten des Kaufmanns weitergebildet; unverſehens rücken unter den Händen des Patriciers die moraliſchen Perſonen der ſtädtiſchen Regentſchaften an die Stelle der natürlichen Perſonen. Einſtimmigkeit der Herren Staaten in Kriegsſachen iſt natürlichen Rechtes, denn kein Dritter darf ohne meine Zuſtimmung über mein Leben verfügen. Daß der Jan Hagel ſo zu ſagen auch zu den Menſchen gehörte und doch bei den Kriegsbeſchlüſſen der Edelmögenden nicht gefragt ward, kommt dem freiheitseifrigen Regenten gar nicht in den Sinn. Eine gute Regierung beſteht, wo der Vortheil der Regenten mit dem Vortheil ihrer Städte zuſammenfällt, die beſte alſo in ſtädtiſchen Freiſtaaten, wie Tyrus, Karthago, die Hanſa, bevor ſie dem Joche der Monarchen ſich beugte, und jene blühenden Handelsrepubliken, die unſer Seemann in den Meeren des Oſtens auf Banda und Amboina entdeckt hat. Nur kaufmänniſche Regenten verſtehen den Nerv des Gemeinweſens, den Handel, zu pflegen und den Bankrottirer, wie ihm gebührt, als den gefährlichſten der Frevler, als einen Majeſtätsverbrecher zu beſtrafen. Der Monarch lebt dahin in Saus und Braus, in den eitlen Freuden des Kriegsruhms, Offiziere und Müßiggänger umlagern ſein Ohr, er fürchtet und hemmt den Reichthum fleißiger Communen; und nun wird die lange Tyrannenreihe des Alterthums, Tarquinius und Phalaris, in's Feld geführt. Das alles mit jener ſchonungsloſen Heftigkeit der Sprache, welche der freien Preſſe Hollands immer eigen blieb; wir meinen Johann de Wit zu ſchauen, wie er dem ſchreibenden Freunde über die Schultern blickt und ſein alltägliches Abendgebet murmelt: de furore monarcharum libera nos domine!

Doch ſobald dieſer ſtolze Republikaner das Gebiet der auswärtigen Politik betritt, dann fällt er aus allen Himmeln ſeiner Ideale hernieder in die platt armſeligen Empfindungen einer bütendrehenden Härings-

seele. Klagen, nichts als Klagen über das viele, viele Geld, das der Krieg verschlingt: „Besser ein Friede mit Beschwerlichkeit als ein Krieg mit eitel Gerechtigkeit.“ Was soll, ruft er endlich, der grimme Leu auf unserem Wappen? Eine Katze wahrhaftig ziemte besser dem friedfertigen Staate des Handels. Mit gleicher Naivität sind die Herzensgeheimnisse des stillvergnügten Krämerthums wohl nur noch einmal ausgeplaudert worden: in jenem Briefe Benjamin Franklin's, der — in derselben witzelnden Weise wie de la Cour — seinen Yankees empfiehlt, den unnützen, räuberischen, weltbürgerlichen Adler aus ihrem Wappen zu verdrängen und den nützlichen, friedfertigen, amerikanischen Truthahn an die Stelle zu setzen. Und ist unser Liberalismus etwa berechtigt zu spotten über jenen bedeutenden Kopf, in dem Geist und Thorheit so dicht bei einander lagen? Geht nicht dieselbe seltsame Verbindung von wirthschaftlicher Einsicht und politischer Feigheit wie eine erbliche Krankheit durch alle Parteibildungen des modernen Bürgerthums hindurch? Haben wir schon vergessen, daß beim Anbruch des deutschen Krieges sehr moralische, sehr gebildete, sehr patriotische deutsche Zeitungen unserem Staate alles Ernstes riethen, Oberschlesien und Hohenzollern an Oesterreich preiszugeben, weil der Krieg mehr Menschen verschlingen werde, als in den beiden Landschaften wohnen?

Einem so gehaltreichen und so verwickelten Parteikampfe gegenüber mußte das Urtheil von Mit- und Nachwelt oftmals unstät schwanken. Lange Zeit beherrschten die Staaten als die literarisch mächtige Partei das Urtheil des Auslands. Die Schriften des Grotius, die Tendenzdramen Vondel's verherrlichten den Bürgermuth der Republikaner; das Lob, das Spinoza den weisen Regenten von Holland spendete, bestach die Gelehrten. Noch bedeutsamer wurde für die öffentliche Meinung des achtzehnten Jahrhunderts Wagenaar's gelehrtes Geschichtswerk — eine rechte Augenweide für den abstracten Tyrannenhaß der neuen Aufklärung. Oranische Publicisten, ein Luzac oder Pestel, kamen kaum daneben auf. Erst in unseren Tagen, nachdem der Erfolg für die Statthalter-Partei entschieden hat, herrscht unter den Holländern die oranische Geschichtsauffassung vor, von Koenen und vielen Anderen mit Mäßigung, von dem hochverdienten alten Groen van Prinsterer mit calvinischem Glaubenseifer vertreten. Der deutsche Historiker vollends nimmt unwillkürlich Partei für die Oranier. Denn wie soll ein Preuße kalt bleiben bei dem Kriegsruhm, der die Helden

von hundert Schlachten ziert? wie darf er hart reden von dieſem Hauſe, das allein in den Niederlanden für Macht und Freiheit unſeres Vaterlandes noch ein Verſtändniß hegte? In der That, wer ſich nicht durch den großen Namen „Republik“ in den Rauſch einer unbeſtimmten Begeiſterung hineintreiben läßt, der muß bekennen, daß das höhere Recht, der moderne Staatsgedanke auf Seiten der Oranier ſtand. Die Regenten behaupteten den Generalſtaaten gegenüber die Libertät der mittelalterlichen Stände, die Freiheit vom Staate, ihren Unterthanen gegenüber die unbedingte Herrſchaft, während die Oranier in der Union wie in den Provinzen die moderne Idee der Freiheit im Staate verfochten. Wunderlicher hat nie ein großer politiſcher Kopf geirrt als Mirabeau, da er in ſeinem flammenden Pamphlete **sur le stadhouderat**, aus dem Wagenaar ſchöpfend, den harten Ariſtokraten Johann de Wit verherrlichte und die Oranier verdammte, welche doch wie Mirabeau ſelber für das Ideal der demokratiſchen Monarchie kämpften.

Schauen wir vergleichend hinüber nach den verwandten Kämpfen Englands, ſo müſſen wir unzweifelhaft die Stuarts und die holländiſchen Republikaner auf die eine, die Oranier und das Parlament auf die andere Seite ſtellen. Der Glaube an die Unantaſtbarkeit der Obrigkeit von Gottes Gnaden wurzelte nicht feſter in den Herzen der Stuarts als in der Seele jenes Johann de Wit, der ſchroff den Königsmord der Briten verdammte und offen geſtand, er würde die Empörung gegen Philipp von Spanien nie begonnen haben. Wie der oraniſche und der puritaniſche Demos beide glaubenseifrig zu dem ſtrengen Calvinismus ſtanden, ſo entſprach auch die Staatskirchentheorie der Edelmögenden durchaus dem Wahlſpruch der Stuarts: no bishop no king. Ein gleicher Anlaß bewirkt in beiden Ländern den erſten gewaltſamen Zuſammenſtoß der Parteien: die Souveräne erdreiſten ſich, gegen den Willen der Nation ein ſtehendes Heer zu halten — nur daß ſolche Willkür in England als Despotismus, in der Union als Particularismus erſcheint. In beiden Staaten führt der erſte Kampf zu dem gleichen Ende — zu der Hinrichtung Oldenbarneveldt's durch Moritz von Oranien, der Verurtheilung Karl's I. durch ſein Parlament — und beide Blutthaten erwecken in der unterwürfigen europäiſchen Welt dieſelbe Empfindung des Abſcheus. Dies Jahrhundert, das für den Gedanken der Herrſchaft ſchwärmte wie die Gegenwart für das Ideal der Freiheit, ſah mit frommem Schauder, wie Obrigkeiten durch

Unterthanenhand gerichtet wurden. Nur ein zufälliger Umstand, die Familienverbindung der Stuarts und der Oranier, verschob dann für kurze Zeit die natürliche Stellung der Parteien. Hingerissen von dem Hasse gegen die jetzt verschwägerten Fürstengeschlechter, erscheinen die Regenten von Holland eine Weile als Bundesgenossen der englischen Republik, als „Libertins", bis endlich durch Wilhelm III. das gesunde Verhältniß sich wiederherstellt, die Oranier abermals für die Rechte des englischen Parlaments eintreten.

Doch mit alledem ist ein abschließendes Urtheil über dies Parteileben noch nicht gefunden. Innerhalb des hocharistokratischen Staates konnte der Gegensatz von Aristokratie und Demokratie sich nicht rein ausbilden; beide Parteien erscheinen wie Schattirungen derselben Grundfarbe, auch auf oranischer Seite stehen Regenten, die in oligarchischem Dünkel mit ihren Gegnern wetteifern. Und weiter, worin liegt denn der Weltruhm dieser Republik begründet? Doch sicherlich in ihrem fesselosen Handel, in ihrer freien Wissenschaft — und eben diese modernen Mächte vertrat dieselbe Staatenpartei, die für die ständische Libertät kämpfte. Nur die Schwäche der Centralgewalt, die anarchische Selbständigkeit der kleinen Gemeinwesen vergönnte den socialen Kräften diese freie Bewegung, die eine Monarchie im siebzehnten Jahrhundert nimmermehr gewähren konnte. Die durch Hollands Beispiel erhärtete und von allen Nationalökonomen der Epoche, auch von dem Deutschen Becher festgehaltene Behauptung, daß nur in Stadtstaaten der Handel seine höchste Blüthe erreiche, war für jene Zeit keineswegs unrichtig. Und sind nicht die Oranier erst durch ihre rechtlich unklare Stellung gezwungen worden zu einer Anspannung der Thatkraft, die ein Monarch, im gesicherten Besitze der Macht, sich gern erspart? Wie wir auf beiden Seiten tapfere, tief überzeugte Männer, die Besten der Nation, finden, bei den Oranischen den Seehelden Tromp, bei den Staatischen den großen Ruyter, so darf auch das historische Urtheil nur sagen: der Kampf der beiden Parteien entsprang nothwendig aus dem Wesen dieses Staates, die eine wie die andere konnte nicht vollständig und auf die Dauer siegen, ohne durch ihren Triumph die Lebensinteressen der Republik zu schädigen.

In der That ward, so lange die Union blühte, ein dauernder Parteisieg niemals errungen. Die Freundschaft, welche lange den Prinzen Moritz mit dem Führer der Staaten von Holland, dem ehrenfesten Oldenbarneveldt, verbunden hatte, begann sich zu lockern, sobald in

Amsterdam das Verlangen nach einem Waffenstillstand laut wurde. Die Oranier widersprachen mit vollem Rechte: der Kampf war noch nicht ausgefochten, selbst der Handel von Holland verdankte sein Aufblühen den Siegen der Kriegsflotte. Nach einem mit höchster Leidenschaft geführten Federkriege, der das ganze Jahr 1608 erfüllt, bringt die Meinung der Holländer durch, der zwölfjährige Stillstand wird abgeschlossen. In den Tagen der Waffenruhe bricht dann der kirchlich-politische Hader aus. Die Staaten von Holland weigern sich die große Synode der allgemeinen reformirten Kirche anzuerkennen, sie begünstigen kraft ihrer Kirchenhoheit die arminianische Richtung und beschließen endlich, da die Union ihnen entgegentritt, daß ihre Truppen allein den Betaalsheeren gehorchen, ihre Communen durch städtisches Kriegsvolk, Waardgelders, sich schützen sollen. Beide Theile beschuldigen einander der Neuerung, beide mit guten Gründen, da der traurige Unionsvertrag keine klare Entscheidung giebt. Da schreitet Moritz ein, begrüßt von dem Jubel des rechtgläubigen Volks, er entwaffnet die Stadtsoldaten, verändert die Magistrate der widersetzlichen Städte. Ein Gerichtshof, von den Generalstaaten berufen, verurtheilt den greisen Oldenbarneveldt als einen Rebellen gegen die Union zum Tode — kraft sehr zweifelhafter Rechtstitel, doch ebenso fest von seinem Rechte überzeugt, wie jenes Tribunal, das dem meineidigen Stuart den Kopf vor die Füße legte. Nicht minder fest als der Gerichtshof glaubte der Verurtheilte an sein Recht. Ihr Männer, rief er vom Schaffot herunter, wähnet nicht, daß ich ein Landesverräther sei; ich habe aufrecht und redlich gehandelt als ein guter Patriot! — Die arminianischen Gelehrten irrten, wenn sie voraussagten, der Oranier werde wie einst Pipin der Kirche dienen, damit die Kirche ihn zum Könige erhebe. Selbst nach dem blutigen Trauerspiele von 1618 blieb die fürstliche Vollgewalt den Oraniern unerreichbar, und der leere Name der Monarchie reizte den nüchternen Sinn des Siegers nicht. Die Arminianer behaupten sich in der Kirche von Holland, die alte Unionsverfassung wird nicht verbessert, Moritz begnügt sich mit einem gesteigerten persönlichen Einfluß und muß noch am Abend seines Lebens oft schmerzlich erfahren, daß Einfluß nicht Regierung ist.

Unter der Statthalterschaft des milden Friedrich Heinrich sodann erlebt die Republik die goldenen Tage der Macht, des Reichthums, des literarischen Ruhmes — in derselben Zeit, da die Strafe über die Trägheit der deutschen Protestanten hereinbricht. Während das alte

Deutſchland ſich verblutet in einem verſpäteten Kriege, der wohl den grimmigen Glaubenshaß, doch nicht die idealen Gefühle der Reformationszeit wieder heraufbeſchwört, ſteht die junge Union, durch langen Kampf geſtählt, in ſtolzer Sicherheit aufrecht. In allen Schenken klingt das Jubellied: „Piet Hein, zyn naam is klein, zyn daad is groot, hy hefft gewonnen de zylverne vloot.“ Dann folgt das glückliche Jahr 1629, das Jahr der glänzenden Landſiege des Statthalters. Ein Jahrzehnt darauf verſetzt Tromp durch die große Seeſchlacht im Canal der ſpaniſchen Flotte den letzten, tödlichen Stoß. In der frohen, verſöhnlichen Stimmung dieſer großen Zeit wird ein erſter, beſcheidener Schritt zur Monarchie hinüber gewagt: fünf Provinzen übertragen durch die Acte van Survivance dem Sohne Friedrich Heinrich's die Anwartſchaft auf die Statthalterwürde des Vaters.

Doch bald bricht der alte Zwiſt wieder aus: der Ruf nach Frieden erklingt abermals an der Börſe von Amſterdam. Vergeblich warnt Friedrich Heinrich die Union, nicht durch einen treuloſen einſeitigen Friedensſchluß den mächtigen Verbündeten, Frankreich, zu beleidigen. Die Staatiſchen triumphiren, der Friede von Münſter wird abgeſchloſſen (1648), und ſofort beginnt Holland eigenmächtig ſeine Truppen zu entwaffnen. Da ſchaaren ſich die übrigen ſechs Provinzen, auch einige Städte von Holland ſelbſt, um die diesmal unzweifelhaft verletzte Bundesverfaſſung und um den neuen Statthalter Wilhelm II., den feurigſten, ſtolzeſten Sohn des erlauchten Geſchlechts. Wilhelm's Truppen ziehen gen Amſterdam, die Metropole demüthigt ſich, der Prinz erklärt ſeinen „bysonderen goeden Vrunden“, den Herren von Amſterdam, daß er ihnen einen neuen Magiſtrat einſetzen müſſe. Doch auch diesmal, wie 32 Jahre zuvor, ward der Sieg der Oranier nicht ernſtlich ausgebeutet, die Bundesverfaſſung nicht verändert, und welche hochfliegenden Pläne immer der junge Fürſt in ſeinem ehrgeizigen Haupte hegen mochte — er ſtarb plötzlich dahin im Augenblicke des Triumphes (1650). „Da liegt der Ochſe im Salze,“ rief der Dichter Vondel; die Staaten von Holland jubelten, denn ihr Tag brach an. Doch das Geſtirn der Republik neigte ſich zum Niedergange.

Wie war es möglich, daß unter einer solchen Verfassung, in diesem ewigen Ebben und Fluthen der Parteiung, ein glorreiches Gemeinwesen blühte? Die unseligste Folge der Kleinstaaterei, die Verkümmerung der Volksseele in engen Verhältnissen, konnte hier nicht aufkommen, weil und so lange die Union die erste der protestantischen Mächte war. Während der Holländer in der Schule seines Communallebens eine praktische Staatsbildung empfing, welche so nur noch in England erworben werden konnte, erschloß sich ihm zugleich der weite Gesichtskreis der Weltpolitik. Hier politisirte Jedermann, in keiner Sprache der Erde ward der Name „Staat" so häufig und in so mannichfacher Bedeutung gebraucht. Derweil das lutherische Deutschland schlummerte, England nur ab und zu aus seiner Zurückhaltung sich herauswagte, Frankreich aber, antispanisch in der Politik, katholisch im Glauben, aus einer falschen Stellung in die andere schwankte, behauptete die Union unwandelbar ihren Platz auf der äußersten Linken gleichsam der Staatengesellschaft und verdiente sich also das Lob Paolo Sarpi's: die Staaten allein sind ein wirklicher Fürst, entschlossen, kühn, königlich. Mag die Republik den Hugenotten helfen oder von ihnen Beistand empfangen, mag sie selber auf deutschem Reichsboden die Spanier aufsuchen oder den Pfälzer Friedrich ermuthigen, daß er nach der böhmischen Krone greife — immer, mit sehr seltenen Ausnahmen, hält sich die Vorkämpferin des Protestantismus getreulich auf dem Wege, der steil, doch klar erkennbar vor ihr liegt. Noch lange nachdem sie ihre Unabhängigkeit errungen, pflegt sie die alte Freundschaft mit Genf, der Mutterstadt ihrer Kirche; sie läßt dort Bibeln drucken, um unter den griechischen Christen das Evangelium zu verbreiten, sie unterstützt die leidenden Glaubensgenossen in Irland, ermuntert die Waldenser auszuhalten bei ihrer uralten ehrwürdigen Ketzerei. Jener vielbesprochene „große Plan" Heinrich's IV., der der Republik einen so glänzenden Platz auf der umgestalteten Karte Europas verhieß, muß freilich heute zu den Fabeln geworfen werden; doch auch die wohlbeglaubigten Actenstücke der Epoche bezeugen, daß jede europäische Macht gezwungen war mit der Union zu rechnen.

Was dieser kleine Staat in der Welt bedeutete, erhellt schon aus seiner geographischen Stellung. Er trat für einige Jahrzehnte in die Lücke ein, welche, Dank der Trägheit der deutschen Protestanten, in der Mitte des Welttheils klaffte; er ward, was Deutschland sein sollte, das Bindeglied zwischen den beiden Staatensystemen des Südwestens und

des Nordostens, die noch unverbunden, selten sich verschlingend, neben einander standen. Seine Gedanken umspannten die Welt. Nur im Haag und in Madrid verstand man die Politik im großen Stile, überall wo Menschen wohnten, maßen sich die beiden Feinde. Bald schlugen sie in den indischen Meeren, bald an der belgischen Grenze. Jetzt trachtete Spanien das lutherische Schweden dem Polenkönige zu unterwerfen und also die Ostsee den Schiffen der Ketzer zu sperren; dann, nach den Triumphen Tilly's und Wallenstein's, erwachte der Plan, dicht vor den Thoren der Republik, im Jahdebusen, einen Kriegshafen der Habsburger zu gründen.

Also von den Händeln aller Welt berührt, spann der Rathspensionär von Holland die Fäden weitverzweigter internationaler Verbindungen; dicht gedrängt lagen in der Griffie die goldenen und silbernen Büchsen, welche die Staatsverträge der Union bargen. Die diplomatische Kunst, von je her die Stärke aristokratischer Staaten, wurde hier zur Virtuosität, da das innere Leben der Union selber nur durch diplomatische Verhandlungen in Fluß gehalten ward. Der staatische Gesandte galt in der Welt, wie der von Venedig, als das Ideal des Diplomaten. In der That fand die Politik des siebzehnten Jahrhunderts, die unter pedantischen Formen die wildesten Leidenschaften des Hasses und der Herrschsucht verbarg, sehr getreue Vertreter in diesen feierlichen, zugeknöpften, unablässig wühlenden und heischenden Mynheers, für deren Briefe Oldenbarneveldt's Vorschrift galt: Ein genauer Bericht soll Euch statt guten Stiles angerechnet werden. Trocken, unschön, ganz entblößt von jenem Zauber plastischer Kunst, der die Berichte der Venetianer schmückt, bleiben die Actenstücke der staatischen Gesandtschaften durch Sachkunde und scharfe Beobachtung dem Historiker unschätzbar; und erst wenn einst die Familienarchive der holländischen Regentengeschlechter sich alle geöffnet haben, werden wir die erstaunliche Menge diplomatischer Talente, welche der Republik dienten, ganz übersehen. Der Haag wurde die große Sternwarte für den politischen Himmel des Welttheils; selbst die beiden Linien des Hauses Habsburg traten, als die Unabhängigkeit der Niederlande anerkannt war, bald in diplomatischen Verkehr mit der Union. Um den Gesandtencongreß der Hochmögenden lagerten sich die Gesandten aller fremden Länder, um diese wieder eine Wolke von Abenteurern und Gelegenheitsmachern.

Und da nun Papst und Kaiser, die Standessitten der lateinischen Ritterschaft, kurz Alles, was sonst der Roheit kämpfender Völker Maß und Schranken setzte, jetzt vor dem himmelstürmenden Trotz einer

neuen Zeit sein Ansehen verloren hatte, so mußte sich hier, im Mittelpunkte der modernen Staatengesellschaft, auch zuerst das Bedürfniß regen nach neuen Regeln für den Verkehr der Völker. In Holland ward die Wissenschaft des Völkerrechts geboren; voll Bewunderung grüßten die Edelsten der Zeitgenossen, ein Gustav Adolf, ein Milton, ihren Grotius als den ersten Pfadfinder der Idee in einer Welt der Gewaltthat und der Lüge. Und wie einst die Juristen Roms von dem vagen Begriffe ihres jus gentium zu dem noch unbestimmteren des jus naturale gelangten, so ward auch der Holländer durch die Consequenz des Gedankens weiter getrieben. Zugleich mit der Völkerrechtslehre entstand das Naturrecht. Alte Ideen, die seit Luther's Tagen in der protestantischen Welt gährten, zu einem Systeme zusammenfassend, versuchte Grotius aus der Vernunft, aus der geselligen Natur des Menschen die unwandelbaren Gesetze für Staat und Gesellschaft abzuleiten. Auch in unseren, dem Joche dieser Doctrinen längst entwachsenen Tagen soll dem Naturrecht der Ruhm unverkümmert bleiben, daß sich auf seinem Boden die gesammte politische Gedankenarbeit zweier reicher Jahrhunderte auferbaut hat. Die Wiege des Völkerrechts aber blieb durch lange Jahre seine Heimath. Von Grotius bis herab auf Wicquefort, den geriebenen Kenner des Gesandtenbrauchs, führten die Holländer das große Wort in der internationalen Publicistik; selbst als die Macht der Republik zu sinken begann, ward das Urtheil des Seerechtslehrers Bynkershoek und der fleißigen Leydener Juristen noch mit Achtung gehört.

Die praktische Politik jedoch, welcher die tugendhaften Schriften der holländischen Gelehrten dienten, war in Wahrheit die verkörperte Selbstsucht. Die ratio status, die kalt und unbedenklich nach dem Vortheil greifende Staatsraison des siebzehnten Jahrhunderts, ward hier mit höchster Unbefangenheit, mit der Gewissensruhe des Krämers ausgeübt. Preisgegeben von den natürlichen Bundesgenossen, hatte die Union in den Tagen der Noth allein durch eigene Kraft sich behauptet; jetzt zu der Stellung einer Großmacht aufgestiegen, vergalt sie der Welt Gleiches mit Gleichem. Den Verbündeten treulos zu verlassen ward fast zur Regel unter den Edelmögenden von Holland; auf den Frieden von Münster folgten die noch weit schmachvolleren Separatfrieden von Nymwegen und Ryswick. Die deutschen Diplomaten des siebzehnten Jahrhunderts sprechen von der gewerbmäßigen Untreue der Generalstaaten wie von einem unwandelbaren Naturgesetze. Unter den Ein-

drücken dieſer ſtaatiſchen Politik erdachte Spinoza jene furchtbare Lehre: „Ein Vertrag zwiſchen Völkern beſteht, ſo lange ſeine Urſache beſteht: die Furcht vor Schaden oder die Hoffnung auf Gewinn.“ Mochte der Oranier Moritz von der Befreiung der Welt träumen und Friedrich Heinrich hoffen, die ſpaniſche Macht gänzlich hinauszuſchleudern aus allen Gebieten dieſſeits der Alpen und Pyrenäen — der kühle politiſche Verſtand der Regenten von Amſterdam hatte längſt erkannt, daß die Größe der Republik am letzten Ende auf der Schwäche ihrer Nachbarn ruhte, auf den bürgerlichen Wirren, den unfreien Geſetzen, welche die Entfaltung der überlegenen Kräfte Deutſchlands, Englands, Frankreichs darniederhielten. Solche Unmündigkeit der Nachbarvölker zu verewigen ward jetzt die Aufgabe.

Für uns die Freiheit, gegen Andere das Monopol, — das iſt der wahre Sinn jener mit Freiheitsphraſen prunkenden Politik, deren Gleißnerei uns noch mehr empören würde, wenn nicht, wie die Welt lag, das Monopol der Holländer unleugbar der geſammten europäiſchen Geſittung Gewinn gebracht hätte. Die Schrift des Grotius über das mare liberum führt den vielſagenden Nebentitel: de jure quod Batavis competit ad Indiana commercia. Ihr Kernſatz: „Nach Völkerrecht haben alle Menſchen die Freiheit mit einander Handel zu treiben“ wird praktiſch dahin ausgelegt: die Holländer ſegeln frei in alle Welt, ſelbſt in die Häfen der Feinde, ſie nehmen auch bei ſich daheim die Kauffahrer aller Länder gaſtlich auf, weil ſie Repreſſalien fürchten und den Nutzen der Handelsfreiheit für ihr eigenes Land unbefangen würdigen; dafür ſuchen ſie im Auslande durch jedes Mittel die fremden Concurrenten zu verdrängen.

Die Holländer hatten einſt die Freiheit des Sundes im Kampfe mit den Oſterlingen durchgeſetzt; jetzt beſtürmen ſie unabläſſig die däniſche Krone, daß ſie den Sund der engliſchen Flagge verſchließe, den Schwedenkönig, daß er die Kupferausfuhr nach Spanien verbiete. Wo irgend an dem weiten atlantiſchen Küſtenſaume eine neue Anſiedelung ſich erhebt, ſei es auch nur eine Feſte der Brandenburger in Guinea, da jammert Mynheer überlaut ob der unerhörten Verletzung holländiſcher Freiheit und ruht nicht, bis er den Nebenbuhler vertrieben hat. Mit heiliger Entrüſtung empfing man im Haag die Schrift Selden's mare clausum, welche der engliſchen Krone das Recht der Herrſchaft über die narrow seas zuſprach, und zur ſelben Zeit blokirten die Staaten ein Menſchenalter hindurch die flandriſche Küſte, erklärten für gute Priſe jedes neu-

trale Schiff, das auch nur von ferne an das feindliche Land herankam. Im Kriege mit England untersagen die Generalstaaten den Briten sofort jeden Handelsbetrieb; sie vertheidigen auf allen Staatencongressen den Grundsatz „die Flagge deckt die Waare", und sobald die beiden jetzt verbündeten Seemächte an Frankreich den Krieg erklären (1689), wird den Neutralen der Verkehr mit Frankreich gänzlich verboten. Voll frommen Eifers verlangt die Republik, daß in dem baltischen Meere, wo Holland viele kleine Barken fahren läßt, die Seeräuberei durch die vereinte Kraft der Ostseemächte vernichtet werde. Doch die Befriedung des Mittelmeeres wünscht Holland nicht, da sie nur fremden Nationen zu gute kommen würde: die wenigen großen schwer gerüsteten Straetvarders, die wir durch die Straße von Gibraltar schicken — so gesteht de la Cour unbefangen — sind stark genug sich selber zu beschützen. Als die Hochmögenden dennoch endlich durch einen Vertrag mit Algier sich der Barbareskennoth entledigten und Hamburg wünschte in den Vertrag mit aufgenommen zu werden, da hieß es kurzab: der Abgang des Geschäfts in Hamburg gereicht uns zum Vortheil. Ja, der tief eingeweihte Martin Schoock faßt trocken die Aufgabe staatischer Politik dahin zusammen: wir müssen unsere Lage in der Mitte des Welttheils ausbeuten, um den gesammten europäischen Handel an uns zu reißen, deshalb vor Allem verhindern, daß der Osten und der Westen sich vereinige, daß Skandinavien und Hamburg jemals über die Nordsee hinaus Handel treiben. Nicht blos den freien Handel, auch das freie geistige Leben des Welttheils wollte der Kaufmannsstaat allein auf die Mündungen des Rheines beschränken. Amsterdam zitterte bei dem Gedanken, daß in Antwerpen und Gent die kirchliche Duldung aufkommen könne; und schwer besorgt schrieb Peter de Groot, Hugo's Sohn, seinen calvinischen Gebietern aus Stockholm, das lutherische Schweden stehe im Begriff den Calvinisten Duldung zu gewähren: wie unerträglich, wenn alsdann die Arbeitskräfte aus Holland nach Schweden auswandern!

Schwerlich wäre diese Politik der nackten Selbstsucht mit so naiver Plumpheit hervorgetreten, wenn sie nicht gleichsam ein Uebungsfeld für straflose Gewaltthaten gefunden hätte in den nächsten Nachbarlanden der Union: dem feindlichen Belgien, dem herrenlosen Deutschland. Das unglückliche Flandern, das nur durch Waffengewalt zu Spanien zurückgeführt worden, mußte büßen für die Verrätherei der Wallonen. Längst verödet durch die vieljährige Blokade ward der herrliche Hafen von Ant-

werpen seit dem Münsterschen Frieden von Rechts wegen ein Binnengewässer; die Staaten sperrten die Schelde sowie alle ihre seewärts führenden Nebencanäle und übten diese beispiellose Bedrückung mit der Unerbittlichkeit des Kaufmanns, also daß sich in Belgien allmählich ein ungeheures Capital des Hasses aufsammelte, das im neunzehnten Jahrhundert seine Zinsen trug.

Auch den Deutschen ward jetzt zehnfach, hundertfach vergolten, was sie einst an den Niederlanden gesündigt. Mit höhnischer Verachtung sah der Holländer auf das große Mutterland hernieder; nichts schien ihm lächerlicher als die Zumuthung, daß er zurückkehren solle zu dem heiligen Reiche — diesem Skelett, dieser Chimäre, wie Johann de Wit zu sagen pflegte. Und leider ist gerade dieser Kaltsinn gegen das Vaterland ein echt deutscher Zug, der auch in der Schweiz und im Elsaß uns begegnet, ein Beweis mehr für das deutsche Blut der Holländer. Doch aus den vormals deutschen Stämmen war wirklich eine neue Nation geworden, wohl berechtigt, ihre schwer erkaufte Unabhängigkeit zu behaupten. Was konnten der zerfahrene deutsche Staat, die von französischen Pensionen prassenden rheinischen Fürsten diesem seegewaltigen Volke bieten? Nicht blos unserem Reiche, auch dem einzelnen Deutschen galt die Geringschätzung des Holländers. Wie die englische Sprache den Namen Dutch allein auf die Niederländer beschränkte, so prahlte man wohl in Utrecht und Leyden, der Holländer allein stamme in gerader Linie von Hermann und den Helden der germanischen Wälder, der Oberdeutsche sei nur ein verkommener Bankert. Und freilich, in sehr bescheidener Gestalt betrat unser Landsmann gemeinhin den Boden der Union. Allsommerlich zogen die Schaaren der Hollandsgänger aus Westphalen herbei, um für die reichen Nachbarn das Gras zu mähen, und in Amsterdam sammelten sich die Abenteurer aus allen deutschen Gauen, um in den hochgehenden Wogen dieses großen Handelslebens ihr Glück zu suchen. Dem holländischen Geldprotzen schien der deutsche „Muff“ gerade gut genug zum Söldnerdienst in den Fiebergarnisonen Ostindiens, unser Land aber sollte dem Handel der Union als Absatzgebiet, ihrer Vertheidigung als Barriere dienen.

Obwohl der Name Barriere erst im spanischen Erbfolgekriege auftauchte und die Diplomaten jener Zeit sich abmühten diesen neuen Begriff, dies obex et repagulum, in schulgerechtem Latein wiederzugeben, so reicht doch der Gedanke der Barrierenpolitik bis in die Anfänge der Union hinauf. Kaum hatte sie ihr eigenes Gebiet den Spaniern ab-

genommen, so trachtete sie darnach, ihre Grenzen zu decken durch eine Kette vorgeschobener Posten, durch staatische Garnisonen in deutschen und belgischen Festungen. Und wie viele Handhaben bot nicht die Armuth, der ewige Unfriede des deutschen Lebens den Uebergriffen geschäftiger Kaufleute! Bald erbat sich ein deutscher Fürst Vorschüsse von den Herren Staaten; dann wartete Mynheer geduldig, berechnete bedachtsam Zins und Zinseszins, um endlich das verfünffachte Capital mit gerechter Entrüstung zurückzufordern und staatische Truppen zur Sicherstellung in das Land des Schuldners zu legen. Auf solche Weise ward Kurbrandenburg während eines halben Jahrhunderts wegen der Hoefyserschen Schuld von den Staaten mißhandelt. Bald haderte ein Nachbarfürst mit seinen Ständen, und die Union sendete Truppen in's Land, in der Regel zum Schutze der ständischen Libertät, doch je nach Umständen — wie in Ostfriesland — auch zum Besten des Landesherrn. Dazu gewährte der unendliche Streit um Jülich-Cleve mannichfachen Anlaß zur Einmischung, schlimmstenfalls blieben die Holländer auch ohne jeden Rechtsvorwand in ihren Barriereplätzen. Also unterlag der gesammte Nordwesten des Reichs der Willkür der Krämerrepublik. In dem kurkölnischen Rheinberg, dem wichtigen „Paß am Rhein", erhoben Zollwächter der Union, unter dem Schutze staatischer Kanonen, den unleidlichen Flußzoll. Durch dasselbe Mittel ward in Mastricht, der Feste des Lütticher Bischofs, der Maashandel beherrscht; auch auf der Ems sperrte den Verkehr eine staatische Zollstelle, gedeckt durch die Moorfestungen im Bourtanger Lande. —

Die Barrierenpolitik entsprang nothwendig aus der Kampfweise, welche auf dem Kriegstheater der Niederlande sich ausgebildet hatte. Sobald man nicht mehr um die eigene Stadt, um Hof und Heerd kämpfte, genügten auch die Schützengilden der Bürger nicht mehr. Das staatische Kriegsvolk bestand fortan lediglich aus Söldnern. Nicht aus der Welt, die ihn umgab, aus der Geschichte des Alterthums vielmehr schöpfte Spinoza den großen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, den er zuerst der modernen Welt verkündigte. Deutsche Protestanten aus Nord und Süd, Schotten und Engländer, Hugenotten und polnische Dissidenten drängten sich in den Stab der Oranier. Das Heer bewahrte trotzdem in den großen Tagen der Republik einen nationalen Charakter, da das Feldherrenhaus, von einem Stamme niederländischer Offiziere umgeben, die Truppen mit seinem eigenen Geiste zu erfüllen wußte und die zahlreichen deutschen Söldner, nach unserer alten Unart,

ſich willig dem ſelbſtbewußten fremden Volksthum unterordneten. Harte Kriegsartikel und mannichfache Maßregeln der Vorſicht ſicherten den Staat vor dem Uebermuthe ſeiner Söldner: man zahlte pünktlich reiche Löhnung und ließ beim Garniſonwechſel die Truppen meiſt wohlverwahrt zu Schiff auf den Canälen reiſen. Auch im Kriegsweſen erſcheint die Union als ein Bahnbrecher neuer Zeiten. Ihre Armee wurde das erſte großartig ausgebildete ſtehende Heer des Welttheils, ein Vorbild für alle anderen, vornehmlich für das brandenburgiſch-preußiſche Heer. Das oraniſche Lager blieb durch ein halbes Jahrhundert die hohe Schule für die Feldherren Europas; der Feſtungskrieg, der wichtigſte Theil der Kriegskunſt jener Tage, erhielt durch Moritz und Friedrich Heinrich feſte Geſetze.

Der Charakter eines Staates ſpiegelt ſich ſtets getreulich wieder in den Formen ſeines Heerweſens. Artillerie und Genie, die beiden großer Capitalkräfte bedürftigen techniſchen Waffen, haben ihre Verwandtſchaft mit dem bürgerlichen Gewerbfleiß nie verleugnet, ſie blieben ſeit den Tagen Karthagos immer der Liebling der Handelsſtaaten. Bei der Belagerung von Steenwyk (1592) begrüßten ſich noch einmal die alte und die neue Zeit, phantaſtiſche Ritterehre und rechnende Kriegswiſſenſchaft: laut ſpotteten die Spanier von den Wällen herab über den feigen Feind und ſeine bäuriſchen Waffen, als Moritz ſeine Truppen, für zehn Stüver den Tag, mit dem Spaten in den Laufgräben arbeiten ließ. Doch der modernen Waffe blieb der Sieg, und kaum ein Jahrzehnt ſpäter, bei der vielbewunderten Belagerung von Oſtende, wetteiferten beide Theile in den Künſten des Minenkriegs. Streng methodiſch ging Moritz zu Werke, nach den Grundſätzen, die der gelehrte Simon Stevinus in dem „Eigentlichen und vollkommenen Bericht vom Waſſerbau“ aufgeſtellt hatte; ein mathematiſcher Lehrcurſus, an der Leydener Hochſchule für das Heer eingerichtet, bildete ihm ſeine Ingenieure. Und die neue Kunſt blieb heimiſch in den Niederlanden, von Moritz und Wilhelm Ludwig bis herab auf Coehorn, von jenen Erſtlingsverſuchen vor Steenwyk bis zu dem fürchterlichen Bombenkriege, der auf dieſem Boden zuerſt die Städte heimſuchte. Jahraus jahrein tobte der Kampf vor den Wällen kleiner Plätze, deren Namen heute längſt verſchollen ſind; die Reiterei bedeutete wenig, ſie bildete nur ein Achtel, höchſtens ein Fünftel des Heeres. Das ganze Gebiet der Republik glich einer weiten Feſtung, im Innern gedeckt durch wohlgeſicherte Waſſerlinien, an den Grenzen durch die großen Außenwerke

Sluys, Herzogenbusch, Nymwegen; die Barrierepläße endlich vervollständigten das Defensivsyſtem. —

Wenn die Barrierenpolitik der Union bei den Nachbarvölkern viele gehäſſige Erinnerungen wachrufen muß, ſo bezeichnet dagegen die maritime Entwickelung der Republik einen großen, preiswürdigen Fortſchritt des Menſchengeſchlechtes. Freilich, was der Staat ſelber für dieſe glänzendſte Seite des niederländiſchen Lebens that, blieb immer mangelhaft. Die Kriegsmarine auf den Ertrag der Schiffsgelder anzuweiſen, war allerdings ein geſunder Gedanke; ſo erhielt die Kriegsflotte ſelbſtändige Einnahmen, ſie ruhte unmittelbar auf ihrem natürlichen Boden, auf dem Gedeihen der Handelsflotte. Trotzdem brach auch hier die Erbſünde dieſes Staates, die Unſicherheit des öffentlichen Rechtes, durch. Fünf Admiralitätscollegien — drei holländiſche in Amſterdam, Rotterdam und im Norderquartier, dazu die beiden von Middelburg und Harlingen — ſollten das Marineweſen leiten: ſchwerfällige Körper von gegen 60 Räthen, ſo verbiſſen in ewigem Hader, daß die vorgeſchriebenen jährlichen Verſammlungen der geſammten Admiralität lange unterbleiben mußten. Die Admirale und Schouts by Nacht galten zwar als Offiziere der Generalität, doch ſie leiſteten allein ihrer Provinz den Eid, und auch ſie litten, wie die Feldherren, unter dem Mißtrauen der Regenten, wurden oft gezwungen, Deputirte der Hochmögenden mit an Bord zu nehmen. Doch über alle dieſe lächerlichen Inſtitutionen ſtürmte das ſeemänniſche Genie, die kecke Wageluſt des Volkes hinweg, ſo oft es galt die Ehre der vergötterten Flagge zu vertheidigen. Dann ward ganz Holland ein ungeheures Schiffswerft, dann ſtrömten die Matroſen zu den Werbecapitänen, und wie ſchnell ließen ſich nicht die zahlloſen kleinen Kauffahrer in behende Kaper, die großen Mittelmeerfahrer mit ihren im Barbareskenkampfe geſtählten Schiffsvolk in Orlogsſchiffe umwandeln! Die alſo raſch und planlos gebildeten Flotten, die ſelten mit der Zahl, faſt niemals mit der Größe der feindlichen Schiffe wetteifern konnten, begannen tollkühn ſogleich das Entergefecht, den Geſchützkampf aus nächſter Nähe: keine Marine der Welt hat ſo viele Flaggenoffiziere im Nahgefecht verloren wie die ſtaatiſche.

Und mußte nicht die Luſt am Seekriege zur nationalen Leidenſchaft werden in einem Volke, das ſeinen Reichthum, ſeine ganze Weltſtellung weſentlich den Großthaten der Flotte verdankte? Der Kaperkrieg, den die Waſſergeuſen begonnen, ward, ſo lange der Kampf mit

Spanien währte, rührig weitergeführt; zuweilen warf der Seeraub in einem Jahre der Union drei Millionen Ducaten ab. Zugleich fuhr der holländiſche Kauffahrer mitten im Kriege ungeſtört in die ſpaniſchen Häfen, und die Union gewährte ihm gern Licente: ſie begriff, daß dieſer unerhörte Handel die wirkſamſte Waffe gegen Spanien bot. In der That erklärt allein die wirthſchaftliche Ohnmacht des Weltreichs den glücklichen Ausgang des Kampfes; denn jedes Tau und jeder Anker, deſſen der katholiſche König für ſeine Flotte bedurfte, ward ihm von den Holländern verkauft, und daß die Rechnungen der Ketzer nicht an übertriebener Beſcheidenheit krankten, war in der Ordnung. So lernte Holland, wie der Krieg den Krieg ernährt; Spanien allein bezahlte die Koſten des ungeheuren Ringens. 1800 Millionen Livres hat die Krone an die Bändigung der ſieben Provinzen gewendet, die ungeheuren Opfer vollends, die Spaniens Volk gebracht, entziehen ſich jeder Berechnung. Wohl empfand der Hof des Escorial bitter dieſe ſchimpfliche Abhängigkeit von dem Handel der Rebellen, doch erſt nach Jahren (1584) wagte Philipp II., die Häfen ſeines Stiefkindes Portugal der ketzeriſchen Flagge zu verſchließen, und erſt ſein Nachfolger dehnte das Verbot (1599) auch auf Spanien ſelbſt aus.

Der Schlag fiel zu ſpät. Die Holländer, erprobt in den kecken Fahrten des langen Piratenkrieges, warfen ſich alsbald gradeswegs auf die Kolonien der Spanier und Portugieſen, um im indiſchen Archipel mit dem Säbel in der Fauſt die köſtlichen Waaren des Oſtens zu holen, die ihr Kaufmann bisher in dem Stapelplatze Liſſabon friedlich erhandelt hatte. Es war, als ob auf ein Signal des katholiſchen Königs der Damm zerſtochen ſei, der die aufgeſammelte Thatkraft des kleinen Volkes bisher noch in Schranken hielt. Alle die verwogenen Geſellen, denen der wilde Kampf am Lande allzu gemächlich ging, ſtürzten ſich in die wilderen Abenteuer des Seekrieges. Seit hundert Jahren erſt kannte unſer Geſchlecht die Majeſtät des Oceans, da wagte Houtmann eine Seefahrt, wie die Welt noch keine ſah. Kraft jener alten vom Papſte beſchloſſenen Theilung der Meere gehorchten jetzt, da Portugal und Spanien unter Einem Herrn vereinigt waren, alle Küſten Afrika's und Aſiens dem König von Spanien, und wo die Flagge der Portugieſen nicht aufgehißt war auf einer Feſtung am Strande, da hauſten ungaſtliche Barbaren oder glaubenseifrige Muhamedaner. Nirgends eine Stelle für den ketzeriſchen Fremdling, wo er landen, in Frieden raſten konnte. So ſegelten dieſe Holländer durch viele Tauſende von

Seemeilen, fünfzehn Monate lang, immer auf hoher See, bis endlich die Küste von Java in Sicht kam (1596); dann führten Niederländer und Portugiesen, wie kurz vorher Portugiesen und Araber, auf den Meeren des Ostens den unversöhnlichen Nationalkrieg weiter, der im fernen Abendlande begonnen hatte. Die kleine Nation verstand den Vortheil zu benutzen, der dem Emporkömmling im Kampfe mit dem Reichen zusteht: sie durfte Alles wagen, da nur der Gegner etwas zu verlieren hatte. Den Eingeborenen die Küsten Asiens zu entreißen hätte sie schwerlich vermocht, doch sie erntete jetzt, wo der Feind gesäet: sie fand die Kraft der Orientalen bereits durch die portugiesischen Eroberer halb gebrochen vor, und wußte schlau den grimmigen Haß der Unterworfenen gegen die Zwingherren auszubeuten.

Währenddem zogen Jahr für Jahr waghalsige Entdecker aus den Häfen Hollands aus, um einen sicheren, vom Feinde nicht beherrschten Weg nach der Heimath der Gewürze zu suchen: die Einen südwestwärts, die Küsten Amerikas entlang und dann durch die Inselwolken der Südsee; die Muthigeren gen Norden, in dem festen Glauben, daß sich bei den Polarlanden Europas und Asiens eine nordöstliche Durchfahrt finden müsse. Kühner hat nie der Mensch mit den Mächten der unwirthlichen Natur gerungen, als in jenen Tagen, da die Heemskerk, Linschoten, Barendsz bei Spitzbergen und Nowa Zembla tweers door't ys zu steuern versuchten. Staunenswerthe Leistungen für diese Tage der unentwickelten Seefahrt: galt es doch noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts für wohlfeiler und sicherer, von Marseille nach Rouen auf den Flüssen und den weiten Umwegen des unvollständigen französischen Canalsystems zu fahren statt auf hoher See.

Auf die Conquista der iberischen Völker folgte jetzt der zweite glänzende Abschnitt des Zeitalters der Entdeckungen: die Staaten- und die Prinzenflagge machten die Runde um den Erdkreis. Fern von der Heimath, inmitten des gewaltigen Wettkampfes, den die Völker der weißen Rasse jenseits des Oceans um die Herrschaft der Erde kämpfen, flammte der Nationalstolz der Europäer stets in höchster Leidenschaft auf. Wer sich erinnert, mit welchem Entzücken unsere Landsleute in Neuyork, in Singapore, in Buenos-Ayres, freudiger als die kaltsinnigen Volksgenossen daheim, das erste deutsche Orlogsschiff auf der Rhede begrüßten, der mag ermessen, wie stolz dem Holländer damals

die Seele ſchwoll, da der fünfte Welttheil den Namen einer niederländiſchen Provinz empfing, da die Südſpitze Südamerika's getauft ward nach der Vaterſtadt ihres holländiſchen Entdeckers, und droben am Nordpol ein Staateneiland, nahe dem Südpol ein zweites lag. Minder phantaſtiſch, doch nicht minder ſelbſtbewußt als weiland die Weltmeerritterſchaft der Conquiſtadoren zogen die neuen Seebeherrſcher daher. Auf der unheimlichen Fahrt zwiſchen den finſteren Felſenmaſſen der Magalhaens-Straße, die einſt dem erſten Entdecker erſchienen war wie der Eingang zur Hölle, ſtifteten die verwogenen holländiſchen Schiffer den Orden vom ungebändigten Löwen und verſchworen ſich, die Waffen Niederlands dahin zu tragen, wo der Hispanierkönig ſeine Schätze ſammelt. Zur ſelben Zeit errang ſich ihr Landsmann Huygen den erſten Platz unter den nautiſchen Schriftſtellern: die Seekarten der Holländer und das Seemannshandbuch Wagenaar's blieben bis tief in das achtzehnte Jahrhundert die Lehrmeiſter für die Schiffahrt aller Völker.

Die Ueberlegenheit, welche die niederländiſche Geſittung gegenüber der deutſchen damals unzweifelhaft behauptete, wird am ſicherſten veranſchaulicht durch das eine Wort: die Entdeckung des indiſchen Seewegs und der neuen Welt ward für Holland ſchon im ſiebzehnten, für uns erſt im neunzehnten Jahrhundert zur Wahrheit. Wie die Fremden von den Kaufherren Amſterdams erzählten: ſie ſind Fürſten und ſpotten der Könige — ſo wuchs auch auf der ſtaatiſchen Flotte ein unzähmbares Geſchlecht heran, ſicher des Sieges gegen eine Welt von Feinden, Mann für Mann würdig der Grabſchrift, die in der Alten Kirche zu Amſterdam dem Seehelden van der Hulſt geſetzt ward:

hier ruſt hy, die niet ruſten kon,
eer hy zyn vyant overwon.

Den Deutſchen, der jener Zeiten denkt, übermannt oft die beſchämende Erinnerung, wie kläglich das Volk der Hanſa dem Meere ſich entfremdet hatte, wie ganz verhockt wir ſaßen in der Enge des binnenländiſchen Lebens: nur Wallenſtein träumte noch den unmöglichen Traum einer mitteleuropäiſchen Seemacht, die niemals deutſch ſein konnte. Darum ſollen wir doch des Dankes nicht vergeſſen, den die Geſittung der Menſchheit jenen Seelöwen vom Niederrhein ſchuldet. Die Entdeckung Amerikas war der letzte große Triumph der alten Kirche; die erſten Conquiſtadoren durchglühte noch jene Kreuzfahrerbegeiſterung, die

in dem Lande der Maurenkriege niemals ganz erloſchen war. Daß dies romaniſch katholiſche Weſen nicht für immer die Herrſchaft behauptete in den Pflanzungſtaaten der weißen Raſſe, daß das Weltmeer heute den Germanen gehört, den Proteſtanten — dies ganz unſagbare Glück danken wir der glorreichen Flagge der Ketzer von Holland. —

Von allen den Gebieten, die dies Banner überſchattete, war keines köſtlicher als „unſer Oſt.“ Da lag ſie ſtrahlend zwiſchen den fünf Meeren des Oſtens, die traumhaft ſchöne Welt der Sunda-Inſeln, der reichſte Strich der Erde, den alle Reiche der Natur mit ihren prächtigſten Wunderbildungen ſchmücken. Hier allein, in feucht-heißer Luft, reifen die herrlichſten der Gewürze, Muskatnüſſe und Gewürznelken; der König der Bäume, der Waringin, ſpannt ſein ungeheures Laubgewölbe zu weiten Bogengängen aus; ohne Stengel und Wurzeln ſprießt die bunte Wunderblume aus der Erde; ein Geſchlecht goldglänzender Vögel niſtet in den Zweigen der Akazienwälder, das Einhorn und der ſchwarze Tiger birgt ſich in undurchdringlichem Röhricht; in majeſtätiſchen Vulkankegeln arbeitet noch das unterirdiſche Feuer — und über all dieſer Pracht funkeln Nachts die ſchönſten der Sterne, Kreuz und Skorpion. Das Durcheinanderwogen von Völkertrümmern, das überall den Orient von den geſchloſſenen nationalen Staatskörpern des Abendlandes unterſcheidet, erſcheint hier in den oſtindiſchen Meeren geſteigert bis zur höchſten Zerriſſenheit des Völkerlebens. Ein vielſprachiges Gewimmel, bunter noch als das Völkergemiſch in Stambul, treibt ſich handelnd und raubend durch die Häfen der Inſelwelt, nothdürftig zuſammengehalten durch die lingua franca des Archipels, die malaiiſche Sprache: Malaien und Javanen, Bengaleſen und Araber, dazwiſchen, ſie alle überliſtend, die Juden des Oſtens, die Chineſen. In dieſe zerſpaltene Welt trat der Holländer hinein, gefürchtet als der Ueberwinder des unüberwindlichen Portugieſen, und gründete ein Kolonialreich, das mit ſeinen Inſeln und Meerengen einen größeren Flächenraum bedeckte als das Feſtland Europas und in Wahrheit einen ſechſten Welttheil umfaßte, der unabhängig neben Aſien ſtand.

Kecke Freibeuter, zumeiſt im Dienſte der Handelsgeſellſchaft van Verre, einige auch Kaper auf eigene Fauſt, hatten zuerſt den Kampf um Java, „den Garten des Archipels“, aufgenommen. Nun benutzte der geriebene malaiiſche Handelsmann die vielſeitige Nachfrage, um den

Preis ſeiner Gewürze in die Höhe zu treiben, während in Amſterdam durch das geſteigerte Angebot der Markt beengt ward. Doch bald begriff der kaufmänniſche Scharfſinn der Holländer, daß ſo gewagte Unternehmungen einer großen Geldmacht bedurften, welche die langſame, erſt nach zwei Jahren erfolgende Erneuerung des Capitals ertragen konnte und, indem ſie zahlreiche Speculationen zugleich begann, die eine durch die andere verſicherte. So entſtand die für jene Zeit wohlbegründete Meinung, nur eine große alleinberechtigte Handelsgeſellſchaft könne die Seekarawanen, welche die gefahrvolle Fahrt gen Indien wagten, beſchützen, die Züge der kaufmänniſchen Eroberer nach feſtem Plane leiten. Im Jahre 1601 genehmigten die Hochmögenden die Stiftung der oſtindiſchen Compagnie; und die neue Handelsmacht wurde nächſt ihrer weſtindiſchen Schweſter der furchtbarſte Feind des ſpaniſchen Reiches, für die Handelsgeſellſchaften aller Völker das vielbeneidete Vorbild. Wie eine Gotteslästerung erſchien es der katholiſchen Welt, daß der kleine Ketzerſtaat, nur zwanzig Jahre nachdem er ſeinem König abgeſchworen, auch nach den höchſten Rechten des Papſtes griff und ganze Hemiſphären zu verſchenken wagte: alle die unermeßlichen Gebiete zwiſchen den Südſpitzen Afrikas und Amerikas ſollten der Compagnie gehören, ſo weit ihr gutes Schwert ſie unterwarf, und nach dem Erlöſchen des Freibriefes an die Union heimfallen. Die Geſellſchaft war ſouverän in den Reichen des Oſtens, warb Heere und Flotten, entſchied über Krieg und Frieden, ſie ſchlug ſich jahrelang mit Portugieſen und Briten herum, während die Staaten daheim in Frieden lebten. Der particulariſtiſche Geiſt der Republik drang freilich ſtörend auch in dieſe Handelsmacht: die ſechs Kammern der Geſellſchaft, deren mächtigſte zu Amſterdam tagte, feilſchten oft mit einander um den beherrſchenden Einfluß. Doch da der Generalität das Recht der Oberaufſicht zuſtand, ſo nahmen beide Parteien des Mutterlandes regen Antheil an dem Gedeihen der Compagnie. Das Waffenglück, der ungeheure Aufſchwung des Handels trieb den ſchwerfälligen Körper vorwärts. Die Geſellſchaft, die mit dem ärmlichen Capitale von 6 Millionen Gulden begann, ſah bald ihre Actien auf den ſechsfachen Werth ſteigen, die 17 Directoren verfügten allein in den Niederlanden über ein Beamtenheer von 6000 Köpfen.

Wie jederzeit in den Kolonien der Geiſt des Mutterlandes ſich zur Einſeitigkeit, zum Zerrbilde zu ſteigern pflegt, ſo trat auch in der oſtindiſchen Compagnie der Krämerſinn der Holländer mit erſtaunlicher Un-

befangenheit hervor. Während der freie Handel seinen bescheidenen Gewinn durch Vermehrung des Umsatzes zu steigern sucht, galt in der Compagnie der monopolistische Grundsatz, durch Verringerung des Angebots hohe Procente zu verdienen. Nur 40, anfangs gar nur 14 Ostindienfahrer segelten jährlich nach dem Osten. Große Pflanzungen von Gewürzbäumen auf den Molukken wurden verbrannt und mehrmals ganze Schiffsladungen von Muskatnüssen in die Südersee geworfen; der Anbau der Gewürznelken blieb auf Amboina, der der Muskatnüsse auf Banda beschränkt. Durch solche Mittel gelang es, bei den zwei großen Versteigerungen, welche die Compagnie alljährlich veranstaltete, ungeheure Preise zu erzielen: für Pfeffer oft das Achtfache, für Arac das Zwanzigfache des Einkaufspreises.

Der Staat von Indien empfing seine Einrichtung durch den tapferen Jan Koen. Ein Generalgouverneur und der große Rath von Indien führten die Regierung, wenig belästigt von den Directoren im Mutterlande, wohl ausgestattet mit jener feierlichen Pracht, die der Orientale von seinem Herrscher verlangt. Selten zeigte der Gouverneur sein Angesicht den Eingeborenen; bei den Paraden erschien nur sein Reitpferd, königlich geschirrt, und ward von der Garnison mit präsentirtem Gewehr begrüßt. Trat der Gewaltige selber hinaus, um sich auf silbernem Teller eine Botschaft der Directoren aus Europa überreichen zu lassen, dann umgab ihn ein glänzendes Gefolge von Trompetern, Pagen und Hellebardieren. Höchste Aufgabe der Kaufmannsregierung blieb die Ausbreitung und Sicherung des Handels. Es galt zunächst alle fremden Mächte aus den Meeren des Ostens hinauszuschlagen. „Alle andere natien zult gh aantasten" hieß es kurzweg in den Instructionen an die Capitäne, und lange bevor der Kampf gegen die romanische Welt zu Ende ging, ward Holland hier schon handgemein mit dem großen germanischen Nebenbuhler, mit England. Die Kreuzer der Compagnie säuberten die See von den verwegenen malaiischen Piraten, die in den engen Meeresgassen des Archipels, hinter den zahllosen Inseln und Felsenbuchten versteckt, den Kauffahrern auflauerten. Mit der Inselrepublik Banda und anderen unabhängigen Staaten schloß man Verträge, die den Agenten der Gesellschaft den Alleinhandel verbürgten; den geordneten Verkehr in den unterworfenen Gebieten sicherten die Garnisonen der Küstenfestungen.

Minder hoffärtig als der Portugiese verstand der Holländer doch

meiſterhaft, die Orientalen in ehrfurchtsvolle Entfernung zurückzuweiſen. Er erſchien zuerſt als wohlwollender Beſchützer, er gewann das Vertrauen der kleinen Höfe, da der erfahrene Kaufmann die Grundlage des Credits zu würdigen wußte und ſeine Verträge ein wenig gewiſſenhafter hielt als andere Europäer. Er zeigte eine zärtliche Vorliebe für ſchlechte Fürſten, die ſich leichter durch weiße „Lieblinge" beherrſchen ließen — wie der euphemiſtiſche Ausdruck der holländiſchen Geſchichtſchreiber lautet. Er benutzte gewandt die Geldverlegenheiten und Familienzerwürfniſſe in den Dynaſtengeſchlechtern, hetzte unbedenklich den Sohn gegen den Vater, und kam es trotz ſolcher kleinen Künſte zum offenen Kampfe, dann war der Sieg im freien Felde den holländiſchen Waffen ſicher. So ward durch Liſt und Gewalt ein Fürſt nach dem andern bewogen, ſich als „Regent" dem Rathe von Indien unterzuordnen, und der Gouverneur geſtattete den Regenten gern einige Willkür gegen ihre Unterthanen. Nur wenn die Eingeborenen, erbittert über die lächerlichen Preiſe, welche der weiße Herr für die Gewürze zahlte, gegen die Holländer ſelber ſich empörten, dann griff der Rath von Indien durch mit blutiger Strenge. In Civilſtreitigkeiten war erlaubt an das oberſte Gericht zu appelliren, doch niemals in Criminalfällen. Der Schrecken ſeines Namens ging vor dem Holländer her, jeder Eingeborene grüßte ihn aus der Ferne und fiel demüthig in den Staub, wenn nur der leere Wagen des Gouverneurs ſich zeigte. „Heel Oost en Asien is slaaf te zyn gewoon" ſagt ein Lieblingsvers der Holländer. Aber auch der Weiße ſtand faſt rechtlos der Compagnie gegenüber, die in tiefem Geheimniß ihre Geſchäfte trieb und bald nach Krämerart einem ſchamloſen Nepotismus ſich hingab. Die freie Preſſe des Mutterlandes fand in Indien keine Stätte; wer ſich bedrückt fühlte, mochte klagen, ſo lange er noch auf dem Gebiete der Compagnie verweilte, daheim in Holland ward keine Beſchwerde mehr angenommen. Die mächtige Geſellſchaft hat manchen tapferen Seemann, Tauſende gewandter Kaufleute gebildet, doch weit weniger politiſche Talente erzogen als ſpäterhin die oſtindiſche Compagnie der Engländer: hier war nicht wie im britiſchen Indien ein großes Reich durch eine ſchöpferiſche Politik zu organiſiren, man begnügte ſich eine zerbröckelte Welt von ohnmächtigen Staaten dem Handel des Herrenvolkes zu unterwerfen.

Mag immerhin der Handelsneid engliſcher und franzöſiſcher Hiſtoriker die Kolonialpolitik der Holländer allzu ſchwarz geſchildert haben — die rohe Habgier, die tiefe Unſittlichkeit, welche jedem Kaufherren-

regiment anhaftet, hat sich im indischen Archipel mit nichten verleugnet. Im Uebrigen wird die Frage immer unlösbar bleiben, welchem der europäischen Völker, die das Morgenland besiedelten, der Preis der Ruchlosigkeit gebühre. In dieser Welt der Selbstsucht galt von jeher das Recht des Starken, die Kraft rang mit der Kraft. Von allen den idealen Mächten, welche die europäische Politik veredelten und ermäßigten, war hier keine wirksam; die Stimme des öffentlichen Gewissens drang nicht in diese Fernen. Die weiße Rasse dankt ihre Herrschaft im Osten nicht blos der Thatkraft und der Ueberlegenheit des Geistes, sondern auch jener Gemüthsfreiheit, welche uns dem gebundenen Sinne des Orientalen so furchtbar erscheinen läßt: der Europäer erschlägt unbedenklich den Gastfreund, der mit ihm an einem Tische zecht, keine durch den Glauben geheiligte Sitte bändigt seine Herrschgier. In dieser wilden Jagd nach Reichthum und Herrschaft entfesseln sich alle männischen Kräfte der Seele, edler Heldenstolz und teuflische Grausamkeit. Wer kennt nicht aus den Kupfern der Kinder-Heldenbücher den holländischen Regulus, Peter van den Broek? Gefangen von den Engländern, von ihren gezückten Schwertern bedroht, steht er ruhig unter den Wällen von Jacatra und ermahnt die Landsleute droben, auszuharren in der Festung bis zum letzten Mann. Und das Volk, das solche Männer gebar, entledigt sich zur selben Zeit seiner unbequemen Nebenbuhler durch einen schändlichen Justizmord: die englischen Kaufleute auf Amboina werden, auf die Aussage eines Gefolterten, als Verschwörer hingerichtet. Aehnlich furchtbare Contraste begegnen uns in der Geschichte aller anderen Europäer, die in Indien hausten; den Holländern eigenthümlich ist nur die Gleichgiltigkeit — oder, wie man in den Niederlanden sagt, die Duldsamkeit in Glaubenssachen.

Der Romane trug den Segen und den Schrecken seiner Kirche mit sich über das Weltmeer. Sein Franz Xaver, der Apostel Indiens, predigte mit staunenswerther Kühnheit das Christenthum bis nach China hinein und rief noch an den Grenzen Asiens glaubensfreudig: amplius! In Goa, wo die Vicekönige der Portugiesen ihren Herrschersitz errichteten, gründete auch die heilige Inquisition ihren Glaubensgerichtshof. Anders der Holländer. Unbefangen gleich dem kaltherzigen Chinesen ließ er die Gläubigen des Brahma und des Buddha ihre Tempel bauen dicht neben den Moscheen des herrischen Islam; freier Gottesdienst für jeden ehrlichen Kaufmann, der mit der Compagnie Geschäfte treibt, ward in dem Handelsvertrage mit der Republik Banda aus-

bedungen, denn „Gott sei Richter zwischen Euch und uns.“ Der Kaufherr errieth schnell, daß diese alten hochausgebildeten Religionen des Morgenlandes, die ihren Bekennern Recht, Sitte, Sittlichkeit, Alles in Allem sind, dem Bekehrungseifer christlicher Prediger ein undankbares Feld bieten. Der Rath von Indien wollte den Glauben der Javanen und Malaien nicht stören, auf daß sie nicht durch die evangelische Kirche verführt würden, sich als Brüder ihrer weißen Herren zu fühlen — gleichwie die westindische Compagnie auf Curaçao die Kinder der katholischen Negersklaven in der Religion der Väter erziehen ließ, damit der sinnliche Cultus, wie der Stolz der Calvinisten sich ausdrückte, die Geister danieder hielte. Noch mehr, dies Heldenvolk des Calvinismus ward in Indien durch die rasende Goldgier zu einer schimpflichen Verleugnung des Glaubens verleitet, die in der Geschichte christlicher Völker einzig dasteht. Eben die Bekehrungsversuche der Jesuiten bildeten für die Holländer den Hebel, um die Eingeborenen gegen die Portugiesen aufzuregen; gelassen sah Mynheer zu, wie seine japanischen Diener feierlich das Kreuz mit Füßen treten mußten. Holländische Schiffe unterstützten den Mikado von Japan, als er den großen Christenaufstand niederwarf, und diese Menschen, die daheim den katholischen Ketzerrichtern getrotzt, spielten hier die Büttel einer scheußlichen heidnischen Inquisition, lieferten die gefangenen Christen auf die Scheiterhaufen des Glaubensgerichtes der Japanesen. Freilich trieb das erregte kirchliche Leben des Mutterlandes zuweilen seine Wellen bis nach Indien hinüber. Einzelne evangelische Prediger begannen das Werk der Heidenbekehrung, mit großem Erfolg auf Formosa; der Katechismus und die Bibel wurden endlich in die Sprachen der Orientalen übersetzt. Doch der Rath von Indien war sehr geneigt, jeden Missionar als einen Ruhestörer zu behandeln; er rührte sich nicht, als Tausende christlicher Eingeborener wieder zum Islam übertraten. Die Wissenschaft fand selten Gunst bei dem banausischen Regimente: für die Erforschung der prächtigen alten Tempel im Innern Java's geschah gar nichts, für Sprachkunde und Naturforschung ungleich weniger, als die Engländer in ihrem Indien geleistet haben; die trefflichen Karten des Archipels blieben bis zur französischen Revolution ein Geheimgut der Compagnie.

Auch dem Staate der Niederlande wuchs in dem Materialismus dieser Kaufmannschaft ein unheimlicher Feind heran. Die Gewohnheit mit dem Feinde Handel zu treiben mußte einen vaterlandslosen Krämer-

ſinn erzeugen, ſobald die Leidenſchaft des großen Krieges verrauchte. Schon in den erſten Jahrzehnten des ſiebzehnten Jahrhunderts behauptete der Amſterdamer Kaufherr das natürliche Recht, Pulver und Kanonen geradeswegs in die belagerten Städte des Feindes zu führen. Der Handel muß frei ſein, überall, bis in die Hölle — ſo lautet ein oft wiederholter kaufmänniſcher Kernſpruch jener Tage —, wenn Mynheer Satan gute Rimeſſen giebt, ſo ſoll er pünktlich bedient werden. Als ſpäterhin die Hochmögenden den Plan faßten, die beiden Compagnien für Oſt- und Weſtindien zu verſchmelzen, da empfingen ſie die Antwort, lieber wolle die Geſellſchaft ihre Beſitzungen im Archipel an den König von Spanien verkaufen!

Auf Java erhob ſich (ſeit 1619) raſch aufblühend die Hauptſtadt Batavia, derweil Goa's alter Glanz verblich. Bord an Bord und Maſt an Maſt gedrängt, lagen die Tſchunken der Chineſen, die ſcharfgebauten ſchnellſegelnden Prauwen der Malaien und die ſchweren Dickbäuche der Compagnie auf den beiden Rheden dieſer Königin des Oſtens, die ein Schwert mit einem Lorbeerkranze im Wappen führte. Der Holländer, der ſich nichts Schöneres wußte als die Reize des heimiſchen Sumpflandes, zertheilte den Fluß von Batavia in Kanäle, welche die tropiſche Stadt mit Fieberdünſten erfüllten, pflanzte Palmen an den Ufern ſtatt der gewohnten Linden, baute hochgiebligе nordiſche Häuſer die Baumreihen entlang und war befriedigt, als dergeſtalt eine Tigersgracht und eine Rhinocerosgracht entſtanden war, die mit der Herrengracht von Amſterdam ſich meſſen durfte. Von Java aus beherrſchte Holland die Einfahrt zu den Gewürzinſeln. Bald nachher (1641) fiel auch die Straße von Malacca, der Thorweg zu den Küſten Chinas, in die Hände der Niederländer. Malacca ward die zweite Hauptſtadt Indiens, eine große Factorei auf Formoſa betrieb den chineſiſchen Handel und ſandte das räthſelhafte Heuwaſſer des Oſtens, den Thee, nach Europa. Auch Japan, das geheimnißvolle Inſelreich, das allen Weißen herriſch ſeine Häfen ſchloß, geſtattete der Compagnie allein unter ſchimpflichen Demüthigungen einen beſchränkten Verkehr. Behütet und geſchmäht von japaneſiſchen Wachen verweilten die Holländer auf der Inſel Deſima Angeſichts der Küſte, ſie mußten dulden, daß ihre Schiffe durch Japaneſen gelöſcht und wieder befrachtet, alle Winkel der Kajüten durchſtöbert wurden; ſelbſt ihre Todten zu begraben war ihnen verboten! Das alles ertrug man um des Kupferhandels willen. Gen Südoſten reichte der Herrſchaftsanſpruch der Compagnie bis nach Neu-

Zeeland und Van-Diemensland. Im Weſten entriß ſie (1657) den Portugieſen das glückſelige Ceylon, das einzige Land der Erde, das mit Java ſich vergleichen mochte. Die Zimmetwälder der Inſel, die Perlenfiſcherei im Golfe von Manaar brachten ihr ebenſo ungeheuere Gewinnſte wie der ſchwunghafte Handel in den neuerworbenen Häfen von Bengalen, der die rauchluſtigen Chineſen mit dem geliebten Opium verſorgte. Zuletzt ward noch ein wichtiger Außenpoſten von der Compagnie beſetzt: das Cap der guten Hoffnung, das, lange gering geſchätzt, erſt am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts recht gewürdigt wurde als die große Raſtſtelle auf der indiſchen Handelsſtraße, unentbehrlich für jeden Beherrſcher Indiens.

Dergeſtalt war das üppigſte Gebiet der Erde dem Handel der Union unterworfen. Doch die Lande zu beſiedeln, in das Innere einzudringen ward grundſätzlich vermieden, obgleich nach dem Völkerrecht jener Tage jedes überſeeiſche Reich dem Beherrſcher ſeiner Küſte von Rechts wegen gehörte. Das kleine Mutterland vermochte nicht eine ſtarke Einwanderung zu ſtellen, der Handel bedurfte ihrer nicht, ja die Compagnie duldete ungern einen Europäer im Oſten außer der unentbehrlichen kaufmänniſchen und militäriſchen Mannſchaft: wie leicht konnte die abgöttiſche Scheu des Eingeborenen vor dem weißen Herrn, dem Tuwan, bei näherer Bekanntſchaft ſich verlieren! Der Holländer ward ſelten heimiſch in ſeinem Archipel; er kam hinüber, um nach einigen Jahren mit Schätzen beladen heimzukehren — wenn ihm nicht das Schickſal beſchied, vor der Zeit, zur Freude lachender Erben, dem tropiſchen Klima zu erliegen und dann als „Onkel in Indien“ in den Geſängen europäiſcher Dichterlinge unſterblich fortzuleben. Immerhin war dem holländiſchen Indien eine bedeutende Zukunft geſichert. Ward das Monopol der Compagnie dereinſt unhaltbar, ſo blieb noch immer möglich, die Handelskolonie in eine große Pflanzung zu verwandeln, die unterwürfigen Inſulaner zur Zwangsarbeit für die herrſchende Raſſe anzuhalten. —

Weit unſicherer erſchien von Anbeginn das Loos der weſtindiſchen Compagnie, welche als eine Waffe gegen Spanien durch Moritz von Oranien und ſeine Kriegspartei geſtiftet ward (1621) und die Küſten des atlantiſchen Oceans zugewieſen erhielt. Da auf die Eroberung der ungeheuren Creolenreiche der ſpaniſchen Krone nicht zu hoffen war, ſo ſah ſich dieſe wunderlichſte aller Handelsgeſellſchaften, die überdies nach holländiſcher Weiſe durch die vielköpfige Leitung von fünf Kammern

gelähmt ward, wesentlich auf den organisirten Seeraub angewiesen. Ihr diente Piet Hein, unter ihrer Flagge wurden die verwegensten Schläge gegen die spanischen Galeonen geführt, 800 Kaperschiffe sandte sie binnen zwölf Jahren in die amerikanischen Meere; doch mit dem Kriege schwand auch ihre Lebenskraft. Wohl spielte ihr einmal ein märchenhaftes Glück ein köstliches Besitzthum in die Hände: ihre tollkühnen Söldner entrissen (um 1636) Brasilien den Portugiesen. Welch eine Zeit, da Johann Moritz von Nassau in den prangenden Palmengärten des Schlosses Schoonzigt das Westreich der portugiesischen Krone beherrschte! Der Glanz von Batavia schien überboten, als in dem Hafen der neuen Mauritsstad Schiff auf Schiff mit dem Zuckerrohr der Negerpflanzungen, mit köstlichen Farbehölzern befrachtet ward und die Schleifer daheim die massenhafte Einfuhr der brasilianischen Edelsteine kaum mehr bewältigen konnten. Allein die kaufmännischen Künste einer Handelscompagnie genügten nimmermehr, um diese Millionen katholischer Portugiesen und Mischlinge auf die Dauer zu beherrschen, dies weite Gebiet militärisch zu sichern. Eine gewaltige nationale Erhebung, von Jesuiten geleitet, warf nach wenigen Jahrzehnten die ketzerischen Fremdlinge aus dem Lande. — Dauerhafter war die Blüthe der großen Pflanzungskolonie in den Flußmündungen von Surinam, den Niederlanden der Tropen. Doch im Wesentlichen ging auch an den Holländern das Gesetz in Erfüllung, das über der Colonisation der neuen Welt bisher gewaltet hat: den Völkern Europas ist in Amerika nur die Besiedelung ihrer Gegenküsten auf die Dauer gelungen. Wie die Spanier und Franzosen in Nordamerika sich nicht behaupten konnten, so vermochten auch die Germanen niemals das tropische Amerika für ihre Gesittung zu erobern. In diesen Landen, wo schon die Namen der Städte San Salvador, Santa Maria, Vera Cruz die Allgewalt der alten Kirche verkündigen, ist kein Boden für die Ketzerei des Nordens. Die westindische Compagnie der Niederländer, unfähig zu schöpferischem Wirken, lebte in Wahrheit immer von spanischer Beute: sie begann mit dem Seeraub und endete mit einem großartigen Schmuggelhandel, der zwischen den verschlossenen Häfen des spanischen Amerikas und den holländischen Stapelplätzen auf Curaçao und St. Eustatius schwunghaft hin- und herging.

Unter allen Kolonien der Holländer ist dem Politiker keine so lehrreich wie die verunglückte Ansiedelnng an den Mündungen des Hudson und des Delaware. Das Schicksal dieses „Neuniederlands“

giebt uns den Schlüssel zu der Frage, warum die Großmachtstellung der niederländischen Union selber ein Kunstgewächs war, zu frühem Welken bestimmt. Zwar fruchtlos blieb es mit nichten für die Menschheit, daß Neu-York sich einst Neu-Amsterdam nannte. Auch der nordamerikanischen Welt hat das kraftvolle Volk der Niederlande den Stempel seines Geistes aufgeprägt; holländische Ansiedler verbreiteten hier zuerst auf dem dankbarsten Boden die germanischen Gedanken des Föderalismus. Nach dem Vorbilde der Utrechter Union schlossen schon im Jahre 1643 die Kolonien Nordamerikas einen Bund, um mit vereinter Macht die Rothhäute abzuwehren. Doch als endlich die Aussaat reifte und die große Bundesrepublik der Germanen entstand, da hat der angelsächsische, nicht der niederländische Stamm die Ernte eingeheimst. Woher sollte auch ein kleines Volk von drei Millionen Menschen die fleißigen Hände nehmen, um einen Welttheil dem Pfluge zu unterwerfen? Die wenigen tausend Boers aus Geldern und Overyssel, die nach Neu-Niederland zogen, verschwanden in der Unermeßlichkeit des Urwaldes. Auch das menschenarme Schweden, der Schicksalsgenosse der Union — gleich ihr eine künstliche Großmacht, durch das Glück der Waffen emporgehoben über sein eigenes Maß — konnte sein Neu-Schweden an der Küste Nordamerikas nicht behaupten. In diesem Wettkampf siegte die Zahl der Köpfe und die Kraft der Lenden. Lange bevor auf den Meeren die dreifarbige Flagge vor dem Kreuze von St. Georg sich senken mußte, war durch die dichten Züge der englischen Einwanderer und ihre laute Kinderschaar bereits entschieden, daß Neu-England, nicht Neu-Niederland, die Gesittung Nordamerikas bestimmen werde.

Zudem hat der holländische Kaufmann das Wesen einer Ackerbaukolonie nie recht verstanden. Die Compagnie versuchte auch dieses Land für den Handel auszubeuten; sie sendete ihre Holzhauer in den Urwald, verkaufte die ungeheuren Stämme als Mastbäume an die Rheder des Mutterlandes und achtete wenig des Bauern, der auf dem abgeholzten Boden sein Wälschkorn pflanzte. Sie handelte mit den Fellen der Biber, die droben am Delaware ihre Bänke bauten — ein Erwerb, der rasch versiegen mußte — und führte zuweilen auch Sklaven aus ihren afrikanischen Küstenplätzen hinüber. Und wie fremd stand doch das streng aristokratische Regiment der Compagnie in dieser jungen Welt, wo alle Lebensformen nach socialer Freiheit und Gleichheit drängten! Nicht darum wahrhaftig hatte der Ansiedler die bequeme

Heimath verlassen und mit der Axt sich den Weg gebahnt durch die geilen Weinranken der Wildniß, um hier abermals wie daheim den Hochmuth der Regenten zu ertragen. Und nahebei in Neu-England trieb der Calvinismus mit jener gewaltigen ethischen Gestaltungskraft, die ihn vor allen christlichen Kirchen auszeichnet, bereits neue Gedanken hervor. Seine harten puritanischen Bekenner forderten die Herrschaft der Gemeinde, die reine Demokratie in Staat und Kirche. Mit Abscheu wandte sich die Handelsgesellschaft von diesen neu-englischen Ideen ab, hoffärtig rief ihr Gouverneur den murrenden Kolonisten zu: „ich habe mein Amt von Gott und der westindischen Compagnie, nicht von unwissenden Unterthanen.“ Selbst als Englands Waffen bereits die Ansiedlung bedrohten, wurden nach holländischem Regentenbrauche nur die vornehmsten Bürger (die Broedschap) von Neu-Amsterdam versammelt, um über die Landesvertheidigung zu berathen. Was Wunder, daß die Kolonie sich schließlich ohne Schwertstreich den englischen Nachbarn ergab? —

Von dem unsicheren Glanze des Kolonialhandels allein kann eine Welthandelsmacht nicht gedeihen. Der nachhaltigste Quell des holländischen Reichthums floß in Nordeuropa. Die Ostsee hieß in Amsterdam die Mutter aller Commercien. Die baltische Handelsstraße zu sichern, den Sundzoll abzulösen blieb lange ein Hauptziel der staatischen Politik; den ontsluyter van de Sondt, den Seehelden Kortenaer, ehrte der dankbare Kaufherr durch ein prächtiges Denkmal. Wie jederzeit arme Ackerbauvölker den Verkehr mit dem reichsten der Handelsvölker suchen, so zog auch der Consument in Preußen und Schweden den holländischen Kaufmann, der die längste Borgfrist gewährte, allen anderen Lieferanten vor. Die staatische Flagge beherrschte das baltische Meer; von dem Gesammttonnengehalt der holländischen Marine kam ein starkes Drittel auf die Ostseefahrer. Auch nach dem Weißen Meere fand der holländische Kauffahrer seinen Weg; er brachte von Archangel das Pelzwerk des Nordens heimwärts, aus Skandinavien Holz, Eisen und Flachs für den Schiffbau. Durch den Verkehr mit den Weichsellanden ward Amsterdam der erste Getreidemarkt der Welt. Die massenhafte Einfuhr baltischen Getreides erlaubte dem holländischen Landmann, einzelne Zweige der intensiven Landwirthschaft sorgsam zu pflegen; und dies Sumpfgebiet, wo nach dem Sprichwort alle vier Elemente nichts taugen, dies Land, das noch heute nur auf zwei Fünftheilen seiner Fläche den Ackerbau erlaubt, ward in der Welt beneidet um

ſeine kunſtvolle Bodencultur, um die Blumenpracht der Gärten von Haarlem.

In den anderen nordiſchen Meeren wußte der Holländer das natürliche Vorrecht des ſeebeherrſchenden Volkes, den Fiſchfang, rührig auszubeuten, zumal da der Häring, der im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Oſtſee verlaſſen hatte, fortan der Weſtſee treu blieb. Der Wallfiſchfang, der alljährlich Hunderte waghalſiger Geſellen um Schmeerenberg auf Spitzbergen verſammelte, blieb freilich unſchätzbar als die hohe Schule für das Schiffsvolk; doch er hieß nur die kleine Fiſcherei, bedeutete wenig neben „der großen Fiſcherei", neben den ungeheuren Summen, welche durch die gewandten Häringsbuyzen auf den Nebelbänken der Nordſee gewonnen wurden. — Auch im Levantehandel behauptete Holland eine Zeit lang die Vorhand, da die Juden von Amſterdam, die den Verkehr mit den Stammgenoſſen im Orient niemals aufgegeben, der ſchwerbefrachteten „Smyrnaflotte" ihrer neuen Heimath die ſicherſten Abſatzwege eröffneten.

Und zu alledem das weite Hinterland! Ganz Holland war das große Emporium des Rheines, ungleich günſtiger gelegen als Hamburg und Bremen, die nur ein wenig entwickeltes Stromgebiet, ein verarmtes Ackerbauland hinter ſich hatten. Seit der Sperrung der Schelde beherrſchte die Union den deutſchen Strom unumſchränkt. Ihre Schiffer führten deutſches Holz und deutſchen Wein zuthal, brachten dafür rheinaufwärts die Induſtrieproducte aus aller Herren Ländern und die Kolonialwaaren, alſo daß der Kaffe von Amſterdam und der Dreireitertabak zuletzt in jeden Bauernhof unſeres Weſtens drang. Nicht blos in Deutſchland — auf allen europäiſchen Märkten riſſen die Holländer den Durchfuhrhandel an ſich. Wer ſollte auch im Commiſſionsgeſchäft wetteifern mit dieſen Frachtfahrern aller Nationen, die in ihrem Ländchen — ſo ging die Rede in der Welt — mehr Schiffe als Häuſer hatten? Unermeßliche Capitalien und ausgedehnte Handelsverbindungen ſtanden ihnen zu Gebote, desgleichen der niedrige Zinsfuß und die pünktliche Ehrlichkeit — die natürlichen Vorzüge hoch entwickelter Volkswirthſchaft. Mag auch einige Uebertreibung mit unterlaufen in der Behauptung Colbert's, daß vier Fünftel der geſammten europäiſchen Marine der ſtaatiſchen Flagge angehörten — ſo viel ſteht feſt, daß nie wieder ein Volk ein ſo unzweifelhaftes Uebergewicht im Welthandel behauptet hat wie dies moderne Karthago. In Amſterdam galt der bewährte Grundſatz: verlieren wir einen Markt auf ein Jahr,

ſo iſt er für immer verloren. Wie weit ſind wir Deutſchen doch noch entfernt von der Stellung einer Handelsgroßmacht! Unſere Handelsflotte erreicht noch heute nur etwa ein Viertel des Umfangs, den die ſtaatiſche Marine ſchon vor einem Vierteljahrtauſend erlangt hatte. Die Union beſaß im J. 1634 nach amtlicher Berechnung 34,850 Handelsſchiffe mit einer Tragkraft von 2,002,500 Laſten, Deutſchland mit den Hanſeſtädten im J. 1869 nur 5110 Schiffe mit 649,992 Laſt.

Erſt aus dem Welthandel erwuchs in den Niederlanden die Großinduſtrie. Zunächſt natürlich die mannichfachen Gewerbe, welche der Schiffbau nährt, ſodann die Verarbeitung der überſeeiſchen Rohſtoffe: Tabaksfabriken und Zuckerſiedereien, desgleichen die Diamantenſchleifereien der Juden von Amſterdam, die den geſammten Edelſteinhandel Europa's an ſich zogen, und die Droguenfabriken, die mit ihrem Bleiweiß und Zinnober gleichfalls alle Märkte des Welttheils beherrſchten. Durch den Getreidehandel ward Holland das claſſiſche Land der Windmühlen; der Schiedamer und Geneverbranntwein ſchlug alle anderen Liqueure, während zugleich die Bierbrauerei hier in der Nachbarſchaft von Flandern und Brabant — den Landen des Jan Primus — ihr altes Hausrecht behauptete. Dazu die Wollfabriken von Leyden und die berühmten Linnenbleichen von Haarlem. Bei dieſem emſigen Völkchen ſchien Handel und Gewerb mehr eine Leidenſchaft als ein Geſchäft; Jedermann handelte und mit jeder Waare. Selbſt die Eier der Seevögel auf Eierland nährten einen einträglichen Verkehr, und der Schafmiſt der Heerden auf den flachen Inſeln am Marsdiep ward benutzt, um jenen grünen Käſe zu färben, den die argloſen deutſchen Kunden mit Behagen als Kräuterkäſe verſpeiſten.

Allen Zweigen der mannichfachen Production kam der wohlfeile Waſſerverkehr zu Statten, deſſen Bedeutung in jener Epoche der elenden Landſtraßen ſich kaum hoch genug anſchlagen läßt. Zwar völlige Sicherheit vermochte aller Fleiß der Menſchen dem meerumbrandeten Lande, den weiten tief unter dem Meeresſpiegel gelegenen Polders, nicht zu gewähren. Noch im achtzehnten Jahrhundert ſtand einmal das Daſein der Republik in Frage, als der Pfahlwurm die Roſte unter dem Boden der Städte, das Holzwerk der Deiche zerfraß. Doch der Holländer verſtand die Noth zur Tugend zu machen: durch ein wohldurchdachtes Kanalſyſtem mit zahlloſen Schleuſen und Schöpfmühlen wurde der Lauf der Binnengewäſſer ſo gänzlich neugeordnet, daß ſchließlich

keine Welle im Lande mehr in ihrem natürlichen Bette floß. Das siebzehnte Jahrhundert ist durch Hollands Einfluß für ganz Westeuropa das Jahrhundert der großen Kanalbauten geworden. Während Deutschlands herrliche Ströme unter dem Unsegen der Binnenzölle und Stapelrechte verödeten, ging ein massenhafter Lokalverkehr, der im Grunde für den Volkswohlstand noch weit mehr bedeutet als der Welthandel, zwischen allen niederländischen Städten auf den Kanälen hin und her. Welch ein Genuß für ein holländisches Gemüth, rauchend am Bord der Treckschnite zu sitzen und die scheußliche Landschaft zu betrachten, derweil ein magerer Gaul das Ziehschiff langsam, langsam durch das stinkende schwarze Wasser führt! Auch im Winter boten die rasch gefrierenden trägen Gewässer eine bequeme Straße. Wie lustig schildern die holländischen Maler das auf Schlittschuhen zum Markte eilende Landvolk; selbst Alba's Spanier mußten sich an die nordische Kunst gewöhnen. Den aus den Kanälen ausgegrabenen Schlamm verwendete man, um die Masse zu bilden für die Klinkers — jene hellen harten Ziegelsteine, womit alle Häuser des Landes gebaut, alle Straßen gepflastert werden. An dies Gewerbe schloß sich die Verarbeitung des Thones in den Pfeifenfabriken, an diese wieder die Production der „Delftschen Waaren"; erst die Cigarre hat die Thonpfeife von Gouda, erst das Wedgwood jenes altväterische Delfter Steingut aus den Häusern des Continents verdrängt.

Auch der Gold- und Effectenhandel der Welt fand seinen Mittelpunkt bei dem reichsten Handelsvolke. Die Girobank von Amsterdam, gegründet in der bösen Zeit der Kipper und Wipper (1609), um dem Handel stets einen Vorrath vollwichtiger Münzen zu sichern, war die älteste Nordeuropas und bald die erste der Welt; sie regelte den Wechselcurs für alle Handelsplätze, 300 Millionen in Metall lagen zur Zeit des Münsterschen Friedens in ihren Kellern. Die Berechtigung der Leihbanken war hier schon längst von tüchtigen volkswirthschaftlichen Schriftstellern siegreich erwiesen, und während in Deutschland noch der Haß der Theologen gegen den Wucher das große Wort führte, stritt man in Holland bereits über die Frage: Bankfreiheit oder Bankmonopol? Um die Mitte des Jahrhunderts konnten die Edelmögenden die Verzinsung ihrer Staatsschuld auf 4% herabsetzen, der durchschnittliche Zinsfuß im Lande stand nur auf 2 bis 3%. Das massenhaft angesammelte Capital sucht Verwerthung in mannichfachen Differenzgeschäften: wer kennt nicht die tollen Speculationen des holländischen

Tulpenhandels? Kaum ſind die beiden indiſchen Compagnien gegründet, ſo werden ihre Actien ſchon zu Zeitkäufen benutzt; ein Verbot der Generalſtaaten fruchtet nichts, da viele der Hochmögenden ſelber an dem lockenden Glücksſpiele in der Stille ſich betheiligen.

In Holland zuerſt hat das moderne Bürgerthum die Macht ſeiner Arbeitskraft und ſeiner Sparkraft entfaltet, während die Herrlichkeit der Hanſa, der italieniſchen und flandriſchen Städte verkam und Englands Mittelklaſſen noch in unfertiger Bildung verharrten. Modern von Grund aus erſcheint dieſe raſtloſe Beweglichkeit des ſocialen Lebens, die ſo ſeltſam abſticht von der Erſtarrung der Staatsformen. Neue Größen, Amſterdam, Haarlem, Leyden, ſteigen auf, indeß die altberühmten Plätze Staveren, Deventer, Kampen verfallen; zuletzt ſtellt ſich Rotterdam als ein glücklicher Emporkömmling der Stadt am Y an die Seite. Mit naiver Verwunderung blicken die noch in der Sorgloſigkeit des Mittelalters dahin träumenden Fremden auf dies Land der harten Arbeit. Jeder Holländer, ſagen ſie erſtaunt, hält das Jahr für verloren, das ihm nicht einen Ueberſchuß abwirft; die größten Firmen behelfen ſich mit finſteren Contoren in engen Stadtvierteln dicht neben einander und nennen das: den Werth der Zeit ehren. Sie handeln mit allen Schätzen der Erde und kleiden ſich in grobes Tuch; ſelbſt ihre peinliche Sauberkeit dient nicht dem Schmucke, nur der Sparſamkeit. Und wie ſicher gehen dieſe ungeheuren Geſchäfte! Die gewünſchte große Aſſecuranzcompagnie für die geſammte Union kommt freilich nie zu Stande, die Hochmögenden und die Edelmögenden werden nicht einig; aber die zahlloſen kleinen Verſicherungsanſtalten fordern die niedrigſten Prämien, und jede Prämie wird wieder verſichert. — Dichtigkeit der Bevölkerung galt allen Denkern des Jahrhunderts als die feſteſte Grundlage politiſcher Macht. Wie mochte nur hier ein ſolches Menſchengewimmel gedeihen, in einem Staate, der von allen Geldrenten 25 %, von Wein und Bier 100 % des Werthes für ſich forderte, der die Steuerkraft des Volkes an ſo vielen Stellen zu faſſen wußte, daß draußen die Rede ging: in jedem Gericht Fiſche, das auf einen holländiſchen Tiſch kommt, ſtecken dreißig verſchiedene Steuern —? Die Ketzerei, antwortete man rathlos in Spanien und Frankreich, ſcheint leider den Handelsgeiſt zu beflügeln; Andere ſahen Zauberkräfte wirken in der Nebelluft und dem ſchlammigen Boden:

occulta est Batavae quaedam vis insita terrae.

Wer in der „Politik der Navigation und Commercien“ ſich nicht zu

helfen wußte, ſuchte Rath bei der Erbweisheit der Holländer. Durch die Firma Spiring von Amſterdam ließ Guſtav Adolf das neue Zollſyſtem einrichten, das die Erträge der ſchwediſchen Häfen verzehnfachte; auch in der Verwaltung von Dänemark iſt, vor dem Königsgeſetze, der Einfluß Hollands leicht erkennbar. Hollands Handelsuſancen galten überall als Vorbild, obgleich der träge Staat ſie niemals in einem Handelsgeſetzbuche ordnend zuſammenſtellte. Die italieniſche Buchführung drang von Amſterdam aus in die Handelsbücher der Deutſchen und Franzoſen. Ricard's traité du commerce — die mannichfach bearbeitete und überſetzte Schrift vom Koophandel van Amſterdam — war noch im achtzehnten Jahrhundert die Tröſteinſamkeit jedes ſtrebſamen Commis; eadem ubique! ſagt die Inſchrift unter der Geſtalt des Handels auf dem Titelbilde. England vornehmlich verfolgte mit Spannung das raſche Aufſteigen des kleinen Nachbarvolkes; ſeit der geniale Sir Walter Raleigh ſeine Landsleute zuerſt auf Holland hinwies, blieb die Hoffnung, von Holland zu lernen und dann den Meiſter zu überflügeln, der leitende Gedanke aller engliſchen Nationalökonomen bis herab auf Child und Temple. Und ſie entdeckten ſchnell die Wünſchelruthe, welche das Gold aus dieſem Boden ſtampfte; ſie erkannten, daß ein rüſtiges Volk die höchſte Steuerlaſt mit Leichtigkeit erträgt, wenn ihm die Handelsfreiheit die Arme entfeſſelt.

Während die Volkswirthſchaftspolitik aller anderen Staaten durch das fiscaliſche Intereſſe beſtimmt ward, ſchrieb in Holland der Kaufmann die Geſetze. Sein Grundſatz lautete: Freiheit des Verkehrs, ſoweit der Großhandel ihrer bedarf. Im Ausland und in den Kolonien brauchen wir das Monopol, ſagt der Nationalökonom Boxhorn gleichmüthig, im Inland iſt jedes Vorrecht ein Raub. Doch auch im Inlande ſteht der conſumirende Jan Hagel dem Kaufherrn nach. Alſo: mäßige Finanzzölle für Aus- und Einfuhr; dafür mögen die Staaten und die Städte nach Bedarf den Conſum im Innern mit Trank-, Mahl- und Schlachtſteuern, mit Acciſen und Waggeldern belegen. Freiheit der Einwanderung und der Niederlaſſung, mäßige Gebühren für Bürger- und Meiſterrecht; aber Erſchwerung der Auswanderung, damit unſere Handels- und Gewerbsgeheimniſſe nicht ausgeplaudert werden. Vor Betrug ſoll ſich der Käufer durch eigene Vorſicht ſchützen; nur jene für die Ausfuhr arbeitenden Gewerbe, welche durch unechte Waaren den Ruf des holländiſchen Großhandels ſchädigen können, vornehmlich die Butter- und Käſeproducenten, müſſen ihre Waaren von

der Obrigkeit unterſuchen und ſtempeln laſſen. Verkümmerung der Zünfte, thatſächliche Gewerbefreiheit in den Städten; dafür darf das Kleingewerbe ſich entſchädigen an dem flachen Lande: die Bannrechte der Städte bleiben aufrecht, und da der Säckel der großen Communen der Brodtaxen nicht entrathen kann, ſo wird auch auf dem Lande das Brod beſteuert. Raſche und wohlfeile Handelsproceſſe, ſtrenge Geſetze gegen die Bankbrüchigen entſprachen den Wünſchen der Kaufherren; die Teſtirfreiheit, das Recht der unbeſchränkten Verfügung über das eigene Vermögen ergab ſich von ſelbſt in einem Lande, wo die bewegliche Habe weitaus überwog. Und hemmte noch irgendwo ein altes Monopol den freien Verkehr, ſo griffen die ſouveränen Stadtregenten zur Selbſthilfe: als Dordrecht die Amſterdamer Kaufleute wegen Verletzung ſeines Stapelrechtes verklagte, da verbot der Stadtrath von Amſterdam die Vollſtreckung des Urtheils, und die Klägerin mußte in die Ablöſung ihres Rechtes willigen.

Mag immerhin der Doctrinär eine Geſetzgebung, welche das geſammte Volksleben dem Großhandel und dem Großgewerbe unterordnete, für ebenſo einſeitig erklären wie das Mercantilſyſtem der Nachbarſtaaten — in ihren praktiſchen Ergebniſſen kam ſie dem Syſteme Adam Smith's ſehr nahe. Und praktiſch, ganz mit dem Bedürfniß des Augenblicks beſchäftigt war auch die reiche volkswirthſchaftliche Literatur, die mit dem gewaltigen Handelsgetriebe Hand in Hand ging. Dem Holländer blieb immer eine Freude nachzudenken über die Geſetze des Waarentauſches. Wenn Franz van Mieris am frühen Winterabend von der Staffelei und ſeinen reizenden Bildchen aufſtehen mußte, dann erholte er ſich am Schreibtiſch, entwarf ſeine Abhandlungen über das Geld. Jede Handelskriſis, jede brennende Frage des Bank- und Geldweſens rief eine Fluth von Schriften und Gegenſchriften hervor, und ſo tief war die Idee der Verkehrsfreiheit dem Kaufmannsvolke in das Blut gedrungen, daß ſelbſt Graswinckel, der Verfechter des göttlichen Königsrechts, ſie bekennen mußte. Auch der ethiſche Grundgedanke der modernen Volkswirthſchaftslehre — ein Gedanke, von dem ſich freie und fleißige Völker nie mehr trennen werden — ward in Holland zuerſt ausgeſprochen. Hugo Grotius erklärte: der Rechtsgrund des Eigenthums iſt die Arbeit. —

In den Kolonien freilich führte dieſer Ueberſchwang des Reichthums zu ſchmutziger Habgier, zu banauſiſcher Roheit; in dem Mutterlande dagegen ſtand den Mächten der wirthſchaftlichen Arbeit ein hochaufgeregtes geiſtiges Schaffen ebenbürtig zur Seite. Die Großmacht des Handels war die Freiſtatt des Gedankens, und daß dies Wunder möglich ward, das bleibt unter allen ſtolzen Erinnerungen unſeres Glaubens die ſtolzeſte. Denn allein der ſtrenge Ernſt des Proteſtantismus hat die Union bewahrt vor der ſittlichen Verwüſtung der Handelsſtaaten, und auch er nur, ſo lange die idealen Kräfte der Nation in einem gerechten Kriege ſich Jahr für Jahr verjüngten. Der Glaube des Volks blieb nüchtern und langweilig, beſchränkt und hart. Hier wie in England klang das ſelbſtgefällige Lord make thy chosen people joyful aus allen Predigten heraus. So oft eine freiere Richtung in der Kirche ſich herauswagte, donnerten die regtzinnigen Prediger ihren Schlachtruf: „zu deinen Gezelten Iſrael!“ Nicht minder fanatiſch als weiland Gomar gegen Arminius, kämpfte Voetius mit ſeinen bibelfeſten Gemeinden wider die milde Lehre der Coccejaner. Doch hier wie in England war der Glaube echt und ehrlich. Jeder Hausvater verſammelte alltäglich die Seinen zu gemeinſamer Andacht, mit einem Gebet ward jede Sitzung der Hochmögenden eröffnet. Das Volk liebte die frommen Sprüche ſeiner Kirche auch an weltlichen Gebäuden zu leſen; in bunten Steinen prangte auf dem Pflaſter des Delfter Marktes die rieſige Inſchrift: elk wandel in Gods weghen. Und wer ſollte den unverwüſtlichen ſittlichen Kern einer Kirche nicht bewundern, die immer wieder den ermüdeten Arbeitsmann mit herzhaftem Gottvertrauen in ſeine ſechs ſchweren Werkeltage hinausſchickte und den harten Kaufherrn an die Nichtigkeit irdiſchen Tandes, an die Pflichten der Nächſtenliebe mahnte? Kirchlicher Sinn und republikaniſcher Gemeingeiſt erzeugten in dem geldgierigen Volke eine großartige Wohlthätigkeit, die in zahlloſen milden Stiftungen und Vereinen ſich entfaltete. Derweil in den nahen Krummſtabslanden am Rhein die Kloſterſuppe und der privilegirte Bettel die Maſſe verdarben, erlaubte hier eine verſtändige Armenpflege die Durchführung ſtrenger Geſetze gegen Strolche und Tagediebe.

Daß der Glaubenseifer der Regtzinnigen den bürgerlichen Frieden nicht ernſtlich ſtörte, dafür ſorgte — die Schwäche der Staatsgewalt. Die politiſche Zerſplitterung, die Anarchie war die Mutter der holländiſchen Duldſamkeit, gleichwie auch in Deutſchland das geiſtige Leben

eine Zeit lang durch die Kleinstaaterei unleugbar gefördert wurde. Nichts irriger als der unter den republikanischen Schwärmern des achtzehnten Jahrhunderts übliche Lobspruch: die Freiheit von Holland ist die Herrschaft des Gesetzes. Vielmehr ward das harte unduldsame Staatsgesetz durch die souveräne Willkür der Regenten zum Heile der Welt täglich übertreten. Die reformirte Kirche war Staatskirche, ihre Prediger besoldete die Obrigkeit. Den Andersgläubigen blieb als Recht nur die freie häusliche Andacht. Der Art. 13 der Utrechter Union, der den Provinzen frei stellte, den Katholiken öffentlichen Gottesdienst zu gestatten, wurde sofort aufgehoben, sobald man auf die Wiedervereinigung mit dem Süden verzichtete. Einen Staat ohne Landeskirche vermochte dies Jahrhundert sich nicht vorzustellen. Doch die großen Hafenplätze bedurften fremder Arbeitskräfte, nahmen gastfreundlich jeden Einwanderer auf. Die protestantische Großmacht ward das Asyl für alle Flüchtlinge des evangelischen Glaubens, für Puritaner und Hugenotten, für die Verlorenen, welche die wilde Brandung des deutschen Krieges an den Strand warf. Trauernd sah der unglückliche böhmische Winterkönig von seinem „Königssitze" auf dem Heimenberge hernieder auf die weite Ebene der Veluwe und dachte der fröhlichen Pfalz. Alle diese Fremden schaaren sich in Gemeinden, erbauen Kirchen, unbehelligt von den Stadtregenten. Zuweilen fahren die Hochmögenden mit einem Strafplakat dazwischen und verbieten, auf das Andringen der rechtgläubigen Domine's, den Gottesdienst der Socinianer; doch der kaufmännische Weltsinn der Stadträthe läßt auch diese gefürchteten Heiden gewähren. Also finden schließlich alle Richtungen des evangelischen Glaubens eine Heimath in den Niederlanden. Dem decentralisirten Staate entspricht die sektirerische Kirche. Die Civilehe wurde in Holland alsbald nach der Unabhängigkeitserklärung, früher als irgendwo sonst, für die gesammte Union schon im J. 1656 eingeführt: dem Magistrat stand die Eheschließung, dem Pfarrer nur die Einsegnung zu; doch pflegte der Staat den Pfarrern seiner Staatskirche und einiger anderer Sekten die Ausübung seiner Functionen zu übertragen. Unter dem Segen des Friedens lernen auch fanatische Sekten ihren gehässigen Eifer zu mildern, die schwärmerischen Wiedertäufer verwandeln sich in harmlose Mennoniten. Durch die Gewohnheit brüderlichen Zusammenlebens dringen die Ideen der Humanität nach und nach in das Volksbewußtsein, und während anfangs die Duldsamkeit des Staates nur dem Handelsinteresse entsprang, bekennt sich allmählich eine immer wachsende Ge-

meinde freudig zu jener milden Weisheit Platon's, die einſt Grotius mitten hinein in die wüthenden Läſterreden der Zeloten geprebigt hatte: die beſte Strafe des Irrenden iſt — belehrt zu werden.

Auch die Judenſchaft Weſteuropas ſtrömte in Schaaren nach dem neuen Jeruſalem Amſterdam. Der ſpaniſch-portugieſiſche Judenſtamm, von jeher kühner, begabter als der polniſch-deutſche, verdankte der Union eine Nachblüthe des Glücks, das ihm einſt auf ſpaniſchem Boden zu Theil geworden; die großen Geſchlechter der Pinto und Da Coſta, die reiche Kolonie, die in Surinam um die prächtige Synagoge der Juden-Savane ſich vereinigte, bezeugten ſein Gedeihen. — Gedrückter blieb lange die Lage der Katholiken. Das ganze Jahrhundert hindurch lebte unter den „Pausgeſinden", vornehmlich in den Generalitätslanden, ein tiefer Groll; ſie blickten verlangend nach Spanien, dann nach Frankreich hinüber, ließen ihre Söhne von den Jeſuiten der Löweuer Hochſchule erziehen. Die ſtrengen Proteſtanten rieſen Zeter, ſo oft an den harten Geſetzen gerüttelt ward, welche den Katholiken von jedem Amte wie von den beiden großen Handelsgeſellſchaften ausſchloſſen und zu Zeiten den römiſchen Prieſter zwangen, in abgelegeneu leicht zu überwachenden Häuſern zu wohnen. Die evangeliſche Religion, ſo ſchrieben die Staaten von Zeeland noch i. J. 1672, iſt das wahrhafte Palladium dieſes Staates, wir können doch nicht den öffentlichen Gottesdienſt der Papiſten dulden als een ſerpent in den eigen boezem! Erſt im achtzehnten Jahrhundert, als die Erinnerung an die alten Kämpfe verblaßte, ward man nachſichtiger, einzelne Städte geſtatteten den öffentlichen Gottesdienſt, und zuletzt fühlte ſich die Republik ſo ſicher, daß ſie ſelbſt den aufgehobenen Jeſuitenorden nicht vertrieb. Und ſeltſam, der ſektireriſche Geiſt dieſes Volkes drang endlich ſogar in die alte Kirche hinüber: die Janſeniſten von Utrecht lehnten ſich auf gegen den unfehlbaren Papſt.

Gleich dem Glauben dankte auch die Preſſe ihre Freiheit allein der Sitte, nicht dem Geſetze. Obwohl die Union ſelber die Einführung der Cenſur nicht gewagt hat, ſo unterſagte doch die Provinz Holland ſchon im Jahre der Unabhängigkeitserklärung, 1581, daß irgend ein Buch ohne Genehmigung der Herren Staaten gedruckt werde. Auch die Generalſtaaten ſchritten in erregten Tagen oftmals mit ſtrengen Plakaten ein. Während des arminianiſchen Streits (1618) verboten die Hochmögenden in Bauſch und Bogen alle ergerlycke ende ſeditieuſe boecken, ja zur Zeit der engliſchen Revolution unterſagten ſie behut-

ſam jede Schriftſtellerei für oder wider das Parlament. Doch wo war der Stadtrath, der ſolche Geſetze in einem freimüthigen Volke durchzuführen wagte? Schon Buzanval wußte, wie raſch der Holländer die ſtarken Nerven, die dicke Haut des Republikaners ſich erworben hatte, und ſchrieb ſorglos während eines wilden Federkrieges (1599): ſo lange der Magen und die Contore nicht mitſchreien, muß man kein Aufheben machen von all' dieſem Lärm. Und wenn die Edelmögenden von Holland den Leydener Philoſophen verboten, die anſtößigen Lehren des Doctors Des Cartes auf das Katheder zu bringen, und ihnen anempfahlen, ihre erläuternden Beiſpiele aus der Medicin und der Rechtslehre, nicht aus der Theologie zu wählen — wer konnte denn die Herren Regenten im Curatorium der Hochſchule zu ſtrenger Aufſicht zwingen? Aus Liebe zur Freiheit, ſo pflegte der große Kurfürſt zu ſagen, iſt dieſe Republik entſtanden; unhemmbar brach das Feuer des freien Gedankens, das ihren Boden erwärmte und ſegnete, überall aus der Erde heraus. Alle Parteien in Staat und Kirche und Wiſſenſchaft verkündeten hier ungeſcheut ihre kühnſten Gedanken. Graswinckel und Salmaſius verfochten das göttliche Recht der Könige, Ulrich Huber pries die Demokratie als die natürliche Staatsform. Der Buchhandel von Amſterdam und Leyden ward der Vermittler für den geiſtigen Verkehr aller Völker. Zu ſeinen Preſſen flüchteten ſich die Unzufriedenen aus den Nachbarlanden. Wer kennt nicht eine jener zahlloſen pſeudonymen Schriften, die unter der Firma „Cologne, Pierre Marteau" in die Welt hinausflogen? — Und unberührt von dieſem wogenden Kampfe ſtand der verklärte Weiſe, den die Dinge dieſer Welt nicht mehr beherrſchten, Baruch Spinoza — auch er des freien Staates froh, der ihm ſeine Cirkel nicht ſtörte.

In' edlem Wetteifer ſorgten die Provinzen und die Städte für das Gedeihen der Wiſſenſchaft; fünf Univerſitäten, alleſammt noch während des Krieges gegründet, erwarben der Republik den Ruf des gelehrteſten aller Länder. Die Philologie wanderte aus Italien über Frankreich herbei, behielt in Leyden ihren Lieblingsſitz, bis mit Wolf und Winckelmann die großen Tage der deutſchen Alterthumswiſſenſchaft begannen. In den Naturwiſſenſchaften behauptete der erfinderiſche, ſcharf beobachtende Holländer immer einen hohen Rang, von Jenſſen, dem Erfinder des Fernrohrs, bis herab auf Boerhave. An das emſige diplomatiſche Treiben im Haag ſchloß ſich eine maſſen-

hafte ſtaatswiſſenſchaftliche Literatur: welcher Politiker mochte die zierlichen Pergamentbändchen der Respublicae Elzevirianae, die Erſtlinge der Statiſtik, entbehren, oder die Folianten der Plakatbücher und Urkundenſammlungen, die dieſe indiskrete freie Preſſe allen Verboten trotzend herausgab? Große erhebende Erinnerungen ſteigen auf in der Seele des fremden Gelehrten, der auf der ſtillen Rapenburger Gracht zu Leyden unter den alten Linden wandelt und dann die ehrwürdige Aula betritt, wo unter ſo vielen erlauchten Häuptern der große Scaliger thront, im rothen Talar, wie ein Fürſt im Reiche des Wiſſens.

Doch warum erſcheinen alle dieſe Bilder dem Deutſchen, dem Franzoſen ſo vertraut, als wären ſie ſein eigen? Die holländiſche Gelehrſamkeit war claſſiſch, weltbürgerlich. In den erſten Jahrzehnten des achtzigjährigen Krieges überwog noch franzöſiſcher Einfluß: die politiſchen und die Erbauungs-Schriften der Hugenotten überſchwemmten das Land, die Rederyker ahmten galliſche Muſter nach. Doch während der Blüthezeit der Republik gingen die höheren Stände bei dem claſſiſchen Alterthum in die Schule. Bedeutende Köpfe aus allen Ecken der Welt fanden ſich hier zuſammen, von großem Ehrgeiz beſeelt, gewillt, nach dem Worte des Grotius, auf die Nachwelt die Erinnerung der ihnen beſchiedenen Talente zu übertragen. Sie beherrſchten die Bildung Europas, ſo lange auf allen Kathedern noch lateiniſch gelehrt wurde und die nationale Literatur der großen Nachbarvölker darniederlag. Das kleine Volk trat auch mit ſeiner geiſtigen Arbeit in die Breſche ein, welche durch die Religionskriege in dem Culturleben des Welttheils entſtanden war. Allüberall ſtockte die Schöpferkraft der Dichtung, Taſſo war verſtummt, Milton hatte noch nicht geſungen. In ſolcher Oede ſchien es den Zeitgenoſſen keineswegs lächerlich, wenn der gelehrte Juriſt Johannes Meurſius, begeiſtert von einer lateiniſchen Schultragödie des Wunderkindes Hugo Grotius, triumphirend ausrief:

Graecia nunc minor est et minor Ausonia.

Erſt als Moliere's neckiſche Geſtalten die trauten Herzensgeheimniſſe der Franzoſen ausplauderten, als Thomaſius auf deutſchem Lehrſtuhl deutſch zu reden wagte, da erſt trat das Volksthum, die Mutter jeder echten Bildung, wieder in ſein Recht, und der Ruhm der gelehrten Lateiner von Leyden verblich.

Nicht als hätte den Niederländern eine nationale Literatur ge-

fehlt. Vielmehr, gleichwie der deutsche Strom an der Grenze von Gelderland seinen Namen ablegt, so löste sich auch das holländische Volksthum mit vollem Bewußtsein von dem deutschen ab. Bei den Großthaten der Väter beschwor Heinrich Spiegel seine Landsleute, ihre Sprache zu pflegen, auf daß im geistigen wie im politischen Leben ein niederländisches Sonderdasein bestehe; und wirklich gelang es emsiger Gelehrtenarbeit, den derben Matrosendialekt der Holländer, den noch zur Zeit der Utrechter Union zahllose hochdeutsche und wälsche Brocken verunzierten, zu einer Schriftsprache auszubilden, die bald in dem Geschichtschreiber Peter Hooft einen redegewaltigen Meister fand. Beim ersten Hören freilich wird jeder Oberdeutsche unwiderstehlich zum Lachen gereizt von einer Seemannssprache, welche das Erhabene und das Abstracte zumeist nur durch umschreibende oder triviale Ausdrücke wiederzugeben vermag; wer tiefer eindringt, erfreut sich doch an der Fülle kraftvoller alterthümlicher Wörter und Wendungen, worin die Broomheid, die biedere Männlichkeit des altholländischen Wesens sich treulich wiederspiegelt. Noch schwerer fällt dem Deutschen ein unbefangenes Urtheil über die Dichter dieser jungen Sprache. Deutschlands classische Kunst ward groß im Kampfe gegen die gezierten Regeln, welche die Blüthezeit der holländischen Poesie beherrschten — in einem Kampfe für die Natur und für das Recht des Herzens, der unserer Dichtung für alle Zukunft seinen Stempel aufgedrückt hat. Wer denkt noch daran, daß im siebzehnten Jahrhundert holländische Schauspielertruppen die meisten norddeutschen Städte besuchten? daß unser Opitz die holländische Poesie die Mutter der deutschen nannte und alle jene Schlesier bei den Sängern vom Niederrhein sich schulten? Wir lachen, wenn der alte Pedant Daniel Heinsius mit seinen Bakchanten und Silenen und Thyrsusstäben heranpoltert und doch die helle Lustigkeit eines ehrlichen Rheinweinrausches gar nicht finden kann; wir schlafen ein — ich wenigstens — bei den geistlichen Liedern des „Bestevaters" Cats; ja selbst bei den klappernden Alexandrinern des gerühmten Vondel kommt uns das Gähnen an, und wir athmen erst auf, wenn auf den unnatürlichen Schwulst einer jener schönen Reihengesänge, menschliche Empfindung in melodischer Sprache, folgt. Und doch hat diese Gelehrtendichtung gelebt in ihrem Volke, und sie lebt noch heute. Vater Cats war, wie unser Gellert, mit seinen erbaulichen Versen ein Tröster und Lehrer für Unzählige, und Jahr für Jahr seit einem Vierteljahrtausend wird Vondel's Gysbrecht van Amstel in den zwölf

heiligen Nächten der Neujahrszeit auf der Amſterdamer Bühne aufgeführt; die Amſtelſtadt verlangt, daß ihr das Weihnachtsfeſt geweiht werde durch den rührenden Reihenſang der Clariſſinnen: „o Chriſtmacht ſchön vor allen Tagen!“

Ueber eine Dichtung von ſo durchſchlagendem, ſo andauerndem Erfolge ſoll der Fremde mit Zurückhaltung ſprechen; nur das Eine läßt ſich ohne Anmaßung ſagen, daß unter den holländiſchen Dichtern und Denkern keiner die höchſten Höhen des Geiſtes erſtieg, keiner mit der Tiefe und Weite ſeines Wirkens heranreicht an die weltbürgerlichen Claſſiker von Leyden. Indeß die gewaltigſte geiſtige Kraft der Republik lag auch nicht in der Leydener Aula, ſie lag in den Volksſchulen. Holland war der erſte moderne Staat, wo Jedermann leſen und ſchreiben konnte, wie Preußen ſpäterhin der erſte, der ſeinen Bürgern den Schulzwang auflegte. Jede Gemeinde befolgte den Rath des alten treuen Johann von Naſſau, erbaute Schulen und pflegte ſie. Nicht am wenigſten dem A B C Buch und der Bibel dankte die Union ihren köſtlichſten Schatz, das freie Bürgerthum.

Und wie getreu wußte dies Bürgervolk im Häuſerbau, in allen Lebensformen des alltäglichen Daſeins ſeine Eigenart auszuſprechen! Bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein blieb Holland nächſt Venedig das Lieblingsziel der Reiſenden; der „curieuſe Antiquarius“ fand kaum Worte genug, die Wunder von Amſterdam nach Gebühr zu preiſen. Allerdings mehr curieus als ſchön erſcheint dem reineren Kunſtſinn der Gegenwart die breite Behäbigkeit dieſer bürgerlichen Baukunſt; und wer gar von den prächtigen Hauſteinbauten der belgiſchen Städte herüberkommt, wird den ernſten Ziegelrohbau des Nordens leicht allzu nüchtern finden. Auch in ihrer Architektur ſind die Holländer das Volk des ſiebzehnten Jahrhunderts. Von den weiträumigen Kirchen des prachtliebenden alten Cultus blieb wenig übrig nach den Stürmen des Glaubenskrieges; die neuen ſchmuckloſen Tempel des Calvinismus — enge Säle, die des Predigers Stimme gerade ausfüllte — konnten und wollten nichts bedeuten neben den ſtattlichen Häuſern der Magiſtrate, der Gilden, ja ſelbſt der einzelnen Bürger. Und wahrhaftig, einen maleriſchen Anblick gewährt es doch, das ehrenfeſte altholländiſche Bürgerhaus: — der Giebel nach niederdeutſcher Art der Straße zugekehrt; auf dem Dache Bildſäulen und Vaſen, Obelisken und Schnecken, auch wohl ein Schaf oder Rind in Stein gehauen; überall an den bauſchigen Geſimſen, den ſchweren in die

Straße hineinſpringenden Freitreppen hat die Laune, der Handwerksſtolz des Hausherrn wunderlichen Zierrath angefügt; große blanke Fenſter und die ſauberen weißen Kalklinien zwiſchen den Steinen mildern den dunkeln Ton der bräunlichen Wände; im Erdgeſchoß eine Schenke oder ein Kramladen mit dem mächtigen Mohrenkopfe, dem Gaper, vor der Thür; im oberſten Stockwerk ein Waarenſpeicher, daraus ein Krahn bis über den Spiegel des Kanals hervorragt — das Ganze ein Bild des Behagens, froher Lebensluſt. Und ſelbſt wo dem Bauherrn der Raum nicht ſo reichlich zugemeſſen wird, wie in dem wohlhäbigen Leyden, der ſchönſten Stadt des Landes — ſelbſt in den engen Gaſſen von Rotterdam und Amſterdam fehlt der Behauſung des Bürgers das Eine nicht, was des altniederländiſchen Volkes beſter Vorzug iſt — der Charakter.

In gemüthlicher Enge wie eine große Familie hauſt die Nachbarſchaft zuſammen; wem ein Kind geboren wird, hängt das zierliche Spitzenkiſſen, den Klopper, an die Thür und meldet daneben auf ſauberem Zettel, daß die Kraamvrouw und das Kind ſich nach Umſtänden wohl befinden. Die tiefe Kluft, welche die Regenten von den Kleinbürgern trennte, ward im täglichen Verkehr kaum bemerkt. Denn auch der Regent war ein Bürger, achtete jedes Geſchäft, das ſeinen Mann nährte, bewarb ſich unbefangen für ſeinen Sohn um die einträgliche Stelle des Zettelanklebers der Bank und verſorgte den Dichter des Patriciats, Vondel, auf ſeine alten Tage in den Schreibſtuben des Amſterdamer Leihhauſes. Nur am Sommerabend pflegte ſich der Reiche hinauszuflüchten auf die Buitenplaatſen, die wohlgepflegten Landſitze vor den Stadtthoren. Wie lieblich ging ihm hier das Leben ein, wenn er auf glattem Kiesweg zwiſchen den geſtutzten Taxushecken einherwandelte und die Goldfiſchchen im Teich, die bunten mit glänzenden Muſcheln eingefaßten Tulpenbeete betrachtete! Was gab es Schöneres? Mynheer ſchrieb befriedigt über die Hausthür: myn genoegen — wel tevreden — groot genoeg — und bedauerte herzlich ſeinen Statthalter, König Wilhelm III., der drüben in England den regelloſen Baumwuchs der üppigen Landſchaft gar nicht erſehen mochte und erſt nach jahrelanger Arbeit die Zierlichkeit des holländiſchen Gartenbaus in ſeinem Schloßpark einbürgern, die Barbarei der Natur unter das Scheermeſſer beugen konnte. Unterdeſſen lärmte am Abend die feiernde Menge durch die Straßen der Städte, handfeſt in der Freude wie in der Arbeit. Welch ein Gedränge, wenn

eine Zugbrücke aufgezogen ward, um schwerbefrachtete Schiffe hindurch zu lassen, und der Menschenstrom auf beiden Ufern der Gracht sich staute; und welch ein Jubel in den raucherfüllten Toneels, wenn die Helden des glorieusen Nederlands über die Bretter schritten oder der Liebling des Volkshumors, der Matrose Jan, seine rohen Witze riß!

Auf den Wellen dieses hoch daherfluthenden Bürgerlebens wiegten sich die frohmuthigen Künstler, welche dem Volksthum ihrer Heimath den eigenthümlichsten und großartigsten Ausdruck geben sollten. Die Malerei der Niederländer ist ein Kind der Freiheit, das mit ihr stieg und sank. Schon die niederländischen Schüler der Gebrüder van Eyck verriethen eine entschiedene nationale Eigenart: derben Realismus und jene Lust am Malerischen, die hier in dem Lande des halb bedeckten Himmels, der prächtigen Sonnenuntergänge, des ewig wechselnden Lichterspiels mannichfache Nahrung fand. Erst im siebzehnten Jahrhundert, nach dem Zerfalle des burgundischen Gesammtstaats, traten die holländischen Maler den flamischen mit bewußter Selbständigkeit gegenüber. Franz Hals und seine Zeitgenossen schulten sich an den Kneipen- und Lanzknechtsbildern des Naturburschen Caravaggio. Dann, um 1640, mit Rembrandt und seinen Gesellen, trat die holländische Kunst in ihr mündiges Alter. Jeder Stadtrath, jede Gilde wollte ihren Festsaal mit Gemälden schmücken, und beinah in jeder Stadt fand sich ein großer Maler, der sich's zur Ehre rechnete, die Herrlichkeit seiner Heimath zu verewigen. So entstand die monumentale Kunst der „Doelen- und Regentenstücke", schlicht und groß wie dies Bürgerthum selber. Nicht Schlachten noch feierliche Staatsactionen verlangte der Bürger von seinem Maler: zu dem prächtigen Bilde des Velasquez „die Eroberung von Breda" wird sich schwerlich ein holländisches Seitenstück finden. Fast allein die Marinemaler lieben Scenen des Kampfes, ihr Meister van der Velde wird nicht müde die englischen Orlogsschiffe zu malen, die vor den drohenden holländischen Kanonen die weiße Flagge aufhissen. Das Einzelporträt und die Porträtgruppe bilden das bescheidene Gebiet dieser Historienmalerei; aber wie großartig weiß sie ihren Stoff zu packen, in die Tiefen der Menschenseele einzudringen, und welche stolze Daseinsfreudigkeit, welche Fülle historischen Lebens liegt doch in all' diesen namenlosen Jan und Maurits, die hier im Zunfthaus Rechnungen prüfen oder festlich geschmückt zum Schießplatz ausziehen oder bei reicher Mahlzeit das Ende des achtzigjährigen Krieges feiern! Kerngesunde Männer mit sehnigen Leibern

und feurigen, offenen, fröhlichen Augen — noch nicht schwammig und feist wie das spätere Geschlecht der faulen Friedenszeit — so war das Volk, das dem katholischen König den Herrscherstab der Meere entriß. Rembrandt und Bol, van der Helst und Flink sind in Wahrheit die Historiker des großen Freiheitskampfes der Protestanten, gleichwie uns Rubens und van Dyck, Murillo und Velasquez jene belgischen und spanischen Männer schildern, die für das katholische Weltreich fochten.

Während die historische Malerei durch ein unbegreiflich fruchtbares Schaffen fast jedes Stadthaus der Republik in ein Museum verwandelte, fand die Emsigkeit der Landschafter und Genremaler der Arbeit kein Ende für den Zimmerschmuck der behäbigen Bürgerhäuser. Der reiche Markt erlaubt die Arbeitstheilung, gestattet jedem Talente, nach Lust und Laune sich zur Specialität auszubilden. Unermüdlich malt Wouvermann viel hundertmal Schimmel und wieder Schimmel, und wählt er einmal einen Stoff, der, wie die Flucht des Lot, mit dem weißen Rosse schlechterdings nichts zu thun hat, dann muß wenigstens ein schneeweißer Engel als Ersatz dienen für das geliebte Thier; immer wieder setzt Gerhard Dow seine Zahnärzte und musicirenden Damen hinter einen offenen Fensterbogen, und van Schalken kann selbst ein monumentales Porträt Wilhelm's III. nicht malen, ohne die rothen Lichtstrahlen seiner unvermeidlichen Kerze auf den harten Zügen des Königs spielen zu lassen. Mag Einer auch ermüden bei solchen ewig wiederholten Schrullen oder ärgerlich fragen, ob denn wahre Frauenschönheit den Holländern ganz unbekannt gewesen sei, oder auf die rüpelhaften und trivialen Züge in den Bildern der Bega und Teniers schelten — ein gesundes, ein durch und durch glückliches Volksleben tritt uns doch entgegen aus dieser engen Welt. Unsere skeptische, in ihren heiligsten Gefühlen unsichere Zeit mag wohl mit einigem Neide schauen auf diese Metzu, Mieris und Terburg, die mit ihrer goldenen Laune das Kleine und Kleinste zu verklären, auf jenen Ruysdael, der selbst die holländische Landschaft zu adeln wußte, auf dies Volk, das sich so wohl fühlte in seiner Haut und — das so unbefangen dahinlebte in seinem Glauben. Durchwandert die Kirchen Belgiens, betrachtet die religiösen Bilder des Rubens — grandiose Gestalten, schöne Köpfe, die das Herz nicht wärmen — oder gar die katholischen Tendenzbilder seiner Nachtreter, der Quellin und van Thulden: die alleinseligmachende Kirche als ein geschmücktes Weib auf goldenem Wagen, von lieblichen Mädchen an Rosenguirlanden gezogen — die Wahrheit triumphirend

über Luther und Calvin, die ſich kläglich am Boden winden — und wenn Euch dann das Herz nicht aufgeht vor den herzigen holländiſchen Buben, die Rembrandt's Chriſtus ſeguet, wenn Ihr dann nicht den unendlichen Abſtand zwiſchen dem conventionellen Glauben und der ſchlicht menſchlichen, proteſtantiſchen Empfindung erkennt, ſo habt Ihr kein Herz oder Ihr redet nach, was die Reiſehandbücher und die Kunſtgeſchichte Euch vorſchwatzen.

Auch die populäre Kunſt diente dem Ruhme des Landes: auf zahlloſen wohlfeilen Stichen und Holzſchnitten waren die Schlachten, die Friedensſchlüſſe der Republik verherrlicht, oder Neptun dargeſtellt, wie er der Republik, der oſtindiſchen Compagnie und anderen der qualificirten Allegorie dringend verdächtigen wohlbeleibten Frauengeſtalten ſeinen Dreizack überreicht. Der Niederländer ſah ſich nicht ſatt daran; er hegte alle großen Erinnerungen ſeines Volkes und mehrte ſie durch eitle Fabeln: ſein Lorenz Koſter mußte durchaus die Buchdruckerkunſt erfunden, ſein Grotius das Vorbild geſchaffen haben für Milton's Verlorenes Paradies! Mit einem Uebermuthe, der ſich allein durch das holländiſche Wort Broodbronkenheid getreulich ſchildern läßt, blickte er hernieder auf die armen Schlucker draußen; und unleugbar bildete der ſchroffe Nationalſtolz eine feſte Klammer für die Union, wie das republikaniſche Selbſtgefühl der Schweizer für die Eidgenoſſenſchaft. In Amſterdam bewährte ſich immer auf's Neue an den Einwanderern die ſtarke Aſſimilationskraft, welche alle großen Städte auszeichnet; aber auch der fremde Gelehrte in Leyden und Franeker ging raſch in dieſem ſelbſtbewußten Volksthum auf. Ganz unbekümmert um das Urtheil der Welt lebte das kleine Volk dahin, ganz „unanthunlich" — auch hier giebt die holländiſche Sprache allein wie in unbewußter Selbſterkenntniß das rechte Wort: — ſein ungeheurer Dünkel fand nirgends ſeines Gleichen denn allein in Spanien.

In allem Uebrigen freilich beſtand zwiſchen den beiden Todfeinden, die ſich ſelber gern mit Rom und Karthago verglichen, ein Gegenſatz, der in alle Faſern des nationalen Lebens drang, ein Gegenſatz, den die kühnſte Phantaſie nicht greller malen kann. Es war als ob die Geſchichte ſelbſt durch einen ungeheuren Contraſt das Bild germaniſcher und romaniſcher Staatsgeſinnung, den Segen der Arbeit, den Fluch der Knechtſchaft für alle Ewigkeit dem Menſchengeſchlechte einprägen wollte. Hier die Selbſtändigkeit, der Trotz der Provinzen und Gemein-

den, dort jener eine finstere Mann in seinem Klosterschloß und vor ihm das ganze Volk anbetend im Staube. Hier die Rührigkeit der Gesellschaft, dort alle Kräfte der Nation dem Staate, dem Hofe, der Kirche dahingegeben. Hier die Prosa des Handels und der Wissenschaft, auch die Kunst fest haftend auf dem Boden der Wirklichkeit; dort lebt die Nation wie in ewigem Fieber: hoch aufgeregt durch pfäffische Wuth, durch die glänzenden Bilder einer phantastischen Dichtung wagt und opfert sie das Ungeheure für den Traum des katholischen Weltreichs. Hier gilt der Bürger, die Würde der Arbeit, dort ist Alles adlich, seines blauen Blutes froh, und verachtet des Handwerks goldenen Boden. Hier giebt man gastlich den Verfolgten aller Länder Schutz und Obdach, dort verlangt eine epidemische Verblendung die limpiezza des heimischen Bodens, sie wüthet gegen die fleißigen Hände der Juden und Mauren, sie jubelt auf, als endlich nach der Vertreibung der letzten Moriscos die heilige Erde gereinigt ist und auch über Belgiens rührigem Volke wieder die tiefe Nacht der Glaubenseinheit ruht. Hier erringt der Kaufmann die Freiheit des Verkehrs, dort unterwirft der Hof durch wahnwitzige Gesetze die gesammte Volkswirthschaft dem Behagen der vornehmen Verzehrer, er wälzt alle Steuern auf den kleinen Mann, trennt die Provinzen durch Binnenzölle, erleichtert die Einfuhr, verbietet die Ausfuhr. Hier unermeßlicher Reichthum, zu weltlichen Zwecken mit Umsicht verwendet; dort ergießen sich die Silberströme von Potosi in den unersättlichen Schlund der Kirchen und der Klöster, der Herrscher beider Indien unterliegt dem Fluche jedes Despotismus, der Finanznoth, läßt an den Hausthüren für seinen Kronschatz betteln. Hier eine nüchterne Staatskunst, bedachtsam für das Nahe und Nächste sorgend und dann erst zu weltumfassenden Plänen sich erhebend; dort eine Weltpolitik, die nie einen Blick wirft auf die Nöthe des eigenen Volkes. Und das Ergebniß? In Spanien vollzieht sich das fürchterlichste Trauerspiel der neuen Geschichte: eine große verschwenderisch begabte Nation verkümmert an Leib und Seele; die Lerche, die über Castiliens verödete Fluren fliegt, findet keinen Baum, darauf sie ruhen, keinen Halm, daran sie picken könnte; auch Flanderns, auch Italiens weiland glänzende Städte verfallen grauenhafter Verödung. Der Holländer aber malt triumphirend an das Fenster seiner Alten Kirche das Bild des katholischen Königs, dem der ketzerische Rebell den Frieden dictirt, und schreibt darunter:

Philippus teelent met zyn hauden
het vreeverbondt met zynen landen.

Nicht minder lehrreich ist ein Blick auf zwei nahe verwandte Handelsrepubliken. Die ungeheure Ueberlegenheit protestantischer Geistesfreiheit tritt uns vor die Augen, sobald wir den finsteren Druck der venetianischen Inquisition, den grundsätzlich zu sinnlicher Schlaffheit erzogenen Pöbel der Lagunenstadt neben die kühne Presse, das trotzige Bürgerthum des nordischen Venedig stellen. Und stolz fühlen wir uns als die Söhne der modernen, christlichen Gesittung, wenn wir das neue Karthago mit dem alten vergleichen. Auf den ersten Blick meinen wir in der Kanaaniterstadt jeden einzelnen Zug des holländischen Staatslebens wiederzufinden. Auch dort ein unablässiger Kampf zwischen der kaufmännischen Oligarchie und einem von erlauchten Feldherren geführten Demos. Dasselbe Mißtrauen des Friedensstaates gegen den Militärstaat, der durch Felddeputirte überwacht wird; dieselbe Weise der Kriegführung durch fremde Söldner und hochausgebildete technische Waffen, im Süden eine verschanzte Postenkette als Barriere gegen die Nomaden der Wüste. Die größte Kauffahrteiflotte der Welt, erprobt in verwegenen Entdeckerfahrten von der malabarischen Küste bis zur Ostsee, monopolsüchtig, fest entschlossen, die westliche Durchfahrt in den Ocean keiner anderen Nation zu gestatten. Ein intensiver Ackerbau, der für den Kaufmann arbeitet; ungeheure Capitalien, die in den mannichfachsten Speculationen, auch in fremden Staatsanleihen Beschäftigung suchen; ein Zeichengeld, den Zeitgenossen nicht minder erstaunlich als der Wechselhandel von Amsterdam. Blühende Kolonien an den Küsten des Mittelmeeres und weithin in Afrika, allein dem Handel dienend, unfähig, fremde Völker mit karthagischem Geiste zu erfüllen. Und doch — die Tragiker der Hellenen wußten wohl, warum sie ihr „halte Maß, o Mensch“ in allen Chorgesängen bis zur Ermüdung des modernen Lesers als die Summe irdischer Weisheit wiederholten. Mit maßlosem Ungestüm, mit einseitiger Härte verfolgen die Völker des Alterthums den Lebenszweck, der ihnen der höchste ist. Der Handel, allein der Handel füllt jenen Semiten an der Bai von Tunis das öde Dasein aus; ihr ganzer Staat ist von Habgier durchdrungen, wie Aristoteles treffend sagt. Kein Künstler, kein Denker durchleuchtet dies umnachtete Volksthum mit den Strahlen der Idee. Eine rohe bauansische Literatur lehrt den Pflanzer, den Kaufmann seine Schätze zu mehren, ein scheußlich lüsterner blutdürstiger Götzendienst

verſchärft die Herzenshärtigkeit der Krämer zu grauſamer Wildheit. Verzweifelnd kehrt endlich Hannibal der entgeiſterten Stadt den Rücken, die nicht vermag einen Helden zu ertragen. Dreimal geſegnet das Chriſtenthum, dem die neue Karthago die Dichtigkeit des geiſtigen Daſeins, die Barmherzigkeit der Sitten dankt!

Mit freudiger Rührung begrüßten die aufathmenden Völker Mitteleuropas die weſtphäliſchen Friedensſchlüſſe, das Ende der gräßlichen Glaubenskriege. Nirgends erklang der Jubel lauter als in Holland, und nirgends brachte der Friede weniger Segen. Die Union hatte in wenigen Jahrzehnten Größeres geſchaffen für die Geſittung der Menſchheit als manche langlebige Despotenreiche in vielen Jahrhunderten; doch jetzt erfüllte ſich auch an ihr die Wahrheit, daß republikaniſche Staatsformen nicht ausreichen für das verwickelte Leben eines europäiſchen Großſtaates. Sobald die Anſpannung des Krieges nachließ, traten die Widerſprüche der anarchiſchen Verfaſſung grell hervor, der Materialismus des Handels fand nicht mehr ein Gegengewicht an dem Heldenthum eines großen Kampfes. Schon Ariſtoteles weiß, daß die Zerſetzung ariſtokratiſcher Staaten langſam und leiſe anhebt (*μάλιστα λανθάνουσιν αἱ ἀριστοκρατίαι μεταβάλλουσαι τῷ λύεσθαι κατὰ μικρόν*); auch in dieſer Republik begann der Niedergang ſo unmerklich, daß viele holländiſche Hiſtoriker noch heute die Blüthezeit ihres Vaterlandes in den letzten Jahrzehnten des ſiebzehnten Jahrhunderts ſuchen und Macaulay zuverſichtlich das Jahr 1688 als den Höhepunkt bataviſcher Herrlichkeit bezeichnet. Die Verkehrtheit dieſer Auffaſſung erhellt ſchon aus der einen Thatſache, daß gerade in dieſer Zeit franzöſiſche Weiſe übermächtig eindrang in die Sitte und Sprache der Niederländer. Wie die Union nicht ihrer Verfaſſung ihre Größe verdankte, ſo iſt ſie auch nicht gefallen durch die Wirren ihres Staatsrechts, ſondern durch die erſchlaffende ſittliche Kraft ihres Volkes und durch die Neubildung des europäiſchen Staatenſyſtems.

Dieſe Großmacht ohne Land war und blieb eine Anomalie, ſie zehrte von dem Unglück der Nachbarvölker, ſie beſaß nur die raſch verſiegende Lebenskraft eines Kleinſtaates, nicht jene glückliche Gabe, ſich aus ſich ſelbſt heraus zu verjüngen, welche große Nationen durch alle Stürme der Geſchichte ſiegreich hindurchführt. Wie raſch war einſt die

Herrlichkeit Athens verfallen, weil dem kleinen Staate die Zufuhr frischen Blutes versagt war, und wie viel härter mußte dieser unheilbare Mangel sich bestrafen in den großen Verhältnissen der modernen Flächenstaaten! Das Ende des siebzehnten Jahrhunderts hat in Wahrheit den Grund gelegt für die Machtstellung der neuen europäischen Großstaaten. Durch den pyrenäischen Frieden ward die Selbstvernichtung der spanischen Weltmacht vollendet, und mit ihrem Untergange fiel der leitende Gedanke hinweg, welchem die Union bisher die klare Bestimmtheit ihrer diplomatischen Kunst verdankt hatte. Derweil dem Staate also das Steuerruder seiner großen protestantischen Politik aus den Händen glitt, wuchs Frankreich zur ersten Militärmacht des Festlandes heran, England streckte seinen Arm aus nach der Herrschaft der Meere, Rußland that die ersten Schritte nach der Ostsee und dem Pontus, durch die Eroberung Ungarns ward das neue Oesterreich, der Donaustaat, gegründet, und aus dem Wirrsal des deutschen Lebens erhob sich glorreich der preußische Staat. Neben diesen großen Monarchien versanken allmählich die beiden Großmächte, welche die hohe Fluth der Religionskriege emporgehoben hatte: Schweden und Holland. Das Land, das den Zwischenhandel aller Welt in seinen Händen vereinigte, sah einen natürlichen Feind in jeder Nation, die zu starkem Selbstbewußtsein erwachte, doch seine gefährlichsten Nebenbuhler wurden die beiden protestantischen Großmächte.

Deutschlands Schwäche war Hollands Stärke; die Stellung des kleinen Staates an der Spitze des protestantischen Mitteleuropas kam sofort in's Wanken, sobald sich bei uns eine selbständige evangelische Macht erhob. Der Gegensatz der Interessen trat schon leise hervor, als Johann Sigismund von Brandenburg zum reformirten Bekenntniß übertrat, durch die Erwerbung von Preußen und Cleve sein Haus emporhob aus der Enge des territorialen Stilllebens: es scheint wie ein sanftes Vorspiel kommender Verwickelungen, daß der Kurfürst, kaum am Rhein eingetroffen, die tapfere Kirche von Wesel von dem niederländischen Synodalverbande abtrennte und als eine selbständige Landeskirche organisirte (1610). Nach deutscher Weise blieben die Kräfte der jungen Macht durch lange Jahre ungenutzt liegen, und als endlich in dem großen Kurfürsten der Held erstand, der sie verwerthete, da gewann die Union freilich einen treuen Freund und Bundesgenossen, aber auch einen stolzen Nachbar, der deutsches Recht gegen Jedermann wahrte. Er drängte die Garnisonen der Staaten aus den nieder-

rheiniſchen Landen hinaus und befreite Oſtfriesland von der Uebermacht der holländiſchen Krämer. Die Zerſtörung der ſtaatiſchen Barriere im Nordweſten, die Demüthigung der ſchwediſchen Räuber im Nordoſten — das waren die beiden erſten Staffeln auf der langen ruhmvollen Bahn, die den preußiſchen Staat emporgeführt hat zur Herrſchaft in Deutſchland. Wieder verfloß ein halbes Jahrhundert, eine Zeit des Verfalls für Holland, des inneren Erſtarkens für Preußen; ein ewig mißbrauchter Bundesgenoſſe half das junge norddeutſche Königreich die Schlachten der engliſch-holländiſchen Politik ſchlagen. Dann endlich wagte der große König, die Kraft des deutſchen Nordens in den Kampf zu führen wider Oeſterreich, und ſofort lag vor Aller Augen, daß Preußen, nicht mehr Holland, die erſte proteſtantiſche Macht des Feſtlandes war. Die Zeit der deutſchen Schande war vorüber, die Mitte des Welttheils behauptete wieder ein Recht und einen Willen neben der Uebermacht der Peripherie. Auch die Tage des Söldnerweſens, die dem reichen Kaufmannsſtaate ſo günſtig geweſen, gingen zu Ende; das Heer, das Preußens Fahnen in das Herz von Böhmen führte, war trotz ſchwerer Gebrechen ſchon ein Volk in Waffen.

Und wie ganz anders, wie viel großartiger als weiland die Union erfüllte der neue deutſche Staat den Beruf, der Völkergeſellſchaft als der Einiger und Mittler zu dienen! Soeben noch hatten die beiden alten Staatenſyſteme Europas wie zwei getrennte Welten ein jedes einen gewaltigen Kampf geführt, den nordiſchen und den ſpaniſchen Erbfolgekrieg, ohne daß die beiden Kriege ſich verſchmolzen. Jetzt erſtand ein Staat, der durch ſein ganzes Sein — nicht blos, wie weiland Holland, durch die Intereſſen des Handels — mit dem Nordoſten und dem Südweſten zugleich verkettet war. Seine Marken reichten bis dicht vor die Thore Rußlands und Frankreichs, er gehörte dem Welttheil an, denn in ihm lag die Kraft der centralen, der jugendlichſten Nation Europas. Sobald dieſer Macht durch einen Genius das Bewußtſein ihrer Pflichten kam, floſſen die beiden Staatenſyſteme in eines zuſammen: der Kampf um Preußens Daſein, der ſiebenjährige Krieg, wurde der erſte europäiſche Krieg im vollen Sinne des Worts. Friedrich der Große ſchuf die Einheit der europäiſchen Staatengeſellſchaft und ihre ariſtokratiſche Form, die bis heute wenig verändert fortwährt. In der neuen Pentarchie aber blieb wenig Raum mehr für die Großmacht des ſiebzehnten Jahrhunderts, die noch bei lebendigem Leibe ihre Nachfolger gefunden hatte: Preußen wurde der glück-

liche Erbe der Landmacht der Union, wie England der Erbe ihrer Seeherrschaft.

Daher jener tiefe stille Haß gegen Preußen und England, der noch heute in dem langsam vergessenden holländischen Volke lebt. Zweihundert Jahre lang hat Holland unserem Staate selten Anderes geboten als Kälte, Undank, Gehässigkeit jeder Art; und doch ist keiner unserer Nachbarn weniger berechtigt als dieser, uns irgend einen Unbill zu zeihen. In Strömen ist preußisches Blut geflossen für Niederlands Freiheit, zweimal gab unser gutes Schwert den Holländern ihr verlorenes Reich zurück, niemals hat unser Ehrgeiz auch nur ein Dorf der sieben Provinzen bedroht; das Wenige, was wir ihnen nahmen, war unser eigen, war deutsches Land. Der historische Proceß, kraft dessen Preußen, die Holländer überflügelnd, zur ersten Landmacht der protestantischen Welt heranwuchs, vollzog sich langsam, ohne offenen Kampf zwischen den beiden Nebenbuhlern, so freundlich, daß Friedrich II. jahrzehntelang als der treueste Bundesgenosse der Hochmögenden galt, so in der Stille, daß diese gesammte Entwicklung noch heute von manchem flachen Kopfe ganz übersehen wird. Doch er vollzog sich. Holland sank, weil Deutschland stieg, und je hoffärtiger die kleine Nation einst auf den armen Muff herabgeschaut, um so bitterer empfand sie Preußens Erstarken. Wir Deutschen aber dürfen getrost die Frage aufwerfen: ist nicht durch diese Neugestaltung der Staatengesellschaft eine natürliche Ordnung an die Stelle künstlicher Verbildung getreten? Die Natur der Dinge, recht eigentlich die Vernunft der Geschichte, hat das große evangelische Deutschland wieder emporgeführt auf den Platz, den kleine Nachbarlande nur unserer Zwietracht und Trägheit verdankten. Und weil die neue Großmacht Mitteleuropas auf dem gesunden Grunde eines starken nationalen Lebens ruhte, darum hat sie nicht, wie Schweden, räuberisch ihre Hand ausgestreckt nach aller Welt Enden, sie begnügte sich das deutsche Land, das ihr gebührte, zu beherrschen; sie hat nicht, wie Holland, die Volkswirthschaft fremder Länder für sich ausgebeutet, ihr Wahlspruch war immer: die Freiheit der Meere. Die europäische Politik ward sittlicher, seit die großen nationalen Mächte emporkamen.

Rascher, gewaltsamer trat Hollands anderer Nebenbuhler, England, in die Schranken. Ein starker Seemannsstolz lebte von jeher in dem Inselvolke, auch als die Macht den Wünschen nicht entsprach.

Schon Eduard III. ließ sich von seinen Gemeinen den König der Meere nennen; selbst in Karl's I. unfähiger Staatskunst tauchte einmal der Gedanke auf, England und Niederland zu einer großen Seemacht zu vereinigen. Die Briten lernten von Holland wie Rom von Karthago, und bald ward in Amsterdam die Klage laut: die Kunst des Handels beginnt allen Völkern gemein zu werden. In Cromwell erschien endlich dem maritimen Ehrgeiz der Nation der schöpferische Genius. Er verbot durch die Navigationsacte (1651) den Zwischenhandel allen fremden Flaggen und warf sich mit dem Ungestüm des revolutionären Helden in den Kampf gegen Holland. Auch der elende Karl II. empfand in diesem einen Falle als ein Sohn seines Volks, auch er sprach: et Pontus serviet. In drei fürchterlichen Kriegen maßen sich die beiden Seemächte, doch nicht der Donner der Breitseiten — der friedliche Wetteifer der Arbeit sollte den Kampf entscheiden. Als England nach seiner zweiten Revolution wieder sich selber angehörte und in glücklicher Sicherheit seine beste Kraft der Volkswirthschaft widmete, da mußte die natürliche Ueberlegenheit des Inselvolkes überwältigend offenbar werden. Wie günstig war nicht schon die Weltstellung dicht am Ocean — damals noch bedeutsamer als heute, da die Holländer für die Fahrt vom atlantischen Meere zur Nordsee stets den weiten Umweg um Schottlands Nordspitze wählten. Nur an dieser Stelle konnte das Weltorgan der germanischen Völker entstehen. Und welche unvergleichliche Schule für die Schiffahrt bot die Insellage, die reiche Entwickelung der Küste, während die Union, sobald sie ihr kümmerliches Gebiet zu erweitern versuchte, sich dem Meere nur entfremden konnte! Hier wurde nicht, wie in Holland, erst durch den Handel die einseitige Ausbildung einzelner Richtungen des Ackerbaus und der Industrie hervorgerufen; ein zahlreiches Volk, stark genug, die weite Erde mit seinem Samen zu bedecken, bebaute den üppigen Boden; hunderttausend fleißige Hände in den Fabriken lieferten dem Handel unerschöpflichen Vorrath. Auf diesem gleichmäßigen Zusammenwirken aller Zweige der Production ruhte und ruht Englands wirthschaftliche Größe.

Noch lange gebot Holland über das größere Geldcapital. Doch was frommte dies jetzt, da die Kohlenschachte, die Eisenlager ihre wunderbaren Schätze öffneten und die neue Großindustrie aufstieg, welche der massenhaften working hands bedarf, weil sie für das Bedürfniß der Massen arbeitet? da das englische Capital sich täglich in neue Unternehmungen mit einer tollkühnen Rührigkeit stürzte, welche,

unfaßbar den bedachtſamen Handelsgewohnheiten der Holländer, das Nahen eines neuen Zeitalters der Volkswirthſchaft ankündigte? Im Jahre 1650 verhielt ſich der holländiſche Handel zum engliſchen wie 5 : 1, hundert Jahre darauf wie 6 : 7, im Jahre 1792, nach dem Aufkommen der neuen Maſchinengewerbe, wie 2 : 5. Die Briten, denen der Holländer einſt ſeine Waaren zugeführt, warfen nunmehr ihre eigenen Producte in Maſſen auf die deutſchen und holländiſchen Märkte, alſo daß Rotterdam faſt wie eine engliſche Stadt erſchien. Auch in den Kolonien triumphirte überall der angelſächſiſche Stamm. Er beſiedelte Amerika. Seine oſtindiſche Compagnie erkannte ſchneller als ihr holländiſches Vorbild, daß die Zeit der Handelsmonopole abgelaufen ſei, ſie gab den Zwiſchenhandel in Indien frei, und herrlicher als das alternde Batavia ſtrahlte die jüngſte Königin des Oſtens, Calcutta. Der Denker aber erblickt auch hinter dieſem Wettkampf das Walten eines hiſtoriſchen Geſetzes. Wer erkennt nicht das ſtätige Fortſchreiten der expanſiven Civiliſation, wer nicht die tiefſinnige Wechſelwirkung der politiſchen und der volkswirthſchaftlichen Kräfte in der Reihenfolge der Mächte, welche nach einander die Seeherrſchaft unter den Germanen behaupteten? Auf den weithin verſprengten Städtebund der Hanſa folgte die niederländiſche Republik, die immerhin ein Staat war mit geſchloſſenem Gebiet, auf dieſe England, ein nationales Reich mit eigenem Ackerbau und Gewerbfleiß, und kraft derſelben Nothwendigkeit wird dereinſt Nordamerika, das über die unermeßlichen Hilfsquellen eines Welttheils gebietet, die erſte Seemacht der Erde ſein.

Unterdeſſen ward in Frankreich durch die ſtarke Hand der beiden Cardinäle die Staatseinheit vollendet, die Eroberungsluſt des ſtolzen Volkes durch die Siege des dreißigjährigen Krieges krankhaft geſteigert. Schon längſt drohte dem Gleichgewicht Europas eine größere Gefahr von dieſer aufblühenden Militärmacht als von dem tief gedemüthigten Spanien; nicht am wenigſten die Angſt vor dem übermächtigen Bundesgenoſſen hatte die Edelmögenden beſtimmt, einſeitig den Frieden von Münſter abzuſchließen und — alſo den Bourbonenhof unvergeßlich zu beleidigen. Der junge König, der jetzt die reiche Erbſchaft der Cardinäle antrat, ſah mit dem Haſſe des Despoten auf den état populaire an ſeiner Grenze. Sein Colbert führte den Gedanken der Staatseinheit in der Volkswirthſchaftspolitik bis zu den letzten Folgerungen durch: der Tarif von 1664 und eine lange Reihe von Einfuhrverboten wurden den holländiſchen Waaren ebenſo verderblich wie Cromwell's Navi-

gationsacte der Schiffahrt der Niederlande. Die allmächtige Staatsgewalt gründete rastlos neue Handelscompagnien und Fabriken; die Kriegsflotte, Richelieu's Schöpfung, ward verstärkt, der Grundsatz „la robe d'ennemi confisque celle d'ami" schonungslos angewendet gegen die holländische Flagge. Herrisch erklärte der König: das Mittelmeer gehört Uns souverän und eigenthümlich an. Das Merkantilsystem war der getreue Ausdruck des abweisenden Staatsegoismus der Zeit; die Völker bekriegten sich durch Tarife noch wirksamer als durch Kanonen. Ueberall fand das Beispiel Cromwell's und Colbert's Nachahmung, selbst das befreundete Schweden erschwerte durch sein Productenplakat den Holländern die Schiffahrt. Durch diese Verwandlung der Staatengesellschaft wurde die alte Machtstellung der Union unhaltbar. Wie sollte der kleine Staat zugleich gegen Englands Seemacht sich behaupten und zu Lande vor der Habgier der Bourbonen sich schützen? wie das Monopol des Welthandels aufrecht halten im Kampfe mit dem erstarkenden Selbstgefühl der anderen Völker? Was die Kraft des nationalen Gedankens bedeute, das erfuhr die Union soeben schmerzlich durch die Portugiesen, welche, des spanischen Joches entledigt, mit der lodernden Begeisterung eines freien Volkes sich auf das holländische Brasilien stürzten. Und wie nun, wenn die beiden Westmächte sich verbündeten zur Demüthigung der Handelsrepublik — ein Bund, den auf die Dauer keines Menschen Witz verhindern mochte?

In diesem verhängnißvollen Augenblicke, da allein fester Einmuth den Staat retten konnte, ward die Union der Tummelplatz verblendeter Parteiherrschaft. Der plötzliche Tod Wilhelm's II., der nur einen nachgebornen Sohn hinterließ, warf der Staatenpartei die Zügel des Gemeinwesens in den Schooß. Da sie den Sieg der Laune des Glücks allein verdankte, so ward er auch ausgebeutet mit einer rücksichtslosen Gehässigkeit, welche die Oranier bei ihren Triumphen stets verschmäht hatten. Längst harrten die Patricier auf den Tag der Rache, auf die Vergeltung für die Hinrichtung Oldenbarneveldt's, für die letzten Gewaltschritte Wilhelm's II.; sie nannten sich drohend die Loevesteinsche Partei nach jener Festung, wohin die Oranier ihre besiegten Gegner zu schleppen pflegten. Jetzt schlug die ersehnte Stunde. Eine außerordentliche Versammlung der Generalstaaten, die groote Vergadering (1651), erklärte das Verfahren Wilhelm's für ungesetzlich und — vollführte selber einen ärgeren Staatsstreich. Mit hochtönenden republi-

kaniſchen Kraftworten verwieſen die holländiſchen Regenten auf das Vorbild des älteſten Freiſtaates, des jüdiſchen, der ohne ein Oberhaupt herrlich beſtanden habe. Der Widerſpruch aus den Landprovinzen ward überhört, die Ernennung eines neuen Statthalters unterblieb, nur in Friesland und Groningen behauptete noch die Nebenlinie der Oranier die ererbte Würde. So ward ein weſentliches Glied aus der Verfaſſung ausgebrochen; Particularismus, Regentenwillkür, Krämerſelbſtſucht zitterten nicht mehr vor einem demokratiſchen Helden. Amſterdam und Holland beherrſchten die Union, königlicher Pomp umgab die Staaten von Holland, die ſich fortan die Edelgroßmögenden nannten und in Wahrheit an die Stelle der Hochmögenden traten. Allſonntäglich ward dem Jan Hagel durch das neue Kirchengebet eingeſchärft, die Herren Staaten von Holland ſeien ſeine einzige Obrigkeit von Gottes Gnaden, und triumphirend riefen die Söhne des Grotius den Rächern ihres Vaters zu:

collegiumque quo potentius nulla
adspexit aetas post Quiritium leges
uni subactas consulumque vim fractam.

Wie ein Siegeszeichen des Patriciats erhob ſich jetzt auf einem Roſte von 14,000 Maſtbäumen aus dem ſchlammigen Strande das Capitol dieſes Senats, das Rathhaus von Amſterdam — das achte Wunder der Welt, wenn man dem Holländer glaubte. Jedermann durfte eintreten durch eine der ſieben Thüren, welche ſinnvoll die ſieben Provinzen vorſtellten, und droben an den ſchimmernden weißen Marmorwänden des großen „Bürgerſaales" die prahleriſche Inſchrift leſen, die in langathmigen Verſen von Hollands Macht und Pracht erzählte und nebenbei mit einigen Worten nicht ganz unverdienten Lobes auch des alten Herrgotts gedachte.

Wähnte man durch dies lärmende Selbſtlob vor der Welt zu verhehlen, daß eine harte Parteiherrſchaft auf dem Lande laſtete? Mißmuthig ſah der kleine Mann der Allmacht der Regenten zu, er fragte wo ſein Schützer ſei, er lauſchte auf die Worte der Veteranen, die von Herzogenbuſch und Weſel, von dem Kriegsruhm der großen oraniſchen Tage erzählten. Wenn der kleine Prinz von Oranien hinausfuhr nach dem Haus im Buſch, dann ſtrömte jubelnd das Volk zuſammen, alle Hüte flogen in die Luft vor dem ſchwächlichen Knaben, dem letzten Erben des Heldengeſchlechts, und bald klang es drohend aus den Maſſen: „Iſt unſer Prinzchen noch ſo klein, ſo ſoll er doch Statthalter ſein!" In

der That ſollten die zwei Jahrzehnte des ſtatthalterloſen Regiments (1650—72) unwiderleglich beweiſen, daß die Union des Statthalteramtes nicht entbehren konnte. Wie mit zerbrochener Nabe knarrten die Räder der unförmlichen Verfaſſungsmaſchine. Keine Provinz, die nicht heimgeſucht ward von innerem Unfrieden, ſeit das Fürſtenhaus fehlte, das ſo oft die Hadernden beſchwichtigt. In Holland ſelbſt ließ ſich die belobte republikaniſche Freiheit nur aufrecht halten durch Gewaltmittel, welche ſtark an die Künſte der venetianiſchen Polizei erinnern: mehrmals wurden im Haag Druckereien geſchloſſen, welche oraniſche Parteiſchriften unter die Maſſe warfen, Spione der Herren Staaten behorchten auf den Treckſchuiten das Geſpräch der unzufriedenen Marktleute. Jeder Verſuch der Gilden und Schutteryen einen politiſchen Willen zu äußern galt als Empörung; das flache Land und die kleinen Communen empfanden ſchmerzlich, daß ſie in Wahrheit, wie Spinoza in ſeinem tractatus theologico-politicus ſchilderte, sub regimine der vollberechtigten Städte ſtanden.

Je lauter das Volk nach ſeinem Prinzen rief, um ſo ſtörriſcher traten die Edelgroßmögenden dem gefürchteten Kinde entgegen. Die holländiſche Seclusionsacte (1654) ſchloß den Oranier feierlich von den hohen Staatswürden aus. Die Denkſchrift, welche Holland zur Rechtfertigung dieſes neuen Staatsſtreichs an die murrenden Landprovinzen richtete, bleibt dem Politiker theuer als eines der aufrichtigſten Geſtändniſſe des modernen Mammonspriſterthums, als das unerreichte Vorbild für alle jene geſinnungstüchtigen Krämerrechnungen, welche dem Bürgerthum unſerer Tage vorhalten, daß der deutſche Kaiſer zehnmal mehr Geld zu verjubeln hat als der Präſident von Nordamerika. Gleichwie heute der ſchmutzige Materialismus, der ſeinen Gott und ſein Vaterland nach Thalern und Groſchen ſchätzt, mit idealiſtiſchen Freiheitsphraſen einherprunkt, ſo beginnt auch jene ſtaatiſche Denkſchrift mit einer beweglichen Schilderung von dem Ungemach der Knechtſchaft. Dann folgt die landesübliche Aufzählung der Tyrannen der Geſchichte von Piſiſtratus und Cäſar bis auf die Visconti, und nun die entſcheidende Frage: wie viel Geld hat dies unerſättliche oraniſche Haus von 1586 bis 1650 der Union gekoſtet? Baare 19,699,855 Livres und fünf ganze Sols! Sogar ein Taufgeſchenk von 1800 Liv., das die Herren Staaten vor fünfzig Jahren als Pathen einem oraniſchen Neugeborenen in die Wiege gelegt, ſteht mit in der Rechnung verzeichnet. Schade nur, daß die gewiſſenhaften Kaufleute die Frage gar nicht auf-

werfen, ob dieſem Soll der Firma Oranien nicht auch ein anſehnliches Haben gegenüber ſtehe, ob das Blut von Mook und Heiligerlee, die Rettung des Vaterlandes und des Glaubens nicht unter Brüdern immerhin auf einige Gulden zu ſchätzen ſei. Der kleine Prinz gilt den Staaten nur als „ein Einwohner der Provinz Holland, ein geborener Unterthan der Edelgroßmögenden.“ Doch um die oraniſche Partei zu beſchwichtigen, erklären ſie ihn für ein Kind des Staates: ſie ſorgen für ſeine Erziehung, quälen die Prinzeſſin-Wittwe beharrlich durch ihre mißtrauiſche Aufſicht, und wenn der große Kurfürſt ſich einmal dringend für ſeinen jungen Neffen und Mündel verwendet, ſo giebt man kurze Antwort oder beſchließt auch wohl, die Zuſchrift des Brandenburgers als nicht geleſen zu betrachten. Endlich wird durch das ewige Edict (1667) das Statthalteramt für Holland auf immer abgeſchafft, der Prinz muß beſchwören, er wolle niemals nach einer Würde trachten, die einer Republik nicht anſteht.

Und ſicherlich, ein bedeutendes Bild republikaniſcher Größe tritt uns entgegen in jenem kleinen Hauſe am Kneuterdyk, wo das Haupt der ſiegreichen Partei, Johann de Wit, mit einem Diener und einer alten Magd ſeine beſcheidene Wirthſchaft führt. Ein Mann der Arbeit, der niemals jung geweſen, ſteht er ſchon in ſeinem achtundzwanzigſten Jahre, da er das Amt des Rathspenſionärs übernimmt, als ein gereifter Politiker da; er beherrſcht die auswärtige Politik der Union unumſchränkt, die innere ſoweit ein Einzelwille in dem vielköpfigen Gemeinweſen zu entſcheiden vermag; er lebt und webt in Staatsgeſchäften mit ſeltener Arbeitskraft, mit einer unbeſtechlichen Rechtſchaffenheit, die in der oligarchiſchen Verderbniß dieſer ſtatthalterloſen Zeit bereits anfängt für auffällig zu gelten. Und doch iſt dieſer andere Oldenbarneveldt, dies Urbild des altholländiſchen Regenten ein Parteimann vom Wirbel bis zur Zehe; jenen Edelſinn, der das perſönliche Gefühl verleugnet um der Idee willen, ſuchen wir vergeblich unter dieſen harten niederländiſchen Naturen. Und wie immer in langwierigen Parteikämpfen der Factionsgeiſt ſich allmählich verhärtet und verbittert, ſo erſcheint auch Johann de Wit kleiner, engherziger als jener erſte große Rathspenſionär. Er haßt den Oranier als den Prätendenten, der ihm ſein republikaniſches Staatsideal zu zerſtören droht, aber auch als den Sohn jenes Wilhelm's II., der den alten de Wit in den Kerker geworfen hat. Das „Kind des Staates“ wird ſorgfältig erzogen, denn für gutes Geld fordert der ſolide Kaufmann guten Unterricht; aber wehe den Junkern in der Umgebung

des Prinzen, die sich unterfangen, mit den fürstlichen Verwandten auswärts Briefe zu wechseln: unnachsichtliche Strafe, Tod oder Verbannung, ist ihr Lohn. Ein Freund Spinoza's, ein bedeutender Mathematiker, hochgebildet und durch die Kühnheit seiner volkswirthschaftlichen Ideen selbst die holländischen Zeitgenossen weit überragend, bleibt de Wit mit all' seinem Wissen doch ein enger einseitiger Kopf. Nur zwei Klassen der Menschen, Kaufleute und Gelehrte, sind ihm verständlich; er zuckt die Achseln über die kleinen Leute, belächelt ihre leidenschaftliche Hingebung an das Heroengeschlecht der Nation als knechtischen Pöbelwahn, und von dem gewaltigen cäsarischen Ehrgeiz, der an dem Bourbonenhofe immer dreister und drohender hervortritt, läßt er sich nichts träumen. Manch schönes Bild verherrlicht noch den kleinen hageren Mann mit den scharfen strengen Zügen, wie er, angethan mit der dreifarbigen Schärpe, hinauszieht an die Buitenkant von Amsterdam, um sich selber an das Steuerruder des Admiralschiffs zu stellen und die Flotte hinauszuführen durch die stürmischen Gewässer der Südersee, dem Feind entgegen. Und trotzdem sind die Gedanken des tapferen Bürgers ganz befangen in der Friedensseligkeit des Krämers. „Friede in unseren Tagen und Friede überall, weil unsere Commercien überall hingehen," schreibt sein Genosse Boreel, dem Freunde aus der Seele.

Der Rathspensionär sah in Englands Seemacht den gefährlichsten Gegner der Union — und wer darf diesen leitenden Gedanken schlechthin verwerfen? Um so unbegreiflicher die Sorglosigkeit dem französischen Hofe gegenüber. Zuversichtlich bis auf Heller und Pfennig bewies de la Court, daß Frankreich einen Angriff auf Holland niemals wagen werde, da die Kosten der Eroberung nicht im Verhältniß ständen zu dem Gewinne; den Edelgroßmögenden war kein Zweifel, daß auch der Despot an der Seine gleich ihnen selber durch die Rechnungen des Klüngels sich bestimmen lasse. Man ließ die Festungen verfallen, man schwächte das Heer — aus kaufmännischem Geiz und aus Parteihaß, da die Offiziere allesammt zur oranischen Partei gehörten. Während der kriegerische Geist im Volke grundsätzlich darniedergehalten wurde, wähnte man die Ländergier des Bourbonenhofes zu beschwichtigen durch Beweise der Ergebenheit, die der Selbstentwürdigung sehr nahe kamen und den gepriesenen republikanischen Stolz in seltsamem Lichte erscheinen ließen. Sol Gallis exorte tuis super omnia regnas imperia — sang der gelehrte Holländer Keuchenius dem allerchristlichsten König zu.

Unterdeſſen hatte Cromwell den Krieg um die Herrſchaft der Meere begonnen. Wohl kämpfte der holländiſche Seemann in den zwölf großen Seeſchlachten dieſer wilden fünfzehn Monate noch mit dem alten Muthe, und noch einmal wie in beſſeren Tagen ſegelte Tromp mit dem Beſen am Maſtbaum triumphirend durch den Kanal. Doch die Briten verſtanden, wie einſt die Holländer gegen die Portugieſen, den Vortheil des Emporkömmlings zu benutzen: unermeßliche Beute brachten ihre Kaper auf, und zuletzt, im Frieden von Weſtminſter (1654), mußte die Union die Navigationsacte des Protectors anerkennen, den britiſchen Schiffen in den engliſchen Meeren den Flaggengruß verſprechen — eine grauſame Demüthigung nach den Begriffen der Zeit. Wie tief war doch das Anſehen der Niederlande geſunken, wenn Cromwell auch nur den Plan faſſen konnte, die beiden ſeegewaltigen Republiken zu einem Gemeinweſen unter Englands Führung zu verbinden! Und mindeſtens ein beherrſchender Einfluß auf das innere Leben der Union ward ihm gewährt durch die Parteiwuth der Regenten. Der Rathspenſionär und der Protector begegneten ſich in dem Haſſe gegen die verbündeten Dynaſtien der Stuarts und der Oranier: jene Seclusionsacte, welche den Prinzen von Oranien von den hohen Staatswürden ausſchloß, war mit Cromwell verabredet. Mit tiefem Ingrimm erzählte ſich der oraniſche Demos, ſein Prinz müſſe leiden auf den Machtbefehl des Landesfeindes, des Engliſchmanns. Wie die Maſſe der Engländer in ihrem größten Herrſcher niemals etwas Anderes ſehen wollte als den Uſurpator, ſo verfolgte auch das niederländiſche Volk den Königsmörder mit um ſo wilderem Haſſe, je demüthiger fortan die Regenten vor dem Gewaltigen ſich beugten. In Amſterdam tanzte die Menge auf den Straßen und jubelte „der Teufel iſt todt," als der Mann geſtorben war, der die Schlüſſel des Feſtlandes an ſeinem Gürtel trug. Die Rückkehr Karl's II. galt dem Jan Hagel als der ſichere Vorbote der Wiederherſtellung der oraniſchen Macht.

Auch die ſpäteren diplomatiſchen Leiſtungen dieſer ſtatthalterloſen Epoche beweiſen immer auf's Neue, daß eine Kaufmannsregierung ſelbſt unter fähiger Leitung, für die große Politik verloren iſt. Kein Wunder wahrlich, daß de Wit und ſeine Freunde die Haltung des großen Kurfürſten während des erſten nordiſchen Krieges mit gehäſſigem Tadel brandmarken. Welch ein beſchämender Abſtand: der kleine deutſche Fürſt führt ſein ſoeben aus dem Nichts geſchaffenes Heer durch den Sieg von Warſchau in den Kreis der großen Militärmächte ein; dann

wagt er, der polnischen Hoheit entledigt, mit kühner Schwenkung jene „gute Cavalcade“ nach Schleswigholstein, die seinen Adlern zum ersten male den Weg gen Düppel und Alsen weist, und ruft die ehrlichen Deutschen auf, nicht mehr schwedisches Brot zu essen, Oder, Elbe und Weserstrom zu befreien aus fremder Nationen Gefangenschaft — und dem gegenüber die reiche Seemacht, besorgt um ihren Ostseehandel und doch nicht gewillt zu kämpfen gegen das räuberische Schweden, schwankend von einer Halbheit zur anderen, bis endlich beim Friedensschlusse von Oliva die Verhandelnden Hollands Vermittelung schnöde zurückweisen! Und welch eine Demüthigung vor den wiederhergestellten Stuarts! Dieselben Regenten, die soeben noch mit dem großen Protector Freundschaftsgrüsse gewechselt, liefern jetzt unterwürfig die in das gastliche Holland geflüchteten Königsmörder an Karl II. aus, sie betheuern, jede staatische Flotte werde die Flagge streichen vor der kleinsten englischen Jacht, und ernten mit all dieser Schmach nur herausfordernden Hohn. Der zweite Krieg mit England bricht aus, der große Ruyter läßt die Staatenflagge in der Mündung der Themse wehen, der Donner seiner Kanonen dringt bis an den Hof von Whitehall; doch auch diesmal bleibt im Frieden die Ehre der Flagge den Briten, und das herrliche Neuniederland geht verloren. Währenddem liegt die Landmacht der Republik so jämmerlich darnieder, daß der streitbare Bischof Bernhard von Münster fast ohne Widerstand ihr Gebiet verheeren darf; im Reiche ruft man spöttisch: die Union läßt sich beißen von einer Maus!

Dann wagt Ludwig XIV. seinen ersten großen Schlag gegen den Osten, den Einfall in Belgien. De Wit aber ermannt sich zu einem schwächlichen Gegenschlage, er schließt mit England und Schweden die mit Unrecht vielgerühmte Tripelallianz (1668), die den vorsichtigen Eroberer zwingt seine Pläne zu vertagen und sich mit dem größten Theile der gehofften Beute zu begnügen. Doch während die Edelgroßmögenden im Haag des gelungenen Schachzugs sich freuen, rüstet der König, den ketzerischen Freistaat zu züchtigen, und schließt den Kriegsbund mit dem feilen Stuart. Das Jahr 1672 bringt endlich die Katastrophe; die Sonne Ludwig's, so oft von ergebenen holländischen Poeten gefeiert, versucht „den Sumpf auszutrocknen, worin die holländischen Frösche sich verstecken.“ Das glänzende Heer des Bourbonen überschreitet den Rhein, und seine Hofdichter verkünden, was der Besiegten wartet: Peuple né pour servir que mon bras abandonne! Die Raserei der Angst fliegt über das Land, weithin hallt der Jammerruf „Holland

in Noth!“ Binnen einiger Wochen öffnen 83 feſte Plätze ihre Thore, Ludwig's Dragoner ſchweifen bis auf wenige Meilen von Amſterdam, die reichen Kaufherren fliehen nach Hamburg, nach Dänemark, ja nach dem feindlichen England. Die Magazine ſtehen leer, da Mynheer, getreu dem Glauben, daß Gold nicht ſtinkt, die Vorräthe an den Feind verkauft hat. Drei Provinzen unterwerfen ſich, Overyſſel entſagt förmlich der Union und tritt unter die Hoheit des Biſchofs von Münſter. So gräßlich geht an dem Heldenvolke des achtzigjährigen Krieges der Fluch des Mammons in Erfüllung, zu ſo namenloſer Schande führt der feige Wahn, der den Frieden für das höchſte der Güter hält!

Da wirft der große Kurfürſt, ſo oft mißhandelt von dem Krämerſtolze der Nachbarn, hochherzig ſein kleines Heer an den Rhein, und Spanien, beſorgt um ſeine belgiſchen Provinzen, ergreift die Waffen für den alten Feind — zwei Thatſachen, die allein ſchon genügen, die völlige Umgeſtaltung des Staatenſyſtems zu erweiſen. Zugleich erhebt ſich in Holland der mannhafte Demos und ruft nach der rettenden Hand des Oraniers: „Oranie boven, de Witten onder; wer't anders meent, den ſla de donder.“ Das ewige Edict wird aufgehoben, der Prinz mit der Führung des Heeres betraut. Aber das empörte Volk, nicht befriedigt von dieſer unblutigen Revolution, verlangt nach einem Opfer. Wer kennt nicht das Entſetzen jenes ſchwülen Auguſttages, da der wüthende Pöbel vom Haag unter gellenden Hochrufen auf den Prinzen die Gevangenpoort erbricht, den Rathspenſionär und ſeinen Bruder Cornelius packt und die beiden Unſeligen in Stücke reißt? Gräßlicher noch, wie zäh der Parteihaß fortlebt in dem nachtragenden Volke. Keine Spur von Reue nach vollbrachtem Gräuel, noch lange weiſt der kleine Mann triumphirend die Stücke Fleiſches vor, die er den Regenten mit ſeinen Zähnen aus dem Leibe riß, die rechtgläubigen Prediger preiſen die gerechte Strafe an den Feinden des Herrn. Der Oranier aber darf die Unthat nicht ſtrafen: er iſt ein Parteihaupt, nicht ein König. So über die Leichen ſeiner großen Feinde hinweg ſchreitet Wilhelm III. an die Spitze des Staates, die Flugſchriften der Zeitgenoſſen rühmen „den aus tiefem Schlaf wieder aufgewachten niederländiſchen Leuen.“ Eine neue Zeit des Glanzes beginnt — eine Zeit des Ruhmes nicht für die Republik, nur für den Helden, der ſie leitet. —

Welcher Mann von germaniſchem Blute beträte gleichgiltigen Sinnes den geweihten Boden jener Ecke des Lahnthales, wo dicht über einander das Schloß der Freiherren von Stein und die Burg der

Naſſauer aufragen — die Stammſitze der beiden Helden, die zweimal das zagende Europa wider den romaniſchen Welteroberer in die Schranken führten? Iſt es nicht, als hätte der alte oraniſche Stamm noch einmal, ehe er ausging, ſeine ganze Kraft geſammelt, um dieſen letzten und größten Sproß, Wilhelm III., zu bilden? Von der Wiege an ein Opfer der Parteiwuth, beargwohnt und gequält von erbitterten Feinden, weiß der Prinz früh jedes Wort, jede Miene zu beherrſchen; er tritt den Regenten mit vornehmer Sicherheit entgegen und bildet in ſich die Eigenart des oraniſchen Geſchlechts bis zur härteſten Schroffheit aus. In einem Briefe, der einen Freund zu geordnetem Wandel ermahnen ſoll, redet der Fünfzehnjährige bereits als ein fertiger Mann. Mit der frühreifen Einſeitigkeit thatkräftiger Naturen wendet er all ſein Denken auf den Staat, er lernt von den Sprachen genau ſo viel als zum diplomatiſchen Briefwechſel gehört, von der Mathematik nur was der Feſtungskrieg verlangt; der Liebreiz der Kunſt berührt dieſe männiſche Seele nicht, nur bei der Wolfsjagd, auf dem Schlachtfeld erheitern ſich die ſtrengen Züge des ſchweigſamen Mannes. Erzogen in dem harten Glauben ſeines Hauſes weiß er ſich berufen durch Gottes Gnade, zu fechten für die Freiheit der Welt; unbefangen, ein rechter Holländer, trägt er auch ſeinen perſönlichen Haß mit hinein in den großen Streit. So beginnt er den Kampf gegen Ludwig XIV., wie einſt ſein Ahnherr gegen Philipp II. ſtand; auch er will ſeinen Vätern gleich eher das Land erſäufen hinter den zerſtochenen Deichen als dem fremden Zwingherrn zu Füßen fallen. Der unerfahrene Jüngling lernt von den großen Feldherren des feindlichen Lagers und bewährt das Heldenthum der ſittlichen Ausdauer, das wir ſo oft in Freiheitskriegen bewundern; er verſteht, wie ſein Ahnherr, wie Coligny und Waſhington, zwar geſchlagen zu werden, doch nie beſiegt. Und dürfen wir Deutſchen je vergeſſen der männlichen Freundſchaft, die den Oranier mit ſeinem Oheim von Brandenburg verband? Wir beide ſind, ſchreibt er einmal dem Kurfürſten, ſo feſt vereinigt, wie Himmel und Erde an einander hängen. Dürfen wir vergeſſen, was unſer Rheinland den beiden Freunden dankt? Wie jammervoll lag unſer Reich darnieder, ſeine uralte Bildung nahezu vernichtet, ſeine Sprache wie ein Bettlermantel geflickt mit den Fetzen fremder Kleider — und daneben der Hof von Verſailles, wie dort der Strom eines reich entwickelten Volksthums in hohen Wogen ging, Macht und Schönheit, Bildung und Genuß in einem großen Zuge des Lebens ſich bewegten! Wahrlich, ohne den Heldenſinn des

Hohenzollern und des Oraniers verfiel der Rhein rettungslos dem überlegenen Staate, der überlegenen Gesittung der Franzosen. Nach jahrelangen Kämpfen, nach immer erneuten und immer vergeblichen Versuchen, das gesammte Europa durch ein Bündniß gegen Frankreich zu einigen, geräth endlich weithin die protestantische Welt in Aufruhr, da Ludwig die Hugenotten vertreibt und in England der bigotte Jacob II., der Vasall des Bourbonen, die Rechte des Staates und der Kirche mit Füßen tritt. Welch eine Aussicht: Englands Seemacht mit dem Landheer Frankreichs verbündet, die zwei katholischen Höfe des Westens im Begriff noch einmal den Jammer der Religionskriege über den Welttheil heraufzuführen! Da verabredet der große Kurfürst als ein sterbender Mann mit seinem Neffen jenes große gemeinsame Unternehmen der Protestanten Nordeuropas, das den englischen Staat dem Einfluß der Bourbonen, der Willkür der Stuarts entreißen soll: Wilhelm wagt seinen kühnen Befreierzug nach England — eine That gewaltig genug ihn, der sie leitete, unter die Unsterblichen zu erheben, und doch nur eine Scene in dem großen Drama dieses Lebens. Dann löst der wunderbare Mann die unmögliche Aufgabe, zugleich als ein constitutioneller König zu regieren über den undankbaren murrenden Briten und Schotten, als ein Despot in dem meuterischen Irland, als republikanischer Beamter in der Anarchie seiner Heimath, und führt dabei den Kampf gegen Frankreich unablässig weiter, bis endlich an der Neige seiner Tage der kühnste Traum seines Lebens in Erfüllung geht. Die große Allianz Europas wider den herrischen Bourbon, die lang geplante, kommt zu Stande, Wilhelm's letzte Thronrede wird das Kriegsmanifest des spanischen Erbfolgekriegs. Noch ein Jahrzehnt nach seinem Tode bestimmen seine Gedanken das Schicksal der Welt: sein Schatten schreitet durch jene Heere, die bei Malplaquet und Oudenarde, bei Blenheim und Turin das Gleichgewicht Europas vor Frankreichs Uebermacht erretten.

Ein gewaltiges Herrscherleben sicherlich, und doch sank Hollands Macht unter diesem seinem größten Fürsten. Wilhelm war ein Held Europas, nicht eines Landes, the world's great patriot, wie Addison ihm zurief. Auf Augenblicke gelang ihm wohl den hehren Geist vergangener Tage wachzurufen in seinem Volke: als er die Fahrt gen England begann, da segneten die Prediger in den überfüllten Kirchen Amsterdams den anderen Gideon, der hinauszog in den heiligen Kampf, und fluchten dem Rehabeam zu Paris, der freilich auch die Härings-

einfuhr aus Holland verboten hatte. Allein überschauen wir Wilhelm's Wirken im Ganzen, so erscheint er doch nur als der große Herrscher einer sinkenden Nation, die selbst nach der Schande von 1672 die verlorene Mannheit nicht wiederfindet. Nur durch harte Drohungen zwingt er in jenem Schreckensjahre die Friesen, ihre Deiche zu zerstechen. Nachher kann er doch nicht verhindern, daß die Hochmögenden im Frieden von Nymwegen den großen Kurfürsten treulos preisgeben — und vor Kurzem noch hatte die Union die Schlacht von Fehrbellin durch einen Bettag gefeiert, dem treuen Alliirten verheißen, sie werde ihm seine hochherzige Hilfe nie vergessen! Damit der oranische Feldherr nicht allzu mächtig aufsteige, wird die „unchristliche Abandonnirung" des deutschen Bundesgenossen beschlossen. Sein Leben lang zerrt und streitet sich der letzte Oranier in aufreibenden Händeln mit der Friedensseligkeit der Regenten von Amsterdam, die ihm einmal kurzweg erklären: „die Erniedrigung von Frankreich, die Eroberung der Welt ist uns nicht so theuer als unsere Privilegien;" hundertmal schelten seine Briefe „diese unbegreifliche Gleichgiltigkeit gegen die auswärtige Politik."

Er bleibt ein Holländer in Sitte und Neigung; wie oft sehnt er sich von der ungastlichen Insel hinweg nach den heimischen Sümpfen, und kommt er einmal hinüber, dann eilen viele Meilen weit die Schlittschuhläufer zu Tausenden herbei den Helden zu begrüßen, der in England nur mit bewaffnetem Gefolge sein Schloß verlassen darf. Aber in der großen Rechnung seiner europäischen Pläne ist die geliebte Heimath doch nur ein Factor, der anderen größeren Posten nachstehen muß. Der Holländer de Wit sah scheel auf Englands Seemacht und rang mit ihr; für Wilhelm's europäische Politik war der Bund mit England unerläßlich, wenn auch die Heimath darunter leiden sollte. Und sie litt wirklich. Der Argwohn der Briten wider die holländischen Neigungen ihres neuen Königs erwies sich bald als ebenso grundlos wie in unseren Tagen das Mißtrauen der Insulaner gegen den coburgischen Einfluß. Wilhelm III. war ein Fremdling, ein Usurpator auf Englands Thron, er mußte, wenn er sich halten wollte, das neue Vaterland dem alten vorziehen. Die harten englischen Zollgesetze blieben aufrecht, die Navigationsacte ward sogar in den Kolonien durchgeführt; unter der Regierung des Holländers entstanden die beiden großen Geldmächte, die Bank von England und die neue ostindische Compagnie, welche dem niederländischen Handel verderblich wurden. In dem friedlichen Wett-

eifer zwiſchen den verbündeten Völkern trat Englands Uebergewicht raſch hervor; der Name der „Seemächte“ galt als ein Collectivbegriff in der Sprache der Diplomaten und er bedeutete bald, wie Friedrich der Große boshaft bemerkt: das engliſche Kriegsſchiff mit der holländiſchen Schaluppe am Schlepptau. Schon in der Seeſchlacht von La Hogue iſt dies Machtverhältniß unverkennbar: die ſtaatiſche Flotte kämpft ehrenvoll neben der engliſchen, doch die Entſcheidung kommt durch die Briten. Ja in jener letzten Thronrede ſpricht Wilhelm ſelber aus, daß er England als die führende Macht betrachte; er ruft den Gemeinen des Königreichs zu: „an der rechten Benutzung des gegenwärtigen Augenblicks wird man erkennen, ob Ihr ernſtlich wollt, daß dies England die Wage der Welt in Händen halte und an der Spitze der proteſtantiſchen Chriſtenheit ſtehe.“ — Die Geſchichte Europas wird immer den Tag in Ehren halten, da jener größere Wilhelm der Eroberer an Englands Küſten landete und das Haus Oranien dem britiſchen Volke, wie ſo oft den Niederländern, ſeinen ſtolzen Wahlſpruch zurief: je maintiendray! Dem Holländer aber iſt zu verzeihen, wenn er mit gemiſchten Gefühlen auf dieſen Glanztag der engliſchen Annalen blickt.

Auch das Verfaſſungsleben der Union verdankt dem letzten Oranier wenig. Wilhelm war Generalcapitän der Union, ſeit 1674 Erbſtatthalter in fünf Provinzen, er erlangte durch die Neuordnung der Provinzialverfaſſungen das Recht, die Magiſtrate in den meiſten Städten zu ernennen. So gebieteriſch ſchaltete ſein Einfluß, daß in ſeinen letzten Jahren zuweilen die Erklärung genügte: „der König will es, ſo muß es geſchehen.“ Er hatte das Glück, in den Reichspenſionären Fagel und Heinſius zwei einſichtsvolle treu ergebene Genoſſen zu finden. Statthalter und Penſionär, der Kriegsſtaat und der Friedensſtaat der Union, die lange verfeindeten, wirkten einträchtig zuſammen, und die Welt ſpottete: der Oranier iſt Statthalter in England, König in Holland. Aber dieſer gedeihliche Zuſtand, der lebhaft an den norddeutſchen Bund erinnert, ſtand doch nur auf zwei Augen. Die rettende That, deren der kranke Staat bedurfte, die Gründung der Monarchie, ward nicht gewagt, denn Wilhelm ſcheute die Wirren, welche, unzertrennlich von ſolcher Umwälzung, den kühnen Gang ſeiner europäiſchen Pläne leicht ſtören konnten. Die frieſiſche Nebenlinie wollte auf ihr Statthalteramt in zwei Provinzen nicht verzichten. Als Gelderland dem Prinzen die erbliche Herzogswürde anbot, da lärmten die Edel-

großmögenden von Holland, erinnerten ſalbungsvoll an den unvermeidlichen Gideon und beriethen alles Ernſtes, ob man nicht beſſer thue ſich dem König von Frankreich zu unterwerfen. Wilhelm ſchlug den Herzogshut aus, und auch als er den engliſchen Thron beſtieg, verſuchte er nicht dies widerſinnige Staatsrecht zu ändern, kraft deſſen ein König der Unterthan der Hochmögenden ſein ſollte. Ihm genügte der perſönliche Einfluß, und der in England das parlamentariſche Königthum begründete, er hat daheim die brüchigen Geſetze ſeines Landes oftmals unbedenklich übertreten. Auch in ihm lebte die Vorliebe ſeines Hauſes für den kleinen Mann; doch den Gilden einen Antheil am Stadtregiment zu geben wagte er nicht, ja durch ihn gerade iſt die oligarchiſche Verbildung auch in die oraniſche Demokratie eingedrungen. Nach dem Sturze der de Wits vertrieb die ſiegreiche Statthalterpartei in Maſſen die alten Regenten, und da Wilhelm jetzt mit einem Schlage an 600 ſeiner Getreuen in die Stadträthe einführte, ſo entſtand unter den Oraniſchen eine neue Oligarchie, etwas weniger friedensſelig als die ſtaatiſche, doch nicht minder unbefangen in allen Künſten des Nepotismus. Der alte große gedankenreiche Kampf der Ariſtokraten und Demokraten ſchrumpft allmählich zuſammen zu dem ideenloſen Gezänk zweier oligarchiſcher Coterien: die oude und die nieuwe Plooi ſtreiten ſich, ob die Staatsämter der alten oder der neuen Vetterſchaft gehören ſollen. Als Wilhelm einmal mit dem Kaiſer ein Bündniß abſchließt, verſpricht er gradezu, die Käufer der kaiſerlichen Schuldſcheine bei der Beſetzung der Staatswürden zu begünſtigen. Auch die alte edle Einfachheit republikaniſcher Sitten iſt längſt entſchwunden: ärgerlich berichtet der brandenburgiſche Geſandte Fuchs, durch wie viele Gaſtmähler der Hochmögenden er ſich erſt durcheſſen müſſe, bevor das Geſchäft beginne. — Mit vollem Recht klagt Niebuhr in ſeinen Circularbriefen: ſeit dem Tode der de Wits iſt Alles kleinlich in dieſem Staate. Als der Letzte der alten Oranier ſtarb, war die Union in jedem Sinne ſchwächer als zu ſeines Vaters Zeiten. —

Faſt ohne Widerſtand gründeten die Regenten jetzt abermals ein ſtatthalterloſes Regiment; ſo wenig hatte die Herrſchaft des Königs die Landsleute befriedigt! Da Friedrich I. von Preußen ſeine Anſprüche auf die Erbſchaft Wilhelms III. nur mit halber Kraft vertheidigte, ſo blieb der junge Statthalter von Friesland aus der oraniſchen Nebenlinie der einzig mögliche Nachfolger des großen Todten, und nimmermehr hätte das Patriciat geduldet, daß Ein Mann Statthalter ſei in

allen sieben Provinzen. Ein unerquickliches Bild des Verfalles — das halbe Jahrhundert dieser zweiten statthalterlosen Zeit (1702—47)! Wohl griff die Republik noch eine Weile bedeutsam in die Weltgeschicke ein. Wer kennt nicht „das Triumvirat" — jene Erben der wilhelminischen Politik, die den spanischen Erbfolgekrieg leiteten — Eugen, Marlborough und den Rathspensionär Heinsius? Und neben Heinsius stand ein glänzender Kreis talentvoller Staatsmänner, Hop, Franz Fagel und Slingelandt, redlich bemüht, den losen Staatenbund zusammenzuhalten. Freilich nur die diplomatische Gewandtheit des „Mylord Duc" vermochte den Hochmögenden kühne Entschlüsse zu entreißen, Marlborough's Briefe gewähren einen lehrreichen Einblick in die Gebrechen der Unionsverfassung, und Eugen schreibt einmal traurig: Alexander that Großes mit geringer Macht, aber er hatte keine Feldeputirten in seinem Zelte! Immerhin waren die Leistungen der Republik im Lager und im Rath noch achtungswerth; sie erlebte die Genugthuung, daß noch einmal auf ihrem Boden, zu Utrecht, wie so oft im vergangenen Jahrhundert, der europäische Friedenscongreß zusammentrat. Noch lange erhielt sich im Auslande der Weltruhm des freien Staates. Peter der Große verbrachte seine Lehrjahre in dieser alten Fürstenschule und bildete durch holländische Seeleute seine junge Flotte. Deutsche Prinzen dienten noch gern unter den staatischen Fahnen, zahlreiche Publicisten priesen die Union und fanden wohl in ihrer Verfassung das Ideal des gemischten Staates — dies Ueberall und Nirgends aller charakterlosen Politiker. Noch am Ende des Jahrhunderts rühmte Schiller das milde Gemeinwesen, das allen Fremden bei dem Eintritt in sein Gebiet die verlorene Menschenwürde wiedergiebt. Die strengen Lutheraner wiederum bewahrten dem Staate des Calvinismus den alten Haß, und das Kirchengebet der böhmischen Jesuiten empfahl noch zur Zeit des siebenjährigen Krieges unter allen Ketzern absonderlich „die Wasserhunde, die Holländer," den gerechten Strafen des Herrn. Daß eine Welthandelsmacht wie diese nur langsam sinken konnte, leuchtet ein, ja für ihren Osten schien erst jetzt eine neue Zeit des Glanzes zu beginnen, da die ostindische Compagnie große Pflanzungen auf Java errichtete und der Kaffee von Cheribon bald mit dem arabischen wetteiferte.

Doch in Wahrheit war die Union schon während des spanischen Erbfolgekrieges nicht mehr eine Großmacht. Begreiflich genug, daß Blackstone den ewigen Bund zwischen England und Holland als einen

Grundpfeiler der englischen Freiheit bezeichnet; den Briten allein fiel der Vortheil zu von dieser Allianz, die während eines vollen Jahrhunderts, bis um 1780, fortwährte, ohne daß die Herzen der beiden Nachbarvölker sich fanden. Die Parteipolitik der Whigs, nicht das Interesse der Union, bestimmte die Hochmögenden den Krieg gegen Frankreich in's Unendliche fortzuführen. Währenddem schloß der kluge Alliirte den Methuen-Vertrag, der den Briten das Monopol des Handels mit Portugal sicherte. Port Mahon, der wichtige Halteplatz der holländischen Schiffe im Mittelmeer, kam an England; Gibraltar, durch die Waffen der beiden Bundesgenossen erobert, blieb den Briten allein. In der blutigen Schlacht von Malplaquet sodann ging die Blüthe der staatischen Armee zu Grunde, also daß die Union fortan nie mehr ein wahrhaft kriegstüchtiges Heer in's Feld stellen konnte. Und was ward durch solche Opfer erreicht, als die Union endlich, verlassen von dem glücklichen Verbündeten, zu Utrecht Frieden schloß? Sie erwarb das Besatzungsrecht in den wichtigsten Festungen des nunmehr österreichischen Belgiens; doch die lang erstrebte „Barriere" erwies sich bald als ein zweifelhafter Gewinn. Denn wo war die Bürgschaft, daß Oesterreich diesen Außenposten an der Schelde mit voller Kraft behaupten werde? Schon während der schlesischen Kriege ward in Wien der Wunsch rege, den lästigen Mühlstein vom Halse des Kaiserstaates abzuschütteln. Die Union aber mußte durch die unnatürliche Herrscherstellung auf belgischem Boden unausbleiblich in alle Kriege Oesterreichs und Englands verwickelt werden, und wähnte sich dennoch gesichert hinter dem trügerischen Schutzwall der Barriereplätze.

In behaglicher Trägheit lebte der Staat dahin während jenes öden Vierteljahrhunderts nach dem Utrechter Frieden, das Friedrich II. so schlagend als eine Zeit des abâtardissement général der Diplomatie bezeichnet; kläglicher noch als in den Tagen de Wit's wurde die Wehrkraft verwahrlost. Erst als mit der Thronbesteigung des großen Königs wieder eine Zeit gewaltiger Kämpfe begann, wurde die Ohnmacht des Krämerstaates vor aller Welt offenbar. Derweil die neue protestantische Großmacht mit dem gesammten Europa kämpfte, schrieb der Staatsrath der Union (1757) alles Ernstes ein Gutachten über die Frage, ob die Republik nicht ihre Kriegsflotte auflösen und den Kauffahrern überlassen solle sich selber zu schützen. Der vormals seeherrschende Staat verfocht bescheiden den Grundsatz „frei Schiff frei Gut" — und jetzt ohne Hintergedanken: er hatte sich längst zu jenen mensch-

lichen Grundsätzen des Seerechts bekehrt, welche immer von den Marinen zweiten Ranges vertheidigt werden. Im englischen Parlamente aber erklangen herbe Worte der Verachtung über dies friedensselige Gemeinwesen, das eine Handelsgesellschaft sei, nicht eine Nation, und Lord Chatham vermaß sich: ohne Englands Erlaubniß soll kein Kanonenschuß erdröhnen auf den Meeren!

Wohin wir blicken, überall Erstarrung, bequemes Ausruhen auf den Werken vergangener Tage. Der Kolonialbesitz, der einst die Sitten der Nation gestählt hatte, begann, nachdem die Zeit der Kriege vorüber war, verweichlichend zu wirken. Die selbstsüchtige Steuergesetzgebung des Patriciats fing an sich zu bestrafen. Die hohen Abgaben, die auf allen Lebensbedürfnissen ruhten, trieben den Arbeitslohn so rasch in die Höhe, daß der Gewerbfleiß den Wettbewerb mit wohlfeileren Ländern aufgeben mußte. Nachher, als die Production stockte, erfolgte ein ebenso unnatürliches Sinken des Lohnes, und der kleine Mann litt unsäglich. Das massenhafte Capital, das in dem sinkenden Waarenhandel nicht mehr Raum fand, warf sich jetzt auf den Geldhandel: die Holländer wurden ein Volk von Capitalisten — die Staatsgläubiger, wie einst die Frachtfahrer aller Nationen. Man berechnete um 1780, daß 1500 Millionen Livres holländischen Capitals in auswärtigen Staatsanlehen angelegt seien — eine Verbildung der Volkswirthschaft, die sich nicht minder hart bestrafte als die einseitige Vorliebe des spanischen Volkslebens für Staat und Kirche. Bankrotte und Schwindelgeschäfte, die unvermeidlichen Begleiter des Capitalüberflusses, gefährdeten bald den alten kaufmännischen Ruf der Nation. In herrlichen Sammlungen und philanthropischen Stiftungen wird der Ueberfluß des Reichthums aufgespeichert, die müßige Schaar der Regenten und Regentinnen standesgemäß beschäftigt. Gartengitter von gediegenem Silber umfriedigen die Häuser der Hochmögenden im Haag; auf allen Schränken schwere Nippes aus Japan; hier eine Uhr, in deren Pendel ein Engel sich schaukelt; dort ein fein geschnitzter Schrein mit Schildpatt und Perlmutter ausgelegt, öffnest Du die Thür, so erblickst Du hinter einer Vorhalle von zierlichen Pfropfenzieherſäulen ein wohlversorgtes Regentenhaus im Kleinen — überall der kostbare Schnickschnack geschmackloser Pracht, ungeheure Langeweile, eine unverkennbare Aehnlichkeit mit China. Damals entstand jenes Zerrbild vom holländischen Wesen, das noch heute in den Vorstellungen der Nachbarvölker fortlebt, obwohl es längst nicht mehr zutrifft: der be-

queme Mynheer mit Schlafrock und Thonpfeife, die dicke Mevrouw mit ſchläfrig waſſerblauen Augen, die ſich die Füße wärmt über dem Torfbecken, dem Stoofje. Und trotz des Verfalls, trotz der Verwälſchung der Sprache noch immer die alte Selbſtgefälligkeit! Man verachtet die kühnen Gedanken Leſſing's und Kant's als deutſche Neologie, man feiert prunkvoll das zweihundertjährige Jubelfeſt der Glanztage des Befreiungskrieges, gleichwie der Schweizer in kleiner Zeit noch mit den Morgenſternen von Sempach und Morgarten, mit den ſcharfen Hörnern des Stieres von Uri prahlt.

Im Staatsleben begegnet uns der ganze wohlbekannte Jammer des ancien régime, nur daß hier niemals die aufräumende Hand eines aufgeklärten Despoten einer neuen Zeit die Wege ebnete. Selbſt der Ruhm des duldſamſten Staates gebührte der Union nicht mehr, ſeit in dem Reiche Friedrich's des Großen die geſetzliche Toleranz gegründet ward — eine höhere, reifere Freiheit als die anarchiſche Nachſicht der Holländer. Unbelehrt durch Friedrich's glänzendes Vorbild halten die Regenten die Folter und die Barbarei der alten Strafgeſetze hartnäckig aufrecht. Die Corruption, das Vetterſchaftsweſen bläht ſich auf mit unglaublicher Dreiſtigkeit: es geſchieht wohl, daß, wenn im Hauſe eines Bürgermeiſters ein freudiges Ereigniß erwartet wird, die Stadtregenten ein neues Amt gründen oder ein erledigtes offen halten für das zukünftige bürgermeiſterliche Jongetje. Die Stämme der ſieben Provinzen waren längſt zu einer Nation verſchmolzen, auch der ſociale Gegenſatz der Landſchaften glich ſich aus, ſeit der Stand der Kaufleute und Capitaliſten in allen Provinzen herrſchte. Das Land bedurfte der demokratiſchen Monarchie, die Bundesverfaſſung hatte den ſittlichen Grund ihres Daſeins verloren, doch die träge Oligarchie verſchmähte ſelbſt den beſcheidenen Bundesreformplan, welchen der treffliche Rathspenſionär Slingelandt vorſchlug.

Da reichte noch einmal ein gnädiges Geſchick dem ſinkenden Staate die Hand, daß er ſich erhebe. Während des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges, den die Union als Englands Verbündeter in kläglicher Haltung mitfocht, drangen Frankreichs Heere, die Barriere durchbrechend, in das Gebiet der Republik ein. Und wieder, wie i. J. 1672, hißten die Marktſchiffe das Orangebanner auf, der Demos rief nach ſeinem Herrſcherhauſe (1747). Der Statthalter von Friesland wurde zum Erbſtatthalter erhoben, er empfing das Recht in den

meiſten Städten die Magiſtrate einzuſetzen, alſo daß er thatſächlich die Hälfte der Generalſtaaten ernannte; er erhielt ſogar die Würde des Generalgouverneurs von Indien, die nie ein Oranier erlangt, und vor Allem, er zuerſt bekleidete das Statthalteramt in allen Provinzen. Der Weg zum Einheitsſtaate lag offen, jetzt oder niemals galt es, die bis in das Mark der Knochen verfaulte Oligarchie durch eine demokratiſche Bewegung zu ſtürzen. Doch auf die Naſſau-Diezer Linie war von den großen Oraniern nichts übergegangen als der Name. Wilhelm IV. fühlte ſich nicht Mannes genug, die Regenten unter eine gerechte monarchiſche Ordnung zu beugen, er zog den bequemeren Weg vor, ließ die alte Verfaſſung beſtehen und die Oligarchen, da die Kriegsnoth raſch vorüberging, ihr ſchläfriges Unweſen weiter treiben. Das Volk aber, enttäuſcht, preisgegeben von ſeinem geborenen Freunde, verfällt unter der ſchlaffen Regierung des vierten und fünften Wilhelm einem wüſten, zerfahrenen Parteileben. Die Trümmer der alten Staatenpartei, verbündet mit einer neu aufkommenden demokratiſchen Richtung, ſtreiten wider das Statthalterhaus und ſeinen Regentenanhang. Zügelloſer denn je tobt die von Alters her in dieſem Volke heimiſche Roheit des Parteikampfes: die Exercirgeſellſchaften der demokratiſchen Bürger ſchmähen und poltern gegen die „Hofhunde“, werfen Orangen in die Luft und treten ſie mit Füßen. Erſtaunlich in der That, daß dies wüſte Treiben nicht ſchon weit früher auftrat unter einer Verfaſſung, welche das zuchtloſe Demagogenthum geradezu herausforderte. Und wer darf den berechtigten Grundgedanken in dieſer ſchreienden Oppoſition verkennen? Der Ruf nach Verfaſſungsreform, nach grondwettige herſtelling klingt aus allen Schmähreden der Unzufriedenen heraus, die Ideen der franzöſiſchen Revolution dringen nach Holland hinüber, und mitten in dem rohen Getümmel erringt der „holländiſche Gracchus“, Freiherr Capellen tot den Poll, den Bauern der Landprovinzen die Abſchaffung der Herrendienſte. Um den Hof dagegen kriecht und ſchmeichelt eine ergebene Liebedienerei, welche die großen Oranier nie geduldet hatten. Als vierjähriger Knabe commandirt Wilhelm V. mit dem Sponton in der Hand die unterthänige Bürgergarde ſeiner Reſidenz. Manche ritterliche Männer — wie der junge York, der dereinſt Deutſchlands Befreiung beginnen ſollte — ſchaaren ſich um das bedrängte Statthalterhaus, aber auch knechtiſche Naturen, wie jener Schenck, der Verfaſſer des ekelhaft ſervilen Buches über Wilhelm V. Unſer Staat,

klagt General Janſſens, ſteht nur noch aufrecht wie ein im Innern ausgehöhlter Weidenbaum.

Und ſeltſam, während der Staat der Utrechter Union dem Untergang entgegenwankte, ward ſeine alte Herrlichkeit das Vorbild für eine Staatengründung jenſeits des Meeres. In einer Bürgerverſammlung zu Boſton (1772) fielen die drohenden Worte: wir wollen unſere Unabhängigkeit erkämpfen wie einſt die Niederländer, gleich ihnen einen Staatenbund bilden und wie ſie allen Völkern freien Handel gewähren. Die Erhebung Nordamerikas begann, und da nun alle Feinde Englands auf die bedrängte Meereskönigin ſich ſtürzten, ward auch die Union in den Kampf hineingeriſſen — durch die Erbärmlichkeit ihrer Bundesverfaſſung. Ein Handelsvertrag, den die ſouveräne Stadt Amſterdam eigenmächtig mit den amerikaniſchen Rebellen geſchloſſen, führt zu Beſchwerden, der alte Haß gegen England brauſt wieder auf, mit leichtſinnigem Ungeſtüm taumelt die Republik in den ungleichen Krieg. Was noch übrig von der Macht des Welthandels, geht zu Grunde unter den Schlägen des Feindes, nur von den Kolonien wird der beſte Theil gerettet — durch Frankreichs großmüthigen Beiſtand. Welch ein Bild gefallener Größe: das Volk der Tromp und Ruyter feiert die unentſchiedene Seeſchlacht an der Doggersbank (1781) mit raſendem Jubel als einen unerhörten Sieg, und im Haag wird dem erſten Seehelden der Franzoſen, dem edlen Suffren, ein Denkmal errichtet als dem Vertheidiger des niederländiſchen Indiens! Nach dem Frieden beginnen von Neuem unruhige Bewegungen der „Patrioten". Friedrich Wilhelm II. ſendet ſeine Preußen dem Statthalter zu Hilfe, und das Land der Oranier unterwirft ſich ohne Schwertſtreich der fremden Intervention. Während der König mit romantiſcher Großmuth ſeine Truppen nach errungenem Siege wieder heimruft, beginnen die rückkehrenden Regenten unbelehrt ein Syſtem rachſüchtiger Reaction. Die flüchtigen Patrioten harren in Frankreich auf den Tag der Vergeltung. Das ſieche Gemeinweſen vermag nicht mehr aus eigener Kraft zu geſunden. Dieſelbe Macht der Geſchichte, welche die Ariſtokratien von Venedig und Genua hinwegfegte, ſollte auch den weiland freieſten Staat der Erde zerſtören.

Inmitten der ungeheuren Umwälzung, die jetzt über Europa hereinbrach, erſchien die Eroberung Hollands, vor hundert Jahren noch ein welterſchütterndes Ereigniß, als eine geringfügige Epiſode. Hier wie in Deutſchland und Italien ſtürzte die alte Ordnung zuſammen, mehr durch ihre eigene Fäulniß als durch die Siege der franzöſiſchen Waffen. Herbeigerufen von der Patriotenpartei rückten die Schaaren der Revolution in dem harten Winter von 1794/95 über die gefrorenen Spiegel der großen Ströme; die Flotte im Eiſe am Texel ſtrich die Flagge vor einem franzöſiſchen Reitergeſchwader. Die Regenten zitterten vor der Raubſucht der Jacobiner, unter den Mittelſtänden jubelten Viele der neuen Freiheit zu, nur die kleinen Leute bewahrten allezeit treulich ihre oraniſche Geſinnung. Durch fremde Gewalt ward endlich das Nothwendige, die Staatseinheit, vollführt, die eine und untheilbare bataviſche Republik gegründet. Wozu im Einzelnen ſchildern, wie jetzt die Tochterrepublik gleich einer am Draht geleiteten Puppe jeder Zuckung der Hand des Herrſchers gelehrig folgte, wie jedem Staatsſtreich in Paris ein gleicher im Haag antwortete? Mit genialer Sicherheit fand ſich Bonaparte in den verworrenen Händeln des kleinen Nachbarlandes zurecht. Während er in der Schweiz den republikaniſchen Föderalismus als die naturgemäße Ordnung aufrechthielt, erkannte er augenblicklich, in Holland ſei die alte Staatsform für immer vernichtet und die Zeit gekommen für den monarchiſchen Einheitsſtaat; die alten Provinzen, welche der unitariſche Feuereifer der Jacobiner ſchon einmal gänzlich zerſtört hatte, ſollten fortleben als Departements. Doch der Wahnſinn der Ländergier trieb den Imperator bald ſein eigenes Werk zu zerſtören: das Königreich Holland, kaum geſchaffen, verſchwand in der ungeheuren Oede des Weltreichs.

Nur der blinde Haß kann verkennen, wie viele Keime geſunden neuen Lebens die Tyrannei der Fremden in den Boden dieſes erſtarrten Gemeinweſens geſenkt hat. Der Gedanke der Staatseinheit ſtand fortan unverlierbar feſt in dem Bewußtſein des Volkes; wer fragte noch nach dem kleinen Gezänk der Utrechter und der Frieſen in ſolchen Tagen, da große Reiche wankten wie das Rohr im Winde? Auch die Rechtsgleichheit aller Landestheile war ein dauernder Gewinn; wer durfte die unwürdige Abhängigkeit der Generalitätslande, nun ſie beſeitigt war, je wieder erneuern? Die Standesvorrechte verſchwanden, die Geſellſchaft wurde demokratiſirt, ſo von Grund aus wie nur in

Frankreich ſelber. Denn die Geburt hatte niemals viel gegolten in dem kaufmänniſchen Volke, die beiden Säulen aber, worauf das Anſehen der Regenten ruhte, brachen jetzt zuſammen: der Alleinbeſitz der Aemter und der Reichthum. Der Verluſt der Flotte und der Kolonien, der Staatsbankrott und der Stillſtand des Handels vollendeten die von den Sansculotten längſt angekündigte „Umwälzung der Geldſäcke". Die despotiſche Bureaukratie der Franzoſen fegte das buntſcheckige Durcheinander der Patrimonialgerichte und Grundherrſchaften hinweg, und der claſſiſche Staat der Toleranz erhielt die geſetzliche Gleichheit der Confeſſionen erſt durch den fremden Gewalthaber. Unterdeſſen fanden wie in Deutſchland tiefere Gemüther durch die Arbeit des Gedankens das verlorene Vaterland wieder. Das ehrwürdige Leyden hegte und pflegte die Erinnerungen der Nation, desgleichen die Hochſchule von Utrecht, die von den Franzoſen aufgehoben dennoch fortbeſtand. Als Napoleon's Macht in's Wanken kam, beriethen ſich die grollenden „Altregenten" in der Stille über die Wiederherſtellung des Staates. An eine vollſtändige Reſtauration wagte auch der ſtarrſte Conſervative nicht mehr zu denken; durchſchlagend, endgiltig, wie der Reichsdeputationshauptſchluß in Deutſchland, hatte die bataviſche Revolution mit der Vergangenheit abgeſchloſſen. Die Staatenpartei war in alle Winde zerſtoben, Jedermann verlangte die Wiedereinſetzung des nationalen Fürſtenhauſes mit beſſer geſicherten Rechten: „Oranien und das Vaterland ſind unzertrennlich geworden."

Da erhob ſich in Preußen das Volk in Waffen, Deutſchland war frei. Sobald die erſten Koſakenſchwärme an der Grenze der Niederlande erſchienen, flüchteten die franzöſiſchen Beamten, die Truppen zogen ſich in die feſten Plätze zurück, und das Volk von Amſterdam hißte die Orangeflagge auf (15. Nov. 1813.) Freilich, das Heldenthum der alten großen Zeit erwachte nicht wieder. Der unkriegeriſche Geiſt des Volkes, der unter allen Gewaltſchlägen Napoleon's nichts ſo bitter empfunden hatte wie die Conſcription, fiel ſelbſt dem freundlichen Auge Niebuhr's ſehr widerwärtig auf, und das Urtheil des Auslandes über das Handelsvolk ſprach ſich unzweideutig aus in einem weitverbreiteten Spottbilde: Mynheer ſitzt behaglich mit ſeiner Thonpfeife und Theetaſſe in einem Wagen, den Preußen, Rußland und England ſtampfend vorwärts ziehen, und ruft vergnügt: zoo gat het wel! Die Blutarbeit der Befreiung blieb den Deutſchen überlaſſen. In glorreichen Kämpfen rangen Bülow und Oppen um Arnheim und

Doesburg, unſere Nordarmee hielt jenen Siegeszug durch die Feſten der Niederlande, den der Meißel Chriſtian Rauch's ſo wunderſchön verherrlicht und den das gerettete Volk ſo gründlich vergeſſen hat, daß wir den Namen Bülow in den holländiſchen Geſchichtswerken zumeiſt vergeblich ſuchen. Unſere Väter fielen nach unſagbaren Opfern unter das Joch des Bundestags, den Niederländern ſchenkte eine unblutige Revolution, ſchwunglos und nüchtern wie die engliſche von 1688, den Segen geſetzlicher Freiheit.

Rechtzeitig, auf den Wink der verſchworenen Altregenten, war das Volk aufgeſtanden, alſo daß man mit einigem Scheine behaupten konnte, Holland habe ſich ſelbſt befreit — ein wunderliches Märchen, das von dem ſelbſtgefälligen Volke noch heute geglaubt wird. Eine proviſoriſche Regierung von Altregenten übernahm die Leitung des Staats und rief den Erbprinzen von Oranien zurück; ihre Seele war Gysbert Karl van Hogendorp, ein hochbegabter Staatsmann, Ariſtokrat durch Geburt und Neigung, durch langen Aufenthalt in Nordamerika mit großen Verhältniſſen vertraut, von je her ein treuer Anhänger des oraniſchen Hauſes. Während das Volk in ſeiner Herzensfreude nur an die Rückkehr des geliebten Fürſtenhauſes dachte, ſpielte in einem kleinen Kreiſe von Eingeweihten der Kampf der alten und der neuen Zeit. Hogendorp berief eine Verſammlung der Altregenten, auf daß durch die Staatsgewalten der Union zwar die Souveränität des Hauſes Oranien begründet, aber auch ein großer Theil der alten föderalen Inſtitutionen wiederhergeſtellt werde. Da trat der Leydener Profeſſor Kemper in's Mittel, ein derber freimüthiger Holländer mit breitem Geſicht und hellen offenen Augen, ein Mann des Mittelſtandes, der modernen Welt, ein wackerer Patriot, der auch unter der Herrſchaft der Fremden an ſeinem Volksthum ehrlich feſtgehalten. Nicht einer Partei, rief er den Altregenten zu, dem ganzen Volke ſoll die Befreiung des Vaterlandes zum Heile gereichen; nicht Wilhelm VI. kehrt zurück, um abermals wie ſeine Väter mit dem Eigenſinn der Regenten zu kämpfen, nein, Wilhelm I. eröffnet eine neue Epoche für Niederland, die Zeit der conſtitutionellen Monarchie. Kemper's Wort drang durch, die Verſammlung der Altregenten unterblieb. Die proviſoriſche Regierung wendete ſich mit einem Manifeſte an das geſammte Volk, und als die Regenten von Utrecht verſuchten die Herrlichkeit der Edelmögenden in ihrer Provinz wieder aufzurichten, da genügte eine Anſprache Kemper's, um die thörichte Reſtauration zu hintertreiben. Noch blieb ein harter Wider-

ſtand zu überwinden. Der Erbprinz von Oranien hatte die gewaltige Umwandlung der Geiſter nicht in der Heimath mit durchlebt und wußte nicht anders, als daß er der Erbe ſeines Vaters werden ſolle; er ließ ſich von unſerem Niebuhr jenen ſeltſamen Bundesverfaſſungsentwurf ausarbeiten, welcher, das Kind einer edlen, aber diesmal grundverkehrten Pietät, nur in dieſem hiſtoriſchen Zuſammenhange recht gewürdigt werden kann. Erſt auf die flehentlichen Bitten der Unitarier entſchloß ſich der Prinz, die ſouveräne monarchiſche Gewalt in dem Einheitsſtaate zu übernehmen; alſo ward jener beſcheidene Leydener Juriſt in Wahrheit der Schöpfer des conſtitutionellen Königthums in den Niederlanden. Doch ſo leicht ließ Hogendorp das Ideal des ariſtokratiſchen Staates nicht fallen; vielleicht dankte er auch ſeinem freundſchaftlichen Verkehr mit Jefferſon eine einſeitige Vorliebe für den Föderalismus — genug, in der von dem neuen Fürſten einberufenen Verfaſſungscommiſſion legte er einen Plan vor, der das Amt des Rathspenſionärs, ja ſogar die Statthalterwürde in den einzelnen Provinzen wiederherſtellen und in Wahrheit den Staat zurückſchrauben wollte auf den Zuſtand, der unter Kaiſer Karl V. beſtanden. Nach heftigen Debatten ſiegte endlich die Meinung der Unitarier Roëll und van Maanen. *)

Die Verfaſſung vom 30. März 1814 gründete den Einheitsſtaat, doch mit nichten eine mechaniſche Einheit, wie Heinrich Leo klagt. Vielmehr herrſcht der geſunde Geiſt der Decentraliſation in der neuen Monarchie. Die laufenden Geſchäfte der Provinzialverwaltung beſorgt heute ein Ausſchuß der Provinzialſtaaten, die Centralgewalt miſcht ſich nur ein durch einen königlichen Commiſſär, der die Oberaufſicht führt; doch allerdings ſind die Generalſtaaten und Provinzialſtaaten trotz der alten hochtönenden Titel jetzt nur noch conſtitutionelle Kammern und

*) Die ältere Literatur über dieſe denkwürdige Revolution (Boſſcha, geſchiedenis der omwenteling in Holland. Amſterdam 1814. — Chad, a narrative of the Dutch revolution. London 1815. — v. d. Palm, gedenkſchrift van Nederlands herſtelling. 1813. — Kemper, oratio de aetatis nostrae fatis. 1816) hat kürzlich eine wichtige Ergänzung erhalten durch die Forſchungen von J. de Boſch Kemper (ſtaatkundige geſchiedenis van Nederland. Amſterdam 1866), welche auch Louis Hymans benutzt hat (in ſeiner Histoire de la Belgique. Bruxelles 1869. vol. I.). Ueber Hogendorp's Bildungsgang geben die Brieven en gedenkſchriften van G. K. v. Hogendorp (Haag 1866) lehrreichen Aufſchluß.

Provinzialstände. Die Erfahrung zweier Menschenalter hat die Meinung der Unitarier bestätigt, immer auf's Neue das Vorurtheil widerlegt, als ob der Bundesstaat allein die Kraft des Ganzen und die Freiheit der Theile gewähren könne. Erst der Einheitsstaat giebt den Gliedern des Gemeinwesens den gebührenden, gerechten Antheil an der Leitung des Staates: die alte Provinz Holland wählt ein volles Drittel der Mitglieder der Generalstaaten. Die selbständige Verwaltung der Provinzen hat sich kräftig weiter entwickelt und die letzten Ueberreste der napoleonischen Bureaukratie ausgestoßen; aber auch der Gedanke der Staatseinheit ward schärfer ausgebildet, also daß die Mitglieder der Generalstaaten jetzt durch Volkswahlen, nicht mehr, wie jenes Grundgesetz bestimmte, durch die Provinzialstaaten ernannt werden. Niemals ward auch nur ein Wunsch laut nach der Herstellung des alten Bundes. Von dem Particularismus der Provinzen ist nichts mehr übrig als ein heilsamer Wetteifer und jene harmlose nachbarliche Eifersucht, welche für germanische Völker zum Leben gehört.

Das so verständig begonnene Werk der Neugestaltung wurde von vorn herein gestört durch zwei unreife Nebenpläne. Der oranische Ehrgeiz gedachte durch die Verheirathung des Thronfolgers mit der Erbin der englischen Krone den Eintagsglanz der wilhelminischen Tage zu erneuern — ein Plan gleich unheilvoll für beide Völker, den die Gunst des Glücks rechtzeitig vereitelte. Dagegen kam ein anderer begehrlicher Gedanke, der mit jenem eng zusammenhing, zur Ausführung: obwohl Holländer und Belgier unverhohlen widerstrebten, wurde das Burgunderreich der siebzehn Provinzen wiederhergestellt. Durch langjährige bürgerliche Wirren mußte Holland büßen für die Thorheit der europäischen Diplomatie, welche die Entwicklung dreier Jahrhunderte mit einem Federzuge vernichten wollte. Erst seit der Abtrennung Belgiens bewegen sich die holländischen Dinge wieder in einem frischeren Zuge. Zwar der alte Weltruhm ist für immer dahin, die unkriegerische Krämergesinnung des achtzehnten Jahrhunderts dauert fort, und das langsame Volk sieht sich in seinem Staatsleben oft überflügelt von dem rührigen Nachbar, dem lange mißachteten Belgien. Doch der thätige Handel, die gesunde Volksbildung, die ehrenwerthe Literatur, die sich von den fremden Mustern wieder zurückgewendet hat zu dem Boden der Heimath, geben dem kleinen Volke gerechten Anspruch auf die Achtung der Welt.

Uns Deutschen liegt der vermessene Gedanke fern, nach der Weise

des Wiener Congresses die Geschichte der Jahrhunderte zu streichen. Man liebt uns wenig zu Amsterdam und Utrecht, und selbst unsere Gutmüthigkeit kann den zur Schau getragenen Kaltsinn der Nachbarn nicht mit wärmeren Empfindungen erwiedern. Wer wüßte nicht, welcher Undank die Befreier Hollands belohnte, wie schamlos eine boshafte vertragsbrüchige Krämerpolitik — die Politik des jusqu'à la mer — unseren schönen Strom durch viele Jahre mißhandelt hat? Wo immer in unserem Vaterlande eine gesunde nationale Kraft sich erhob, da begegnete sie auch dem Hasse der Holländer — einem Hasse, welchen die zärtliche Vorliebe der Amsterdamer Börse für die bankrotten Finanzen des Hauses Oesterreich nicht allein erklärt. Durch das kleine Volk geht die unheimliche Ahnung, die Zeit der „verbrokkelde nationaliteiten" sei vorüber. Schon unter dem Ministerium Hohenzollern-Schwerin äußerte ein ausgezeichneter holländischer Staatsmann vertraulich, er freue sich des Mißerfolges der neuen Aera, denn neben einem geeinigten Norddeutschland könne Holland sich nicht halten — und welche Gehässigkeit der kleine Staat uns während des deutschen Krieges und des Luxemburger Handels erwiesen hat, das lebt noch in Aller Gedächtniß. Wir deutschen Unitarier aber hören mit Erstaunen von den finsteren Plänen, die man uns zutraut. Wohl sehen wir mit Schmerz, daß die Mündung unseres Stromes nicht mehr uns gehört. Wir glauben auch nicht, daß die holländische Nation jemals wieder mit großer That eingreifen werde in das Culturleben der Menschheit. Die am Niederrhein übliche Versicherung, das holländische Volksthum bilde den Uebergang vom deutschen zum englischen Wesen, erscheint uns, ehrlich gestanden, als eine leere Phrase. Aber diese kleine Nation besteht, mit einer selbständigen Sprache, mit fester Eigenart und starkem Selbstgefühl, und für die Völker ist das Dasein gemeinhin schon das Recht des Daseins. Wir würden, wenn wir je als Eroberer aufträten auf Hollands Boden, zwar schwerlich einen neuen achtzigjährigen Krieg entzünden, wohl aber ein Volk von untreuen, meuterischen Bundesgenossen uns erwerben. Wer darf einen so zweifelhaften Gewinn wünschen? Nein, was wir wollen, ist gerecht und redlich: ein treues freundnachbarliches Verhältniß, also daß uns unser Strom, den Holländern ihr weites Hinterland zu schrankenlosem Verkehre offen stehe.

Nur ein Mittel giebt es, uns Deutsche wider unseren Willen über diese bescheidenen Gedanken hinauszutreiben. Wenn der nächste

europäiſche Krieg die Belgier als Deutſchlands Freunde, die Holländer als unſere Feinde finden ſollte, dann würde Holland durch thörichtes Mißtrauen ſich ſelber ins Verderben ſtürzen — dann, nur dann müßten wir verſuchen, die Lande des Niederrheins wieder hineinzuzwingen in das große Volksthum, das ſie einſt aufgaben. Es liegt in Hollands Händen, durch eine gerechte und furchtloſe Politik dieſe unabſehbaren Wirren abzuwenden. Der große Gang der deutſchen Dinge, die Einheit unſeres Reiches von der Oſtſee bis zum Bodenſee und der Ausbau dieſer Einheit, läßt ſich nicht mehr hemmen durch das Geſchrei kleiner Völker, die verſchollener Tage nicht vergeſſen können. Der alte Baum der europäiſchen Geſittung iſt ſtark genug, um neben den ſchweren Aeſten der großen Culturvölker, die ſeine Krone tragen, auch einige beſcheidene Zweige zu dulden, die das Laubdach reich und gefällig abrunden.

Berichtigungen.

S. 75 Z. 20 v. o. lies Heinrich Theodor.
„ 358 „ 11 v. u. ſtatt Zartini lies Ferrari.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

279.017

Digitized by Google

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

RAFFAELLO GALANDI
LEGATORE DI LIBRI
Piazza Mercato
VIENA

Digitized by Google